Friedrich Hölderlins Leben

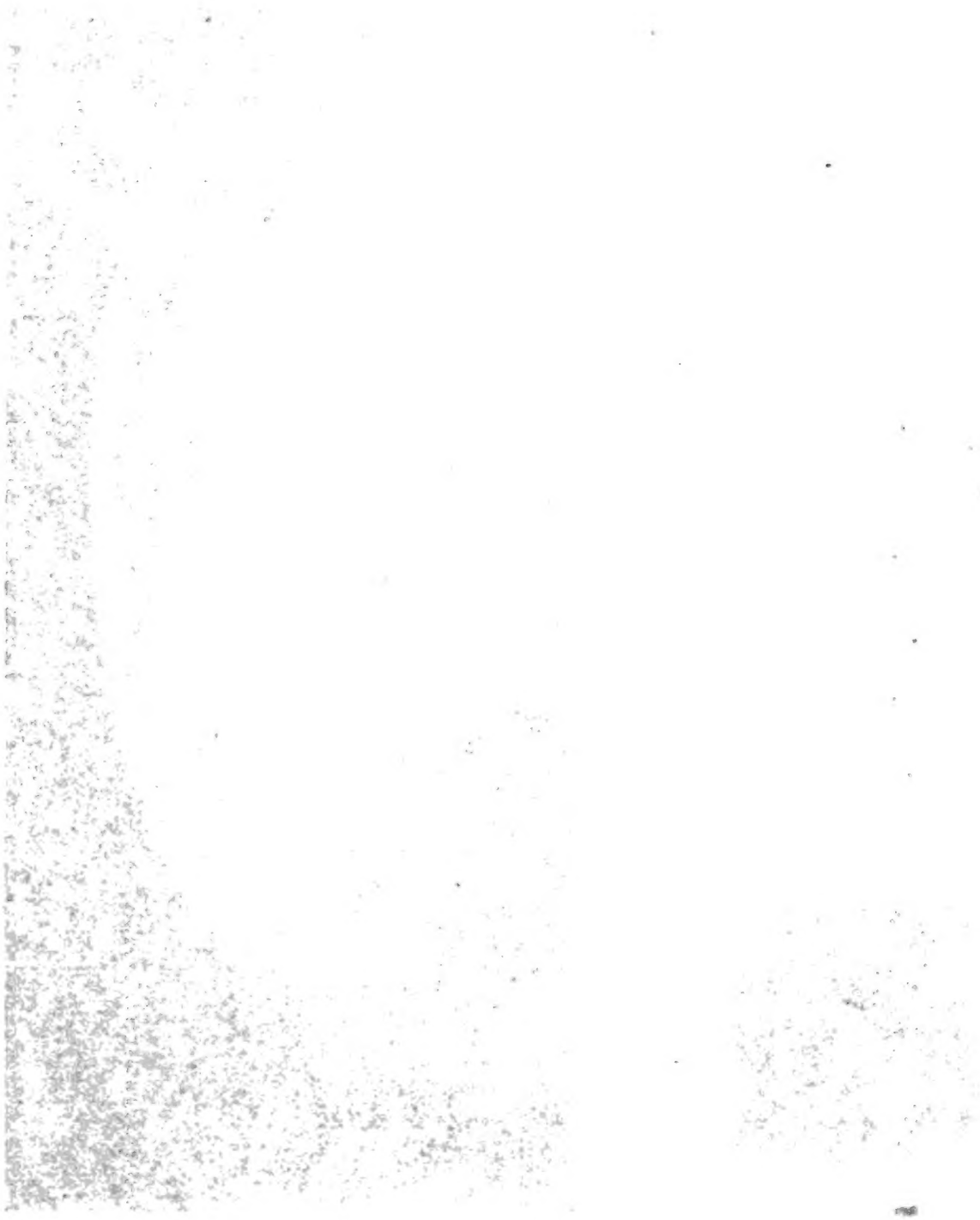
Friedrich Hölderlin · Carl Gustav Theodor Schwab

Friedrich Hölderlins Leben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Friedrich Hölderlins Leben.

In Briefen von und an Hölderlin.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Carl C. T. Litzmann.

Mit einem Bilde der Diotima nach einem Relief von Ohmacht.

UNIVERSITY OF VIRGINIA GENERAL

Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz

(Besserſche Buchhandlung).

1890.

Digitized by Google

PT
2359
.H2A83
1890
139668

Digitized by Google

Meiner Frau.

Gern hätt' ich früher dir den Strauß gebracht,
Da Morgenlicht noch lag auf unser'm Wege.
Allein des Dienstes immer gleicher Ernst
Erlaubte nicht die Blumen mir zu pflücken,
Die seitab dufteten. So ward es Abend.
Die Arbeit ruht. Da nahen freundlich sich
Gestalten, mir in ferner Jugend lieb
Und doch vertraut noch, wie sie einst es waren.
Und eine ist's vor allen, die mir winkt:
Der stille Sänger aus dem Schwabenland,
Des Lied vom Leid sich nährte, bis die Nacht
Ihn mitleidsvoll mit ihrem Schleier deckte.
Ich hab's versucht, sein düst'res Lebensbild
Auf diesen Blättern kunstlos zu gestalten,
Ein schwaches Denkmal seinem Genius.
Du kennst sie, denn du hast mein Thun begleitet
Mit warmem Sinn, wie stets, und liebem Wort.
Nimm sie denn hin, als späte Herbstesblumen,
Die uns erfreu'n, weil sie die letzten sind
Und noch erinnern an die Sommerzeit.

Digitized by Google

Vorwort.

„Ich war faſt noch ein Knabe, als ich in einer Zeitſchrift — ich meine, es war das Morgenblatt — zum erſten Mal etwas über Hölderlin las. Unter den mitgetheilten Gedichten befand ſich ein in der Zeit des Irrſinns entſtandenes, welches einen beſonders tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich es nicht vergeſſen konnte.

„Mit gelben Blumen hänget
Und voll mit wilden Roſen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küſſen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Waſſer.
Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter iſt die Blumen, und wo
Den Sonnenſchein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern ſtehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen."

Meine Phantaſie dachte ſich den unglücklichen Dichter in einem einſamen, in den See hinausgebauten Thurme, traurigen Blickes hinſtarrend auf die öde Waſſerfläche zu ſeinen Füßen.

Erſt ſpäter lernte ich die Gedichte aus ſeinen geſunden Tagen kennen, deren Gedankeninhalt verwandte Saiten in mir berührte. In ihrer Form, deren ſtrenge Schönheit ſie griechiſchen Marmorbildern vergleichen läßt, verbunden mit dem ganzen

Zauber musikalischen Wollauts, dessen unsere Sprache fähig ist, schienen und scheinen sie noch heute mir das vollendetste zu sein, was auf diesem begrenzten Gebiete geschaffen ist. Zugleich erfuhr ich einiges nähere über sein tragisches Schicksal. Und nie ist seine Gestalt ganz wieder meinem Sinn entschwunden, in kürzeren oder längeren Zwischenräumen kehrten meine Gedanken immer wieder zu ihr zurück.

Als ich dann durch meinen ärztlichen Beruf mit den Nachtseiten des menschlichen Geistes- und Gemüthslebens vertrauter wurde, gewann Hölderlins trauriges Los ein neues Interesse für mich und ich fing an, mich mit der Entstehung seiner Krankheit und den Ursachen, welche den frühen Untergang dieser reich begabten Natur verschuldet hatten, zu beschäftigen. Doch reifte erst spät in mir der Plan von diesem Standpunkte aus das Leben des Dichters zu schildern."

Mit diesen Worten leitete vor drei Jahren Carl C. T. Litzmann im Archiv für Litteraturgeschichte seine „neuen Mittheilungen über Hölderlin"[1]) ein.

Die Theilnahme, die der Knabe einst für den unglücklichen Dichter empfunden, hat er ihm bis in die letzten Stunden des eigenen Lebens bewahrt.

Er hat, trotzdem er erst in ehrenvoller Muße, als ein Siebziger, aller amtlichen Fesseln ledig, einer aus Jünglingstagen in das Alter hinübergeretteten Neigung für litterarische und ästhetische Studien sich ungetheilt hat widmen können, das seltene Glück erlebt, die Arbeit, die er sich vorgesetzt, bis zum letzten Buchstaben selbst vollenden zu können. Auch des Beginns des Druckes hat er noch sich erfreuen dürfen. Der letzte von seiner Hand corrigirte Bogen (der elfte) trägt das Datum des 17. Februar. In der darauf folgenden Nacht erkrankte er, am 24. Februar schloß er für immer die Augen. Das letzte Gespräch mit dem an sein Krankenlager geeilten jüngeren Sohn

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte XV S. 61—80. Vgl. auch Vierteljahrschrift f. Litteraturgeschichte II S. 407—440.

galt, wie so oft in den Tagen der Gesundheit, Hölderlin. Die letzt eingegangene Correktur legte er wie ein besonderes Vermächtniß in die Hände des Sohnes:

„Ward doch ein schöner Abschied uns gewährt.
Und konnt' ich noch mein Liebstes euch zuletzt
. . . . aus meinem Herzen geben."
— — — — — — — — — —

Auf ein in jahrelangen, unermüdlichen Forschungen zusammengetragenes überaus reichhaltiges Material, das soweit es in Briefen besteht, hier zum ersten Mal vollständig mitgetheilt ist, gründet sich diese Darstellung von Hölderlins Leben. Sie wird daher auch dem mit Hölderlin näher Vertrauten viel des Neuen und Überraschenden bringen.

Der Verfasser hatte entschieden im Suchen und Finden eine glückliche Hand.

Die schönsten Ergebnisse lohnten seinen nie ermüdenden vor keinem Hinderniß zurückscheuenden Spüreifer.

Das Meiste aber dankte er dem unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit, der überall, wo er auch um Auskunft heischend in diesen Jahren anklopfte, die Herzen zuflogen und vor der die strengst verschlossenen Riegel sich lösten.

Noch lange wird sie im Gedächtniß vieler fortleben, und zwar nicht nur solcher, mit denen er um Hölderlins willen in Berührung trat, diese herzerfreuende Greisengestalt, in der sich so wundervoll die milde abgeklärte Weisheit des erfahrenen Alters verschmolz mit einer durch keinerlei Enttäuschungen getrübten und verkümmerten Begeisterungsfähigkeit für die Ideale seiner Jugend.

Sie wird fortleben auch in diesem seinem letzten Werke, das für jeden, der ihn kannte, ein redendes Zeugniß seiner milden und vornehmen Persönlichkeit ist.

Es ward bereits erwähnt, daß das Buch vom Verfasser selbst bis auf den letzten Buchstaben zum Abschluß gebracht worden ist. Das vollständige Manuscript, soweit es nicht be-

reits zu seinen Lebzeiten schon in die Druckerei gewandert war, fand sich, einschließlich der Widmungsverse, wohlgeordnet in seinem Nachlasse druckfertig vor.

Dem Unterzeichneten blieb nur die Aufgabe den Druck zu überwachen und dabei gelegentlich kleine offenbare Versehen zu berichtigen. Zu Weiterem hielt er sich — auch in den seltenen Fällen abweichender Meinung — nicht befugt. Ebenso rührt von ihm die Übersicht über das benutzte Material her. Die beiden alphabetischen Register sind ein letzter Liebesdienst von treuer Hand.

Das dem Bande beigegebene Bild der Diotima, nach dem S. 290 erwähnten Reliefportrait von Ohmacht[1]), enthüllt zum ersten Mal vor der Öffentlichkeit die edlen Züge.

Jetzt verstehen wir die Worte Hölderlins: „Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe." (An Neuffer 16/II 97. S. 404.)

Wären dem Verfasser noch einige Jahre zu leben vergönnt gewesen, so würden die Verehrer Hölderlins von ihm auch eine vollständige kritische Ausgabe der Dichtungen H.'s erhalten haben. Ziemlich umfassende Vorarbeiten haben sich im Nachlaß vorgefunden. Der Unterzeichnete hofft in nicht allzu ferner Zeit auch dies Vermächtniß des theuren Todten zu erfüllen.

Jena, den 15. Juni 1890.

B. L.

---

[1]) Das Original befindet sich im Besitze des Herrn Architekten Sömmering in Frankfurt, der die Verwerthung gütigst gestattete. Landolin Ohmacht (geb. 1760) hielt sich in den neunziger Jahren in Frankfurt auf „um mehrere Portraits zu fertigen". (Vgl. Schricker in der A. d. Biographie XXIV S. 205.)

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Kindheit und erste Jugend . . . . . 3— 20

Briefe 1785—1788 . . . . . 23— 64

II. Universitätsjahre . . . . . 67— 99

Briefe 1788—1793 . . . . . 103—174

III. Erste Wanderschaft . . . . . 177—200

Briefe 1793—1795 . . . . . 203—285

IV. Zweite Wanderschaft . . . . . 289—365

Briefe 1795—1800 . . . . . 369—562

V. Dritte Wanderschaft . . . . . 565—574

Briefe 1801 . . . . . 577—592

VI. Letzte Wanderschaft . . . . . 595—603

Briefe 1802 . . . . . 607—610

VII. Geistesdämmerung . . . . . 613—633

Briefe 1802—1805 . . . . . 637—645

VIII. Geistesnacht und Ende . . . . . 649—671

Nachricht über das benutzte briefliche Material . . . . . 672—674

Alphabetisches Namensverzeichniß . . . . . 675—680

Alphabetisches Verzeichniß der erwähnten oder besprochenen Dichtungen und Arbeiten Hölderlins . . . . . 681—684

Druckfehler 684

I.

Kindheit und erſte Jugend.

Am rechten Ufer des unteren Neckar, wo er zwiſchen niedrigen Rebenhügeln dahin fließt, liegt, von einer Biegung des Fluſſes halb umſchloſſen, das alte Städtchen Lauffen; ihm gegenüber auf der anderen Seite des Neckars das Dorf gleichen Namens, mit der Kirche zur heiligen Regiswindis, die mit den Ruinen einer kleinen Kapelle daneben ſich auf der Höhe der ſteil hier gegen den Fluß abfallenden, mit wildem Wein berankten Uferwand erhebt. Etwas oberhalb des Dorfes verbindet eine ſteinerne, vielbogige Brücke beide Ufer mit einander. Weiter abwärts zwiſchen Dorf und Stadt taucht im Fluſſe eine felſige Inſel auf, einſt der Sitz der Burg Lauffen, deren Reſte, ein grauer viereckiger Thurm, neben neueren Gebäuden aus Baumkronen hervorſchauen. Auf der Seite des Dorfes, eben unterhalb deſſelben, ergießt ſich ein Flüßchen, die Zaber, in den Neckar. Am linken Ufer dieſes Flüßchens, über welches ein hölzerner Steg vom Dorfe hinüberführt, ſieht man in einiger Entfernung vom Neckar, eng an die rebenbewachſene Thalwand gelehnt, die noch erhaltenen Pfeiler eines ehemaligen Kloſters und wenige Schritte aufwärts ein breites zweiſtöckiges Haus, das, jetzt im Privatbeſitz, im vorigen Jahrhundert die Wohnung des jeweiligen Kloſterhofmeiſters war. In dieſem Hauſe wurde am 20. März 1770 Johann Chriſtian Friedrich Hölderlin geboren. Zum Gedächtniß des Tages fand hier im Jahre 1870 eine Feier Statt, und drei Jahre ſpäter, am 1. Mai, wurde, dem damals gefaßten Beſchluſſe entſprechend, am Hauſe eine Gedenktafel mit dem Medaillonbildniß des Dichters feierlich enthüllt. Die Nachwelt zollte ihm die Anerkennung, die er im Leben ſchmerzlich entbehrt hatte:

Hölderlins Stammbaum läßt ſich mit Sicherheit nur zurückverfolgen bis auf den Urgroßvater, Johann Conrad Hölderlin,

welcher als Kloster-Murhardscher Pfleger und geistlicher Verwalter in Großbottwar, wohin er von auswärts gezogen, dort 1719 in seinem 47. Lebensjahre „an der Brustwassersucht", wie es im Kirchenbuche heißt, starb. Sein ältester Sohn (aus zweiter Ehe) Friedrich Jacob, geb. 1703, war des Dichters Großvater. Er bekleidete das Amt eines Klosterhofmeisters und geistlichen Verwalters in Lauffen, in welchem ihm nach seinem Tode sein einziger Sohn, Heinrich Friedrich, geb. 25. Januar 1736, der Vater des Dichters, folgte. Dieser war vermählt mit Johanna Christiane Hayn[1]), geb. 8. Juli 1748, einer Tochter des aus Sachsen-Altenburg gebürtigen Pfarrers Johann Andreas Hayn in Cleebronn und seiner Gattin, Johanna Rosine, geb. Sutor[2]). Er starb wenige Monate nach vollendetem 36. Lebensjahre, am 5. Juli 1772. Laut dem Todtenregister der Gemeinde Lauffen wurde er „auf einem Besuche in der" (am anderen Neckarufer gelegenen) „Oberamtei allda vom Schlage getroffen und gieng in etlich Stunden dahin". Sechs Wochen nach seinem Tode wurde des Dichters Schwester: Marie Eleonore Heinrike, geboren. Eine ältere, im April 1771 geborene Schwester war früh gestorben[3]).

Die so jung verwittwete Mutter blieb in Lauffen und lebte mit ihren beiden Kindern still und zurückgezogen in einem zu ihrem Erbe gehörigen Hause, in der Nähe des Klosters. Eine ältere Schwester ihres Mannes und Pathin der Kinder, die Wittwe des vor 11 Jahren verstorbenen Tübinger Geschichts-Professors von Lohenschiold, siedelte jetzt dorthin über, um ihr in ihrer Einsamkeit beizustehen. Sie lebte noch, als die Schwägerin im October 1774 sich zum zweiten Male vermählte mit dem Bürgermeister in Nürtingen, Kammerrath Gock, folgte ihr indeß nicht in die neue Heimath. Auch diese zweite Ehe wurde früh durch den Tod ge-

[1]) Hayn oder Heyn. In der Einladungsschrift zu Hölderlins Magisterpromotion, datirt vom 21. Sept. 1790, wird die Mutter fälschlich: „Eleonora Maria" genannt.

[2]) Im Taufbuche wird unter den Taufzeugen des Dichters, außer seinen Großeltern Hayn, auch die noch lebende Urgroßmutter, Dekan Sutor's Wittwe, genannt.

[3]) Wo ich in meinen Angaben über die äußeren Familienverhältnisse von der Schwabschen Biographie abweiche, geschieht es durchweg auf Grund amtlicher Mittheilungen aus den Kirchenregistern der betreffenden Gemeinden.

trennt. Schon im März 1779 starb der noch nicht 34jährige Mann an einer Brustentzündung, die er sich, nach Schwabs Erzählung, in eifriger Pflichterfüllung bei einer Ueberschwemmung zugezogen hatte. Von vier dieser Ehe entsprossenen Kindern blieb nur ein Sohn, Karl Christoph Friedrich, erhalten, der beim Tode des Vaters 2½ Jahre zählte.

So war Hölderlins Mutter, noch nicht 31 Jahre alt, zum zweiten Male Wittwe. Ihre Schwägerin in Lauffen war inzwischen (1777) gestorben. Auch ihren Vater hatte sie wenige Monate nach dem Hinscheiden ihres ersten Mannes durch den Tod verloren. Nur die Mutter war ihr geblieben und der vereinsamten Tochter jetzt eine Stütze.

Ueber die Persönlichkeit von Hölderlins Groß- und Urgroßeltern habe ich nichts erfahren können, außer dem, was er selbst von seiner Großmutter mütterlicher Seite in dem Gedichte zu ihrem 72. Geburtstage sagt:

„Langes Leben hat Dir die sanfte Seele gewonnen
Und die Hoffnung, Die dich freundlich im Leiden geführt.
Denn zufrieden bist Du und fromm" — — —

Auch über seinen Vater, den er freilich nur durch die Erzählungen der Mutter und Großmutter kannte, liegt von ihm eine Aeußerung vor. „Wie herzlich", schreibt er im Sommer 1799 der Mutter, „dank ich Ihnen auch für die lieben Worte von meinem seligen Vater. Der Gute, Edle! Glauben Sie, ich habe schon manchmal an seine immerheitre Seele gedacht und dass ich ihm gleichen möchte!" Auffällig ist der frühe Tod des Vaters unter den Erscheinungen eines Schlaganfalls; doch lassen sich bestimmte Schlußfolgerungen daran nicht knüpfen[1]).

An seinem zweiten Vater hing Hölderlin mit großer Zärtlichkeit. Sein Tod bereitete dem Knaben den ersten tieferen Schmerz.

---

[1]) Daß Hölderlins Vater sich ebenfalls früh schon im Dichten versuchte, beweist ein auf der K. öffentl. Bibliothek in Stuttgart befindliches gedrucktes Carmen, welches er „zum frohen Hochzeitsfest des Herrn pp. Fabers, Pfarrherrn zu Pleidelsheim mit der pp. Jungfer Johanna Regine Hochstetterin, als meiner besonders hochgeehrtesten Jungfer Baas" verfaßt hatte als „Auditor quintae Classis Illustris Gymnasii Stuttgartiani", muthmaßlich im Jahre 1751, in welchem der pp. Faber das Pfarramt in Pleidelsheim erhielt.

„Sie werden es kaum glauben," schreibt er in demselben Briefe an seine Mutter, „aber ich erinnere mich noch zu gut. Da mir mein zweiter Vater starb, dessen Liebe mir so unvergeßlich ist, da ich mich mit einem unbegreiflichen Schmerz als Waise fühlte und Ihre tägliche Trauer und Thränen sah, da stimmte sich meine Seele zum erstenmal zu diesem Ernste, der mich nie ganz verlies."

Friedrich Hölderlin war ein phantasiereicher Knabe, mit einem weichen Herzen. So wird es mit Recht als ein Unglück für ihn bezeichnet, daß auch der zweite Vater ihm so früh entrissen wurde, und seine Erziehung allein weiblichen Händen anvertraut blieb. Das Gegengewicht, dessen seine Natur bedurft hätte, fand er bei der zärtlichen Mutter und Großmutter nicht. Den Character seiner Mutter erkennt man deutlich, theils aus den freilich nur sparsamen Briefen, die von ihr selbst erhalten sind, theils besonders aus den zahlreichen Briefen des Sohnes an sie. Sie war eine einfache und verständige Frau, fromm und gottergeben, liebevoll für ihre Kinder, ursprünglich heiteren Sinnes, wenn auch in späteren Jahren nach den schweren Schicksalsschlägen, die sie getroffen, geneigt, sich Sorgen um die Zukunft zu machen. „Auch Sie, liebste Mutter", schreibt ihr der Sohn in dem erwähnten Briefe, in welchem er des Vaters gedenkt, „haben mir diesen Hang zur Trauer nicht gegeben, von dem ich mich freilich nicht ganz rein sprechen kann." Wirklich scheint die Schwester anders angelegt gewesen zu sein, als der Bruder. In einem Briefe, den dieser im März 1800 nach dem Tode ihres Mannes an sie richtete, heißt es: „wie oft habe ich Dich schon um Deine schöne Ruhe und Geduld beneidet, wenn mir es oft schwer wurde auf meinem Wege, und wie sehr ist's immer mein Bestreben, das ganz zu lernen, was Dir angeboren ist". Eine erbliche Belastung des Gemüths ist also bei Hölderlin wenigstens nicht nachweisbar[1]).

[1]) Hölderlins Mutter, welche den 17. Febr. 1828 in Nürtingen, laut Kirchenbuch: „in Folge Nachlasses der Natur" starb, schildert eine noch lebende 70jährige Dame, die sie in ihrer Jugend öfter im Hause ihres Vaters gesehen hatte, als eine hagere Frau, deren geistige Kräfte auch im hohen Alter unversehrt geblieben seien. Dagegen sei ihre im Jahre 1850 in Nürtingen gestorbene Tochter, Frau Bräunlin, im Alter kindisch geworden und habe das Gedächtniß verloren; man habe ihr die Speisen in den Mund geben müssen; den Kopf habe sie die Gewohnheit gehabt, in sonderbarer Weise hin-

Bis zu seinem 15. Jahre besuchte Hölderlin die lateinische Schule in Nürtingen, die damals unter der Leitung des Präceptors M. Kraz sich eines verdienten Rufes erfreute. Daneben empfing er, wie die Einladungsschrift zu seiner Magisterpromotion berichtet, den Privatunterricht des dortigen Diakonus M. Köstlin. Wahrscheinlich wurde schon hier die Liebe zum Griechenthum, der er sein ganzes Leben treu blieb, in dem Herzen des Knaben geweckt, wenn sich auch nicht feststellen läßt, von welcher Persönlichkeit die Anregung ausging.

Ueber die Beziehungen Hölderlins zu seinen Nürtinger Schulgenossen wissen wir nichts Bestimmtes; nähere Freunde scheint er nicht gehabt zu haben. Schelling, welchen Schwab als solchen nennt, trat erst ein halbes Jahr nach Hölderlins Abgang in die Schule ein. Ein freundschaftlicher Umgang zwischen beiden hätte sich daher nur in den Vakanzen ausbilden können, die aber Schelling wohl nicht in Nürtingen verlebte. Einen Einblick in Hölderlins Knabenleben gewährt jedoch ein in seinem Nachlasse gefundenes Bruchstück der frühesten metrischen Fassung des Hyperion[1]), ein Selbstbekenntniß aus diesen Jahren. Wir sehen den träumerischen, liebebedürftigen Knaben vor uns, dessen früh erwachter Ehrgeiz sich in einer Welt, die seine Phantasie ihm schafft, glücklich und zufrieden fühlt, und dem der harmlose Spott der Kameraden, wenn er ihn plötzlich in die Wirklichkeit zurückruft, „unaussprechlich wehe thut".

Von der innigen Liebe, mit der Hölderlin seit frühester Kindheit an den Seinigen hing, legen alle Briefe an sie und viele seiner Dichtungen Zeugniß ab. Einen warmen Ausdruck gab er ihr schon in einem Jugendgedicht: „Die Meinige" (1786), welches vollständig zuerst von Sauer (Arch. f. Literaturgeschichte Band XIII S. 358—63) mitgetheilt ist. Namentlich offenbart sich darin das zärtliche Verhältniß, in welchem er zu seinem um 6 Jahre jüngeren Halbbruder Karl stand, und welches sich mit den Jahren, trotz äußerlicher Trennung immer mehr befestigte, in rührender Weise.

---

und herzubewegen — zweifellos Wirkungen eines oder wiederholter Schlaganfälle (1888).

[1]) S. „Hölderlinstudien. 1. Zur Entwicklungsgeschichte des Hyperion." Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Band II S. 409—11.

Hölderlins Geburtsort iſt wohl einer der ſchönſten Punkte am Neckar. Doch verließ ihn der Knabe zu früh, um einen bleibenden Eindruck mit hinweg zu nehmen. Wohl gedenkt er ſeiner, nachdem er ihn wiedergeſehen, in der „Herbſtfeier", indeß enthält die kurze Schilderung hier wenig Characteriſtiſches. Seine wirkliche Heimath war das Thal von Nürtingen, mit dem Ausblick auf die Kette der Alb, und alle Züge, mit denen er ſpäter in ſeinen Dichtungen das Bild der Heimath zeichnet: „der Strom mit ſeinen Pappeln" — „ſeinen lieblichen Wieſen- und Uferweiden" — „die Wälder" — „die wogenden Gebirge" — „die ſonnigen Gipfel" — ſind dieſem Thal entlehnt. Nicht am Einzelnen haftete ſeine Betrachtung, aber die Natur, als Ganzes, wurde ihm hier zuerſt innig vertraut, ihre Schönheit rührte ihn, ihre Stille „entzükte ſein Knabenherz". Im Schatten der Bäume, am Ufer eines Baches einſam zu träumen, oder aus ſeinem Lieblingsdichter Klopſtock dem Bruder vorzuleſen, war ihm höchſter Genuß. Noch viele Jahre ſpäter erinnert er dieſen in einem Briefe „an den ſchönen Sonntagnachmittag, wo wir in dem Walde bei Hahrd bei einem Kruge Obſtwein auf dem Felſen die Hermannsſchlacht zuſammen laſen".

„Da ich ein Knabe war
Rettet ein Gott mich oft
Vom Geſchrei und der Ruthe der Menſchen,
Da ſpielt' ich ſicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir."

„Und wie Du das Herz
Der Pflanzen erfreueſt,
Wenn ſie entgegen Dir
Die zarten Arme ſtreken,
So haſt Du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich Dein Liebling,
Heilige Luna!"

„O all ihr treuen
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!"

„Zwar damals nannt'[1]) ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich."

„Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt,
Ich verstand die Stille des Aethers,
Der Menschen Worte verstand ich nie."

„Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen."

„Im Arme der Götter wuchs ich groß."[2])

Diese Tage der Kindheit, in denen Hölderlin, gesund, nur von Liebe behütet, in Freiheit aufwuchs, sind die einzigen, in denen er das Glück des Daseins rein empfand, das Paradies, nach welchem sein Auge, so lange es noch hell, stets sehnend zurückblickte.

Mehr wohl der Wunsch der Mutter, als eigene Neigung bestimmte Hölderlin, nachdem er das 14. Jahr zurückgelegt, sich für das Studium der Theologie zu entscheiden. Gewiß dachte die Mutter, die ja selbst aus einem Pfarrhause stammte, sich ihren Sohn am liebsten als künftigen Pfarrer, daneben aber mogte für sie auch der Umstand ins Gewicht fallen, daß bei den Würtembergischen Einrichtungen dieses Studium den geringsten Kostenaufwand erforderte. So trat denn Hölderlin im Herbst 1784 als Alumnus in die niedere Klosterschule zu Denkendorf ein.

Hier befand er sich in einer für ihn völlig neuen Welt, in welcher das Leben ihn rauher anfaßte, als er bisher gewohnt war.

Um die Größe dieser Veränderung und ihre Wirkung auf den Knaben zu begreifen, ist es nöthig, auf die Einrichtungen der

---

[1]) Variante: „rieff".

[2]) Das Concept dieses Gedichts, von Hölderlins Hand, findet sich hinter einem ästhetischen Aufsatz über die Griechen, dessen Schrift jedoch von der seinigen verschieden ist, auf zwei der letzten Seiten eines größeren Heftes, zwischen zwei leeren Seiten, ohne Ueberschrift und ohne die Punkte am Ende, welche bei Schwab das Gedicht als nicht abgeschlossen erscheinen lassen.

Würtembergischen Klosterschulen etwas näher einzugehen, von denen uns Klaiber, dessen Mittheilungen ich hier, zum Theil wörtlich, folge, ein anschauliches Bild entworfen hat[1]). Herzog Christoph hatte um die Mitte des 16. Jahrhunderts die aufgehobenen Mannesklöster in Würtemberg in Klosterschulen umgewandelt, mit der Bestimmung, daß „Kirchendiener zum Lehr- und Predigtamt und so viel es immer mit dem Segen des Allmächtigen zu erhalten, förderlichst daselbst erzogen" und bis zur Aufnahme in das Stipendium in Tübingen kostenfrei gekleidet, genährt und unterrichtet werden sollten. Im Laufe der Zeit waren diese Schulen auf vier beschränkt worden, zwei „niedere Klöster", welche die in der Lateinschule Vorgebildeten und im Landexamen Bestandenen vom 14. bis zum 16. Lebensjahre beherbergten, und zwei „höhere Klöster", welche, hieran sich anschließend, den Uebergang zur Universität vermittelten.

Jede Klosterschule hatte zwei Lehrer, früher Klosterpräceptoren, seit 1752 Professoren genannt, neben welchen der Abt oder Prälat, der meist zugleich als Generalsuperintendent einem der vier Kirchensprengel des Landes vorstand, die Oberleitung und den speciell theologischen Unterricht besorgte. Das spätere Institut der Repetenten war an den Klosterschulen noch unbekannt, und es fehlte daher das vermittelnde Element zwischen den jugendlichen Schülern und den schon durch den Altersunterschied ihnen fernstehenden Oberen. Diese Scheidung war um so bedenklicher, als in der Disciplin und Hausordnung noch größtentheils die ursprünglichen mönchischen Normen galten: neben der klösterlichen Tracht, einer schwarzen ärmellosen Kutte, ohne welche die Alumnen niemals sich zeigen durften, die gehäuften Chorandachten"; das Uebermaaß der „biblischen Lectionen", zumal während des Mittag- und Nachtessens; die unfreundliche Härte des Strafsystems und vor Allem die Beschränkung der Erholungs- zumal der Ausgangsfreiheit.

Für die „Recreation" ließ die Klosterordnung eben nur je 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden nach dem Mittag- und nach dem Nachtessen offen, ohne übrigens die Benutzung dieser kurzen Zeit dem Ein-

[1]) Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren Schwäbischen Jugendjahren. Stuttgart 1877. S. 24 ff.

zelnen wirklich frei zu geben. Die Recreation, heißt es in einer Verordnung, bestehe eigentlich in einer remissione a laboribus ordinariis et seriis, wobei es auf eine gelassene Ruhe angesehen sei. Der ordinaire Recreationsort sei im Sommer der Klosterhof, wo es aber stets ordentlich, ehrbarlich, bescheiden, ohne Gespring, Geschrei, Kälberei u. s. w. zugehen müsse. In Winterszeit, da der Hof mit Schnee und Eis bedeckt sei, müsse freilich der bescheidene Spaziergang auf dem Dorment (Hausgang) das Beste thun. Die „Erquickung im Feld". sei dem Leib und Gemüth eines Studirenden unfehlbar gut und heilsam, namentlich wenn sie mit Maaß und bescheidentlich gebraucht werde. Die Erlaubniß möge ihnen aber allein „bei guten Sommertägen und thunlichem Wetter", wöchentlich einmal, selten zweimal auf etwa 1 bis 2 Stunden ertheilt werden. Die Ordnung dabei sei, daß der Primus oder aus mehreren Verordneten der poeta hebdomadarius bei dem Prälaten nomine collegii mit einem geschriebenen carmine und kurzem lateinischen alloquio ante mensam gebührend petire. Es sollen dabei zum wenigsten zwei oder drei oder auch mehrere mit einander gehen, doch auch einen großen Schwarm Vieler zumal vermeiden. Wer allein gehend sich finden läßt, soll geahndet werden.

Der Unterricht in Denkendorf, welches erst im Jahre 1773 zu einem niederen Kloster eingerichtet war, hatte sich von Anfang an durch eine gediegene Richtung, namentlich im Griechischen ausgezeichnet. Im Uebrigen stand gerade dieses Kloster zu Hölderlins Zeit im Rufe einer geistlos kleinlichen Pedanterie, die besonders dem damals 70jährigen Prälaten M. Johann Jakob Erbe zur Last gelegt wurde. Professoren waren: M. Jak. Nik. Hesler (geb. 1733) und M. Wilh. Ludw. Dreher (geb. 1738). Ob Hölderlin zu einem derselben in nähere Beziehung trat, wissen wir nicht. Dagegen ist uns durch Klaiber der dortige Lectionsplan für das Sommerhalbjahr 1785, also das zweite Semester, welches Hölderlin in Denkendorf zubrachte, mitgetheilt. Um 5 Uhr Morgens (im Winter um 6 Uhr) wird aufgestanden, Sonntags und Montags eine Stunde später. Das Erste des Tages ist das gemeinsame Morgengebet, mit Verlesung eines Kapitels aus dem alten Testament; über dem Waschen sodann und der Morgensuppe vergeht die erste Stunde. Nun folgt die geistige Arbeit, des Vormittags

von 6 bis 10½ Uhr, abgeschlossen durch die Chorandacht, welche in „Gesang, Verlesung eines Psalms, eines Kapitels aus dem alten Testament, eines Gebetes oder einer religiösen Betrachtung und Absingung der lateinischen Collecte" besteht. Um 11 Uhr beginnt das Mittagessen, mit seiner Bibellection. Darauf Recreation bis 1 Uhr. Entsprechend ist der Nachmittag gegliedert: von 1 bis 5½ Uhr Arbeitszeit, dann wieder Chorandacht und um 6 Uhr das Nachtessen mit darauf folgender Recreation, bis um 8 Uhr der Tag im gemeinsamen Nachtgebet mit Verlesung eines Kapitels aus dem neuen Testament und Gesang seinen Abschluß findet.

Die eigentlichen Lectionen nehmen nur ein Drittheil (19 Stunden wöchentlich) der gesammten Arbeitszeit in Anspruch. In dem betreffenden Semester sind die theologischen Fächer mit 2, das Lateinische mit 7, das Griechische und Hebräische mit je 2, Geographie und Arithmetik mit je 1½, Logik, Rhetorik und Geschichte mit je 1 Stunde angesetzt. Zwischen je zwei Lectionen ist allemal eine Stunde Privatarbeit eingeschoben. Zu den genannten Lectionen treten noch die Musikübungen mit 5 Stunden hinzu. Immerhin bleiben aber 35½ Stunden in der Woche für das Privatstudium der Schüler übrig, deren größerer Theil freilich zum Voraus für besondere Zwecke — das exercitium hebdomadarium, Vorbereitung auf die Lectionen, Repetition — bestimmt ist. Im Uebrigen sollen die Alumnen nicht nach eigenem Sinn und Gutbefinden, sondern nach der Vorschrift des Prälaten und der Professoren, wie selbige es einem jeden nach seinen Umständen gut erachten, ihr Privatstudium einrichten — eine Bestimmung, die, um nützlich zu wirken, ja überhaupt nur ausgeführt werden zu können, ein näheres Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern erfordert hätte, als in Wirklichkeit bestand.

Es konnte nicht anders sein, als daß Hölderlin die plötzliche Veränderung seiner Lage drückend und peinlich empfand. Eingeschlossen zwischen die Mauern des Klosters mit 28 gleichaltrigen Genossen, sollte der durch den liebevollen Verkehr mit den Seinen verwöhnte Knabe jetzt lernen, sich zu jenen, die ihm größtentheils völlig fremd waren, in ein Verhältniß zu setzen und sich auch in Persönlichkeiten, die ihm widerstrebten, und denen er einmal nicht entweichen konnte, zu schicken. Er, der bisher fast zwanglos dahin

gelebt, mußte sich nun unter die strenge pedantische Zucht des Klosters beugen. Einsam durch Feld und Wald zu streifen, wie es seine träumerische Natur als Bedürfniß empfand, war ihm hier nicht gestattet, und damit eine Hauptquelle seiner unschuldigen Freuden zerstört. In seinem Studium konnte er für diese Entbehrungen nur theilweise einen Ersatz finden; vielmehr war die mechanische Weise des religiösen Unterrichts eher geeignet, seine ohnehin nicht lebhafte Neigung für den geistlichen Stand herabzudrücken.

Ein späteres Gedicht „die Stille" (1788) schildert die Stimmung, die nach dem Abschied aus dem elterlichen Hause seiner sich in Denkendorf bemächtigt hatte:

„Als ich weggerißen von den Meinen
Aus dem lieben elterlichen Haus
Unter Fremden irrte, wo ich nimmer weinen
Durfte: in das bunte Weltgewirr hinaus;"

„O wie pflegtest du den armen Jungen,
Teure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wenn er sich im Weltgewirre müdgerungen,
In der lieben wehmuthsvollen Einsamkeit."

In dieser Einsamkeit suchte und fand er Trost in dichterischen Träumen, an denen er schon in der Heimath sich gesonnt haben mogte, und denen er jetzt um so lieber sich hingab, je weniger das Leben im Kloster ihm sonst bot. Hier entstanden seine ersten Gedichte, von denen wir wissen. Unter den Gedichten, denen er selbst ein Datum beigefügt hat, ist das früheste vom 12. November 1784, ein geistliches Lied, überschrieben M. B., dessen unvollkommene Sprache mit den unreinen Reimen noch deutlich den Anfänger verräth. Drei andere Gedichte von eben so kindlichem Character: „die Nacht", „An M. B.", „der Unzufriedene" datiren vom November 1785. Ein viertes, ohne Ueberschrift und ohne Datum, ein Dankgedicht an die Lehrer, fällt zweifellos in dieselbe Zeit, da es das erste in dem Hefte ist, in welchem die übrigen genannten Gedichte stehen. In dem einzigen Briefe, den wir von Hölderlin aus Denkendorf besitzen, vom December 1785, nennt er seiner Mutter als Geschäfte: „tausend Entwürffe zu Gedichten, die ich in denen Cessationen (vier Wochen, wo man bloß für sich

schafft) machen will und machen muß (NB. auch lateinische)." Von den Gedichten ist eines „das menschliche Leben" gedruckt, dessen Entstehung Schwab gleichfalls in diesen Monat setzt. Es gemahnt an Schubart und gehört jedenfalls einer sehr frühen Epoche von Hölderlins dichterischen Versuchen an. Der predigtartige Ton desselben stimmt ganz zu der am 27. December (Joh. Ev.) desselben Jahres von ihm gehaltenen Rede[1]), der er auch in dem Briefe an seine Mutter gedenkt. Sie sowohl, wie die geistlichen Lieder kennzeichnen die Atmosphäre, in der sein kindlicher Genius die Flügel zu prüfen begann[2]).

Nach zweijährigem Aufenthalt in Denkendorf trat Hölderlin im Herbst 1786 in das höhere Kloster Maulbronn über, das sich in jener Zeit vor allen anderen durch eine große Liberalität in der Behandlung der Alumnen auszeichnete. Aus seinem Abgangszeugnisse von Denkendorf theilt Klaiber (a. a. O. S. 42) mit, daß er in den Gaben als „recht gut", in Sitten und Fleiß, wie auch in sämmtlichen Einzelfächern als „gut" prädicirt sei. Auf seinen ferneren Bildungsgang werfen die vier Semesterzeugnisse von Maulbronn, deren Kenntniß wir gleichfalls Klaiber (a. a. O. S. 42 bis 43) verdanken, einiges Licht, während wir über den Einfluß der einzelnen Lehrer auf ihn — Abt und Inhaber der Prälatur war M. Joh. Christoph Weinland (geb. 1729), Professoren M. Joh. Gottfr. Maier (geb. 1741) und M. Joh. Christian Hiller (geb. 1734) — auch hier nichts wissen. Seine Begabung wird im 2. und 3. Semester nur als „gut", dagegen sein Fleiß sofort als „recht gut" bezeichnet. Seine Sitten werden zuerst „ganz gut", späterhin „fein" genannt. Unter den Einzelfächern erreicht er in der Mathematik und im Französischen, das er übrigens erst gegen den Schluß seines Aufenthalts getrieben zu haben scheint, nur das Zeugniß „mittelmäßig"; in allen übrigen Fächern aber,

---

[1]) Das Manuscript dieser Rede befindet sich auf der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart.

[2]) Außer den genannten Gedichten mögte ich noch einige andere ohne Datum auf gesonderten Blättern, die gleichfalls Eigenthum der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart sind: „Der nächtliche Wanderer", „Das Erinnern" (ein geistliches Lied), „Die Bücher der Zeiten", nach Inhalt und Form den Denkendorfer Jahren zuschreiben.

namentlich in den beiden classischen Sprachen, erwirbt er sich die höchsten Prädicate. In der (lateinischen) Poesie ist dem Zeugniß „recht gut" einmal „auch teutsch" hinzugefügt; das letzte Semester trug ihm sogar das Prädicat „vorzüglich" ein.

Einen tieferen Einblick in Hölderlins Seelenleben gewähren uns seine Briefe aus dieser Zeit, die in ziemlicher Zahl erhalten sind. In den Briefen an seine Mutter bespricht er vorwiegend äußere Erlebnisse; von den Stürmen in seiner jungen Brust schweigt er. Ein reiner kindlicher Sinn, ein warmes Herz blicken aus allen uns an. Den in der Stille wohl öfter gehegten Wunsch, das geistliche Studium aufzugeben, hat er im ersten Jahre einmal der Mutter entdeckt. Er verzichtet aber, wohl nur ihr zur Liebe, auf die Erfüllung; er sehe jetzt, schreibt er, man könne auch „als Dorfpfarrer der Welt nüzlich und glüklich sein". Rührend ist seine Mittheilung von dem Antheil, den er an der Besserung eines auf Abwege gerathenen Mitschülers gehabt. Auch der tagebuchartige Bericht über eine Reise, die er im letzten Frühling von Maulbronn nach Speier machte, zeigt uns ihn von einer liebenswürdigen Seite in der reinen Freude an dem mancherlei Neuen, was ihm aufstößt; in seinem Entzücken über die Schönheit der Gegend, wodurch er innig gerührt und zur Anbetung gestimmt wird; in seiner kindlichen Verehrung für den General von Styrum, einen Greis, den er zum ersten Male an der Wirthstafel sieht und sogleich von Herzen liebgewinnt; in der tiefen Bewegung, in welche das Andenken Schillers im Wirthshause zu Oggersheim ihn versetzt.

Rückhaltloser erschließt Hölderlin sein Inneres in den Briefen an seinen Freund Nast, der als „Scribent" in der Stadtschreiberei zu Leonberg angestellt war. Er hatte ihn bald nach seinem Eintritt ins Kloster bei einem Besuche, den Nast seinen Verwandten in Maulbronn machte, kennen gelernt und sofort eine schwärmerische Liebe zu ihm gefaßt, die um so leidenschaftlicher wurde, je einsamer er sich damals unter seinen Studiengenossen fühlte. Schon in der Form der Briefe, mit ihren abgerissenen Sätzen, den gehäuften Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen prägt sich die Erregung aus, in der er schrieb. Der Schmerz der Trennung von den Seinigen war durch die weitere Entfernung von der Heimath verstärkt. Sein verwundbares Gemüth wurde selbst durch harmlose

Scherze und Neckereien seiner Kameraden verletzt. Er glaubte, daß „keine Seele ihn möge", daß er von Niemand verstanden werde, daß seine besten Absichten, seine unschuldigsten Handlungen gemißdeutet würden. Selbst der einzige Freund, den er im Kloster hatte, „der gute lustige Bilfinger kan mich ob einer wenig schwärmerischen Rede geradehin einen Narren schelten". So sind die Briefe des ersten Jahres durchweg Zeugnisse einer düsteren Stimmung, die eine Zeit lang zugleich in körperlichem Uebelbefinden Nahrung fand. Dazwischen klagt er dann sich selbst an, macht sich Vorwürfe, daß er „das weiche Herz seiner Knabenjahre" nicht mehr besitze, „nicht mehr so warm an dem Schikksaal seiner Brüder Theil nehme, wie sonst"; ja, er zeiht sich des offenbaren Undanks, denn er „denke nimmer an die vergnügten Stunden, die ihm Gott schon auf dieser lieben Erde gegeben" — — „hab so eine liebe Mutter, so liebe gute Geschwisterige" — — — „und hab ich ja Dich, Dich, und klage noch?" Uebrigens weht durch seine Klagen meist ein Hauch frommer Ergebung, und nur mit Schmerz und Reue erinnert er sich der Stunden, „wo Zweifel gegen den Lenker seines Schikksaals in seiner Seele aufstiegen". Wie in der Kindheit findet er Trost und Erquickung in der schönen Natur und freut sich, daß auch sein Freund „für die Natur so viel Empfindung habe". Trost gewährt ihm auch die Musik — seine Flöte. Aber ein bedenklicher Zug, der in mehr als einem Briefe hervortritt, ist seine aus dem Knabenalter herübergenommene Neigung, sich ohne Steuer dem Spiel seiner Phantasie zu überlassen. Besonders gefällt er sich darin, der Wirklichkeit abgewandt, sich mit seinem Ich in mitleidswerthe Lagen hineinzuträumen, oder auch — ein vorbildlicher Hyperion — sich mit einem gewissen Wonnegefühl als Einsiedler zu denken.

Mit dem Beginn des zweiten Jahres ändert sich die Stimmung der Briefe. „Wann Du wirklich" (= gegenwärtig) „in mein Herz sehen könntest", schreibt Hölderlin nach der Herbstvakanz 1787 dem Freunde, „wie's da so hell, so zufrieden, so ruhig aussieht, Du würdest Dich freuen". Er entdeckt ihm jetzt erst „die Quelle all seiner Freuden, all seiner Leiden, all seiner Qualen" — die Liebe zu einem Mädchen, Luise Nast, der Tochter des dortigen Klosterverwalters, einer Verwandten des Freundes. Schon kurz

nach seiner Aufnahme ins Kloster hatten beider Herzen sich gefunden. Aber das erste Jahr bereitete Hölderlin mehr Leid, als Freude, wenn er später auch selbst nicht begriff, wie so geringe Ursachen ihn so unglücklich hatten machen können. Die Nothwendigkeit, ihre Liebe geheim zu halten, gestattete ihm nur selten, die Geliebte zu sprechen; in die Qual unbefriedigter Sehnsucht mischte sich eine grundlose Eifersucht auf Bilfinger, und selbst nachdem eine offene Aussprache mit diesem ihn von seinem Irrthum überzeugt hatte, ließen ihn die Zweifel nicht los, ob Luise ihn wirklich liebe. Er hatte ihr heilig versprechen müssen, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, und so schwieg er auch gegen Nast. Dieses Schweigen, welches er als eine Schuld empfand, drückte ihn noch mehr. Allmälich indeß wurde sein Gemüth ruhiger, und Luise selbst erlaubte ihm, zu reden und sein Herz dem Freunde auszuschütten. Und als er dessen Antwort in Händen und gelesen hat — „wie ich's da so überzeugend fülte, daß Lieb' und Freundschaft der Menschen gröstes Erdenglük sind!"

Nast's Briefe an Hölderlin in dieser Zeit scheinen nicht aufbewahrt zu sein. Wir besitzen von ihm nur einen Brief, der ein halbes Jahr nach Hölderlins Abgang zur Universität geschrieben ist.

Hölderlins Briefwechsel mit Luise Nast ist uns, wenigstens theilweise, erhalten. Doch fällt die Mehrzahl der Briefe in eine spätere Zeit, nachdem er Maulbronn bereits verlassen hatte. Aus der früheren Zeit besitzen wir von Luisen nur zwei Gedenkblätter und von Hölderlin, außer dem Entwurf eines Abschiedsgedichts, nur einen kurzen Brief, der dem letzten in Maulbronn verlebten Frühling angehört, und den er unmittelbar nach einer Begegnung mit der Geliebten, ganz im Nachgefühl der seligen Stunde schrieb[1]).

Ueber seine Studien in Maulbronn äußert sich Hölderlin in den Briefen, die wir besitzen, gar nicht. Daß es ihm Ernst mit denselben war, beweisen die Zeugnisse, welche seine Lehrer ihm

[1]) Zwei Briefe, über deren Inhalt Schwab eine kurze Mittheilung macht, haben sich in seinem Nachlaß nicht gefunden. „Mit besonderer Rührung", heißt es in seiner Biographie Hölderlins, „schreibt Hölderlin ihr den tiefen Eindruck, welchen das Gebet des greisen, der Klosterschule würdig vorstehenden Prälaten während eines furchtbaren Gewitters auf ihn gemacht, und sie wiederum beneidet ihn um diesen frommen Genuß.

gaben. In Wahrheit konnte er ſpäter ſeiner Mutter ſchreiben, er habe „von Jugend auf mit redlichem Bemühen der vielleicht unglücklichen Neigung zur Poëſie durch ſogenannte gründlichere Beſchäftigungen entgegengeſtrebt“. Aber dieſe Neigung ſchlug mit jedem Jahre tiefer Wurzel in ſeinem Herzen. Seine Vorbilder ſind jetzt Klopſtock und Schiller; er ſchwärmt für Young's „Nachtgedanken“; Oſſian, den er hier kennen lernt, begeiſtert ihn. Auch für Schubart beſitzt er große Verehrung und freut ſich, für ſeine Chronik arbeiten zu dürfen. Wieland iſt nicht ſein „Steckenpferd“ und ſein Amadis ſtößt ihn ab, weil er ſein ſittliches Gefühl verletzt. Doch finden „an dem Tage der Freundſchaftsfeier“ die Freunde in ſeinem Zimmer „mit Roſen beſtreut die Tiſche“ und „Klopſtocks Bild und Wielands Mit Blumen umhängt“. Von ſeiner Liebe zu den Griechen redet er nicht; doch hatte er, wie Schwab erzählt, unter ſeinen Mitſchülern den Ruhm eines ausgezeichneten Helleniſten. Auch wiſſen wir aus dem metriſchen Bruchſtück des Hyperion, daß die Geſtalten der Homeriſchen Geſänge ſchon früh ſich mit ſeinem Denken und Empfinden verwebten. Dagegen iſt es wahrſcheinlich, daß die Kunſt des Mittelalters, die in dem Bau der Kloſterſchule, einer ſchön erhaltenen Ciſterzienſerabtei, ihm vor Augen trat, keinen beſonderen Eindruck auf ihn machte. Auch die Volksſage, die in einen naheſtehenden Thurm des Kloſters Dr. Fauſt's Laboratorium verlegte und ihn hier vom Teufel holen ließ, rauſchte wohl unbeachtet an ſeinem Ohre vorüber.

Die Neigung zu dichten ſcheint in jenen Jahren unter der Schwäbiſchen Jugend ziemlich verbreitet geweſen zu ſein. Eine Anregung hatte zunächſt wohl Schubart gegeben, theils durch ſeine eigenen Dichtungen, theils indem er Klopſtocks Geſänge in ſeine Heimath einführte und Begeiſterung für ſie weckte. Schillers leuchtendes Beiſpiel konnte die Wirkung nur verſtärken. Die jugendlichen Dichter theilten ſich unter einander ihre Erzeugniſſe mit und kritiſirten ſich gegenſeitig. In ſolcher Weiſe ſehen wir Hölderlin mit dem Stuttgarter Karlsſchüler Hiemer verkehren. Auch mit dem früheren Maulbronner Zögling, jetzigen Tübinger Stiftler Rudolf Magenau, mit dem ihn ſpäter perſönliche Freundſchaft verband, war er ſchon von Maulbronn aus in briefliche Verbindung getreten und hatte ihm ſeine Gedichte zur Beurtheilung zugeſchickt.

Es scheint, daß Hölderlin das Dichten damals leicht ward. „Auf meinen Spaziergängen", schreibt er der Geliebten, „reim ich allemal in meine Schreibtafel — und was meinst Du? — an Dich! an Dich! und dann lösch' ichs wieder aus." Einen Theil der uns erhaltenen Gedichte aus dieser Zeit haben Schwab[1]) und Sauer[2]) veröffentlicht. So besitzen wir aus dem Jahre 1786: „Die Meinige", „An die Nachtigall", „An meinen B"[ilfinger]; 1787: „An meine Freundinnen", „Mein Vorsaz", „Auf einer Heide geschrieben"; 1788: „Die Stille", „Gustav Adolph", „Die Unsterblichkeit der Seele", „Die Ehrsucht", „Der Kampf der Leidenschaft" (1 Strophe), „Männerjubel", „Die Demuth", „Schwärmerei", „Hero", „Die Tek", „Am Tage der Freundschaftsfeier"[3]).

Im Vergleich mit den Denkendorfer Gedichten lassen diese Gedichte allerdings einen wesentlichen Fortschritt erkennen. Immerhin aber verräth eine gewisse Unreife der Gedanken und Empfindungen, verbunden mit einer noch unvollkommenen Beherrschung der Form den jugendlichen Standpunkt. Die mangelhafte Technik tritt besonders in den gereimten — vorwiegend trochäischen — Versen zu Tage, während die antiken Versmaaße, namentlich das alcäische, mit größerer, gleichsam instinctiver Sicherheit gehandhabt werden. Dagegen haben diese Gedichte vor der Mehrzahl der späteren formgewandteren Tübinger Gedichte den Vorzug, daß sie ein unmittelbarerer Ausdruck innerer Erlebnisse sind. Alles, was das Gemüth des Jünglings damals bewegte, hat in ihnen Gestalt gewonnen: die Liebe, mit der sein Herz an den Seinigen, an der Verlobten[4]), an den Freunden hing; seine Freude an der stillen

---

[1]) Friedrich Hölderlins sämmtliche Werke 1846. Band II S. 164—66. Morgenblatt 1863 Nr. 34 und 35.

[2]) Archiv für Literaturgeschichte. Band XIII S. 358—80.

[3]) Das Manuscript eines ungedruckten Gedichts: „Der Lorbeer. 1788", in dem Hölderlin seiner heißen Sehnsucht nach Dichterruhm Worte giebt, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Steiner in Stuttgart. Vielleicht fällt auch noch eines oder das andere der auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindlichen Concepte, bez. Conceptfragmente in diese Zeit.

[4]) Er nennt sie „Stella", schwerlich nach Goethes Stella, sondern, wie ich glaube und für seine Liebe bezeichnend halte, nach dem früh verstorbenen Liebling Platos, Ἀστήρ. „Weißt Du, wie Plato und sein Stella sich liebten?" beginnt der vierte Brief des Hyperion. (Vergl. Köstlin, Friedrich Hölderlins

Natur, aus deren Frieden auch ſeine Seele Beruhigung und Erquickung ſchöpfte; ſein ehrgeiziges Ringen nach einem vorgeſteckten Ziele und die bangen Zweifel, ob er es je erreichen werde; ſein Freiheitsgefühl, ſeine Liebe zum Vaterlande; ſeine Träume von einem frühen Tode, den er als Freund willkommen hieß. Selbſt in den Gedichten, deren Gegenſtand abſtracter Natur iſt, wie „Die Unſterblichkeit der Seele“ pulſirt ein wärmeres individuelles Leben. Auch wo er ausnahmsweiſe ſich in eine fremde Perſönlichkeit hineindenkt, wie in dem Monolog „Hero“, ſpricht er weſentlich Selbſtempfundenes aus. Es iſt merkwürdiger Weiſe unter den erhaltenen Gedichten das einzige, deſſen Stoff dem Alterthum entlehnt iſt, zugleich das einzige, in dem überhaupt die Namen der alten Götter genannt werden. In dem Gedicht „Die Meinige“ hat der fromme Kinderglaube, die Liebe zu Chriſtus, dem Erlöſer, noch einen Platz, ein Glaube, der ſpäter aus den Gedichten verſchwindet und hier erſt in der Zeit des tiefſten Seelenleids wieder zum Ausdruck kommt.

Aus demſelben Jahre, in welchem das letztgenannte Gedicht entſtand, beſitzen wir ein Aquarellbild von Hölderlin, mit einem kindlich-ernſten, träumeriſchen Blick, die Haare, wie er der Mutter ſchreibt, ihr zu Liebe gerollt.

Dichtungen. Tübingen 1884. Einleitung S. XLII). Dieſem Ἀστὴρ hat Plato das Epigramm gewidmet: „Du ſchauſt nur die Sterne an, mein Stern! Möchte ich der Himmel ſein, um mit vielen Augen Dich zu ſehen!“ indeß gilt es als zweifelhaft, ob der Philoſoph Plato der Dichter des Epigramms iſt.

Briefe.

1785 bis 1788.

Nr. 1 bis 26.

Digitized by Google

Nr. 1.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mamma!

Wann dißmal mein Brief etwas verworrener ist als sonst, so müßen Sie eben denken, mein Kopf sei auch von Weinachtsgeschäfften eingenommen, wie der ihrige — doch differiren sie ein wenig: meine sind ohne das heutige Lavier, Plane auf die Rede, die ich an Johannistage bei der Vesper halte, tausend Entwürffe zu Gedichten, die ich in denen Cessationen (vier Wochen, wo man bloß für sich schafft) machen will, und machen muß, (NB. auch lateinische) ganze Paquete von Briefen, die ich, ob schon das N. Jahr wenig dazu beiträgt, schreiben muß, z. E. Hrn. Helffer[2]), Hrn. Klemm[3]), Hrn. Bilfinger[4]), nach Altona, und was die Sachen als sind, und die ihrige sind, — was sie eben sind.

Was die Besuche in den Weinachten betrifft, so bin ich eher so frei, Sie hieher einzuladen, weil mich das Geschäfft am Johannistage, wie gesagt, nicht leicht abkommen läßt. Die l. Geschwisterige werden sich wieder recht freuen; aber, im Vertrauen gesagt, mir ists halb und halb bange, wie sie von mir beschenkt werden sollen. Ich überlaße es Ihnen, liebste Mamma, wann's ja so ein wenig unter uns beim alten bleiben soll, so ziehen Sies mir ab, und schenkens Ihnen in meinem Nahmen. Der l. Frau

---

[1]) Der Brief ist aus Denkendorf im December 1785 geschrieben, wie sich aus dem Datum des noch vorhandenen Manuscripts der am Johannistage gehaltenen Rede ergiebt.

[2]) Muthmaßlich Helfer (Diaconus) Köstlin in Nürtingen.

[3]) Klemm, Jak. Friedr., Specialsuperintendent in Nürtingen.

[4]) Bilfinger, Carl Friedr., Oberamtmann in Nürtingen, vorher bis 1872 in Lauffen, Hölderlin's Pathe.

Grosmamma mein Compliment, und ich wolle Ihr auch ein Weinachts Geschenk machen — — ich wolle dem l. Gott mit rechter Christtags-Freude danken, daß er Sie mir auch dieses beynahe vollendte Jahr wieder so gesund erhalten habe. Ouerachtet meines Laxiers bin ich doch im übrigen recht wohl. Bei mir ists zwar nicht zu spät, wie bei Ihnen, doch weiß ich eben nichts mehr zu schreiben, als daß ich bin

meiner liebsten Mamma

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

Hier schike ich etwas, die Weinachtsgeschäffte zu zerstreuen: wenn Sies ja nicht selbst lesen wollen, so laßen Sie sichs nur wenigstens von dem l. Geschw. vorlesen, es wird Ihnen recht wohl gefallen. Schiken Sies nur, sobald als möglich zurük. Die andern Theile sollen auch folgen. Auch die Bouteille bitte ich mir zu schiken, sie war entlehnt. Hr. Harppprecht[1]) von Nellingen hat mich gestern besucht und mich um den 4. Theil vom brittischen Museo gebeten.

Nr. 2.

Hölderlin an Immanuel Nast[2]).

Bester!

Ich schied ganz ruhig von Dir — es war mir so wohl bei den wehmütigen Empfindungen des Abschieds — und noch, wann ich zurükdenke, wie wir so in den ersten Augenbliken Freunde waren — wie wir so traulich, so vergnügt mit einander lebten, so bin ich zufrieden — daß ich Dich nur diese etlich Tage hatte; —

[1]) Harppprecht, Joh. Heinr., Stabs-Keller (Verwalter) in Nellingen, einem eine halbe Stunde von Denkendorf entfernten Dorfe.

[2]) Muthmaßlich ist der Brief zu Anfang des Winters 1786/7 geschrieben. Der Verkauf der Würtembergischen Truppen an die Holländisch-Ostindische Compagnie regte damals ganz Würtemberg auf. Die Werbung nahm Ende Octobers 1786 ihren Anfang. Am 27. Februar 1787 ging das erste, am 2. September 1787 das zweite Bataillon ab. Nast hatte bei der anscheinenden Aussichtslosigkeit seiner Stellung auch den Gedanken gehabt, nach dem Cap zu gehen.

O mein Theurer, es waren Zeiten, ich hätte um einen Freund, wie Du, einen Finger hingegeben, und wann auch mein Erinnern an ihn sich bis aufs Kap hätte erstreken müßen. — Ich habe Dir, glaub ich, schon einmal davon vorgeschwazt — Das Ding ärgert mich, daß mir meine alte trübe Stündchen so oft in Kopf kommen — und freue Dich nur, wann ich Dir nicht oft schreiben sollte Du würdest mir vielleicht manche Klage entwischen sehen, so sehr ichs vermeide. Und es ist doch uns Menschen so gut, wenns was zu leiden giebt. — Ich war schon manchsmal in meinem Leben ein Thor, aber nie weniger, als wan mir meines Herzens Wünsche nicht erfüllt wurden — — wann ich unverdienterweise böse Gesichter sehen mußte. — Aber da kan ich jezt in allem Ernst sagen — verzeih, ich bin Dir beschwerlich gewesen! — Das war wieder einmal ein unartiges Gesudel! Nicht wahr, Lieber?

Ich wünschte ich könnte Dir die Musik über Brutus und Cäsar[1]) jezt schiken, aber wenn man was von den Stutgarder Hrn. Academiciens[2]) will, gehts gar mit Schneckeneil, so gut auch immer ihr Wille ist. Zu Schillers Ehre will ichs auch auf dem Clavier lernen, so hart es gehen wird mit meinem Geklemper. Ach! wie manchmal hab ich ihm schon in Gedanken die Hand gedrükt wenn er so seine Amalie von ihrem Carl schwärmen läst —! Du wirst denken, ich sei ein Narr; aber ich weiß nicht, machts Eigenliebe oder — oder — mir ists wohl bei dergleichen Gedanken! Jezt gute Nacht, lieber Bruder! Noch eins! Hesler[3]) läßt sich Dir empfehlen. Du würdest noch manches Complimentchen bekommen, wenn ich ausruffen ließ — Heut schreib ich meinem Nast — ihr Leute. Lebe jezt wohl. Liebe

Deinen

Hölderlin.

---

[1]) Aus Schillers Räubern.

[2]) Den Schülern der Carlsschule.

[3]) Hesler, Ernst Friedr., geb. 1771 zu Dettingen bei Urach, Hölderlins Compromotionale im Stift, das er 1792 verließ, um Jura zu studiren; er traf 1794 in Jena wieder mit Hölderlin zusammen.

Nr. 3.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mamma!

Schon wieder eine Bitte! Sie werden wissen, daß jezt bald unseres Herzogs Geburtstag ist, der hier sehr festl. gefeiert wird. Prälat und Herren und Damen, und Jungfern und Studenten und Schreiber sind unter Musik und Redehalten und Gedichtedeklamiren den ganzen Nachmittag bei einander und am Abend stellen [sie] eine Illuminazion an. Da nun alles außer uns zusammen auch für Essen und Trinken sorgt — so sizen wir auch zusammen — Bilfinger[2]) und Efferenn[3]) und Heßler und Märklin und ich — dürft' ich da um ein paar Krüge Weins bitten, liebe Mamma. Für das überschikte dank' ich gehorsamst. In Ansehung Ihrer Vorschläge habe ich Ihre Klugheit recht bewundert — wann ich 60 Jahr' alt werde, werd' ich nicht so klug. Der l. Rike tausend [Dank] für ihren Brief. Diesmal hab' ich der Geschäfte so viel, daß mir nicht ein Augenblick mehr zum Schreiben übrig bleibt.

Ihr

Hölderlin.

Das nächstemal werden Sie Zerrissenes genug bekommen.

---

[1]) Schwab spricht in einer Anmerkung die Vermuthung aus, daß der Brief in Tübingen (1789) geschrieben sei, weil Märklin sich hier erst den genannten Freunden zugesellt habe. Allerdings trat Jak. Friedr. Märklin aus Stuttgart erst in Tübingen in Hölderlins Promotion ein, aber ein Jerem. Wilh. Märklin aus Freudenstadt gehörte schon in Denkendorf ihr an. Für Maulbronn spricht auch der Ausdruck „Prälat", wie der Vorsteher eines Seminars, nicht aber der Ephorus des Tübinger Stifts genannt wurde. „Studenten" hießen auch die Zöglinge der Seminare. Der kindliche Ton des Briefes läßt auf das erste Jahr in Maulbronn schließen, demnach wäre der Brief, da der Geburtstag des Herzogs auf den 11. Februar fiel, wohl in den Januar 1787 zu verlegen.

[2]) Bilfinger, Christ. Ludw., geb. 1770 in Kirchheim unter Teck, anderthalb Stunden von Nürtingen, Hölderlins Compromotionale und Freund; schied schon vor Hölderlin aus dem Kloster. Von 1795 an wird er als Kanzellist, später als Secretair bei der Regierung in Stuttgart aufgeführt.

[3]) Efferenn, Joh. Jakob, geb. 1770, gleichfalls Hölderlins Compromotionale; blieb im Würtembergischen Kirchendienst.

Nr. 4.

Hölderlin an Nast.

Kl. Maulbronn d. ... Jan. 87. Morgens 4 Uhr.

Bester!

Das ist schön, daß Du für die Natur so viel Empfindung hast — ich schmeichelte mir immer, unsre Herzen schlügen gleich — aber jezt glaub ichs ganz gewiß. Aber Du must Dir nicht vorstellen, wie wann Du Dein Herz so ganz abgedrukt bei mir finden könteſt; o nein! lieber! Du darfst Dich auch nicht wundern — wann bei mir alles so verstümmelt — so widersprechend aussieht. — Ich will Dir sagen, ich habe einen Ansaz von meinen Knabenjahren — von meinem damaligen Herzen — und der ist mir noch der liebste — das war so eine wächserne Weichheit, und darinn ist der Grund, daß ich in gewißen Launen ob allem weinen kan — aber eben dieser Theil meines Herzens wurde am ärgsten mishandelt so lang ich im Kloster bin — selbst der gute lustige Bilfinger kan mich ob einer wenig schwärmerischen Rede geradehin einen Narren schelten — und daher hab ich nebenher einen traurigen Ansaz von Roheit — daß ich oft in Wuth gerathe — ohne zu wißen, warum, und gegen meinen Bruder aufsahre — wann kaum ein Schein von Beleidigung da ist. O es schlägt nicht dem Deinen gleich — mein Herz — es ist so bös — ich habe ehmalen ein bessers gehabt — aber das haben sie mir genommen — und ich muß mich oft wundern, wie Du drauf kamst — mich Deinen Freund zu heissen. Hier mag mich keine Seele — izt fang' ich an, bei den Kindern Freundschaft zu suchen — aber die ist freilich auch ser unbefriedigend.

Bilfinger ist wohl mein Freund — aber es geht ihm zu glüklich, als daß er sich nach mir umsehen möchte. Du wirst mich schon verstehen — er ist immer lustig — ich hänge immer den Kopf — da wirst Du wohl sehen — daß wenig 'raus kommt. Ich kann Dir sagen — ich bin der einzige — der ausser dem Namen nach kein Frauenzimmer — keinen Schreiber[1]) — oder was sonst zu den Gesellschaften der Maulbronner Welt gehört, hier kennt.

[1]) Maulbronn war und ist noch Sitz eines Oberamts.

Meine Flöte wäre noch mein einziger Trost, aber auch diese ist mir entlaidet worden. Wann sich Efferem und Bilfinger etc. bei einer Privatmusik zusammen freuen wollen, so läßt man lieber eine Lüke als daß man den Hölderlin ruffen sollte. Du darfst nicht glauben, als wann ich mir selbst alle Freude vergällte, oder gar keine annehme; ich lief neulich aus lauter Verdruß unsrer Frau Baas Famulussin[1]) in ihren Garten nach — beschwerlich mag ich ihr auch genug gewesen sein — da redten mich die Mädchen aus der Verwaltung[2]) zum allererstenmal im Vorbeigehen dort an; Du solltests gesehen haben — ich habe mich gefreut wie ein Kind — daß mich nur auch jemand angeredt hat — und das war doch keine so wichtige Sache zum Freuen.

Noch eins muß [ich] Dir sagen — wann Dir einmal wieder der Gedanke käme, aufs Kap zu gehn, so sollst Du mich zum Gesellschafter haben. Auf mein Ehrenwort! Leb inzwischen wohl, lieber Bruder, lebwohl! Das war ein trauriger Morgen!

Dein

Hölderlin.

Ich muß Dir hier eben ein Duett schiken — für einzelne Flöten hab ich ausser Conzerten nichts. Die Kleinigkeiten blaß ich dem Gehör nach.

Nr. 5.

Hölderlin an Nast[3]).

Lieber Bruder!

Wieder eine Stunde wegphantasirt! Ich war auch bei Dir — ich kann das nie besser, als in meinen müssigen Abendstunden — wann ich so allein im Dunkeln bin — Ich war auch noch anderswo — — und das Ende von allem war — daß ich mich und andre bedaurte. Denn sage mir, Freund, warum soll ich mir

---

[1]) Der Name des Famulus ist im Adreßbuch nicht genannt. Nach einem späteren Briefe war es ein Verwandter Nasts.

[2]) Klosterverwalter, mit dem Titel Expeditionsrath, war Joh. Conrad Nast, Luisens Vater.

[3]) Der Brief ist muthmaßlich bald nach dem vorigen — also im Februar 1787 — geschrieben.

um meine beste Absichten Pallisaden sezen, meine unschuldigste Handlungen für Verbrechen auslegen lassen — daß es doch so schlechte Menschen giebt, unter meinen Cameraden so elende Kerls — wann mich die Freundschaft nicht zuweilen wieder gut machte — so hätt ich mich manchmal schon lieber an jeden andern Ort gewünscht, als unter Menschengesellschaften — Sieh, lieber, nicht Eigenliebe und übertriebene Empfindlichkeit ists, was mich so wüthend machte — jemand anders, dessen Begegniße mir näher ans Herz gehen als meine[1]), wurde beleidigt — o daß ich so zurükhaltend gegen Dich sein muß — aber ich muß — ich muß — vielleicht künftig — Hätt ich lieber gar geschwiegen, Du wirst vielleicht böse über das kindische Gewinsel — und doch wußt ich nirgends mit hinaus, als zu Dir. Als ich Dir neulich schreiben wollte, war ich mit rasenden Zahnschmerzen geplagt. — Wann ich nur auch einmal etwas recht lustiges schreiben könnte. Nur Gedult! 'S wird kommen — hoff ich — oder — oder — hab ich dann nicht genug getragen? Erfuhr [ich] nicht schon als Bube, was den Mann seufzen machen würde? und als Jüngling, gehts da besser? Und diß sei die Zeit, sagen sie, wo wirs am besten haben! Du lieber Gott! bin ichs dann allein? jeder andere glüklicher als ich? Und was hab' ich dann gethan?

Ja, Bester, gerade das, was mich tröften solte, das liegt am schwersten auf mir. Da denk [ich] allemal — wann in Dir die Wollust, Hader, Raufsucht wüthete, wenn Du wärest was viele um Dich herum sind — O ich will schweigen — Verzeih mir dießmal, lieber, Du kenst mich kaum — und kenst mich schon beinah als einen solchen, der den anklagt, welcher allweise unser Schikksaal lenkt — aber so will ich nimmer kommen — Ich werde wieder wenig schlafen — wenn ich nur bei Dir wäre. Du zeihst mich vielleicht — ich liebe — — — würd ich dann so sprechen? sage mir Freund — oder weist Dus nicht? Nun — ich weiß es auch nicht. Jezt gute Nacht — morgen soll das Urtheil über das Gesudel gesprochen werden, und vielleicht zerreiß ichs.

Hölderlin.

---

[1]) Zweifellos wohl: Luise Nast.

Nr. 6.

Hölderlin an Nast.

Maulbronn d. 18. Febr. 87.

Vor allem eine Frage! Du zählst Dich ja zu derjenigen Zunft von Leuten, denen die Schreibkunst besonders heilig ist — — Nun will Bruder Bilfinger in dem Brief, den Du neulich so mit geflügelter Feder an mich schriebst, einen zweideutigen Schreibfehler entdeckt haben — er sagt, in dem

liebe

Deine

L[1]) Nast — —

liegt eine Schelmerei, und die will er in meinem Nahmen rächen, (weil ich eben nicht zum rächen gemacht bin) und laß Dirs bange sein, wirst Du wohl die Rache Dir denken können? er wird Dir schreiben — und liebe Deine

B—r[2]).

Was das B—r. bedeuten soll, weis ich — wann dirs nicht recht ist — nicht. Aber jezt ernsthaft! Du frägst, wie mir Dein Amadis gefalle — ich sage — schlecht. Und warum? — Nicht weil Wieland ohnehin nicht mein Steckenpferd ist, auch nicht — weil ich gerner ein Mährchen gelesen hätte, das nicht von der Satyre unterbrochen wird — sondern — ich sags mit aller Bescheidenheit — weil Dinge drinn vorkommen, die für reizbare Leute, wie ich bin, leider!!! — nicht zum lesen sind. O Bruder! meinst Du, ich hab' ihn über halb gelesen? da dank' ich Gott, daß meine Fantasie noch unbeflekt ist, daß mir vor dem Dichter, der gewiß eine Unschuld schaamroth machen würde, ekelt! Gesteh mirs nur, lieber, ist Dirs nicht besser ums Herz, wann Du den großen Messiassänger hörst? oder unsers Schubarts wütenden Ahasveros liesst? Oder den feurigen Schiller? — Überzeuge Dich hier an seinem Fiesko und Kabale und Liebe. — In der lezten ist gar ein gutes Mädchen — denk an mich, wan Louise so da steht, mit

[1]) Der Buchstabe könnte für ein J (Immanuel) oder ein L (Luise) gelesen werden.

[2]) Offenbar eine Anspielung auf die später genannte „Jfr. Brechtin", Nasts Verlobte.

ihrem Blik in die unpartheyische Ewigkeit — ob ich nicht recht habe. Ich denke allemal, wann ich so an jene Stelle mich erinnere, wann ich einmal ein Mädchen verlöre, ich — wieder so ein Kloz wäre, wie mirs gemeiniglich in meinen Unglüksstunden geht, so wollt' ich nur die Stelle lesen, und da würde ich Luft genug finden. Ich sehe schon, Du lachst mich aus, Du denkst; eh man vom verlieren schwazt, muß man vor — — haben? —? Glaube was Du wilt. Ich laße mir alles gefallen.

Denke nur — mein Freund Hiemer[1]) in der Akademie hat mir schon auf drei Briefe, in denen ich ihn dreimal um Brutus und Caesar gebetten habe, nicht geantwortet. Nicht wahr, das ist traurig?

Der Bursche hat auch einen Plunder Gedichte von mir, und wann er mir diese nimmer zurückschikt, so soll er mir nimmer unter die Augen kommen.

Deiner Jfr. Baas Heinrike Nast mein ergebenstes Compliment. Hat sie Dir auch schon von Maulbronn erzählt? Sie wird vermuthlich auch Jfr. Brechtin gekannt haben? Kennst Du sie auch??

Hölderlin.

Ich weiß nicht — vielleicht finden sich auch im Schluß meines Briefs Schreibfehler, wie in Deinem, aber — — ich mußte eilen.

Nr. 7.

Hölderlin an Nast.

Maulbronn d. 20. Mart. 87[2]).

Bester!

Nur dißmal eine Bitte! ein dringende wohlzugewährende Bitte! Und die ist? Nun! höre!

Märklin[3]) besucht mich von Leonberg aus, und da stell Dir das Vergnügen vor, wann Du mitkömst! O Bruder! Ich laße

---

[1]) Hiemer, Franz Carl, Verfasser des Liedes: „Schön ists unter freiem Himmel".

[2]) Die Jahreszahl vielleicht nicht von Hölderlins Hand.

[3]) Welcher Märklin gemeint sei, zweifelhaft; jedenfalls nicht Hölderlins Compromotionale in Maulbronn.

nicht nach — Du mußt, wann Du mein Freund sein wilt — wenns nur auf etlich Tage ist — ich hab' alles aufgebotten, Bilfinger, Märklin und ich bitten vereint! Sind Dir diese drei Freunde etwas werth? Und kanst Du Ihnen so eine Bitte abschlagen? Nein! ich weiß es gewis — Du kommst — und sollten auch kleine Schwierigkeiten zu überwinden sein. Sieh, Bruder, wann Du mirs auch nicht zu Gefallen thun wolltest, so thu es Deinen andern Freunden, die in ihrem und meinem Nahmen Dich auch um dasselbe bitten. Aber wehe thät' es mir wahrhaftig, wann Du könntest, und Hindernisse vorbrächtest — und Entschuldigungen — hererzählte st. Wann Du wüßtest, wie mir meine Bitte so aus dem Innersten Herzen herausgeht — wie rasend mich nur der Verspruch freuen würde — Du wollest kommen, o so versprichs nur, lieber — ich weiß gewiß, Du machst mir gern einige heitere Stunden — Aber Du bist ein Mann, und der läßts nicht nur beim Versprechen bewenden. Du weist, wie manche Wünsche einem fehlschlagen, und wie es einen schmerzt! Und sollte auch dieser felschlagen? Ich bitte Dich — und wann die Bitte gewährt ist — so thu ich Dir zum Dank, was weit umher in der Schranken meines Wirkungskreises sich thun läßt — und hiemit

Dein

Hölderlin.

Nr. 8.

Hölderlin an Nast[1]).

Eine Neuigkeit! eine schöne, schöne herzerquickende Neuigkeit! Ich habe den Ossian, den Barden ohne seinesgleichen, Homers grossen Nebenbuhler hab' ich wirklich unter den Händen.

Den mußt Du lesen, Freund — da werden Dir Deine Thäler lauter Nonathäler — Dein Engelsberg[2]) ein Gebirge Morvens — Dich wird ein so süsses wehmütiges Gefühl anwandeln — Du mußt ihn lesen — ich kan nicht deklamiren. Er muß mit nach

---

[1]) Der Brief ist muthmaßlich vor der Ostervacanz 1787 geschrieben. Ostern fiel in diesem Jahre auf den 8. April.

[2]) Engelberg, eine Anhöhe mit Wartthurm, an deren Abhang Leonberg liegt.

Nürtingen in die Vakanz, da leß' ich ihn so lang, bis ich ihn halb auswendig kann.

Ich weiß noch nicht, ob ich Dich besuchen kan, in der Hinaufreise wenigstens nicht. Ich weiß gar nichts zum schreiben. — Der gute blinde Ossian der schwadronirt mir immer im Kopf. Mein Freund Akademikus[1]) hat mir geschrieben — hat sich natürlich entschuldigt — hat um Verzeihung gebetten — aber — daß er doch lieber mit seinen Entschuldigungen und Deprecationen zu Haus geblieben wäre, und mir das Musikstük geschikt hätte! Wann Du Bilfinger und Efferenn schreibst, so mach Ihnen recht Angst — im Spaß — man sage, es machen 2 Studenten fast alle Tage in der Verwaltung Besuch — man halts für verdächtig —. Die Bursche haben sich drüben eingenistet beim Hrn. Vikarius, und da ists unserm armen Schluker Bilfinger ganz wohl dabei. Und Efferenn — wann der nur den Pantalon[2]) hört — so will er weiter nichts mehr — ich glaube, wenn Lucifer selbst ihm drüben den Pantalon schlüge, er würd' ihm nachlaufen — aber desto besser ists, da es (so sagen mir die Leute — Bilfinger —) ein Engel ist. Ich mache hier wenig Bekantschaft — ich bin immer noch lieber allein — und da fantasire ich mir eins, im Hirn herum, und da gehts so andächtig her, daß ich zuweilen beinahe schon geweint hätte, wan ich mir gefantasirt habe, ich sei um mein Mädchen gekommen, seie verachtet von jedermann verstossen worden. Lebe wohl — Bruder — die Gloke schlägt, ich muß ins Collegium.

Dein

Hölderlin (eben ſ . . .

Frieden wie . . .[3])

---

[1]) Hiemer in Stuttgart.
[2]) Ein musikalisches Instrument.
[3]) Mit dem Siegel abgerissen.

Nr. 9.

Hölderlin an seine Mutter[1].

Liebste Mamma!

Sie können mirs jezt gewiß glauben — daß mir, auſſer in einem ganz auſſerordentlichen Fall, wo mein Glük augenſcheinlich beßer gemacht wäre — daß mir nie mehr der Gedanke kommen wird aus meinem Stand zu tretten — Ich ſehe jezt! man kan als Dorfpfarrer der Welt ſo nüzlich, man kann noch glüklicher ſein, als wenn man, weis nicht was? wäre.

Neulich ſtieg hier ein Luftballon, da kam auch Hr. Pf. von Tiefenbach[2] herbei — und mit ihm einer von den Camerern[3], welcher wirklich[4] Jura ſtudirt — der kam geradenwegs von Poppenweiler[5], und richtete mir tauſend Grüße [aus] und daß eben den guten Mann herzlich verlange — mich auch einmal wieder zu ſehen. Jezt muß ich zu ihm, 's mag ſein, wanns will. Hr. Pf. von Tiefenbach [war][6] auch auſſerordentlich freundſchaftlich gegen [mich][7], er wußte bisher nicht, daß man anhalten müße, weil die vorige gewiß alle Wochen ohne daß er ein Wort mit Hrn. Prälat geſprochen hab, zu ihm hinüber gekommen ſeien. Meine Rede hab' ich hingelegt — um ſie Ihnen zu ſchiken, finde ſie aber wirklich nirgends. Meine Haare ſind in der ſchönſten Ordnung. Ich hab jezt auch wieder Rollen. Und warum? Ihnen zu lieb!

Denn hier will ich weiters niemand gefallen; dem l. Carl tauſend Küße! Was macht er denn als ſo allein bei ſeiner l. Mamma? Leben Sie wohl — ich eile wie Sie ſehn.

Ihr

gehorſamſter Sohn

Hölderlin.

---

[1]) Der Brief iſt nach Inhalt und Form in Maulbronn geſchrieben. Der ſehr kindliche Ton, der Beſuch des Pfarrers von Tiefenbach, welcher anſcheinend der erſte war, ſprechen für das erſte Jahr in Maulbronn, in dem er alſo ſchon daran gedacht hatte, die Theologie aufzugeben. Ich mögte ihn in den Frühling 1787 verlegen.

[2]) Ein Dorf nicht weit von Maulbronn.

[3]) Der Name (auch Cammerer, Kamerer, Kammerer geſchrieben) kommt öfter in Hölderlins Briefen vor; es iſt jedoch nicht immer dieſelbe Perſönlichkeit gemeint.

[4]) = gegenwärtig.

[5]) Ein Dorf bei Marbach.

[6]) u. [7]) weggeriſſen.

Nr. 10.

Hölderlin an Nast[1]).

Lieber Bruder!

So bin ich wieder hier! im Stillen — nach so vielen Zerstreuungen wieder im Kloster — ich habe Deinen Brief nimmer in Nürtingen bekommen — aber tausend — tausend Dank dafür! o! ich hab Dir auch viel, viel zu sagen, Bruder! aber mein Kopf ist so verwirrt wieder, so verschiedene Empfindungen sind mir wieder in der Brust. Wo ich eben war — in meiner Vakanz, da waren unerfüllte Wünsche — unvollkommene Seeligkeiten — ich weiß nicht, ists Einbildung oder Wirklichkeit — was ich sehe, gefällt mir nur halb — überall ists mir so leer — und oft mach ich mir Vorwürffe, daß ich nicht ganz mit dem warmen Herzen mehr an meiner Brüder Schiksaal Theil nehme, wie sonst! Ach, Bruder, sag mir, lieber Bruder, bin dann ich nur allein so? der ewige, ewige Grillenfänger!

Aber nein! Nein! nur der Abend da ist wieder so, und da denk [ich] nimmer an die vergnügte Stunden, die mir Gott schon auf dieser lieben Erde gegeben hat; ich bin undankbar gegen ihn — recht undankbar! hab so eine liebe Mutter, so liebe gute Geschwisterige — o Du solltest gesehen haben, wie sie mir alle nachweinten, als ich gieng! Bruder! Bruder! ich fühls noch, wie ich mit so schwerem Herzen (um Mitternacht beinah) abreisste! Und hab ich ja Dich, Dich — und klage noch? — Ja, wann ich Dich nimmer habe, dann will ich klagen — —. Aber an das wollen wir noch nicht denken! Nicht wahr, lieber Bruder? Ich werde wohl Dir das Scheiden aus dem Vaterlande am wenigsten sauer machen? — ? Aber Du kommst noch hieher — da muß [ich] Dir noch Dinge sagen, — nein! glaubs nicht, 'sist nichts so wichtiges, lauter Kleinigkeiten — vielleicht vergeß ich sie biß dorthin.

Jezt will ich Dir auch Deinen l. Brief beantworten. Eines nur darin! Ich gesteh Dir, ich glaubs nur halb, wann Du's nicht geschrieben hättest, glaubt ichs gar nicht — daß Sie sich noch

[1]) Der Brief ist muthmaßlich nach der Rückkehr aus der Ostervacanz 1787 geschrieben.

an mich erinnert, Deine verehrungswürdige Freundin — oder haſt Du ihr geſagt, wie ich ſo unglüklich bin, oder mich unglüklich glaube, — und ſie hat Mitleiden mit mir? — und ſie will mich tröſten, mit dieſem gütigen Zeichen der Erinnerung, durch ein Compliment? Ja, Bruder, ja, diß Compliment hat mich getröſtet — daß ſie ſich noch meiner erinnert — Gott im Himmel! ſo ein Mädchen! — Aber ſtille! Jezt muß ich Dir auch noch was zum lachen ſchreiben — denk nur, lach mich nur recht aus, heute gieng ich ſo vor mich hin — plözlich kommt mir meine Lieblingsnarrheit, das Schikſaal meiner Zukunft vors Auge — und höre nur, aber lach mich toll aus, da fiel mir ein, ich wolle nach vollendeten Univerſitäts Jahren Einſiedler werden — und der Gedanke gefiel mir ſo wohl, eine ganze Stunde, glaub' ich, war [ich] in meiner Fantaſie Einſiedler. Du ſiehſt, Bruder! ich ſchäme mich nicht, Dir m. Schwachheiten zu ſagen, und das entſchuldigt mich noch ein wenig — vor Dir — aber ſonſt — — daß ja der Brief nicht in fremde Hände — in menſchenfeindliche Hände kommt — ſonſt heißts — der iſt ein Narr!!! Deiner guten, verehrungswürdigen Freundin mein ergebenſtes Compliment!!!

Ewig
Dein
Hölderlin.

Nr. 11.

Hölderlin an Nast[1].

Tauſend Dank — lieber Bruder — für Dein herrliches Gemählde — Deinen lieben Brief! Du hätſt nur ſehen ſollen, wie mirs war — ich bekam ihn ob dem Eſſen — und da hatte ich das Unglük — daß ich mich, inſonderheit am Ende, wo Du mich ſo ſchön mit einer heitern Zukunft getröſtet haſt, des Weinens nimmer enthalten konnte — mir fielen ein paar Tränentropfen in die Suppe — und kaum konnte ich ſie vor Bilfingern, der neben mir ſaß, verbergen. Aber er muß doch was gemerkt haben, er blinzte mich ſo mit ſeinen Schelmenaugen an, und da iſts allemal richtig!!!

[1] Muthmaßlich im Sommer 1787 geſchrieben.

Wann Du nur wüßtest, wie oft ich an Dich dächte! Wie oft ich Dich zu mir wünschte!

O Bruder, Bruder! ich bin so ein schwacher Kerl — aber ich gestehs auch sonst niemand als Dir — und nicht wahr, Du hast lieber Mitleiden mit mir, als daß Du lachst über das, daß ich geweint hab ob Deinem Brief?

Aber Du lieber Gott! ich muß Dirs nur gestehn, es liegt mir mehr auf dem Herzen, als was ich Dir neulich geschrieben habe! Du kanst mir glauben, Gott hat mir mein redlichs Theil Leiden beschert! ich mag keines sagen — Du möchtest meinen Brief in einer lustigen Stunde bekommen, und da würd' ich mir ein Gewissen daraus machen, Dir sie zu verderben mit meinen Klagen! Ich weiß, wie sehnlich ich oft nach einem heitern Augenblik schnappe — und wie ich ihn dann so festzuhalten suche, wenn ich ihn habe, und so könte Dirs leicht auch gehen —

Hier halt' ichs nimmer aus! nein warlich! Ich muß fort — ich habe [mir] vest vorgenommen, entweder meiner Mutter morgen zu schreiben — daß sie mich gar aus dem Kloster nimmt, oder den Prälaten um eine Curzeit von etlich Monathen zu bitten, weil ich öfters Blut auswerfe. — Du siehst, Freund, 's geht allmählig mit mir zur Ruhe. Sei getrost!!! Bekümre Dich nur nicht um mich!!!

Dein Hölderlin.

Für Deinen lieben Apoll nochmal tausend Dank — er hat mir schon manchen guten Augenblik gemacht — ich sehe ihn gewiß alle Tage an!

Nr. 12.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mamma!

Ich habe wirklich wieder Geschäfte die Menge auf dem Hals; und Geschäfte, wo die Geisteskräfte ziemlich stark angegriffen werden — ich will also nur so bei Gelegenheit gestehen, daß Bilfingers Caffee, und mein Zuker verbraucht sind, und daß ich mich inzwischen manchmal nach einem Frühstük gesehnt habe —

[1]) Auch dieser Brief wird im Sommer 1787 geschrieben sein.

bei dem frühen Aufſtehen — und dem beſtändigen ſtarken Angreiffen des Kopfs — und neulich zwang ich mich wieder mit einem ſchröklich leeren Magen zur Suppe[1]), die Ihr hungrigſter Taglöhner ungern eſſen würde — und da wurde mir ſo weh, daß ich beinahe vor Aerger die Schüſſel an die Wand geworfen hätte. Ein gutes, gutes Werk wärs alſo für den Friz, wenn Sie ihm etwas Caffee ſchikten.

Sie werden lachen, über meine weitſchweifige Bitſchrift, aber 'swar nur, daß Sie ſich einen kleinen Begrif von unſerm Kloſterkreuz machen können. Dann das ſind doch ordentliche Nahrungsſorgen, wenn man ſo nach einem Schluk Caffee, oder nur einem guten Biſſen Suppe hungert, und nirgends, nirgends nicht auftreiben kan. Bei mir gehts noch gut; aber da ſollten Sie andre ſehn, die einige Pöſtchen vom Winter her noch zu berichtigen hatten, und jezt den halben Heller nimmer im Beutel haben — es iſt zum lachen*), wenn die Leute aus lauter Unmuth nicht ins Bett gehen, und die halbe Nacht auf dem Dorment auf und abſingen

Auf, auf, ihr Brüder und ſeid ſtark
Der Gläubiger iſt da
Die Schulden nehmen täglich zu
Wir haben weder Raſt noch Ruh
Drum fort nach Afrika —

(das wär das Cap) und ſo gehts faſt alle Nacht, da lachen ſie am Ende einander ſelbſt aus, und dann ins Bett. Aber freilich iſt diß eine traurige Luſtigkeit!

Und noch überdiß hat Hr. Prälat, der ſo geprieſne Weinland[2]), wirklich ſo unbegreiflich wunderliche Launen, da er Profeſſoren, Studenten und Famulus, als[3]) einen vor des andern Angeſicht ſchon dergeſtalt abgewaſchen hat, daß bald vollends Profeſſoren und Studenten und Studenten und Famulus zuſammenheulen. So gehts eben in der Welt! Ich lerne mich gottlob! immer beſſer in ſie ſchiken! Ich kan Sie auf alles verſichern, liebe Mamma, daß ich, der ich ſonſt der unzufriedenſte war, jezt keiner mehr von

[1]) Suppe bekamen die Zöglinge der Seminare noch bis in die Mitte der ſechsziger Jahre zum Frühſtück, jetzt Kaffee.

*) Verzeihen Sie, daß ich ſo ſchlechtes Papier bringe!

[2]) Weinland, ſeit 1785 Prälat in Maulbronn, ſtarb d. 23 Juli 1788.

[3]) = immer.

den Unzufriednen bin! Der l. Rike hab ich geschrieben, — hab sie getröstet!

Ich muß Ihnen sagen, ich hab geweint ob ihrem Brief — und da ich drauf Chor halten mußte, vor Aerger fast nicht reden können. Ich hätte mirs nie zugetraut, daß meine Liebe zu ihr so weit gienge! Aber gewiß, 'sist ein edles, herrliches Mädchen, die Rike! Gott wird ihr tausend Seegen geben für ihre Tränen. Sie dürfen stolz sein auf so eine Tochter.

Ihr

gehorsamster S.

Hölderlin.

Nr. 13.

Hölderlin an Nast[1]**.**

Lieber guter Bruder!

Endlich auch wieder einmal! aber recht viel — recht viel sag' ich Dir, und doch nur halb — weil sichs ein anderer lieber Mund vorbehalten hat, Dirs zu sagen — wenn Du hieher kommst — und Du sollst nur recht bald kommen soll ich Dir sagen. — O Freund! Du wirst aus dem lieben Mund erfahren die Quelle all meiner Freuden, all meiner Leiden, all meiner Klagen — Du wirst Dir sie dann erklären können die rätselhafte Launen, in denen ich Dir oft geschrieben habe. Wann Du wirklich[2]) in mein Herz sehen könntest, Bruder, wie's da so ruhig, so hell, so zufrieden aussieht, Du würdest Dich freuen — und Deinem herrlichen Mädchen sagen, wie ich jezt nimmer murre, wider den, der mir mein Schiksaal giebt, der so gut, so weise vergnügte und traurige Tage austeilt. — O ich war so ein Thor — glaubte oft, wenn Menschen mich haßten, wenn Spöttereien mich verfolgten — wenn alles, alles sich zusammentraf, um mir eine einzige — so lang' ersehnte seelige Stunde zu verderben — dann glaubt' ich Bruder, Gott liebe mich nicht! glaubte — er zürne der Liebe!!! Jezt weist Dus — Bruder! aber weiter schreib' ich nimmer — Sie wird Dirs sagen.

---

[1]) Muthmaßlich nach der Herbstvacanz 1787 geschrieben.

[2]) = gegenwärtig.

Nur umarmen möcht' ich Dich jezt — an Deinem Halſe Freudentränen weinen — in Deinem Stübchen — ich kans noch ſehen, das Stübchen — 's war mir alles ſo heilig — ich dachte da habſt Du ſchon ſo oft an mich gedacht — und 's war alles ſo ſtill um uns — und ich kam ſo gerade von Maulbronn her — vom Abſchied — vom Abſchied — und hatte eben Dein Mädchen geſehn, wie ſie ſo ſanft — ich muß hier aufhören, ich komme zu tief ins beſchreiben — und 's iſt ſo ein elendes Zeug ums Schreiben — man drükt ſich nicht halb ſo warm aus, als man gerne wollte — ſieht gerade aus, wie in den Tagen meiner Klage — wo ich unter Leuten gerne lachen wolte — und nur ein bitteres krummes Maul machte. Sicher! 's iſt gerade ſo — Bruder! Aber verzeih — lieber Freund — verzeih — ein ganzes Jahr ſagt' ichs Dir nicht — das liebe Geheimniß, das Du noch nicht weiſt — Du kanſt mich für falſch halten — aber, Gott weiß — wie michs oft drükte — wie ich mit aller Gewalt das Geſtändniß noch an mir hielt — aber ſieh! ich mußt' ihr ſo heilig ſo oft verſprechen keiner Seele nichts zu entdeken — aber neulich fragte ſie mich in ſo einer Wonneſtunde — ob ich meinem Naſt noch nie nichts geſagt habe — Bruder! Bruder! wie mirs da ſo wohl ward — „plözlich ſchreib ichs ihm", aber ſie will Dirs ſelbſt ſagen, die gute Seele —

Hier Gedichte vom H—[1]) er läßt Dich grüßen — warum Du ihn dann nicht beſuchſt? Hier mein Bild!

Bilfinger iſt wirklich ſo gut — ſo brav — ich kann Dir ſagen Bruder — als iſt wie Du — iſt bräver als ich!

Ich weiß nicht, ob Hiemer in Stutgard, oder Du meinen Pfeffel haſt — ſchreib mirs! Schreib ja recht bald! Komme ja recht bald! wir wollen paradieſiſch zuſammen leben! Jezt gute Nacht! lieber! morgen früh ſchreib ich Dir vielleicht noch einmal!

Dein

Hölderlin.

---

[1]) Hiemer in Stuttgart.

Nr. 14.

Hölderlin an Nast[1]).

Bester!

Daß ich jezt nichts vorbringen kan — tausendmal würd ich eben — Bester — ruffen — und Freudetränen weinen über den besten aller Freunde — wär ich bei Dir. Ja, Bruder — und wann ich die halbe Welt durchstreifte — und mir einen Freund suchen wolte — der mir mer als Du sein könnte — ich fänd ihn nicht — bei unsrer Freundschaft! ich fänd ihn nicht. 'Smuß Ahndung gewesen sein — lieber — daß mich Dein Brief dißmal so über alles freuen werde — — Ich hatte viel unentsiegelte Briefe vor mir liegen von meiner Mutter — meinen lieben Geschwistern, — von Freunden — aber frage nur den Bilfinger — als wolt' ich ihn verschlingen — fuhr ich zuerst auf Deinen los — riß mit dem Siegel beinah den ganzen Brief entzwei — und fand noch tausendmal mer — als mein höchstes Erwarten erwartet hatte.

Lieber, lieber Freund — wie ichs da so überzeugend fülte daß Lieb' und Freundschaft der Menschen gröstes Erdenglük sind! Ich wollte mich plözlich hinsezen und wieder schreiben — aber keinen Buchstaben konnt ich vorbringen — — — Aber ich habe Dir so viel, viel zu schreiben — Lieber!

Nur zuerst von Hiemer[2])! höre was er mir neulich schrieb — „Du wilst Gedichte von mir? Gut! da hast Du eines — 'Sist ein wilder ausgearteter Junge — macht sich Gesezе nach seinem Kopf — rennt oft — daß mir immer nur bange war, er möchte sich Arm und Bein entzwei springen — wirft so Römer, mäßig mit Geistesgröße — und Vaterlandsliebe und Freiheitssinn um sich — daß ich ihn leider!!! in gar keine Modegesellschaft lassen darf — hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht — der Junge — daß er sich so gar nicht schmiegen will — — —"

---

[1]) Der Brief wird nicht lange nach dem vorigen geschrieben sein. Es sind drei Quartdoppelblätter bis zu Ende beschrieben; der Schluß des Briefes fehlt.

[2]) Hiemer in Stuttgart.

So macht er etlich gute Seiten fort! Höre nun — wie er ernsthafter wurde. „Du bist mein Freund, sprach er, kanst ehrlich sein — das weiß ich! nimst Dir auch wohl etliche Stunden Zeit für Deinen H — ließ meine Arbeit also rezensentenmäßig durch — tadle, wo zu tadlen ist — schreibe, was Dir so halb gefallen hat — und das ja recht bald!!! und Deinem lieben Nast schiks auch — sonst keiner Seele — Du must lügen — oder er ist mehr, als ich und Du, schiks ihm ja — bitt ihn ja — eben das zu thun, worum ich Dich bat — schreibe jeder seine Gedanken — Du must den Nast aber nicht in meinem Namen bitten, er soll nicht wissen, daß er seine Urteile für mich schreibt — hörst Dus? daß er desto strenger — desto unparteiischer ist. — Ich hoffe seine Urteile sollen mir recht viel nüzen —". Ich hielt seinen Vorschlag für unnötig — ich weiß, lieber Bruder, Du schreibst, wie Du denkst — schmeichle ja nicht — ich will ihn auch ins Gesicht tadlen — sonst würde er mir plözlich seine Freundschaft aufkünden. Sei ja recht streng! Wir wollen uns so ehrenvest auf unsern Rezensentendreifuß sezen — er soll Hiebe bekommen, wo ers verdient — so sind wir ihm am liebsten. Das eigentliche Kostüme des Gedichts den Plan — die eigene Geseze, die er sich gemacht hat, schik ich Dir das nächstemal.

Aber in Ansehung seines Helden höre, was er schreibt —

„Du wirst mich tadlen — sollst mich tadlen — und must — daß ich gerade den hizigen, rachsüchtigen abenteuerlichen Trenk und wie die Titelgen heißen, die man ihm gibt, mit Recht gibt — daß ich gerade diesen besinge — Die Ursache — weil ich große Helden — das Trenk gar nicht ist — nicht zu einem Probestük nehmen wollte — kurz, ich bitte Dich, daß Du mehr auf das Gedicht selbst, als auf den Gegenstand desselben sieheſt."

Ich höre auf davon — schreibe Dir das nächstemal noch mehr darüber — Schike mir nur bald Deine Urteile — und das über jede Seite — dann liebt er Dich über alles — Du wirst es sehen. Aber jezt — Lieber — was meinst Du wol? Soll ich aufhören? — Nein! nein! Ich kan nicht Du musts wissen — lange genug trug ich vor diesem Winkel meines Herzens eine Larve — Du solteſt zürnen, Bruder — aber die Ursachen weist Du ja, und verzeist —.

Sie iſts — Du haſts erraten — ſolteſts gleich beim erſten Wort von Liebe erraten haben — dann — konnte ſonſt eine Seele hier ſein, die ich liebte? und wären noch tauſend hier — ich ſchwörs Dir, Bruder — ſo treu — ſo zärtlich — ſo ganz für mich und ſonſt für alles nichts — Du fändeſt keine — auſſer — Du weiſts! Du würdeſt zürnen, und ich ungerecht ſein — wann dieſes auſſer nicht daſtände. Aber wo ſoll ich anfangen? Soll ich Dir all' unſre freudige und leidensvolle Tage hererzälen? Ich wils thun — werde aber ſobald nimmer aufhören können.

Ich kam hieher — ſah ſie — ſie mich — Beide fragten wir jedes nach dem Carakter des andern — wie's oft geht — blos aus Zufall tats vieleicht Louiſe — beide fragten Deinen guten Vetter, des Famulus Sohn — der damals hier war — den Gang unſrer Liebe will ich Dir nicht beſchreiben — Dein lieber guter Vetter bracht uns ſchon im erſten Monath meines Hierſeins zuſammen. Wies da in meinen Herzen tobte — wie ich beinah kein Wort reden konnte — wie ich zitternd kaum das Wort Louiſe hervorſtammelte das weiſt Du — Bruder — das haſt Du ſelbſt gefühlt. Dein Vetter kam bald fort — und — ſchröfliche Tage kamen. Ich hatte das liebe Mädchen an einem Orte geſprochen — wo ich, ohne vorhergehende Abrede ſie nie ſprechen konnte — keiner Seele konnten wir uns vertrauen — kein Ort war ſonſt möglich — wir blieben alſo auf die etlich Augenblike — auf die etlich herausgeſtammelte Worte — beinah über einen Monath geſchieden. O Bruder! Bruder! das waren ſchröfliche Tage — namenloſe Leiden — noch nie gefühlte Raſerei zerriß mir das Herz. — B. dann — es hatte ſich Eiferſucht ins Spiel gemiſcht — und der Gegenſtand dieſer war — Bilfinger — er war unwißend von allem — auch ein Anbeter von Louiſen. Ich erfurs — ſchrieb ihre Entfernung von mir einer gefliſſentlichen Vermeidung zu — fand endlich Gelegenheit — ihr fürchterlichen Unſinn, wie ich mich noch erinnre — zu ſchreiben — raſte ſtündlich mit Bilfingern — und weder B. wußte, woher die unbegreifliche Feindſchaft komme, noch die gute L. was der Unſinn zu bedeuten habe. Endlich — in der Stunde des äuſſerſten Grimms ſagt ich alles vor B. heraus — er entſagt' ihr freiwillig — dann er hatte noch kein Wort mit ihr geſprochen — und ſo entſtand unſre Freund-

ſchaft. L. ſprach ich bald auch an den Plätzgen unſrer erſten Zuſammenkunft — ſie fragte mich voller Angſt — was ich dann mit dem Brief wolle? Ich ward verwirrter — ſie noch verwirrter — und doch wars ein ſeeliges Stündchen — doch ſchieden wir herzlich vergnügt. Um dieſe Zeit wars, daß Du hieher kamſt — daß ich Dein Freund wurde, von Deiner Seite ſprang ich einmal zu ihr. Immer noch plagten mich grimmige Launen — und manche Träne floß — über der Ungewißheit — ob ſie mich auch wirklich liebe. Nur ſelten kam ich zu ihr — immer verſtolen — und das machte dem lieben Mädchen oft bange. Sie war ſer zurükhaltend vor mir — weil ſie mich nicht kandte — und iſt das nicht ſchon ein bewundrungswürdiger Zug in ihrer ſchönen Seele? — — Der Sommer kam — und mit ihm Leiden über meine Louiſe und mich — Gott im Himmel! ich mag mich nimmer in die Tage verſezen — — Bruder! Bruder! Tage, wo Zweifel gegen den Lenker meines Schikſaals in meiner Seele aufſtiegen — die ich Dir nicht nennen mag. Er hat ſie mir vergeben, der Allbarmherzige — ich habe mit mancher Träne, manchem nächtlichen Gebet bereuet. — Man bemerkte den Kummer meiner Seele bald — und im ganzen Kloſter wurd' ich als gefärlich melancholiſch ausgeſagt. Louiſe hört' es, und ihr Kummer glich dem meinigen. Der Schlaf floh mich bei Nacht — und bei Tag alle Tätigkeit — ich erſtikte meine Empfindungen meiſt — wann ich an Dich ſchrieb — dann ich dachte — Du werdeſt vieleicht über mich lachen — ſo weit gieng mein Mißtrauen gegen jedermann. Um die Urſachen unſrer Leiden frage mich, wann Du wilt — Du ſolſt ſie all' erfaren — ſie werden Dir gering vorkommen — wann ichs überdenke — kan ichs auch nicht begreifen. Jezt ſtille von den traurigen Tagen. Ich hatte für einen Jammermonath eine ſeelige Stunde, wo ich mit meiner Louiſe weinte — und für dieſe dankte ich Gott! Dankt' ihm endlich für alles — für all' die Leiden — all' die Verfolgungen — all' die Tränen. Die Zweifel — das Murren gegen den Ewigen muſt Du nur in die erſte Wochen meiner Trauertage rechnen, wo ich noch nicht gewont war zu tragen. Weiſt Du noch lieber! wie mirs ſo tobte in der Bruſt — als Du vorigen Sommer ſchiedeſt — ich ſah Dirs an, Du wunderteſt Dich — ich ſchied von Dir, wie wanns auf ewig wäre — lieber guter Bruder! ich

ſah, wie Du wieder Deinem Leonberg engegeneilteſt — hörte, wie Du ſo entzükt von freudigen Tagen, von wonnevollen Stunden redteſt — und — ich — wußte damals in der ganzen weiten Welt keinen Ort, wo ich Zufriedenheit hätte finden können, und ich war jezt wieder ohne Dich, bei dem ich meine Leiden ſo vergeſſen hatte — und ich — ſahe, wie mein Schikſaal immer ſchwärzer, meine Seele immer ſchwächer, mein Körper immer kränklicher wurde — (Du wirſt Dich noch erinnern, daß ich etlichemal Blut auswarf —) und diß war die Urſache meines Dir vermutlich ſo unerklärlichen Scheidens. Weiſt Du noch, Bruder, wie ich ſo ausgelaſſen luſtig war, als wir mit einander nach Oelbronn[3]) giengen? Damals war ich bei ihr geweſen — Ich ſahe ſie hinter uns in den Garten gehen — ſprang von der Straſſe über die Mauer — und wie mirs bei ihr geweſen ſei, kanſt Du ſchließen, da ich ſo — bei euch war — und deswegen ließ [ich] euch ſo lange noch auf mich warten. Endlich wurd' ich ganz zufrieden — auſſer daß das Andenken an die Leiden mein Auge zuweilen noch trübte. — — Und jezt, Beſter, jezt bin ich der glüklichſte auf Erden. — Geh es wie will — ich liebe meine Louiſe ewig — ewig — und ewig — ewig — liebt mich meine Louiſe. O Du kennſt ſie noch nicht ganz, Bruder — ich ſah ſie ſchon in Geſellſchaften — ſah ſie ſchon, ohne von ihr bemerkt zu werden, unter

Nr. 15.

Luiſe Naſt an Hölderlin.

Gott! wie wechſeln doch die Stunden
  Jezt mit Freuden dan mit Schmerz
Kaum daß Dich mein Herz gefunden —
  Glaube mir ein zärtlich Herz! —
Lauert ſchon das bange ſcheiden,
  Wie ein Dieb auf unſer Glük,
Und der frühen Trennung leiden
  Trüben Deiner Freundin Blik.

von Deiner

M. d. 13. Dec. 87. Louiſe.

[3]) Ein Dorf, 5 Kilometer von Maulbronn.

Nr. 16.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mamma!

Verzeihen Sie, daß ich lezten Bottentag nicht geschrieben habe. Sie werden wohl selbst daran gedacht haben, daß gerade am Tag, wo ich sonst Briefe schrieb, unsers Herzogs Geburtsfeier war. Ich hatte die Ehre bei unserem Festin als Dichter aufzutretten.

Weil ich Ihnen aber dißmal etwas schike, das Sie vieleicht mehr freut, als mein Gedicht, so will ichs bis nächsten Bottentag sparen.

Sie waren neulich so zärtlich besorgt — in Ansehung meiner Gesundheit. Da kann ich Sie versichern, daß mir den ganzen Winter kein Äderchen weh getan hat. Sie waren aber aus Gelegenheit des Weins noch zärtlicher, noch mütterlicher besorgt — da will [ich] Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mich ja nicht für eigenliebig halten, einen augenscheinlichen Beweis beilegen, daß Sie von meinem Karakter gewis nichts solches zu befürchten haben. Der Brief ist von Hrn. Pfarrer Rotaker in Hausen ob Verena[2]). Ich muß Ihnen aber die ganze Sache erzälen. Rotaker[3]) ist arm. Einige Frauenzimmer von hier, die es wußten, und ihn gerne unbekanterweise unterstüzen wollten, trugen's mir auf. Die edle Handlung rührte mich. Beschämt nahm ich mir vor, ein gleiches zu thun. Aber mein Beutel versagte mir damalen meine Freude. Aber — wann ich ihn von liederlicher Gesellschaft abhalte, dachte ich, wann ich ihn in seinen Arbeiten unterstüze, ihm so viel als mir möglich, im Wissenschaftlichen beibringe, (da lehren ja ohne-

[1]) Schwab hatte diesen Brief zu den Tübinger Briefen gelegt. Für Maulbronn spricht indeß nicht nur der Ton des Briefes, sondern auch die Aeußerung am Schluß, daß er „hinauf kommt", d. h. den Neckar hinauf; ferner der in der Nachschrift angedeutete Reiseplan, der in dem folgenden Briefe näher besprochen wird, so wie die Worte auf der Adresse „frei bis Stutg". Endlich ist das Papier ein anderes, als das in Tübingen benutzte. Der Brief wird bald nach des Herzogs Geburtstag (11. Februar 1788) geschrieben sein.

[2]) Pfarrer Joh. Wilh. Rotacker. Der Brief liegt nicht an.

[3]) Der Sohn des obigen, Ferd. Wilh., geb. 1770 war Hölderlins Compromotionale in Denkendorf, Maulbronn und Tübingen.

hin einst meine Hauptbeschäftigung werden soll) — gefällts dem lieben Gott nicht eben so wohl, dachte ich, als Unterstüzung mit Geld oder Kleidungsstüken — Jedes übrige werden Sie aus dem Brief sehen. Das aber muß ich noch hinzusezen, daß Rotaker damals in der schlechtsten Gesellschaft war — daß der Prälat seine Streiche dem Vater schrieb, daß er auf seines Vaters drohende Ermanungen ihm alles mit reuigem Herzen bekannte, mit den Worten, daß er ganz anders geworden seie, und diß mir zu danken habe. Aber daß es nur sonst niemand erfärt, liebe Mamma! Man würde mich .....[1]) lachen — daß ich meine Pflichten Erfüllung zur Befriedigung meiner Eigenliebe mißbraucht hätte — Ihnen schrieb ichs bloß, weil Sie eine so zärtlich besorgte Mutter sind.

Dem lieben guten Carl laß ich tausendmal danken für sein überschiktes. — Ich würde ihm und der l. Heinrike schreiben, wann ich nicht noch ein halb Duzend Briefe zu beantworten hätte. Leinen Tuch werden Sie vieleicht schon fortgeschikt haben, wann dieser Brief hinaufkommt. Ich muß ...[2]) len.

Ihr
gehorsamster Sohn
Hölderlin.

Ein guter Freund bittet mich, ich möcht' ihm ein buchsbäumene Flöte mit Horn garnirt beim Wohlhaupter bestellen — Sind Sie so gütig und besorgen Sie es. Schreiben Sie mir, ob wir ins Unterland reisen — Wann nichts draus wird, so hab' ich schon alles bestellt — ich kan mit Renzen[3]), Bilfinger und Hiemern[4]) in dem Unterboigner[5]) Gefährt fahren — doch so, daß ich immer wieder nein! sagen kann.

---

[1]) Weggeschnitten.

[2]) Durch das Siegel weggerissen.

[3]) Renz, Carl Christoph, geb. 1770, zu Owen bei Nürtingen, war später (im Herbst 1788) im Stift Primus der Promotion, zu welcher Hölderlin und Hegel gehörten. Er war sehr talentvoll, und namentlich Hegel (s. Briefe von u. an Hegel) erwartete Großes von ihm. Er starb aber früh.

[4]) Hiemer, Phil. Jak, aus Rothenacker bei Ehingen, ein Bruder des Karlsschülers, gehörte gleichfalls zu Hölderlins Promotion.

[5]) Unterboihingen, ein Dorf im Oberamt Nürtingen.

Nr. 17.

Hölderlin an Nast[1].

Lieber Bruder!

Nur etlich Laute! Schade, daß es nur etlich sind — ich wäre wirklich so gut gestimmt. Denke nur! etwas in die Chronik![2] Ich bin auch einmal wieder recht zufrieden mit mir — meinem Schiksaal. Ich soll Dir meine mystische Briefe aufklären? Herzlich froh bin ich, daß ich sie so mystisch geschrieben habe. Ich müßte mich jezt nur noch mehr schämen. Jezt muß ich aufhören.

Vorige Woche habe ich wegen dem Examen solenne nicht schreiben könne! Ein schwaches Hinderniß!

Bilfinger und Efferenn grüßen Dich! Gelt, lieber, Du rächst Dich nicht an meinem bißherigen Stillschweigen und an diesem Gesudel da, und schreibst noch 2—3 recht lange Briefe vor Ostern? 'S Sind noch 5 Wochen!

Dein
vergnügter Hölderlin.

Nr. 18.

Hölderlin an seine Mutter[3].

Liebste Mamma!

Also in acht Tagen sind wir beieinander, es sei nun in Nürtingen, oder im Unterland. Bestellungen weiß ich keine mehr zu machen. Ich glaube, wir werden, wann wir reisen, eine Reise haben, wie auch einmal an Ostern. Ich bin auf alle Fälle gerüstet.

Wann Sie mir sagen laßen, oder schreiben, Sie bleiben in Nürtingen, so fahr ich in dem Unterboihinger Gefährt bis nach Boihingen — und Sie kommen mir entgegen — kommen Sie aber ins Unterland, so erwarte ich Sie am Dienstag nach dem Palmtag in Schwiebertingen[4], im Ochsen. Freilich hab' ich mich in An-

---

[1]) Der Brief wird etwa um die gleiche Zeit, wie der vorige — fünf Wochen vor Ostern — geschrieben sein. Ostern fiel in diesem Jahre auf den 23. März.

[2]) Es scheint Schubarts vaterländische Chronik gemeint zu sein; doch habe ich nichts von Hölderlin in derselben gefunden.

[3]) Der Brief ist kurz vor der Ostervacanz geschrieben.

[4]) Dorf an der Chaussee von Maulbronn nach Stuttgart, etwa halbwegs zwischen Maulbronn und Nürtingen.

ſehung der Kleidungsſtüke ganz auf die Reiſe gerüſtet, z. E. daß ich keine Schuhe mitnehme. Wir haben wirklich Schnee, bei dem aber demohngeachtet nicht ſo übel zu reiſen wäre.

Ich freue mich, bald in den Armen der Meinigen zu ſein. An alles tauſend Grüße.

Ihr

gehorſamſter Sohn

Hölderlin.

Nr. 19.

Hölderlin an Luiſe Naſt[1]).

Was wir doch für Menſchen ſind — Liebe! Ich meine, dieſer Augenblik, da ich bei Dir war, ſei ſeeliger geweſen, als alle, alle Stunden, da ich bei Dir. Unausſprechlich wohl war mirs, als ich ſo oben am Berg gieng, und Deinen Kuß noch auf meinen Lippen fühlte — Ich blikte ſo heiß in die Gegend, ich hätte die ganze Welt umarmen mögen — und noch, noch iſts mir ſo! Deine Veilchen ſtehen vor mir, Louiſe! Ich will ſie aufbewahren, ſo lang ich kan.

Weil Du den Don Carlos ließſt, will ich ihn auch leſen, auf den Abend, wan wenn ich ausgeſchaft habe.

Ich mache wirklich über Hals und Kopf Verſe — ich ſoll dem braven Schubart ein Paquet ſchiken.

Auf meinen Spaziergängen reim' ich allemal in meine Schreibtafel — und was meinſt Du? — an Dich! an Dich! und dann löſch' ichs wieder aus. Diß hatt' ich eben gethan, als ich vom Berg herab Dich kommen ſah.

O Liebe! an Gott und an mich denkſt Du in Deinem Stübchen? Bleibe Du ſo, wann Du ſchon vielleicht die einzige unter Hunderten biſt.

Kommt Deine Jfr. Schweſter Wilhelmine heut? Haſt Du ihr das Briefchen geſchikt? oder giebſt Dus ihr erſt? Ich höre, ſie befindet ſich beſſer. Ich ſoll Bilfingern auch ein Briefchen ſchiken — aber ich ſeh' es iſt unmöglich bis morgen.

---

[1]) Der Brief iſt im letzten Halbjahr ſeines Aufenthalts in Maulbronn geſchrieben, da Bilfinger nicht mehr im Kloſter war. Die Veilchen weiſen auf den Frühling.

Wann ich nur immer so zufrieden bliebe, wie ich jezt bin. Doch — ich liebe Dich ja unter jeder Laune fort — mein Zustand ist also doch nicht der schlechteste. Denke recht oft an mich. Du weists — ich bleibe unzertrennlich

Dein

Hölderlin.

* * Nr. 20.

Hölderlin an Nast[1].

Maulbronn, 1788.

Lieber Bruder!

Da leg' ich meinen Ossian weg, und komme zu Dir. Ich habe meine Seele geweidet an den Helden des Barden, habe mit ihm getrauert, wann er trauerte über sterbende Mädchen.

Und so — war ich gestimmt — um etliche Augenblicke ganz für Dich zu seyn.

Lange, lange schon ists freilich, daß wir nichts mehr von einander hören — und denke, Bruder, die ganze Vakanz war ich kaum eine Meile von Dir und konnte — unmöglich hin — nicht auf einen halben Tag. Da saß ich ganze vier Wochen am Todtenbette meiner Tante[2]) in Gröningen, und lernte dulden — von ihr! und jetzt Bruder, jetzt ist sie todt!

O Bruder! sie soll so ganz mein seliger Vater gewesen seyn, ich hab' ihn nie gekannt, ich war drei Jahr alt, als er starb, aber ein herrlicher Mann muß er gewesen seyn, wenn er war, wie sie. Wann sie so unter den unaussprechlichsten Schmerzen trauernd zum Himmel sah, und sie in todesnahen Stunden die Sprache verlor, und ich für sie betete — und sie dann schnell wieder aus ihrem Röcheln aufwachte, und staunte, daß sie noch auf der Erde sey — Bruder! Bruder! da ließ sich viel lernen! Und als ich wieder hieher reiste, und auf Nimmersehen von ihr Abschied nahm, und sie sagte — „wann wir uns auf dieser Welt nimmer sehen, so finden wir uns in jener". O! diese Worte vergeß' ich nie! Es ist des

[1]) Der Brief wird etwa um die gleiche Zeit, wie der vorige, nach der Ostervacanz 1788 geschrieben sein; der Pfingstsonntag fiel auf den 11. Mai.

[2]) Die zweite, jüngere Schwester von Hölderlins Vater, Friederike Juliane, geb. d. 2. Mai 1741, über deren Schicksal mir sonst nichts bekannt ist.

Menschen seligster Gedanke, der Gedanke an die Ewigkeit. — Wenn ich oft so düster zu meiner Louise komme, und über Menschen klage — und mir für die Zukunft bange wird — da mahnt sie mich an die Ewigkeit — und das sind selige Stunden.

Meine Gedichte sind wirklich auf der Wanderschaft; — wann sie wieder ohne blutige Köpfe nach Haus kommen — und (sie) ihr Hr. Papa Hölderlin nicht aus väterlicher Vorsicht wieder ein halb Jahr ins Pult einsperrt, (denn es sind gar zu dumme Jungen) nun ja! wann diß nicht ist, sollen sie auch nach Leonberg marschiren.

Auf Pfingsten, Bruder, — wann Dir Dein Hölderlin lieb ist — wann Du ihn noch 'mal sehen willst — (am nächsten Herbst muß ich geradenwegs nach Haus, und dann nach Tübingen) lieber, lieber Bruder! im Namen aller Maulbronner Lieben bitt' ich Dich, komme! Deine verehrungswürdige Freundin bitt' ich — sags ihr nur, ich bitte gehorsamst, daß sie ihrem Nast sage, er möchte seinen Freund doch nicht so umsonst hoffen lassen.

Sey so gut, und schick mir den Pfeffel, und Brutus und Cäsar. . . . .

O wann Du nur gewiß kommst! Nur diesmal lasse mich nicht vergebens hoffen — Ich bin ja

Dein

Hölderlin.

Nr. 21.

Hölderlin an seine Mutter.

Tagebuch einer Reise von Maulbronn nach Speier.

Montags, den 2. Jun.[1]) reißt ich ab. Es war ein schöner belebender Morgen. Mein Herz erweiterte sich in all den Erwartungen deß, das ich sehen und hören werde. Noch nie war mir so wohl, als da ich, eine halbe Stunde von hier, den Berg hinunterritt — und unter mir Knitlingen[2]) lag, und weit hinaus die gesegneten Gefilde der Pfalz. Mit dieser Heiterkeit sezte ich meinen Weg fort durch Bretheim[3]), Diedelsheim, Gundelsheim, Heidels-

[1]) Da 1788 der 2. Juni auf einen Montag fiel, muß die Reise in diesem Jahre, anscheinend außer einer Vacanz, gemacht sein.

[2]) Knittlingen, Städtchen im Oberamt Maulbronn.

[3]) = Bretten.

heim, und jezt war ich in Bruchsaal. Ich hatte im Sinn, mich im Rükweg aufzuhalten — wartete folglich bloß im Wirtshaus auf Vetter Blumen. Ich wartete bis eins, es kam kein Blum, wartete bis zwei, bis drei — noch nicht! Jezt war ich ärgerlich. Gefallen hatte mirs in Bruchsaal ohnehin nicht, unter dummen Pfaffen, und steiffen Residenzfrazen[1]) — mein Pferd hatt' ich nur auf diesen Tag gemietet, der Weg nach Speier war lang, die Zeit kurz, die Straße mir unbekannt. Was war zu thun?

Ich schikte den Mann, den ich bei mir hatte, um das Pferd zurükzunehmen, nach Haus, sezte mich aufs Pferd, und flugs Speier zu!

Von Bruchsaal aus hatte ich zwar keine Chaussee mehr, aber doch breiten, guten Sandweg. Ich passirte meist dike schauerliche Waldungen, so daß ich ausser meinem Weg kaum drei Schritte weit um mich sehen konnte. So dik habe ich in Wirtemberg noch keine Wälder gesehn. Kein Sonnenstral drang durch. Endlich kam ich wieder ins [Freie], nachdem ich Forst, Hambrüken und Wiesenthal passirt hatte. Eine unabsehbare Ebene lag vor meinen Augen. Zur Rechten hatte ich die Heidelberger, zur linken die Französische Grenzgebirge! — Ich hielt lange still. Der neue, unerwartete Anblik einer so ungeheuren Ebene rührte mich. Und diese Ebene war so voll Seegens. Felder, deren Früchte schon halb gelb waren — Wiesen, wo das Gras, das noch nicht abgemäht war, sich umneigte — so hoch, so reichlich stand es — und dann der weite, schöne, blaue Himmel über mir — — Ich war so entzükt, daß ich vieleicht noch dort stände mit meinem Roß, wann mir nicht gerade vor mir das fürstlich bischöfliche Lustschloß Waaghäußel in die Augen gefallen wäre.

Ich wolte eben darauf zu reiten, weil ich es auch in meiner Marschruthe hatte — von wo aus ich dann über Lußheim gekommen wäre — aber man wieß mich links nach Oberhausen, weils dahin näher ist. Von dem Lustschloß kann ich also nichts sagen, als daß es im Wald liegt, eine Capelle und noch etlich Gebäude um sich hat, weiter aber nichts sehenswürdiges, keine

[1]) Bruchsal war Residenz des Fürstbischofs von Speier.

Gärten, keine Hohenheimer Wildnisse[1]) oder was ich sonst da erwartet hätte. Vor Oberhausen bemerkte ich erst die Domkirche in Speier, ob ich es schon bald nach Bruchsaal hätte sehen können, so groß ist die Ebene — so ungeheuer hoch ist diese Domkirche. Ich glaubte, ich werde jezt keine Viertelstunde mehr haben, und freute mich schon aufs Abendessen in Speier, aber ich hatte mich gewaltig betrogen. Von Oberhausen kam ich nach Rheinhausen. Hier mußte ich über den Rhein fahren, mußte aber ziemlich lange warten, biß die Schiffer vom jenseitigen Ufer herüberkamen, weil die Überfahrt gewönlich eine halbe Stunde dauert. Aber so gerne hab' ich noch nie gewartet, als damals. Die Zeit wurde mir gar nicht lang.

Man stelle sich vor — ein Strom, der dreimal breiter ist, als der Nekar, wo er am breitsten ist — dieser Strom von oben herab an beiden Ufern von Wäldern beschattet — und weiter hinab die Aussicht über ihn so lang, daß einem der Kopf schwindelte — das war ein Anblik — ich werd' ihn nie vergessen, er rührte mich ausserordentlich. — Endlich kamen die Schiffer herüber. Man fährt in Booten über, welche so groß sind, daß zwei Gefährte mit Pferden, und noch Leute genug darinn Plaz haben. Nach Verfluß einer halben Stunde war ich am Speirischen Ufer. Ich fragte bei Vorübergehenden, wo ungefär die Frau Blumінn wohnte — und wurde von einem, der sie kannte, in Hrn. Pfarrer Majers Haus gewiesen. Weil sich der Tag neigte, mußte mein Rößlein noch all' seine übrige Kräfte aus den steiffen Füßen zusammennehmen — ich dachte — ich und es könten uns ja bald jezt Abendessen und Nachtruhe herrlich schmeken laßen. Und so — war ich in den Speirer Thoren. Langweilig wurde mir das ewige Umherreiten in den Gassen, bis ich Hrn. Pf. Majers Haus endlich fand.

Ich wurde mit stürmischer Freude von der Rike und Blumen, von der Frau Blumin, und deren Tochter, der Pf. Majerin, und Pf. Majer mit ausserordentlicher Höflichkeit aufgenommen. Genug für diesen Tag!

---

[1]) Hohenheim, das s. Zeit berühmte Lustschloß Herzog Carl Eugens, gegen 2 Stunden von Stuttgart, damals mit künstlichen Ruinen, Wasserfällen u. dergl. angelegt, jezt landwirthschaftliche Academie.

D. 3ten Jun.

Der Blum und die Rike hatten schon vor meiner Ankunft auf diesen Tag eine Reise nach Heidelberg vorgehabt. Es wurde also ausgemacht, daß ich mein Pferd durch des Blumen Kutscher, der wieder zurük nach Markgröningen[1]) solte, weil sie sich noch länger aufhalten — hinaufschiken solte — und mit ihnen fahren, wo Blum kutschirte. — Ich mußt also schon wieder morgens um 4 Uhr aus den Federn — und um 5 Uhr saß ich zu gutem Glüke meiner matten Glieder — im Cariol. Wir schiften wieder über den Rhein — und [in] ein paar Stunden waren wir in den berühmten churfürstlich pfälzischen Lustgärten von Schwezingen. Beschreibung ist hier wenig. Man muß die Pracht — die ausserordentliche Schönheiten der Kunst — die ausgesuchte Gemälde, die Gebäude, die Wasserwerke u. s. w. selbst gesehen haben — wenn man sich einen Begriff davon machen will. Doch eins muß ich nennen. Es ist hier eine türkische Moschee (Tempel) angelegt, die mancher, der sie sieht unter den vielen Schönheiten, vieleicht vergißt, aber mir gefiel sie am besten. Das ganze ist, was Hohenheim und die Solitude mit einander — meinem Begriff nach. Von Schwezingen nach Heidelberg hatten wir drei Stunden lang schnurgerade Chaussee — und auf beiden Seiten alte, eichengleiche Maulbeerbäume. Ungefär um Mittag kamen wir in Heidelberg an. Die Stadt gefiel mir ausserordentlich wohl. Die Lage ist so schön, als man sich je eine denken kann. Auf beiden Seiten und am Rüken der Stadt steigen steile waldichte Berge empor, und auf diesen steht das alte, ehrwürdige Schloß. Ich stieg auch hinauf, und machte eine Walfart zu dem berühmten Heidelberger Faß, dem Symbol so manches Zechers, dem Bonmot so manches Trinklieds. Es ist wirklich so groß, daß man oben ganz bequem herumtanzen kan. Es sind Schranken auf ihm, daß man ohne Gefar darauf gehen kann. Aber das kan ich versichern, daß ein Fall von seiner Höhe mir eben so unangenehm wäre, als aus meinem Klosterfenster. Merkwürdig ist auch die neue Brüke daselbst. Nachmittags reisten wir nach — Mannheim. Wir hatten herrlichen Weg am Nekar hinab. Kaum waren wir ausgestiegen, so

[1]) Städtchen zwischen Maulbronn und Stuttgart.

giengen wir ins Schauspiel. Schöner, gebildeter, vollkommener kan man sich nichts denken, als das Mannheimer Nationaltheater. — Nach dem Schauspiel sah ich noch das Zeughauß, wo Canonenkugeln, wie Steinhaufen aufgebeugt sind, wo ich zum erstenmal Granaten, Bomben, Kanonen u. s. w. sah — und dann die Jesuiterkirche! das prächtigste Gebäude, das ich auf meiner Reise fand. Die Stadt ist beinahe zweimal größer, als Stutgard. Das fürstliche Schloß sieht man aus den meisten Gassen. Die Gassen sind ganz gerade. Alles ist eben. Die Gebäude machen jedesmal ein großes Vierek. Das Kaufhaus ist so ungeheuer groß, daß mich ein Gang um daßelbe herum beinah eine halbe Viertelstunde kostete. Am Abendessen kam ich neben einen Grafen von Styrom zu sizen. Er ist ein Bruder vom Bischoff in Bruchsaal. Ich war nur eine Stunde um diesen Mann, aber ich werd' ihn bis zum Grabe verehren. Er ist General, und in seines Herrn, des Königs von Frankreichs Diensten grau geworden. Er unterhielt sich mit mir, wie mit s. Bruder — erzählte mir von seinen Schlachten, seinen Gefahren, seinen Siegen, seinen Niederlagen — ich hätte bald vergessen, daß dieser Mann Graf Styrom, und ich Student Hölderlin wäre, und wär ihm um den Hals gefallen, so viele Liebe gegen ihn flößte mir dieser Greis ein. Er ist mir am verehrungswürdigsten unter allen Leuten, die ich auf meiner Reise kennen lernte.

Mittwoch, den 4. Juni.

Ich blieb noch bis morgens 10 Uhr in Mannheim, in welcher Zeit ich den Hofkammerrath Dillenius, einen Oncle von meinem Märklin besuchte, und sehr viel Höflichkeit genoß.

Ich machte noch einen flüchtigen Strich durch die vornehmste Gassen der Stadt, besahe das Schloß, und das Bollwerk, und überall fand ich Palläste, die mich mit Staunen erfüllten. Unterdessen hatten meine Gefährten sich reissfertig gemacht, ich sprang in die Chaise, und trennte mich ungern von einem Ort, in welchem [ich] noch so viel merkwürdiges sehen, noch so manchen neuen Begriff mir hätte erwerben können. Wir mußten über fünf Brüken bis wir auf die Straße kamen; die die über den eigentlichen Rhein gieng, war ungeheuer lang, und eine Schiffbrüke. Hier waren große Boote an Ankern bevestigt, und so an einander gereiht, auf diesen

ſtand die Brüke. Wann nun Schiffe kommen, ſo ſind Maſchinen mit welchen man die Brüke an verſchiedenen Orten öfnen kan. Das aber, was meine Augen am meiſten auf ſich zog, waren die Churfürſtliche Schiffe, die am Ufer ſtanden. Vom Waſſer an bis ans Verdek (alſo den Boden ungerechnet) mochten ſie ungefär einen kleinen Stok hoch ſein, ihre Länge aber betrug ſich ſicher auf 24 Schuhe, der Maſtbaum ragte einen großen Stok über das Verdek hinaus — und eine Menge von Tauen (Seilern) hieng daran herab, mit welchen man den Maſtbaum herablaßen, und aufrichten, das Seegeltuch einziehen und ausbreiten konnte. Ganz vorn war ein Zimmer, mit grünen Läden, und überhaupt das ganze Schiff war gelb und roth angeſtrichen. So waren zwei da, ganz gleich — nur daß das Schiff der Churfürſtin ein wenig kleiner war, als Theodors (des Fürſten) ſelbſt.

Wir kamen durch die ſchönſte Alleen nach Okkersheim[7]), wo der Churfürſtin ihr Siz iſt. Ich kam hier in das nemliche Wirtshaus, in welchem ſich der große Schiller lange aufhielt, nachdem er ſich aus Stutgard geflüchtet hatte. Der Ort wurde mir ſo heilig — und ich hatte genug zu thun, eine Träne im Auge zu verbergen, die mir über der Bewunderung des großen genialiſchen Dichters ins Auge ſtieg. Von dem Luſtſchloß der Churfürſtin kann ich nichts eigentliches ſagen — ich ſah nichts — als Häuſer und Gärten — dann Schiller gieng mir im Kopf herum. Um Mittag kamen wir in Frankenthal an. Nach dem Eſſen giengen wir zuerſt in die Gegeliſche Buchdrukerei, dann in die Porzellanfabrike, wo ich im Magazin ſehr ſchöne Arbeit antraff — von da aus in die Seidenfabrike — wo mirs auch ſehr wohl gefiel — von da aus zum Canal, das ein ſehr ſehenswürdiges Werk iſt. Beſchreiben kan ich hier nicht, weil ich ſelbſt ein dunkeln Begriff davon habe.

Am nemlichen Nachmittag fuhren wir nach Speier zurük — und ſo hatt ich die meiſte merkwürdige Städte der Pfalz in kurzer Zeit geſehen. Morgen ſeh' ich mich in Speier um.

Donnerſtags d. 5. Jun.

Mein erſter Gang war Morgens zur Domkirche. Diß iſt eines der merkwürdigſten Gebäude die ich auf meiner Reiſe ſah,

---

[1]) Oggersheim.

und das einzige, das ich recht genau, und mit gehöriger Muse besah. Wann man vorn am großen majestätischen Portal eingeht, so sieht [man] vor sich ein leeren Plaz von einer ziemlichen Länge bis an große Staffeln hin, und von ungewöhnlicher Höhe, die durch prächtige einfache Säulen von den Nebengebäuden getrennt wird. Über den Staffeln aber steht ein großer ganz marmorner Altar, welcher so hoch ist, daß auch wieder Staffeln daran gebaut sind, und auf welchem 5 brennende Lichter in güldenen Leuchtern stehen. (Die Leuchter stehen pyramidenmäßig, und [der] längste mag sicher eine Ehle meßen.) Neben dem Altar standen auf beiden Seiten Kirchstühle, und in den zwei Eken neben [den] Kirchstühlen wieder zwei Altäre, von gleicher Pracht, wie der erste. Ganz hinten im Chor stand der Thron des Bischofs von Bruchsaal, das prächtigste, was man sich vorstellen kan, an und auf beeden Seiten des Throns herunter die Stühle der Domherren, welche alle vergoldet sind. Und so nehme das ganze riesenmäßige Gebäude zusammen, man stelle sich unten ans Portal hin, und denke sich — wie oben herab der Thron und die prächtige Stühle schimmern — und der Marmor-Altar, wie er mit s. Lichtern so erhaben dasteht — und oben das unermeßliche Gewölbe — — ich hielte mich eine Stunde darinn auf, und könte beinahe noch bisher jeden Tag eine Stunde darin gewesen sein, ohne Langeweile gehabt zu haben.

Von da aus gieng ich zum Rath Boßler — und besahe sein Musikalienhandlung. Es gefiel [mir] auch da sehr wohl. Doch eil ich zu einem interresanteren Gegenstande. Ich hatte Vormittags so ziemlich mich in Speier umgesehen. Nachmittags wolt' ich also ins Freie, und da in der Gegend umher mein Auge zu waiden. Ich lief den ganzen Nachmittag beinahe im ganzen Speirer Bezirk umher, ohne was zu finden, das meine Aufmerksamkeit besonders an sich gezogen hätte. Es gieng schon gegen Abend, als ich auf den sogenannten Gran kam, (wo die Waaren der Schiffe ausgeladen werden). Ich glaubte neugebohren zu werden über dem Anblik, der sich mir darstellte. Meine Gefühle erweiterten sich, mein Herz schlug mächtiger, mein Geist flog hin ins unabsehliche — mein Auge staunte — ich wußte gar nimmer was ich sah, und dastand ich — wie eine Bildsäule.

Man denke sich, der majestätisch ruhige Rhein, so weit her, daß man die Schiffe kaum noch bemerkte — so weit hinaus, daß man ihn fast für eine blaue Wand ansähen könnte, und am gegenseitigen Ufer dike, wilde Wälder — und über den Wäldern her die dämmernde Heidelberger Gebirge — und an der Seite hinab eine unermeßliche Ebene — und alles so voll Seegen des Herrn — und um mich alles so thätig — da lud man Schiffe aus — dort stießen andere ins Meer, und der Abendwind bließ in die schwellende Seegel — — ich gieng gerührt nach Haus, und dankte Gott, daß ich empfinden konnte, wo tausende gleichgültig vorübereilen, weil sie entweder den Gegenstand gewohnt, oder Herz, wie Schmeer, haben.

Den Abend brachte ich bei einem Glas Bier noch sehr vergnügt zu — ich konnte den Leutchen ansehen, daß sie mir gerne noch länger bei gehabt hatten.

Freitags d. 6. Juni.

Da wäre ich nun wieder im Kloster. Es war mir noch nie so eng, ich möcht als gerne meine Kirche fürs Dom, meine Mauren für Palläste, meine Seen[1]) für den Rhein, und meinen dunkeln Schlafboden für fürstliche Alleen ansehen. Nur noch kürzlich die Geschichte des heutigen Tages. Der Blum und die Ricke begleiteten mich mit der Chaise bis nach Oberhausen, von wo aus ich mir ein Pferd bis hieher nahm. Um 12 Uhr war ich in Bruchsaal, kehrte aber dißmal bei Frau Baaß Vogtin ein, weil mirs im Wirthshaus so gar nicht gefallen hatte, und ich die ehmalige Jfr. Baas Nikolain auch wieder sehen wollte. Sie freute sich sehr, auch wieder was von ihnen zu hören, und war ausserordentlich höflich und freundschaftlich gegen mich. Um 3 Uhr reißt ich wieder weiter. Und so kam ich noch bei hellem Tag hieher, und so hätte dann meine Reisbeschreibung ein Ende.

[1]) Solche finden sich bei Maulbronn.

Nr. 22.

Hölderlin an Nast[1]**.**

Morgens 5 Uhr.

Bester!

Endlich einmal wieder! Und was ists? Soll ich zanken? Doch, 's ist schon einmal geschehen, und 's Zanken macht die Sache nur schlimmer. Es wär auch vermutlich nichts ächtes herausgekommen, wann ich mit Dir auch hätte herumzanken wollen. Bruder Märklin hat mir erzehlt, ihr seiet brav lustig zusammen gewesen, und das hat mich herzlich gefreut. Ich und Bilfinger haben einander auch besucht, und haben herrlich bei einander gelebt. Ach! daß Nast da weg sein mußte! S' war Dir eben nicht Ernst. Schelm! Gestehs nur! Und hier — gefällt mirs auch wieder. Ich bin jezt so allein, immer, so in der Stille — und das behagt mir — nur Schade — so weit weit weg vom Bilfinger — Ich rede da fast mit niemand, aber desto öfter denk' ich an meine Lieben in der Welt umher — und da ist mirs so ganz wohl dabei.

Möchtest Du mir nicht Kabale und Liebe schiken — 's hat mich hier jemand darum [gebeten].

Und mein Stammbuch — wirst Du wohl vergeßen haben. Brutus und Cäsar hast Du in vierzehn Tagen, so wahr ich Dein Freund bin. Bilfinger wird Dir heute Wielands Merkur schiken.

Dein

Hölderlin.

Nr. 23.

Magenau an Hölderlin.

Lieber Freund!

Sie verlangen von mir ein Urteil über Ihre mir sehr angenehm zugekommnen Phantasien, und das will ich Ihnen geradehin geben, mit der Bedingung, daß Sie es als bloß freundschaftliche Winke ansehen wollen, die weder Verbeßrungen noch Urteile seyn sollen. Ich habe in der Seele[2]), die Beobachtung gemacht, daß

---

[1]) Muthmaßlich aus dem Sommer 1788.

[2]) Vielleicht ein früherer Entwurf des Gedichts „die Unsterblichkeit der Seele". In einem mir vorliegenden Concept desselben, das von dem Abdruck in der Schwabschen Gedichtausgabe von 1878 (S. 161 ff.) vielfach abweicht, lautete die Ueberschrift ursprünglich „Die Größe der Seele".

Ihnen die minder gewöhnlichen Wörter hie und da ein bißgen zu Undeutlichkeiten Anlaß gegeben haben, z. B. Regen = geſtäubt, ja wenn nicht erquikend dabei ſtände. Und jagt der Strom iſt nidrig, lieber tobt — ſtürzt. Der Gedanke von a biß b iſt ſchön und gut, aber leſen Sie einmal mit unparteiiſcher Seele, als wärs eines andern Werk, die Stelle, ob ſie nicht ganz Proſa iſt, 1. hundert jaar iſt ein ſer geringes Alter einer Eiche. 2. wipfelt ihr Leben, Leben? Sie ſchreiben der Eiche Denkkraft zu und ſezen ſie doch ſo unendlich weit herunter unter die Seele? In ſm. Grimm, — paken — Splitter ausſäen ſcheint mir zu gemein zu ſolcher Hymne, die Orione, Urany und Syrius hätte ich ganz weggewünſcht, ſie tragen zur Schönheit des Gedichtes nichts bei. Im Ganzen aber iſt das Gedicht von trefflicher Anlage, nur will ich Sie liber Mann! bitten, verwerfen Sie den geſunden kernhaften Ausdruk nicht um des neuern ſchallendern, und erlauben Sie ſich beinahe keine Lizenz. Ich kan mir wol vorſtellen, wie es Ihnen kan gegangen ſeyn. Sie dichteten und deklamirten zugleich und da fanden Sie manchen Ausdruk a la Schubart ſchön, weil er lauter ſchallte. Es ging mir ehmals beinahe auch ſo, biß mir Conz einmal ſpöttiſch ſagte, woher es wohl käme, daß er allemahl einen Hang fühle, meine Stüke, die er läße, zu deklamiren! Und hüten Sie ſich ja nach zu kopiren, man vergißt den Werth des beſten Gedichtes, wenn man ſich auch nur im kleinen ungetreu zeigt, z. B. Allmacht! Allmacht des Schaffenden iſt nach Klopſtok, Sohn der Nacht iſt aus Oſſian. Man glaubt es kaum, wie knabenmäßig die Hrn. aus Berlin[1]) ſolche Sächlein belachen, indeß ſind wir einmal von ihrer Kritik nicht frei, und müßen alſo dem Strom folgen, es alſo frühzeitig ablegen. Ich habe in meinen Gedichten auch einige, die ſo hoch einhertretten, ich habe ſie beſchnitten und gefeilt, manches dabei gefühlt, aber ich konnte ſie nicht ganz verwerffen, ich hatte doch noch zu viel Vaterliebe. Dann bemerkte ich auch, daß Sie von vorne herein beſſer aufgelegt waren, als dem Ende zu. Die Hero[2]) iſt artig, nur hie

[1]) Es werden die Mitarbeiter an Nicolai's deutſcher allgemeiner Bibliothek gemeint ſein.

[2]) Veröffentlicht von Sauer im Archiv für Literaturgeſchichte Band XIII S. 370 ff.

und da des Reims wegen der schönere Gedanke unterdrükt. — Steht — Thränen von der Wange weht ist wider den Sprachgebrauch, und vermuthlich hat das steht das weht veranlaßt, und so fand ich noch einige. Warum haben Sie nicht die Elegische Versart gewählt, die zu sanftem Ausdrukke gemacht zu seyn scheint. Ich hatte das nemliche und noch einige andere Heroiden des Ovids auch übersezt, sandte sie als Probe meiner Kunst nach Memmingen an Städelin[1]), den philos. Hutmacher und erhilt sie nimmer zurük. Das Lied des Schweden[2]) ist von den 2 lezten das bessere. Nur hats einige prosaische Klechse, z. B. Aber ich will nimmer leben, es erwekt statt der Bewunderung einen Ärger über den Kerl, Schlafenden, der Soldat spricht nicht so, er will liegen unterm Haufen, sein Schwerd unterm Haupt. Brüllen spielen unrein! Mond und Tod! hätten Sie ihn lieber an sein Schwerd appelliren lassen, wie er aufgefaren wäre mit einem wütenden Huh! So wie der aufs höchste gereizte Kater ins Holz knirscht, eben so hätte der Schwede (denn gefangen wird er doch wol gewesen seyn) nach seinem ferne liegenden Schwerd greifen können. Nehmen Sie mit diser kleinen unparteischen Critik vorlieb, und rechnen Sie es Ihnen zu, wenn ich ein bisgen zu freimütig war. Ganz zu Ihrem eignen Gebrauche folgt eine kl. Piece, die natürlich mit Verbesserungen in meine kleine Sammlung auch kommen dürfte. Nur muß ich sie mir wider ausbitten. Behalten Sie den Longin noch meintweg ein 4teljar. Es freut mich recht, daß er Ihnen gefällt. Ossian steht Ihnen auch zu Dienst, wenn Sie ihn nicht selbst besizen. Wegen der Stube will ich Ihnen über 8 Tag rapportiren. Ich freue mich, wenn Sie hiher kommen, ganz mit Ihnen bekannt zu werden — nur freuen Sie [sich] nicht zu sehr, und bilden Sie sich kein Elisium im Traum, ich versichre Sie, daß ich vieles gäbe, wenn ich in schönen Wissenschaften das noch beisammen hätte, was ich in Maulbronn hatte. Genug, experire et vide.

Ich schließe mit dem auch auf Ihre Sele anwendbaren Saze Eberhards in seiner Abhandlung vom Melodrama p. 12.

---

[1]) Christoph Städele.

[2]) Ungedruckt.

Es ist vergebens den Mangel an poëtischem Rhytmus, die innere Kraft des Gedichtes durch Kühnheit der Bilder und der übergänge ersezen zu wollen, je stärker die innere Poësie ist, desto mehr wird der Mangel der äussern gefühlt.

Adieu, lieber Hölderlin.

Ihr

Tüb. d. 10. Jul. 88. trFr. Magenau.

M. Gruß an Mohr und Bilfinger.

Nr. 24.

Hölderlin an Nast[1]).

Lieber Bruder!

Bis in 14 Tagen bin ich bei Dir! keinen Tag früher — oder später! Ich reite mit Elsnern[2]) bis auf den Mittag nach Höfingen[3]), und von da aus nach Leonberg. Aber gleich den andern Tag drauf muß ich wieder fort. Du begleitst mich (eher laß ich nicht nach) biß in mein Nürtingen, wenns auch nur auf etlich Tage wär, und dann geh ich wieder mit Dir nach Stutgard zurük, wo Bilfinger unsrer wartet, und Dich bis Leonberg zurükbegleitet. Ists so recht — lieber? Ich halte mein Wort und wanns der Kaiser selbst wäre, der mich zurükhalten wollt'. Also ungefahr Nachmittags um 2 Uhr in 14 Tagen bei Dir! Ha! Bruder! Nur die Wonne des ersten Umarmens ließ ich mich Tagereisen kosten. Du kannst mich nicht so lieb haben als ich Dich — nein! unmöglich! Das wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir — wenn ichs glauben wollte. Ich will Dir sagen — ich habe schon manchmal von Mutter und Geschwistern, und die hab' ich der Himmel weißt es! so lieb — und da hab' ich schon manchmal Abschied genommen — aber so sauer ward mir keiner noch, als der von Dir. Zu Landbek und Hiemer wollen wir miteinander selbst — wenn wir

[1]) Aus Maulbronn, kurz vor der Herbstvacanz 1788.

[2]) Joh. Christoph Friedr. Elsner, Hölderlins Compromotionale, Sohn des Amtmanns in Höfingen.

[3]) Auf dem Wege von Maulbronn, 1 bis 2 Kilometer von Leonberg.

in Stutgard ſind O Bruder! Bruder! warum mirs wirklich ſo wohl iſt! — weil ich vorgeſtern etwas vollendet hab', davon mir ſo manches Duzend Tage lang der Kopf glühte — Ich ſeh's, 's iſt doch auch gut — daß mir in der Welt ſo alles krum über den Weg läuft — ich bleibe da brav vor mich — und genieße ächtere Freuden — und habe nicht nöthig, mich über ſo viele Dummheiten zu ärgern.

Ich will nur ſehen, wenn Du und Landbek Freunde ſind! euch bringt auf meine Ehre niemand mehr auseinander! Stell Dir einen ſchönen — ſanften — zärtlichen Mahler von 20 Jahren und Deiner Größe vor, und Du haſt ihn. Und mein Hiemer — iſt eben ein luſtiger Dichter! ganz bon homme. Und ich bin auf Gottes Welt weiter nichts als eben

Dein

Hölderlin.

Nr. 25.

Luiſe Naſt an Hölderlin[1]**.**

Es wechsle wie ſie will die Zeit!
Es mögen ihre Jahre ſchwinden!
Nie wird ſie unſre Zärtlichkeit!
O beſter Freund verandert finden
Drum keine Wünſch und Schwüre heit
Dann unſer Bund iſt — für die Ewigkeit!

von

Deiner Louise.

Nr. 26.

Hölderlin an Luiſe Naſt[2]**.**

Laß ſie drohen die Stürme, die Leiden
Laß trennen — der Trennung Jahre
Sie trennen uns nicht!
Sie trennen uns nicht!

[1]) Umrahmt von einer Malerei: Roſenzweigen mit Vergißmeinnicht. Muthmaßlich zum Abſchied.

[2]) Muthmaßlich ebenfalls zum Abſchied.

Denn mein biſt Du! Und über das Grab hinaus
Soll ſie dauren die unzertrennbare Liebe.

O! wenn's einſt da iſt
Das große ſeelige Jenſeits
Wo die Krone dem leidenden Pilger
Die Palme dem Sieger blinkt
Dann Freundin — lohnet auch Freundſchaft —
Auch Freundſchaft — der Ewige.

II.

Universitätsjahre.

Als Hölderlin im Herbſt 1788 Maulbronn verließ, war es allein die Trennung von der Geliebten, welche den Abſchied ihm ſchwer machte. Im Uebrigen freute er ſich, dem klöſterlichen Zwange entronnen zu ſein und blickte hoffnungsvoll in die Zukunft. Sein künftiges Studium lockte ihn nicht, der Beruf eines Pfarrers lag für ihn in nebelhafter Ferne. Was ſein Herz erfüllte, war die Liebe zur Poeſie, der Lorbeer des Dichters ſeiner Sehnſucht Ziel.

Die Ferien bis zum Abgange nach Tübingen brachte er, wie gewöhnlich, im elterlichen Hauſe zu. Von Nürtingen aus beſuchte er ſeinen Freund Naſt in Leonberg. Hier ſah er noch einmal die Geliebte und verlebte mit ihr ſchöne Tage. „O nur der Abſchied!“ ſchrieb er ihr ſpäter, „Es goß ſo eine ſüße Wehmuth über meine ganze Seele, und begleitete mich den ganzen Weg über. Nur als ich die Berge um Nürtingen ſahe, und der Wald vor Leonberg ſo nach und nach ſich hinter mir verlohr — da ſtürzten mir Tränen des bitterſten Schmerzens aus den Augen — ich mußte lange hinſtehen.“

Nun umfingen den Achtzehnjährigen die Mauern des Tübinger Stifts[1]). „Aedes Deo et Musis sacrae“, ſo lautet eine zweite Inſchrift am Stiftsthor vom Jahre 1669 über der älteren vom Jahre 1619: „Claustrum hoc cum patria statque caditque sua“. Sie entſpricht ganz der Anſchauung des Stifters Herzog Chriſtoph, welcher das theologiſche Studium im Stift auf das Studium der claſſiſchen Sprachen und Literaturen, ſowie der Philoſophie begründete. Im Stift war, wenn auch nicht in gleichem Maße, wie in den Kloſterſchulen, die Freiheit der Zöglinge durch ſehr be-

[1]) In der Schilderung des Stifts und ſeiner Einrichtungen folge ich wieder der Darſtellung Klaibers a. a. O. S. 149 ff.

stimmte Gesetze vielfach beschränkt. Eine durch dienende Famuli in einer das jugendliche Gefühl wohl öfters verletzenden Weise gehandhabte Aufsicht hielt die zum Theil unnöthig strengen äußeren Ordnungen aufrecht. Die Studien standen unter methodischer Leitung, gewisse Lectionen bei bestimmten Docenten mußten gehört und besucht werden, während die von den (unentgeldlichen) Lectionen wohl zu unterscheidenden Collegia frei gegeben waren, und überhaupt die Heranbildung zu selbstständiger Arbeit nicht aus den Augen verloren wurde. Das im Stift eingeführte Institut der Repetenten wirkte freilich nicht so wohlthätig, als es dem Princip nach hätte thun können. Ursprünglich der ältesten Promotion entnommen, wurden sie später aus der Zahl der bereits vor 2 bis 3 Jahren Abgegangenen gewählt. Doch fehlte ihnen die genügende Autorität, sie galten mehr als Aufseher, denn als Berather, und nur Einzelne unter ihnen hatten ein wirkliches Verhältniß zu ihren Schutzbefohlenen. Schon die Tracht bildete eine Schranke. Die Repetenten trugen noch die alte Mönchskutte, als bei den Stipendiaten schon längst „ein schwarzer Mantel mit weißen Ueberschlägen" — die frühere herkömmliche Tracht der protestantischen Geistlichen — an deren Stelle getreten war.

Die „Recreation" und folglich die Freiheit, außer dem Stifte zu sein, war, wie es in einem Ephoratsberichte vom 5. Juni 1790 heißt, ursprünglich Mittags auf 2 Stunden festgesetzt, von 12 bis 2 Uhr, von dem dermaligen Ephorus indeß bis gegen 3 Uhr ausgedehnt. In den Sommermonaten stand außerdem der Ausgang frei von dem Abendessen bis zum Thorschluß, der sich nach der städtischen Thorglocke richtete und in den längsten Sommertagen erst nach 9 Uhr eintrat; in den 6 Wintermonaten fiel das Ausgehen Abends von selbst fort. An Sonn- und Feiertagen konnte der Stipendiat den ganzen Tag ungehindert ein- und ausgehen, wenn er sich nur zur gesetzlichen Zeit beim Speisen und in der Kirche einfand. Auch Donnerstag Vormittags war das Ausgehen erlaubt, und wurde Nachmittags Freiheit bis gegen 4 Uhr nachgesehen.

Das Stift war ehemals ein Augustinerkloster gewesen, am Fuße einer aus dem Neckarthal ansteigenden Höhe, deren Gipfel die Burg Tübingen krönt. Trotz mehrfacher Vergrößerungen im

sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert reichten bei Hölderlins Eintritt die Räumlichkeiten längst nicht mehr aus; dazu befanden die Gebäude sich in einem verwahrlosten Zustande, so daß ein Neubau unumgänglich nothwendig, der aber erst im Jahre 1792 zur Ausführung gelangte. Die räumlichen Verhältnisse gestatteten jetzt nicht, den Repetenten ihre Zimmer neben denen der Stipendiaten anzuweisen. Es waren überhaupt nur 14 heizbare Stuben, Winterstuben, vorhanden. Sommerstuben, sogenannte „Musäa", gab es 45 von verschiedener Lage und Größe, welche von den „Magistern" einzeln oder zu zwei und drei occupirt wurden. Im Winter mußte man sich in die Winterstuben zusammendrängen, wenn nicht Einzelne vorzogen, sich in einer entfernteren Kammer aufzuhalten, welche sie durch ein Kohlenfeuer oder einen eigenmächtig improvisirten Ofen erwärmten.

Schon durch die Beschränkung der Ausgangsfreiheit auf gewisse Stunden waren die Stipendiaten vorwiegend auf sich und ihren wechselseitigen Verkehr angewiesen. Im Winter führte die Enge der Räume, deren Unbequemlichkeiten übrigens die Mehrzahl mit gutem Humor ertrug, sie noch näher zusammen und förderte so das geistige Zusammenleben Aller, während die Fülle der Sommer-Musäen nicht nur Einzelnen gestattete, sich abzusondern und in ihre Privatstudien zu versenken, sondern auch je Zweien oder Dreien, die sich besonders zu einander hingezogen fühlten, ein ruhiges ungestörtes Beisammensein in gemeinsamer Arbeit und freundschaftlichem Gedankenaustausch ermöglichte.

Nach dem Lehrplan waren die zwei ersten Jahre im Stift für das philosophische Studium bestimmt. Außer den vorgeschriebenen Lectionen hörte Hölderlin im Sommer 1790 eine Vorlesung des Dichters Conz über die Tragödien des Euripides. Conz, um 8 Jahre älter, als Hölderlin, ein Jugendgespiele Schillers, da dessen Vater in Conz' Geburtsort, Lorch, als Werbeofficier stand, war ein Jahr nach Hölderlins Eintritt Repetent am Stift geworden. Wohl schreibt Hölderlin einmal seiner Schwester, muthmaßlich im November 1790: „Mein Repetent ist der beste Mann von der Welt"; doch weiß ich nicht, ob er schon damals in ein näheres Verhältniß zu ihm getreten war. Einen Einfluß wird Conz mit seiner Verehrung Klopstocks und Schillers, mit seiner

Begeisterung für hellenische Dichtung und Philosophie auf Hölderlins empfänglich gestimmtes Gemüth jedenfalls gehabt haben, vielleicht um so mehr, da wir annehmen dürfen, daß auch ihm der schöne Jüngling, in dessen Wesen er so manche Berührungspuncte fand, nicht gleichgültig geblieben war.

Und eine ungewöhnlich schöne und anziehende Erscheinung muß Hölderlin in jenen Stiftsjahren gewesen sein. Seine Studiengenossen sagten später von ihm, wenn er in ihrem gemeinschaftlichen Eßsaal vor Tische auf- und abgegangen, sei es gewesen, als schritte Apollo durch den Saal[1]). Der in Tübingen geborene, um 9 Jahre jüngere Rehfues, nachmaliger Curator der Universität Bonn, erzählt aus seinen Erinnerungen an die Musikaufführungen im Stift, an denen er als „Singknabe" Theil nahm: „Merkwürdiger Weise ist mir von diesen Musikaufführungen Niemand im Gedächtniß geblieben, als der unglückliche Hölderlin. Er spielte die erste Violine, und ich hatte als erster Sopran neben ihm meine Stelle. Seine regelmäßige Gesichtsbildung, der sanfte Ausdruck seines Gesichts, sein schöner Wuchs, sein sorgfältiger reinlicher Anzug und jener unverkennbare Ausdruck des Höheren in seinem ganzen Wesen sind mir immer gegenwärtig geblieben. In meinem Gedächtniß steht er, mit der Violine in der Hand und dem Ausdruck der nickenden Hinwendung zu mir, wenn ich mit meiner Stimme einhalten sollte[2])." Die Liebe zur Musik war Hölderlins treue Gefährtin vom Kloster her geblieben. Sein Lieblingsinstrument scheint die Flöte gewesen zu sein. Schwab erzählt, daß er bei dem damals berühmten blinden Flötenspieler Dulon, als dieser sich einige Zeit in Tübingen aufhielt, Unterricht genommen, daß bald jedoch der Meister erklärt habe, für Hölderlin sei bei ihm nichts mehr zu lernen. Auch wer von diesen Beschäftigungen Hölderlins nichts wüßte, dem würden es seine Gedichte sagen, daß er eine entschieden musikalisch angelegte Natur war. Durch seine Rythmen klingt es wie Musik, und es offenbart sich

---

[1]) Schwab a. a. O. Band II S. 274.

[2]) Bilder aus dem Tübinger Leben. A. d. literar. Nachlaß Philipp Josephs von Rehfues. Zeitschr. f. deutsche Culturgeschichte. N. Folge. Dritter Jahrgang 1874. S. 99—120.

in ihnen ein angeborenes Gefühl für Wohllaut, wie es beispielsweise Goethe in gleichem Maße nicht besaß, der bereitwillig Herders Ohr einen Einfluß auf seine Dichtungen einräumte.

Seitdem Hölderlin in Tübingen war, hatte der früher so rege Briefwechsel mit seinem Freunde Nast in Leonberg gestockt. Der einzige Brief, den wir überhaupt von Nast besitzen, ist vom April 1789 datirt. Er weiß nicht, ob er sich oder dem Freunde die Schuld des langen Schweigens beimessen soll. Eine Antwort Hölderlins ist uns wenigstens nicht erhalten, und mit jenem Briefe erlischt die Spur einer Verbindung zwischen Beiden. Wie Schwab erzählt, besuchte Nast im Jahre 1828 den ehemaligen Freund, den er seit den Studienjahren nicht mehr gesehen hatte. Er stürzte ihm weinend an den Hals, aber Hölderlin erkannte ihn nicht und blieb gleichgültig und theilnahmlos, als wäre es ein Fremder.

Mit seiner Verlobten dagegen wechselte Hölderlin von Tübingen aus noch eine Zeit lang Briefe, von denen ein Theil uns erhalten ist. Nach Schwabs Erzählung machte Hölderlin sogar einmal vom Stift aus in ein Paar Tagen den forcirten Ausflug nach Maulbronn, um die Geliebte zu sehen.

Luisens Briefe kann man nicht ohne Rührung lesen. Ihr reiner, kindlich-einfacher Sinn, ihr frommes Gemüth liegen vor uns aufgeschlossen da. Mit Hölderlin theilt sie die warme andachtsvolle Empfindung für das Schöne in der Natur. Ein schwärmerischer Zug in ihrem Wesen läßt sie gern die Einsamkeit suchen. So schreibt sie auch ihre Briefe in der Stille der Nacht, nachdem Alles um sie her zur Ruhe gegangen ist. Dann sind ihre Gedanken ganz bei dem, welchen sie mit aller Kraft ihres unschuldigen Herzens liebt. Wohl mogten seine Briefe ihr oft Sorge machen. Sie sucht ihn zu trösten, so gut sie vermag, in seinen wirklichen und eingebildeten Kümmernissen. Erst in dem letzten Briefe ringt sich schüchtern der Gedanke los an die Möglichkeit, daß er sie verlassen könne. Aber sie weist ihn sogleich mit Energie zurück. „Verzei lieber lieber Friz verzei, so hab ich oft Grillen, o und die plagen mich, o sie plagen mich so, ich hab oft rechte traurige Stunden.“ War sie doch jüngst erst Zeuge gewesen, wie Hölderlins Freund, Nast, das Verhältniß zu seiner Verlobten wegen der Aussichtslosigkeit seiner Stellung gelöst hatte und fürch-

tete nicht ohne Grund, daß der eigenen Schwester ein gleiches Loos, wie jener bevorstehe.

Nach der erwähnten Begegnung im Herbst in Leonberg hatte Luise ihrem Verlobten zuerst um Weihnachten aus Maulbronn geschrieben. Hölderlins Antwort vom Schluß des Jahres aus Nürtingen ist voll Innigkeit, noch der ungefärbte Ausdruck beglückter Liebe, zärtlicher Sehnsucht. Luisens Antwort auf diesen Brief, vom Januar 1789, liegt uns gleichfalls vor. Aber zwischen dieser und Hölderlins nächstem Briefe ist eine Lücke. Der Brief ist aus Tübingen und fällt wahrscheinlich noch in das Jahr 1789. Eine gewisse Kühle ist in ihm, dem früheren Briefe gegenüber, nicht zu verkennen. Hölderlin bittet der Geliebten den trüben Augenblick ab, den er ihr durch einen in „feindseeliger" Stimmung geschriebenen Brief gemacht habe; er dankt ihr, daß sie ihm „mit dieser himmlischen Güte" geantwortet, ihn „so zärtlich über seiner freilich ziemlich traurigen Lage getröstet"; er malt sich aus, was er an ihr haben werde, wenn sie auf immer vereinigt wären, wie sie ihn aufheitern, trösten würde, ihn „mit der Welt versöhnen, wann er beleidigt sei". Er hatte an dem Nachmittage, da er schrieb, ihre sämmtlichen Briefe wieder gelesen und „die Erinnerung an all die Wonne der Vergangenheit machte mich ganz weich". Zwischen diesem und dem nun folgenden Briefe Luisens, ohne Datum, ist wieder eine Lücke. Auch zwischen diesem und dem letzten Briefe Hölderlins, der das Verhältniß löst und der keinesfalls später, als zu Anfang des Jahres 1790 geschrieben ist, müssen noch Briefe gewechselt sein, die wir nicht besitzen. Hölderlin sendet mit demselben der Verlobten den Ring und ihre Briefe zurück. „Es ist und bleibt mein unerschütterlicher Vorsaz, Dich nicht um Deine Hand zu bitten, bis ich einen Deiner würdigen Stand erlangt habe." Unterdeß, bittet er, möge sie sich nicht durch ihr gegebenes Wort binden lassen; er würde ihr heiter Glück wünschen, wenn sie einen anderen würdigen Mann wähle. Sie werde dann erst einsehen, daß sie mit ihm bei seinem Mißmuth, seiner Kränklichkeit nie hätte glücklich werden können. Und characteristisch und bedeutungsvoll fügt er hinzu: „Der unüberwindliche Trübsinn in mir ist wol nicht *ganz*, doch *meist* — unbefriedigter Ehrgeiz". — — „Ich wolte Dich nicht *binden*, weil es ungewiß ist, ob jener

mein ewiger Wunsch jemals erfüllt, ob jemals dieser — eben menschliche — Ehrgeiz befriedigt wird, ob ich also jemals ganz heiter, ganz froh und gesund werden kan."

So endete Hölderlins erster Traum von Liebe und Glück. Die Briefe, welche er in der Zeit der nahenden Katastrophe an seine Mutter schrieb, zeigen eine tiefe Verstimmung. Die Hoffnungen, mit welchen er in das Stift eingetreten war, sah er nicht erfüllt. Er klagt auch hier über „die Einschränkung, die ungesunde Lufft, die schlechte Kost" — sein Temperament tauge nun einmal nicht „für Mishandlungen, für Druk und Verachtung"[1]). Sein Vater habe so oft gesagt, seine Universitätsjahre seien seine vergnügtesten gewesen; „soll ich einst sagen müßen, meine Universitätsjahre verbitterten mir das Leben auf immer"? Er wünscht das Stift zu verlassen, um Jura zu studiren, und entschließt sich nur auf den Rath und die Bitten seiner Mutter, „in seiner Lage zu bleiben". Später schreibt er auch, daß es ihm „nicht immer wohl sei", daß er trotz aller Vorsicht „Morgens manchmal Kolik, und dann öfters Nachmittags Kopfweh habe". Er beklagt den Verlust der alten Lebhaftigkeit. „Ich weiß nicht, ob diß der Gang des Karakters im Allgemeinen ist" — — „oder ist mein Studium, oder — mein Kloster schuld"? In dieser Stimmung erschien ihm die Zukunft im düstersten Lichte, die Aussicht, sich einen eigenen Heerd zu gründen, in unabsehbare Ferne gerückt, und so entschloß er sich „nach tausend Kämpfen" sein Verhältniß zu Luisen zu lösen, und konnte doch, nachdem er den Schritt gethan, nicht immer der inneren Vorwürfe sich erwehren, mußte solche auch, wie er der Mutter schrieb, von Luisen hören, obwohl „sie die Veränderung selbst für nötig einsah". Ganz beruhigt wurde sein Gemüth in dieser Beziehung erst, als er zwei Jahre später ihre Verlobung erfuhr, wenn gleich ihm „die Nachricht auf einige Augenblike das arme Herzgen pochen machte". Sie hatte, wie er wußte, fester an ihm gehangen, als er an ihr, dessen Liebe nach der Trennung, wie die Briefe zeigen, langsam verblaßt war.

[1]) Klaiber (a. a. O. S. 206—7) giebt eine Mittheilung aus dem Protocollbuche des Stifts, wornach der sanfte Hölderlin im November 1789 auf 6 Stunden incarcerirt wurde „ob publicas injurias erga ludimagistrum", d. h. weil er einem „Mägdleinprovisor", der auf der Straße den Hut nicht vor ihm abgenommen, denselben vom Kopfe geschlagen hatte.

Ueberhaupt hatte, wie ich glaube, in Hölderlins Gemüth das Gefühl der Liebe für ein weibliches Wesen nicht so starke Wurzeln, als das Gefühl der Freundschaft. Und im Stift hatte er bald nach seinem Eintritt einen Freund gefunden, der allen Bedürfnissen seines Geistes und Herzens genügte, und den er vier Jahre später denjenigen nannte, „der meine erste Freundschaft, und dessen Freundschaft mir lieber, als meine erste Liebe war". Dieser Freund war Ludwig Neuffer aus Stuttgart. Nur um ein Jahr älter, als Hölderlin, war er doch schon zwei Jahre früher, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, ins Stift eingetreten. Vermuthlich war es die Gleichheit ihrer poëtischen Bestrebungen, welche zuerst ein Band zwischen ihnen knüpfte. Von Neuffer waren bereits einzelne Gedichte, so eine Ode „Die Natur" in Stäudlins Schwäbischer Blumenlese auf das Jahr 1787, gedruckt, auch bereitete er schon selbstständig die Herausgabe einer Gedichtsammlung vor; daneben beschäftigte ihn eine Uebersetzung der Aeneide. Hölderlin dachte von seinem poëtischen Talent sehr hoch. „Neuffers stille Flamme", schrieb er später einmal an Stäudlin, „wird immer herrlicher leuchten, wenn vielleicht mein Strohfeuer längst verraucht ist." Aber nicht minder, vielleicht mehr noch liebte er in ihm den treuen warmherzigen Menschen, den er mit ganzer Seele sich zugethan wußte, und dessen Gegenwart tröstend und beruhigend auf sein so leicht verwundetes Gemüth wirkte. „Du vermagst alles über meine Grillen, und Launen, und wie die Plagegeister alle heißen."

Der dritte in diesem Freundschaftsbunde war Rudolf Magenau aus Mark-Gröningen, der, obwohl zwei Jahre älter als Neuffer, derselben Promotion im Stift angehörte. Hölderlin war, wie wir gesehen haben, schon von Maulbronn aus mit ihm in briefliche Verbindung getreten. Auch Magenau hatte früh angefangen zu dichten, doch stellte er selbst bescheiden sein Talent gegen dasjenige der Genossen und namentlich Hölderlins in Schatten. Eine kräftige Natur, voll Lebensluft, besaß er, was Hölderlin und wahrscheinlich auch Neuffer abging, einen fröhlichen Humor, der selbst widrigen Verhältnissen eine heitere Seite abzugewinnen verstand. Vielleicht auf Hölderlins Anregung, der solche Formen liebte, stifteten die drei Freunde einen förmlichen dichterischen Bund. „Das Bundes-

buch", in welches sie bei den Zusammenkünften — an den sogenannten Aldermannstagen — ihre Gedichte eintrugen, ist heute noch vorhanden[1]). In den Ferien, wo jeder seine Heimath aufzusuchen pflegte, unterhielten sie einen lebhaften Briefwechsel, sandten einander Gedichte, auch wohl poëtische Episteln zu[2]).

Gleich in der ersten Ostervacanz 1789 besuchte Hölderlin seinen Freund Neuffer in Stuttgart. Dieser Besuch ward für ihn dadurch noch bedeutungsvoller, daß er ihn mit Schubart und mit Stäudlin in persönliche Berührung brachte. Neuffer hatte beiden sein Kommen angekündigt. Mit Schubart hatte Hölderlin, wie es scheint, schon von Maulbronn aus brieflich eine Verbindung angeknüpft. Schubart wußte seinen Namen und sprach gegen Neuffer das Verlangen aus, ihn zu sehen. Neuffer hatte ihm folgendes „aufrichtige und wahre Bild" von Hölderlin entworfen: er sei besonders fürs Ernsthafte, Erhabene und etwas Schwärmerische eingenommen; fürs Tändelnde habe er eine gewisse Antipathie und dem Epigramm sei er Todfeind; griechische Literatur sei sein Steckenpferd; worauf Schubart erwiederte: „der Jüngling verspricht viel, er soll zu mir kommen, sobald er hier ist". Und voll Freude berichtet darnach Hölderlin seiner Mutter, daß der von ihm verehrte Schubart ihn so freundschaftlich, mit solcher väterlichen Zärtlichkeit aufgenommen, und daß er (Hölderlin) einen ganzen Vormittag bei ihm zugebracht habe. Schubart habe sich auch viel nach seinen Eltern erkundigt und gefragt, ob er auch zu den oft großen Ausgaben eines Poëten gehörig unterstützt werden könnte. „Und als ichs ihm mit ja beantwortete, empfal er mir so inständig, Gott so hoch ich könnte, dafür zu danken, daß ich ganz gerührt darüber wurde." Der Bericht ist für beide Theile characteristisch.

Zwei Jahre nach dieser Begegnung — d. 10. October 1791 — starb Schubart, und so blieb sie ohne nachhaltige Wirkung für

[1]) Es ist Eigenthum der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart und enthält von Hölderlin drei Gedichte: „Lied der Freundschaft". „Lied der Liebe." „An die Stille."

[2]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich noch das Concept einer solchen Epistel Hölderlins an Neuffer. Die von Neuffer und von Schwab unter dem Titel: „Einladung. Seinem Freunde Neuffer" veröffentlichten Gedichte sind spätere Umarbeitungen dieses Entwurfs.

Hölderlin. Wichtiger für sein späteres Leben wurde die Bekanntschaft mit Gotthold Stäudlin. Dieser, um 12 Jahre älter, als Hölderlin, lebte jetzt als Canzleiadvokat in Stuttgart. Selbst Dichter — ein erstes Bändchen Gedichte war 1788 erschienen — war er durch die Herausgabe einer Schwäbischen Blumenlese von 1782 bis 1787 ein Mittelpunct für die jüngere Schwäbische Dichterschule geworden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die allmälich enger gewordene Verbindung mit Hölderlin den Anstoß gab, daß er 1792 die unterbrochene Thätigkeit wieder aufnahm und in diesem und dem nächsten Jahre eine poetische Blumenlese oder Musenalmanach folgen ließ, zu denen Hölderlin seine Hymnen beisteuerte. Auch mit Stäudlins Geschwistern war Hölderlin bei oder bald nach jenem ersten Besuche in Verkehr getreten, und namentlich nahm Stäudlins Schwester Lotte, die gleichfalls dichtete, Antheil an seinem Schicksal. Inniger noch gestalteten sich später die Beziehungen zu der Familie, als Neuffer sich mit einer anderen Schwester Stäudlins, Rosine, verlobte. Das Verhältniß zu dem Bruder scheint nach den mir vorliegenden Briefen besonders in Hölderlins letztem Universitätsjahre ein sehr nahes geworden zu sein. In dem Gedichte „Griechenland“[1]), welches in dieser Zeit entstand, gab Hölderlin seiner Empfindung für den Freund einen begeisterten Ausdruck. Stäudlins Besuch — muthmaßlich im Frühling 1793 — war für ihn ein „Festtag“. Stäudlin war der Erste, dem er bei dieser Gelegenheit aus seinem Roman (Hyperion) vorlas; ihm sandte er bald darauf ein Fragment desselben, begleitet von einer weitläuftigen Ausführung des Gesichtspunctes, aus dem er es angesehen wissen wollte. Die von Stäudlin herausgegebenen Musenalmanache verschafften Hölderlin die erwünschte Möglichkeit, sich einem größeren Leserkreise durch seine Dichtungen bekannt zu machen. Stäudlin endlich war es, der ihn im Herbst 1793 für die Hofmeisterstelle in Waltershausen an Schiller empfahl und Hölderlins persönliche Bekanntschaft mit ihm vermittelte.

[1]) Das Gedicht erschien zuerst unter dem Titel „Griechenland. An St.“ im 6. Stück des 4. Bandes von Schillers neuer Thalia 1793; darnach, wie Robert Wirth entdeckte, in etwas veränderter Form und mit der Widmung „An Gotthold Stäudlin“ im 4. Stück des 3. Bandes der Urania von J. L. Ewald. Leipzig 1795. S. Robert Wirth, Beiträge zur Kritik und Erklärung Hölderlins. Arch. für Literaturgeschichte Band XV S. 310 ff.

Während des ersten Jahres im Stift, da Hölderlin den Druck der neuen Verhältnisse so schwer empfand, sein Studium ihn abstieß, seine Lage der Verlobten gegenüber ihn zu quälen begann, war Neuffer sein bester, stets zur Hülfe bereiter Trost. Nachdem er den Entschluß gefaßt, das Verlöbniß aufzuheben, und Luise, wie es scheint, wenn auch widerstrebend, ihre Zustimmung gegeben hatte, kehrte allmälich größere Ruhe in sein Herz ein. Zugleich besserte sich sein körperliches Befinden, und sein Studium fing an, ihm Freude zu machen. „Übrigens", schreibt er seiner Mutter zu Anfang des Sommers 1790, „kann ich Sie versichern, daß ich mit meinen Freunden, besonders Neuffer und Magenau, so zufrieden hier lebe als möglich. Wir sizen fleißig an unsren Schreibpulten, nicht weil wir müßen, sondern weil die Freude des Studirens mit jedem Tage, den ich weiter fortrüke, auch größer wird." — — „Wir drei haben auch ein weiteres Feld vor uns, als jeder andre, weil die Muse gleich ein saures Gesicht macht, wenn ihre Söhne einzig und allein auf dem philosophischen und theologischen Altare opfern." Und einige Monate später läßt er seinem Bruder Karl, der in dem neuen Schreiberstande so bald „ein bitter Kräutlein" gefunden, durch die Schwester sagen, er (Hölderlin) „habe ein Kräutlein gefunden, das jenes Bittre ganz vergessen mache. Es sei — Beschäftigung des denkenden Geistes", und macht ihm den Vorschlag, kleine Aufsätze über gemeinsame Themata mit einander zu wechseln und wählt als erstes Thema: „wie gelangt man zur waren Zufriedenheit?"

Ja selbst eine neue Liebe begann in seinem Herzen zu keimen. „Ich bin", schreibt er darüber im Spätherbst 1790 dem vorübergehend abwesenden Neuffer, der ihn gewarnt zu haben scheint, „zum Stoiker ewig verdorben. — Ewig Ebb' und Fluth! Und wann ich mir nicht immer Beschäftigung verschafte, oft aufzwänge, so wär ich wieder der Alte." Diese verhältnißmäßig glückliche und zufriedene Stimmung hielt auch an, so lange er Neuffer und Magenau zu Genossen im Stift hatte. Noch im Sommer 1791 schrieb er der Schwester: „Um mich werd' ich immer weniger besorgt, wenn ich der Zukunft denke, denn täglich werd ich mer überzeugt, daß kein Mensch leicht durch gute Tage übermütiger, durch schmale Kost aus der Hand des Glüks hingegen bräver wird,

als ich. Und da ist mein höchster Wunsch — in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben — und Bücher schreiben zu können — one dabei zu hungern."

Ich vermuthe, daß die Zeit größerer innerer Ruhe, in welcher Hölderlin eine wirkliche Freude an seinem Studium aufging, ihn zuerst mit Hegel in nähere Verbindung brachte. In den uns vorliegenden Briefen gedenkt er seiner nur einmal in einem Briefe an seine Schwester, muthmaßlich aus dem November 1790, wo er schreibt, daß er, um dem Marktgewühl zu entgehen, mit Hegel, der auf seiner Stube sei, einen Spaziergang auf die Wurmlinger Kapelle machen wolle. Um wenige Monate jünger, als Hölderlin, war Hegel, der seine Vorbildung nicht in einer der Klosterschulen, sondern, wie Neuffer, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Stuttgart empfangen hatte, gleichzeitig mit Hölderlin in das Stift eingetreten. Trotz unleugbarer großer Verschiedenheiten, wie in ihrer geistigen Veranlagung, so in ihrem bisherigen Bildungsgange, und obwohl Hegel seinen geselligen Verkehr in einem Hölderlin ferner stehenden Kreise gefunden, fehlte es nicht an Berührungspuncten zwischen beiden. Wohl behauptete, im Gegensatz zu Hölderlin, ein klarer nüchterner Verstand in Hegels ganzem Sinn die Herrschaft, aber unter der ruhigen Oberfläche hatten auch andere Mächte noch Gewalt über ihn. Ein wirksames Bindemittel zwischen ihm und Hölderlin war schon die gemeinsame Liebe zum classischen Alterthum, namentlich zu den Griechen, zu Homer und Sophokles, deren Studium Hegel gegen das Ende seiner Gymnasialzeit mit besonderem Eifer privatim betrieben hatte, eine Liebe, der er in reiferen Jahren wiederholt in schwungvollen Worten Ausdruck verlieh. Die in Hölderlins Wesen tief gewurzelte Empfindung für die Schönheit der Natur in ihrem stillen Walten, aus der sich im Fortschritt seiner philosophischen Studien sein eigenartiger Pantheismus entwickelte, war allerdings, in diesem Maße wenigstens, Hegel fremd. Dagegen stoßen wir in anderer Richtung auf verwandte Züge. Gemeinsam ist beiden eine Weise des Ausdrucks, in welcher durch ein eigenthümlich treffendes Bild ein Gedanke gleichsam blitzartig beleuchtet wird, eine, wie Rosenkranz sich ausdrückt, an das Pikante anstreifende Großheit, in welcher mit dem Bilde der Phantasie der reine Gedanke sich zu einem eigen-

thümlich mystischen Effect vereinigt[1]). Dasselbe meint auch Kurz, wenn er in einem Briefe an Mörike „die eigenthümlichen Impromptus" als dasjenige bezeichnet, was Hölderlin und Hegel mit einander gemein wäre, und wodurch Hölderlin von jeher „einen so siegenden Eindruck" auf ihn gemacht hätte[2]). Daß überhaupt Hölderlins Poesie in Hegels Seele einen starken Wiederhall fand, beweist das von Rosenkranz (a. a. O.) mitgetheilte Gedicht „Eleusis", welches er sechs Jahre später aus der Schweiz dem Freunde nach Frankfurt sandte, und welches zugleich Zeugniß ablegt von der Geistesgemeinschaft, die sie in jenen Tübinger Tagen mit einander verband.

Mit der ganzen academischen Jugend theilten beide die Begeisterung für die französische Revolution. Hölderlin hatte früh schon Eindrücke empfangen, die sein angeborenes Freiheitsgefühl verletzten und einen Haß gegen jede Art von Willkürherrschaft in ihm nährten. Der Zwang der äußeren Ordnungen, der in den Klosterschulen, wie im Stift auf den Zöglingen lastete, das beklagenswerthe Schicksal Schubarts, der schmähliche Verkauf Würtembergischer Soldaten nach dem Cap — alles dies hatte sein Gemüth mit Bitterkeit erfüllt. So wünscht er noch im Sommer 1792 den Franzosen den Sieg über die Oesterreicher. „Glaube mir," schreibt er der Schwester, „wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oestreicher gewinnen. Der Misbrauch fürstlicher Gewalt wird schröklich werden. Glaube das mir und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte." Es hatte sich im Stift ein politischer Club gebildet, in welchem man die französischen Zeitungen hielt. Hölderlin, wie Hegel gehörten demselben an. Von letzterem wissen wir, daß er nicht nur einer der entschiedensten Theilnehmer war, sondern selbst als Redner in ihm auftrat. Nahrung empfingen die Freiheitsideen beider durch ihre Beschäftigung mit dem classischen Alterthum. In gleicher Richtung wirkten Rousseau's Schriften auf sie. Im November 1791 schreibt Hölderlin an Neuffer, er habe sich „vom großen Jean Jacque"

[1]) Aus Hegels Leben. Prutz literar-historisches Taschenbuch. 1. Jahrgang 1843. I Hegel und Hölderlin

[2]) Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Baechtold. Stuttgart 1885 S. 98.

ein wenig über Menschenrechte belehren lassen, und seine um diese Zeit entstandene „Hymne an die Menschheit" trägt ein Motto von Rousseau an der Stirn[1]). Schon in Maulbronn hatte sich bei ihm die Begeisterung für die Heiligkeit der Menschenrechte, die auch in anderen Hymnen dieser Jahre wiederklingt, an Schillers Don Carlos entzündet, „der Zauberwolke", wie er zwölf Jahre später dem Dichter schrieb, „in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab". Jetzt glaubte er in der That, daß die Menschheit besseren Tagen entgegengehe. „Diese Keime von Aufklärung", schreibt er im letzten Sommer aus Tübingen seinem Bruder, „diese stillen Wünsche und Bestrebungen Einzelner zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und verstärken, und herrliche Früchte tragen." Es drängt auch ihn, „ins Allgemeine zu wirken". — „Ich hange", bemerkt er, „nicht mehr so warm an einzelnen Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht". Doch hatte er nicht lange vorher noch an Neuffer geschrieben: „Unser Herz hält die Liebe zur Menschheit nicht aus, wenn es nicht auch Menschen hat, die es liebt".

Das stärkste Band, welches Hölderlin damals mit Hegel verknüpfte, war aber wohl die Gemeinsamkeit ihrer philosophischen Studien. Aus sicherer Quelle wissen wir, daß beide gemeinschaftlich mit einigen anderen Freunden Plato, Kant, Jacobi's Briefe über Spinoza[2]) lasen und das Gelesene mit einander durchsprachen. Auf Hölderlin übte zweifellos Plato die größte Anziehungskraft aus. In einem Briefe vom Juli 1793 erzählt er seinem Freunde Neuffer von den „Götterstunden, wo ich aus dem Schooße der beseeligenden Natur, oder aus dem Platanenhaine am Ilissus zurükkehre, wo ich, unter Schülern Platons hingelagert, dem Fluge des Herrlichen nachsah" — — Eine Zeit lang wurde er auch durch Leibniz gefesselt. „Leibniz", schreibt er an Neuffer im Spätherbst 1790, „und mein Hymnus auf die Warheit[3])

[1]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart finden sich, auf verschiedene Blätter zerstreut, Bruchstücke des Concepts einer Ode an Rousseau.

[2]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich ein Auszug aus diesen Briefen von Hölderlins Hand.

[3]) Mit einigen Abweichungen vom Concept abgedruckt in Ständlins

hauſſen ſeit einigen Tagen ganz in meinem Capitolium." Das dauerndſte Intereſſe unter den modernen Philoſophen flößte jedoch Kant ihm ein, wenn er ſich auch nur langſam in den Gedankengang dieſes ſeiner Natur urſprünglich nicht verwandten Geiſtes einzuleben vermochte. „Der Geiſt des Mannes", ſchrieb er, jener Zeit gedenkend, im November 1797 aus Frankfurt ſeinem Bruder, „war noch ferne von mir. Das Ganze war mir fremd, wie irgend einem." Doch freute er ſich jeden Abend, wenn er eine neue Schwierigkeit überwunden hatte. Während der ganzen Dauer ſeiner Univerſitätsjahre ſetzte er neben ſeinen ſonſtigen Beſchäftigungen das Studium der Kantiſchen Philoſophie fort. „Und ſo bleib' ich", heißt es in einem Briefe vom Frühling 1793, „meiſt in meiner Klauſe bis Abends; Oft in Geſellſchaft der heiligen Muſe, oft bei meinen Griechen; jetzt gerade wieder in Herrn Kants Schule". Auch nachdem er die Univerſität verlaſſen, kehrte er in Zwiſchenräumen immer wieder zu demſelben zurück. „Meine einzige Lektüre", ſchrieb er ſeinem Bruder im Mai 1794 aus Waltershauſen, „iſt Kant für jezt. Immer mehr enthüllt ſich mir dieſer herrliche Geiſt." Und im Herbſt des folgenden Jahres ſchreibt er an Neuffer aus Nürtingen: „Jezt hab' ich wieder zu Kant meine Zuflucht genommen, wie immer, wenn ich mich nicht leiden kan". Es ſcheint mir, daß ihn vor Allem die ſittlich reinigende und ſtählende Kraft, welche von der Kantiſchen Philoſophie ausging, zu einem Anhänger derſelben machte. „Kant iſt der Moſes unſerer Nation", ſchreibt er ſeinem Bruder am 1. Januar 1799 aus Homburg, „der ſie aus der ägyptiſchen Erſchlaffung in die freie einſame Wüſte ſeiner Spekulation führt, und der das energiſche Geſez vom heiligen Berge bringt." Unter ſeinen Studiengenoſſen galt Hölderlin für einen ſolchen Kantianer, daß nach dem Erſcheinen des Hyperion Magenau gegen Neuffer die Befürchtung ausſprach: „Wenn nur der Roman nicht eitel Kantiſch iſt, ſonſt muß ich auf die Freude, ihn zu leſen, Verzicht thun, und das wäre mir leid".

Ueber ſein Verhältniß zu Spinoza äußert ſich Hölderlin in einem Briefe, den er ſeiner Mutter zu Ende des Jahres 1790

Muſenalmanach auf das Jahr 1792 unter dem Titel: „Hymne an die Göttin der Harmonie".

oder zu Anfang des folgenden schrieb. Er hatte ihr mit demselben die Tags zuvor gehaltene — seine zweite — Predigt gesandt, in der er gesagt hatte, daß es ohne Glauben an Christum gar keine Religion, keine Gewißheit von Gott und Unsterblichkeit gebe. Im Gange seiner Studien, schreibt er, habe er sich überzeugt, daß die Beweise der Vernunft für das Dasein Gottes und auch für die Unsterblichkeit so unvollkommen seien, daß sie von scharfen Gegnern, wenigstens in ihren Haupttheilen, leicht umgestoßen werden könnten. In dieser Zeit seien ihm Schriften von und über Spinoza in die Hände gefallen, einem großen edlen Manne, der aber doch nach strengen Begriffen ein Gotteslängner sei. Allerdings müsse man mit der kalten Vernunft auf seine Ideen kommen, wenn man nämlich alles erklären wolle. Dem aber widerstreite der Glaube seines Herzens, dem so unwidersprechlich das Verlangen nach Ewigem, nach Gott gegeben sei. Aus dem Labyrinth der Zweifel helfe — Christus, der durch Wunder zeige, daß er Gott sei, und der so deutlich das Dasein der Gottheit und Liebe und Weisheit und Allmacht der Gottheit lehre.

Wie sehr ihn damals Spinoza beschäftigte, sehen wir daraus, daß er im Februar 1791, also bald nach diesem Briefe, seinem Freunde Hegel neben Goethes Worten: „Lust und Liebe sind Fittige zu großen Thaten" das *Ἓν καὶ πᾶν* als sein Symbolum ins Stammbuch schrieb. Dennoch war Hölderlin wohl zu keiner Zeit wirklicher Spinozist. Sein Pantheismus — wenn man ihn so nennen darf — war nach Ursprung und Wesen ein völlig anderer, als der des berühmten Philosophen; die Denkscheu, welche dieser vor einem Schöpfer aus dem Nichts empfand, war Hölderlin fremd. Schon als Knabe war er selig sich des Friedens bewußt geworden, den die Betrachtung der ihn umgebenden Natur in sein Herz goß. Im Anschauen der grünen blühenden Erde, wenn er am Rande einer Quelle im Schatten des Waldes lag, oder wenn er, umweht von warmen Frühlingslüften, über sich das heitere Blau, in dem milden Lichte sich sonnte, oder wenn er Abends hinaufblickte zum dunklen Himmel mit seiner Sternenpracht, fühlte er mit Entzücken, wie alle Unruhe von ihm wich, und es still und friedlich wurde in seiner Brust. So ahnte er in der stummen Natur eine der seinigen gleich gestimmte Seele, sie ward

ihm bald eine mütterliche Freundin, an deren Herz er flüchtete mit den kleinen Kümmernissen, die sein kindliches Gemüth bewegten, und von der er Trost empfing. Innig vertraut und lieb wurden ihm ihre Gestalten, wenn er ihnen auch noch nicht besondere Namen gab; erst als er größer wurde, übertrug er die Namen der alten Götter auf sie. Diese seinem Knabenherzen entkeimte Liebe zur Natur, dieses Gefühl einer geistigen Verwandtschaft mit ihr hat Hölderlin bis an sein Ende bewahrt; selbst noch in den Tagen des Irrsinns wirkte der Anblick der freien Natur wohlthätig und beruhigend auf ihn. In seinen Dichtungen giebt er dieser Liebe, diesem Verwandtschaftsgefühl in den mannigfaltigsten, allerdings oft dunklen Wendungen Ausdruck, am schönsten und tiefsinnigsten in der letzten Fassung des Hyperion. Er verehrt und liebt die Natur in ihrer Stille, in ihrem geräusch- und mühelosen Walten, ihre Schönheit ist ihm heilig. Eins zu sein mit der Natur, still und friedevoll, wie sie, ist ihm „der Gipfel der Gedanken und Freuden". Sein Herz sehnt sich, „wieder dahin zu kehren, wo es ausging, in die Arme der Natur, der ewig jugendlichen, der wandellosen, stillen und schönen". Es sind Offenbarungen seines Gemüths, verklärt durch eine dichterische Phantasie. Aber in der Tiefe seines Herzens lebt unzerstörbar „der Glaube an Gott", „an einen Herrn der Natur", „an eine weise Lenkung unserer Schicksale", eine geheimnißvolle Macht, aus deren Händen er mit frommer Ergebung sein Loos empfängt. Es ist dieselbe eine Macht für ihn, wenn er gleich im Gedicht sie meist nach griechischer Weise „Götter" nennt. Auch der Glaube an Christum ist seinem Herzen wohl nie dauernd fremd geworden. In seinen Dichtungen taucht das Bild freilich erst spät wieder auf, zuerst in dem Gedichte, das er in Homburg seiner 72 jährigen Großmutter zum Geburtstage machte. Seine Mutter hatte ihn um ein solches gebeten, und er hatte noch an demselben Abend, da er ihren Brief bekommen, das Gedicht angefangen und war in der Nacht beinahe damit fertig geworden. „Aber", schreibt er seinem Bruder, „die Töne, die ich da berührte, klangen so mächtig in mir wieder, die Verwandlungen meines Gemüths und Geistes, die ich seit meiner Jugend erfuhr, die Vergangenheit und Gegenwart meines Lebens wurde mir dabei so fühlbar, daß ich den

Schlaf nachher nicht finden konnte, und den andern Tag Mühe hatte, mich wieder zu sammeln." Und je tiefer die Nacht des Leides sich auf ihn herabsenkte, um so heller wurde das Bild des Gottmenschen wieder in seiner Seele. So erscheint es in dem Gedichte „Patmos" in eigenthümlicher, ich möchte sagen, antiker Beleuchtung, und in mehreren bisher ungedruckten Gedichten aus vielleicht noch späterer Zeit kehrt es mit den gleichen Zügen wieder.

Nachdem Hölderlin und Hegel den vorgeschriebenen philosophischen Cursus im Stift absolvirt hatten, erwarben sich beide zu gleicher Zeit im Herbst 1790, durch ein sogenanntes, aus je zwei Abhandlungen bestehendes Specimen das Magisterdiplom. Hölderlin hatte, abweichend von seinem Freunde, für keine derselben ein streng philosophisches Thema gewählt. Die erste brachte eine „Parallele zwischen den Sprüchwörtern Salomonis und den Tagen und Werken des Hesiod"; die zweite eine „Geschichte der schönen Künste unter den Griechen", die Frucht seines Studiums der Winkelmannschen Kunstgeschichte.

Zu Anfang des folgenden Semesters trat Schelling in das Stift ein. Es hatte einer besonderen Vergünstigung bedurft, um dem frühreifen, noch nicht sechszehnjährigen Jüngling, der unter der Leitung seines Vaters in der Klosterschule zu Bebenhausen einen höchst absonderlichen Bildungsgang durchgemacht hatte, den Zugang zu eröffnen. Vorher, in seinem eilften Jahre hatte Schelling auch eine Zeit lang die Lateinschule in Nürtingen besucht, indeß Hölderlin dort nicht mehr getroffen, der bereits nach Denkendorf abgegangen war. Doch ist es immerhin möglich, daß sie in dieser Zeit sich vorübergehend sahen, oder daß jetzt die gemeinsame Erinnerung an die Hölderlin so theure Heimath ein Band zwischen beiden knüpfte. Ueberhaupt war Schelling wohl eine Hölderlin ursprünglich verwandtere Natur, als Hegel. Er besaß, wie Hölderlin, ein sehr lebhaftes Naturgefühl, das in der romantischen Umgebung des Klosters schon frühzeitig Nahrung gefunden hatte. „Fürwahr", heißt es in einer Knabenarbeit, in welcher er die Schönheit des heimathlichen Waldes beschreibt, „fürwahr! auch wilde Natur ist schön! oft pries ich über diese wild schönen Oerter Gott den Schöpfer." Im Stift ging ihm der Ruf einer besonders tüchtigen Schulung in der Kenntniß des Hebräischen voran. Doch

theilte er mit Hölderlin die Liebe zum griechischen Alterthum und fühlte sich besonders durch dessen Vertrautheit mit dem Kunstwesen und der Kunstgeschichte Griechenlands zu ihm hingezogen. Zunächst indeß war es Schellings Theilnahme an dem „politischen Club", in den er trotz seiner Jugend, vermöge seiner Stellung als Erster seiner Promotion Eingang fand, welche ihn mit den älteren Studirenden und so auch mit Hölderlin und Hegel in Berührung brachte. Ueberdies nennt Hölderlin ihn in einem Briefe an seine Schwester aus dieser Zeit unter seinen Stubengenossen. Eine Gemeinschaft philosophischer Studien scheint, wenigstens während dieses ersten Winters, unter ihnen nicht bestanden zu haben. Schelling setzte Anfangs die in Bebenhausen schon mit Eifer gepflegten alttestamentlichen Studien unter Schnurrers Leitung fort, der von allen Tübinger Lehrern neben Storr den größten Einfluß auf ihn hatte. Erst im nächsten Jahre begann er sich mit Kant zu beschäftigen und versammelte in der Folge selbst einen kleinen Kreis von Studirenden im Stift um sich, denen er die Kantische Philosophie erläuterte. Eine Anregung zum Studium des Spinoza hat Hölderlin von ihm jedenfalls nicht empfangen; eher mögte das Umgekehrte der Fall sein. Hölderlins Briefe aus diesen Studienjahren geben, soweit sie vorliegen, über sein Verhältniß zu Schelling und die gegenseitige Einwirkung beider keinen Aufschluß. Nachdem er Tübingen verlassen, verkehrten sie brieflich nicht mit einander, während er mit Hegel, sowie dieser mit Schelling Briefe wechselten. „Hölderlin", schreibt Schelling im Januar 1795 an Hegel, „— ich vergeb es seiner Laune, daß er unserer noch nie gedacht hat." Erst der Herbst dieses Jahres, den Hölderlin in Nürtingen verlebte, führte sie wieder zusammen.

Im Herbst 1791 waren Neuffer und Magenau aus dem Stift geschieden. Hölderlin fühlte sich in Folge dessen sehr vereinsamt. In den Ferien war er mit den Freunden noch einmal in Stuttgart zusammen getroffen, und die Erinnerung an die mit einander verlebten Tage ließ ihn seine jetzige Lage doppelt schwer empfinden. Vor Allem wünschte er sich Neuffer zurück; keiner der anderen Freunde konnte ihm ersetzen, was er mit diesem verloren hatte! „Philosophiren, Politisiren u. s. w.", heißt es in einem Briefe an ihn aus späterer Zeit, „läßt es sich mit Manchem. Aber die Zahl

der Menschen, denen man sein Schwächstes und sein Stärkstes offenbart, die mag man nicht so leicht verdoppeln." Das Leben im Stift wurde ihm mehr und mehr zuwider. Er klagte wieder über „Verdrüßlichkeiten, Ungerechtigkeiten, Chikanen", die er habe leiden müssen. Aufs Neue tauchte der Wunsch in ihm auf, das Stift zu verlassen, und nur die Bitte seiner Mutter bewog ihn, davon abzustehen. So blieb er, innerlich widerstrebend. „Mit meinen Hofnungen", hatte er dem Freunde, einige Monate nach seinem Abgange geschrieben, „bin ich fertig geworden, wie ichs wollte" — — „ich habe den Muth verloren, und so ists gut, nicht zu viel zu wünschen. Ich hänge mich an alles, wovon ich glaube, daß es mir Vergessenheit geben könne, und fühle jedesmal, daß ich verstimmt und unfähig bin, mich zu freuen, wie andre Menschenkinder. Ich denke tausendmal, wenn ich nur Dich um mich hätte, es solte bald anders werden." Und im Herbst darauf schreibt er: „Ich habe hier schlechterdings keine Freude. Da siz ich fast jede Nacht auf unsrer alten Zelle, und denk' an den mancherlei Verlust des Tages, und bin froh, dass er vorüber ist."

Ein Bekenntniß, welches er sieben Jahre später seiner Mutter in einem Briefe aus Homburg ablegt, läßt uns in seinen damaligen Zustand einen tieferen Einblick thun. Er gesteht ihr, daß die Neigung zur Poësie, „die in ihm bleiben werde, so lange er lebe", sein Unglück gewesen sei. Er sei „friedlich und gut, wie ein Kind, wenn er ungestört mit süßer Muße dies unschuldigste aller Geschäfte treibe". Aber weil er sich „vor dem Namen eines leeren Poëten gefürchtet", habe er nie gewagt, sich dieser Neigung so zu überlassen, wie er gemußt hätte, sondern habe, „mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung Beschäftigungen getrieben, die seiner Natur weniger angemessen zu sein schienen, z. B. die Philosophie". Deshalb habe ihn das Studium derselben, „je uneingeschränkter er sich ihm hingegeben, nur immer um so friedensloser und selbst leidenschaftlich gemacht".

Ueber seinen theologischen Standpunct hat Hölderlin sich während seiner Studienzeit, so weit briefliche Zeugnisse vorliegen, nur einmal in dem Briefe an seine Mutter ausgesprochen, in welchem er ihr von seiner Beschäftigung mit Spinoza erzählt. Er wird diesen Standpunct, wie sein fernerer Bildungsgang, mit den

mancherlei entgegenwirkenden Momenten, schließen läßt, nicht immer mit gleicher Entschiedenheit festgehalten haben, aber völlig verlassen hat er ihn, glaube ich, nie. Seiner Mutter, die wohl manchmal Zweifel geäußert hatte, was sie von seiner Religiosität zu halten habe, antwortet er im December 1798: „O könnt' ich so mit Einmal mein Innerstes aufthun vor Ihnen! Nur so viel! Es ist kein lebendiger Laut in Ihrer Seele, wozu die meinige nicht auch mit einstimmte". Und einige Wochen später schreibt er ihr: „Ich behalte mirs vor, Ihnen bei mehrerer Muße ein vollständiges Glaubensbekenntniß abzulegen, und ich wollte, ich dürfte überall meines Herzens Meinung so offen und rein heraussagen, als ich bei Ihnen kann. Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer unserer Zeit, die aus der heiligen lieben Bibel ein kaltes geist- und herztödtendes Geschwätz machen, die mag ich freilich nicht zu Zeugen meines innigen lebendigen Glaubens haben." Von dieser Seite lag jedenfalls nichts vor, das ihm eine unüberwindliche Scheu vor dem Amt eines Pfarrers hätte einflößen können, um so weniger, als ihm das öftere Predigen, so lange er im Stifte blieb, sogar Freude machte. Er pflegte seiner Mutter regelmäßig die von ihm gehaltenen Predigten zu schicken. Noch kurz vor seinem Abgange aus dem Stift schrieb er ihr, anknüpfend an das Unglück eines ihrer Bekannten, von dem Schmerz, der Noth seiner Brüder nicht abhelfen zu können, und daß dieser Stoff der gewöhnlichste Inhalt seiner Predigten sei. „Sie können glauben, daß ich aus warmem Herzen spreche. Oft denk' ich, wenn ich wieder von meiner Kanzel herunter bin, hast Du nur ein Fünkchen mer Menschenliebe und herzliche, thätige Theilnehmung erwekt, so bist Du ein glüklicher Mensch. O wenn ich sonst keinen ausgebreiteten Nuzen stiften kann in der Welt, so bleibt mir doch diß, mit brüderlichem Herzen einst eine Gemeinde zu belehren und zu ermahnen."

Vor der Hand aber wünscht er kein solches Amt. Er will unabhängig bleiben, er vertraut in muthvollen Stunden auf seine dichterische Kraft, die ihm den Weg zum Ruhm, über sein Erdenleben hinaus bahnen werde. „Wenn nicht", schreibt er im Sommer 1793 an Neuffer, „die Nachwelt meine Richterin wird, wenn ich das mir nicht bald mit prophetischer Gewisheit sagen kan, so reiß' ich jede Saite von meiner Leier, und begrabe sie in den Schutt

der Zeit." Hölderlin war ehrgeizig. Schon seiner Verlobten hatte er unbefriedigten Ehrgeiz als eine Hauptquelle seines Trübsinns genannt. Und in einem spätereu Briefe an seine Mutter heißt es: „Mein sonderbarer Karakter, meine Launen, mein Hang zu Projekten, und (um nur recht die Warheit zu sagen) mein Ehrgeiz — alles Züge, die sich one Gefar nie ganz ausrotten laßen — laßen mich nicht hoffen, daß ich im ruhigen Eheſtande, auf einer friedlichen Pfarre glüklich sein werde".

Der letzte Sommer, welchen Hölderlin in Tübingen verlebte, gestaltete sich für ihn noch zu einer verhältnißmäßig glücklichen Zeit. Sein Muth war aufs Neue belebt. Ein Theil seiner Hymnen hatte in Stäudlins Musenalmanach Aufnahme gefunden; ein Besuch von diesem hatte das Band zwischen beiden noch fester geknüpft; er war mit Matthisson bekannt geworden, der ihn, wie Neuffer erzählt, wegen seines Hymnus an die Kühnheit umarmte. In dieser frohen Stimmung arbeitete er mit Eifer und hoffnungsvoll an seinem „griechischen Roman", dem er „einen Funken der süßen Flamme", die beim Lesen des Plato ihn „wärmte und erleuchtete", mitzutheilen wünschte. Eine vorübergehende Spannung mit seinem Freunde Neuffer, deren Ursache die Briefe kaum errathen lassen, war ausgeglichen. „Ich dank' es meinem Schiksaal", schrieb er ihm im Frühling 1793, „daß es Dich mir wiedergab, gerade da, wo alle meine schönen Hofnungen zu welken anfiengen." Und einige Monate später: „Ich schrieb unsrem Stäudlin von manchem seeligen Stündchen, das ich jezt habe. Sieh! das wars, daß Deine Seele in mir lebte. Deine Ruhe, Deine schöne Zufriedenheit, mit der Du auf Gegenwart und Zukunft, auf Natur und Menschen blikst, diese fült' ich. Auch Deine künen Hofnungen, womit Du auf unser herrliches Ziel blikst, leben in mir." Freilich kehren dann auch Tage wieder, wo er sich „bettelarm" fühlt, wo „Hofnung und Erinnerung sein einziger Genuß" sind. — „Wenn nur der Mensch nicht so periodisch wäre! oder ich wenigstens nicht unter die ärgsten gehörte in diesem Punkt! Ich denke aber, es soll bald anders werden. Ein paar Stunden, wo ich Dich um mich hätte, könnten, glaub' ich, viel Gutes stiften."

Ich habe schon erwähnt, daß Hölderlin etwa ein Jahr, nachdem er seine Verlobung mit Luise Nast gelöst hatte, wieder eine

Neigung zu einem Mädchen faßte. Die sechszehnjährige Tochter des Professors der Theologie und Universitätskanzlers Lebret, Elise, hatte sein Herz entzündet. Wie weit sein Verhältniß zu ihr sich entwickelte, habe ich nicht ermitteln können. Nur so viel steht fest, daß er während ihrer öfteren Abwesenheit von Tübingen Briefe mit ihr wechselte, die uns jedoch nicht erhalten sind. Einige Gedichte hat er ihr unter dem Namen „Lyda" gewidmet. Sonst gedenkt er ihrer bisweilen in den Briefen an Neuffer. So schreibt er ihm im November 1791: „Mein Herzensmädchen hält mich eben immer noch in süssen Banden, entfernt sie mich schon von ihr. Aber königlich wird mirs vergütet, wenn ich 14 Tage und länger darben mußte. So wars gestern. Ich bin deß täglich gewißer, daß Lieb' und Freundschaft die Fittige sind, auf denen wir jedes Ziel erschwingen[1])." Die Liebe war indeß nicht von Bestand. Aus späteren Geständnissen an Neuffer, wie an seinen Bruder wissen wir, daß er, ohne das Mädchen zu kennen, „sein Ideal in sie übertragen hatte" und daß er bereits nach Jahresfrist die Täuschung einsah. „Wir taugten nicht recht zusammen." Nur ein gewisses Pflichtgefühl hinderte ihn, wie es scheint, die Verbindung abzubrechen. So lebte er die zwei letzten Jahre in Tübingen „in einem interesselosen Interesse" dahin, seinen Irrthum mit schmerzlichen Empfindungen büßend. Nach seiner Rückkehr von Jena im Sommer 1795 scheint es zu einer Erklärung zwischen beiden gekommen zu sein. Hölderlin bewahrte ihr auch ferner seine Theilnahme und freute sich aufrichtig, als er vier Jahre später ihre Verlobung mit einem Manne, den er hochachtete, erfuhr. „Sie wird glüklicher mit ihm seyn", schreibt er seiner Mutter, „als sie es mit mir geworden wäre."

In das letzte Jahr seines Tübinger Aufenthalts fällt noch der Beginn einer neuen Freundschaft, die für sein späteres Leben bedeutungsvoll werden sollte. Isaac von Sinclair aus Homburg, um fünf Jahre jünger, als Hölderlin, der nach seiner Confirmation einige Jahre gemeinschaftlich mit zwei Prinzen von Homburg er-

[1]) Es ist dies die Hölderlinsche Variation des Goetheschen Sinnspruchs, den er seinem Freunde Hegel ins Stammbuch geschrieben. Früher hatte er in einem Briefe an Nast „Lieb' und Freundschaft der Menschen gröstes Erdenglük" genannt.

zogen war, hatte im Herbst 1792 die Universität Tübingen bezogen, um hier die Rechtswissenschaft zu studiren. Daneben beschäftigte er sich mit Philosophie, mit Poësie, erging sich selbst in dichterischen Versuchen. Der Freiheitsdrang der academischen Jugend hatte auch ihn mächtig ergriffen — Alles Momente, welche ihn trotz des Altersunterschiedes Hölderlin nahe bringen konnten. Ueberdies mogten sein feines Wesen und seine große Herzensgüte ihre Anziehungskraft auf diesen nicht verfehlt haben. Näheres wissen wir über die hier angeknüpften Beziehungen nicht; nur daß Sinclair im October 1793 dem Hofrath Jung aus Homburg, der damals in Stuttgart sich aufhielt und einen Hofmeister für eine Familie suchte, für diese Stelle Hölderlin „als einen jungen Mann vom besten Character und der besten Aufführung" empfahl. „Ueberdies", setzte er hinzu, „hat er sich schon durch mehrere Gedichte gezeigt. Der Dr. Stäudlin kennt ihn sehr wohl und wird Ihnen die nähere Auskunft geben können." Hölderlin hatte indeß schon die durch Schillers Vermittlung ihm dargebotene Stelle in Waltershausen angenommen.

Ueberblicken wir den Weg, welchen Hölderlins dichterische Entwicklung während dieser Universitätsjahre nahm, so sehen wir, daß seine eigenste Natur sich nur langsam zu den Anfängen einer Selbstständigkeit durchrang, daß er wesentlich noch in Nachahmungen befangen blieb. Doch lassen sich verschiedene Perioden unterscheiden[1]).

---

[1]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart finden sich Handschriften — meist Concepte oder Conceptfragmente — einiger noch ungedruckter Gedichte, welche zum Theil jedenfalls diesen Jahren angehören: „Hymne auf Christoph, Herzog zu Würtemberg" (1789) — „Die Weisheit des Trauerns" (1789) — „An die Unerkannte" — „Hymne an den Genius Griechenlands" — Strophen eines, wie es scheint, an Lyda gerichteten Gedichts — ein Gedenkblatt: „An Speidel"(?)

„Es kommen Stunden, wo das erschütterte
Gepreßte Herz umsonst in der Hoffnung Land
Sich flüchtet, wo umsonst die erzenen*)
Waffen die Weisheit entgegenstemmt.

Stuttgart 9. Okt. 1789.

Daß Sie doch ewig mit diesen
unbekannt blieben

Ihr ergebenster Freund
Hölderlin.

*) Variante: „ehrnen".

Die Oden des ersten Jahres: „Kepler", „An Thills Grab", „An die Ruhe" lehnen sich in Metrum und Ausdrucksweise, von einzelnen mehr Schubartschen Wendungen abgesehen, entschieden an Klopstock an. Zugleich gelangt in ihnen, wie in seinen früheren Gedichten die individuelle Empfindung, der Stolz auf sein Vaterland, die persönliche Trauer um den Verlust geliebter Menschen, das Gefühl für seinen Freund und Mitstreiter, Neuffer, zu vollerem Ausdruck.

Bald aber, von dem Zeitpunct an, da er mit wachsendem Eifer in philosophische Studien sich versenkt, gewinnt Schillers Genius die Herrschaft über ihn. Namentlich sind es Schillers Gedichte: „An die Freude", „die Götter Griechenlands", „die Künstler", welche sein Vorbild werden. Nur hie und da macht sich daneben Matthissons Einfluß bemerkbar. Es entstehen jetzt jene breit ausgeführten Hymnen, in gereimten, meist trochäischen Versen, welche an die Personificationen abstracter Begriffe: „An die Liebe", „An die Freiheit", „An die Göttin der Harmonie", „An die Schönheit" u. s. w. gerichtet sind. Wir finden in ihnen ganz die prunkvolle, bilderreiche Sprache wieder, welche überhaupt Schillers Lyrik kennzeichnet, so wie jene Verschmelzung von Philosophie und Poesie, welche seinen Gedichten dieser Periode eigenthümlich ist. Wohl haben die Hymnen des jugendlichen Hölderlin, bei allem Adel und Schwung, nicht den Reichthum und die Tiefe der Gedanken, durch welche die Dichtungen des älteren Meisters hervorragen; auch ist Hölderlin die Individualisirung seiner Göttinnen und Genien nur unvollkommen gelungen. Immerhin aber erweist er sich auf dem Gebiete der philosophischen Lyrik als eine Schiller congeniale Natur. Doch tritt in der geistigen Auffassung der Stoffe bei beiden schon jetzt eine Verschiedenheit zu Tage. Einmal steht Hölderlin der Natur anders gegenüber, als Schiller, und was beiden gemeinsam zu sein scheint, die Liebe zu der untergegangenen Welt der Hellenen, wie sie in Schillers „Götter Griechenlands" sich ausspricht, ist bei Hölderlin eine wirkliche Herzenssache und mit seinem inneren Sein verwachsen, während sie bei Schiller in dem genannten Gedicht mehr der Ausfluß einer poetischen Stimmung ist, und zwar in einem bewußten Gegensatz zum Christenthum, der Hölderlin fremd war.

Die beiden Gedichte an die Geliebte: „Melodie an Lida", „Meine Genesung. An Lyda" sind in der Form den Hymnen verwandt; eine tiefere persönliche Empfindung kommt auch in ihnen vor der prunkenden Rhetorik nicht zum Worte.

Ungleich herzlicher wird der Ton in den Gedichten an die Freunde. Dies zeigt sich schon in dem „Lied der Freundschaft", während die etwas später entstandene „Hymne an die Freundschaft" den vorwiegend rhetorischen Character der übrigen Hymnen hat. Am wärmsten empfunden sind die beiden Gedichte an seinen Freund Hiller: „Canton Schwytz. An meinen lieben Hiller" und „An Hiller"; das erste der Erinnerung an eine gemeinsame Wanderung in der Schweiz geweiht, das zweite ein Abschiedsgedicht, als der Freund im Begriffe stand, Europa zu verlassen. In beiden ist die Sprache einfacher, als in den Hymnen, der Reim wieder aufgegeben; ich mögte sie die selbstständigsten Gedichte dieser Jahre nennen[1]).

Den Uebergang zu Hölderlins reiferer Zeit bilden drei Gedichte des letzten Jahres. Den geringsten Fortschritt zeigt die „Hymne an den Genius der Kühnheit", die übrigens wahrscheinlich früher, als die beiden anderen entstanden, jedenfalls begonnen ist. Schon im Herbst 1792 schreibt Hölderlin an Neuffer: „Du wirst lachen, daß mir in diesem meinem Pflanzenleben neulich der Gedanke kam, einen Hymnus an die Künheit zu machen. In der That ein psychologisch Räthsel!" Freilich bittet Neuffer ihn erst im Juli des folgenden Jahres um die Mittheilung dieses

---

[1]) Hölderlin war mit Hiller schon von Maulbronn her befreundet. Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich das folgende, für die damalige Zeit characteristische Stammbuchblatt:

„Was ist wahre Freundschaft? Gewies ein schäzbares Guth hienieden. Wie aber die Todesfakel des Freundes verlöscht, so schwindet sein Bild mit dem Rauch in immerwährende Vergessenheit.

Zum Andenken an
Deinen
aufrichtigen Freund
Kloster Maulbronn d. 1. Julius 1788. E. F. Hiller."

Auf der Rückseite des Blattes ist mit Tusche ein Grabmal gezeichnet, darauf ein Todtenschädel und eine umgestürzte Fackel; aus dem von dieser aufsteigenden Rauch hebt Hölderlins Silhouette weiß sich ab.

Hymnus, den Matthisson aber schon kannte. Hölderlin arbeitete ihn später nochmals um, wie er an Hegel schrieb, und in dieser Form wurde er zuerst im 6. Stück des 4. Bandes von Schillers Neuer Thalia (erschienen 1794) gedruckt. Er unterscheidet sich im Styl noch wenig von den früheren Hymnen. Ein Gedanke, welcher das Thema des späteren Gedichts „das Schicksal" bildet, daß durch „die Meisterin, die Noth", die Kraft der Heroën geweckt werde, findet sich hier kurz angedeutet.

Das zweite Gedicht „Griechenland", welches zuerst gleichzeitig mit der eben genannten Hymne in der Thalia, zum zweiten Male in etwas veränderter Form 1795 in Ewalds Urania erschien, ist an Stäudlin gerichtet. Seine Entstehung glaube ich in den Anfang des Sommers 1793 verlegen zu müssen, da Hölderlin schon eifrig am Hyperion arbeitete, und nachdem er im Frühling einen Besuch von Stäudlin erhalten hatte. Der Anfang des Gedichts entspricht ganz der oben citirten Stelle in einem Briefe Hölderlins an Neuffer vom Juli 1793, in welcher er von den „Götterstunden" redet, wo er „aus dem Platanenhaine am Ilissus zurükkehre" u. s. w. Ein Fortschritt gegen die Hymnen ist nicht zu verkennen. Die Sprache ist, ohne an Schwung verloren zu haben, einfacher und inniger, mit der warmen Empfindung für den Freund mischt sich die tiefe Sehnsucht nach der entschwundenen Herrlichkeit des alten Athens, das seinem Herzen schon zur Heimath geworden war. Denn seine Phantasie hatte auf das Volk der Athener übertragen, und sah in ihm verwirklicht, was seinem Geiste als das Ideal schöner Menschlichkeit erschien.

Das dritte, unstreitig das reifste der genannten Gedichte, welches diese Epoche abschließt und zugleich in die folgende hinüberleitet, ist „das Schicksal". Gedruckt wurde es früher, als die anderen beiden, nämlich schon im 5. Stück des 4. Bandes der Neuen Thalia, obwohl es später entstanden war. Im Herbst 1793, nachdem Hölderlin Tübingen bereits verlassen hatte, schrieb er aus Nürtingen an Neuffer, er habe ein Gedicht an

„die Gespielin der Heroën,
die eherne Nothwendigkeit"

angefangen, und in den letzten Tagen des Decembers meldete er den Freunden aus Waltershausen, er habe auf der Reise das Ge-

dicht „beinahe zu Ende gebracht". Doch änderte er es während des Winters, wie er später an Neuffer schrieb, beinahe ganz um, ehe er es an Schiller sandte. Wohl erinnert es in der Form noch an dieses sein hohes Vorbild, doch sind auch in der Sprache schon eigene Töne angeschlagen. Der erste, philosophische Theil des Gedichts ist eine weitere Ausführung des in der Hymne an den Genius der Kühnheit angedeuteten Gedankens, daß alles Große in der Menschenbrust nur in der Schule der Noth keime und wachse. Der elegische Schluß, mit dem dankbaren Rückblick auf das Elysium seiner Kindheit ist jedoch ganz der Ausdruck seines innersten, persönlichen Empfindens, jener innigen, stillergebenen Frömmigkeit, deren milder Glanz über alle seine späteren Dichtungen ausgegossen ist.

Das Hauptinteresse Hölderlins nahm in diesem letzten Tübinger Jahre sein griechischer Roman, Hyperion, in Anspruch. Den Plan dazu hatte er, wie wir aus einem Briefe Magenaus an ihn vom Juni 1792 ersehen, schon früher gefaßt und dem Freunde Mittheilung davon gemacht. Ob er durch Wielands Schriften zu ihm angeregt war, läßt sich nicht feststellen. Der Hymnen war er, wie er an Neuffer schrieb, überdrüssig geworden. Im Frühling 1793 las er Stäudlin bei einem Besuche desselben zuerst aus seinem Romane vor und sandte ihm im Juli ein Fragment zur Beurtheilung zu. Der damalige Entwurf wurde später jedoch gänzlich umgearbeitet und ist erst vor wenigen Jahren durch Sauer theilweise ans Licht gezogen[1]). Er trägt den Titel: Hyperions Jugend. Erster Theil. Herausgegeben von Friedrich Hölderlin"; ist eine Ich-Erzählung, in Capitel eingetheilt, bricht leider aber schon im Anfang des zweiten Capitels ab. Der jugendliche, in Zweifeln befangene Erzähler schildert sein Zusammentreffen mit einem „guten" Manne, welcher ihm die Resultate seiner Lebenserfahrung mittheilt (Erstes Capitel) und auf seinen Wunsch sich anschickt, ihm die Geschichte seines jugendlichen Lebens zu enthüllen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Fragment noch vor Hölderlins Abgang nach Waltershausen in Tübingen geschrieben wurde. Dafür spricht schon der Styl, der durch eine gewisse Un-

[1]) Archiv für Literaturgeschichte Band XIII S. 380—87.

beholfenheit und Nüchternheit, im Vergleich mit der späteren Meisterschaft, den frühen Ursprung verräth. Auch der Inhalt dieses ersten Capitels weist auf jene Zeit hin. Er bewegt sich ganz in dem Kreise der Gedanken, welche damals ihn erfüllten. In einzelnen Sätzen springt die Verwandtschaft mit den ersten Strophen des Gedichts „das Schicksal" sofort in die Augen. Wie in diesem Gedicht, so kommt auch in dem vorhandenen Fragment Hölderlins Pantheismus noch nicht zum Ausdruck. Der Gegensatz zwischen Geist und Natur, der Kampf zwischen beiden und ihre Versöhnung durch die Liebe, „die Tochter des Ueberflußes und der Armuth", ist das Thema, um welches die Rede des Alten sich dreht. Es ist sehr zu bedauern, daß die folgenden Capitel fehlen, die uns tiefere Einblicke in den damaligen Plan des Dichters hätten thun lassen. Die Andeutungen, welche er in dem erwähnten Briefe an Neuffer darüber giebt, sind zu unbestimmt und allgemein gehalten, um Schlüsse darauf zu bauen. Etwas mehr erfahren wir aus einem ungedruckten Briefe Magenaus an Neuffer, muthmaßlich in der Herbstvacanz 1792 nach einem Besuche Hölderlins geschrieben. „Holz" (Hölderlins Cerevis-Name auf der Universität), heißt es in demselben, „schreibt wirklich (gegenwärtig) an einem 2ten Donamar, an Hyperion, der mir Vieles zu versprechen scheint[1]). Er ist ein freiheitsliebender Held und ächter Grieche, voll kräftiger Principien, die ich vor mein Leben gern höre." Vielleicht können wir daraus entnehmen, daß es schon damals in Hölderlins Plane lag, seinen Helden an dem Freiheits-

[1]) Friedr. Bouterweck: „Graf Donamar. Briefe geschrieben zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Göttingen. 1791—92." Es ist mir nicht recht verständlich, weshalb Magenau den Hyperion einen zweiten Donamar nennt. Wohl ist auch Donamar ein Mensch, der, unzufrieden mit der Wirklichkeit, von Idealen träumt; allein seine Welt ist eine völlig andere, als die Hyperions. Auch sonst vermag ich einen Einfluß jenes Romans auf Hölderlins Dichtung nicht zu sehen, wenn man nicht etwa zwischen Donamars Freund Guiliano und Hyperions Alabanda eine gewisse Verwandtschaft finden will. Mit größerem Rechte bezeichnet Goedeke Wilh. Friedr. Meyerns Roman: „Dya-Na-Sore oder die Wanderer" (Leipzig 1787) als einen von Wieland ausgehenden „Vorläufer sowohl Hölderlins, als Jean Pauls". In ihm herrscht, wie im Hyperion, bei aller sonstigen Verschiedenheit, das lyrische Element entschieden vor, und neben Wielands ist Ossians Einfluß unverkennbar.

kampfe der Griechen Theil nehmen zu lassen; vielleicht auch, daß er für seinen Roman ursprünglich die Briefform gewählt hatte, von der freilich keine Spuren vorhanden sind.

Jedenfalls ist der uns vorliegende Entwurf nicht der erste, sondern durch die Auflösung einer älteren metrischen Fassung in Prosa entstanden. Leider besitzen wir von dieser nur zwei Bruchstücke eines Concepts. Das eine, größere, entspricht stellenweise wörtlich einem Theil des von Sauer veröffentlichten ersten Capitels, nur daß in diesem die Mehrzahl der dort vorgenommenen Aenderungen als alleinige Fassung auftritt. Das zweite, kleinere Bruchstück ist ein kurzer Abschnitt aus der Jugendgeschichte Hyperions und als solcher, wie ich früher schon erwähnt habe, für die Kenntniß von Hölderlins Knabenzeit werthvoll.

Im Herbst 1793 schied Hölderlin von Tübingen — äußerlich ein schöner blühender Jüngling, im Gemüth aber nicht frei von Wunden und Narben. Seine erste Liebe war ihm, wie ein Traum zerronnen, und die zweite, wenn sie diesen Namen verdiente, empfand er längst schon mehr als eine Fessel, denn als ein Glück. Der Dichterruhm, nach dem er gestrebt, war ihm nicht geworden. „O! was ich mir vor ungefär 6 Jaren", schrieb er kurz vor seinem Abgange der Mutter, „für Vorstellungen machte von dem, was ich in meinen jezigen Jaren sein werde." Nur in einem kleinen Freundeskreise hatte sein Talent Anerkennung gefunden. Wohl hatte sich, während er am Hyperion arbeitete, das Vertrauen auf seine Dichterkraft neu belebt; aber das Werk war unvollendet, und, was er vorher geleistet, befriedigte ihn selbst nicht mehr. Nun sollte er in die Welt hinaustreten und seinen Lebensweg sich bahnen. Als Stiftler war er nach beendigtem Universitätsstudium verpflichtet, sich dem Königlichen Consistorium in Stuttgart zur Verfügung zu stellen, und mußte jetzt gewärtig sein, von dieser Behörde auf ein Vikariat berufen zu werden. Die Aussicht auf ein solches, möglicher Weise ihm aufgezwungenes Pfarrvikariat war ihm schrecklich; er sehnte sich aus den engen Verhältnissen seiner Heimath heraus, in einer freieren Luft seine Kräfte auszubilden, er hielt an der Hoffnung fest, daß es ihm in der Ferne gelingen werde, sich als Dichter eine Existenz zu gründen. Zunächst aber fehlten ihm die zur Erreichung dieses Zweckes erforderlichen

Mittel. Seine Mutter machte ihm den Vorschlag, bis auf Weiteres in ihrem Hause zu bleiben. Aber er scheute sich vor der „ziemlich unfeinen Rolle", die er in Nürtingen spielen werde. „Ist man auch nicht untätig, so sagen die Leute doch, er verzehrt seiner Mutter das Brod, und nüzt ihr auf der Welt nichts." Ueberdies fürchtete er dann um so eher vom Consistorium herangezogen zu werden. Eine Zeit lang hoffte er, mit geringer Beihülfe von der Mutter in Jena sich eine gesicherte Stellung verschaffen zu können. Offenbar war es der Wunsch, in Schillers Nähe zu kommen, welcher ihm den Gedanken eingab. Näheres über diesen Plan enthalten die Briefe jedoch nicht. Seine Mutter scheint nicht damit einverstanden gewesen zu sein. „Kann ich", antwortete er ihr, „eine gute Hofmeisterstelle bekommen, so bescheid' ich mich gerne so lange, mit meinem Jenaischen Project, bis ich vieleicht selbst (wenigstens) die Hälfte zusammen gehofmeistert — und zusammen geschrieben habe."

Er begann nun, nachdem er vorläufig ins elterliche Haus zurückgekehrt war, sich mit Ernst um eine Hofmeisterstelle zu bemühen. Schiller verweilte um diese Zeit in Schwaben. Er war von seiner alten Freundin, Charlotte von Kalb, die jetzt auf ihrem Gute Waltershausen bei Meiningen lebte, gebeten worden, ihr einen Hofmeister für ihren Sohn zu besorgen. Einen Herrn von Adlerskron, den Schiller zuerst vorgeschlagen, hatte sie seines Standes wegen abgelehnt. Hegel, der gleichfalls in Vorschlag gebracht war, hatte inzwischen eine Hofmeisterstelle in der Schweiz angenommen. So empfahl auf Hölderlins Bitte Stäudlin, der Schiller von seiner Jugend her kannte, ihm für die fragliche Stelle seinen Freund. In seinem Briefe an Schiller, der vom 26. September 1793 datirt ist, nennt er ihn „den gewiß nicht wenig versprechenden Hymnendichter". — „Für die Reinheit seines Herzens", fährt er fort, „und seiner Sitten und für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse bürge ich. Seinen Talenten brauche ich das Wort nicht zu reden, da seine Werke genug davon zeugen. Wollen Sie sich gütigst für ihn verwenden und ihn selbst sprechen, so wird er schleunigst erscheinen." Ueber den Eindruck, den Hölderlin auf Schiller machte, berichtete dieser, der wohl durch die erste Ablehnung etwas stuzig geworden war, am 1. October an Frau von

Kalb mit einer gewissen Zurückhaltung. „Ich bin während dieser Zeit in der bewußten Sache nicht ganz unthätig gewesen und wünsche nur, daß ich sagen könnte, mit besserem Erfolg, als das vorige Mal. Einen jungen Mann habe ich ausgefunden, der eben jetzt seine theologischen Studien in Tübingen vollendet hat und dessen Kenntnissen in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle, die ich darüber befragt habe, ein gutes Zeugniß ertheilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob ich dies zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachtheile anführe), nicht ohne poëtisches Talent, wovon Sie in dem Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1793 Proben finden werden. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein Aeußeres sehr wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anstand und Artigkeit. Seinen Sitten giebt man ein gutes Zeugniß; doch völlig gesetzt erscheint er noch nicht und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wissen, noch von seinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin Unrecht thun, weil ich dies Urtheil bloß auf die Bekanntschaft einer halben Stunde und eigentlich bloß auf seinen Anblick und Vortrag gründe; ich will ihn aber lieber härter als nachsichtiger beurtheilen, daß wenn Ihre Erwartung ja getäuscht werden sollte, dieß zu seinem Vortheil geschehe." — „Mit den Bedingungen, die Sie ihm anbieten werden, ist er vollkommen zufrieden."

Die Verhandlungen zogen sich indeß in die Länge, und Hölderlin wartete in begreiflicher Ungeduld auf die Entscheidung. Um sich zu zerstreuen machte er im November einen Ausflug nach Vaihingen zu seinem Freunde Magenau, bei dem er mit Conz zusammentraf. Magenau schreibt darüber an Neuffer: die Freude an dem Besuch sei durch sein Unwohlsein etwas gestört worden. Hölderlin habe ihn Abends zu Bette begleitet. „Vor dem Bette sitzend, ohne Weste und Stifel declamirte er mir seine Ode „Kühnheit", die mir ganz trefflich schien. Er wiederkäute mir Schillers Regeln an ihn und Morgens schwuren wir unserem Bunde *μα τουσ εν Μαραθωνι πεσοντασ* neue dauernde Vestigkeit[1]). Es hat mich

[1]) Hölderlin schrieb ihm ins Stammbuch: „*μα τουσ εν Μαραθωνι πεσοντασ* bestehe der Bund zwischen mir und dir."

innig gefreut, daß ich den guten Jungen, von dem ich mich vergeſſen glaubte, wiedergeſehen habe. Er hat manche Plane, doch keine unausführbare, das freut mich. Ein Hymnus an das Schikſal ſoll ſeine nächſte Arbeit werden, darinn ihn der Kampf der Menſchen Natur mit der Notwendigkeit am meiſten beſchäftigen wird. Ich wünſche ihm ein os magna sonaturum. So gleicht ihr 2 euch denn an großen Planen, deren ſich alle guten Götter annehmen mögen!"

Bald nach dieſem Ausfluge beſtand Hölderlin die Staatsprüfung vor dem Königlichen Conſiſtorium in Stuttgart, durch welche er ſich die Berechtigung zur Anſtellung im definitiven Pfarramt erwarb[1]). Nachdem dann die Entſcheidung aus Waltershauſen eingetroffen war, rüſtete er ſich zur Abreiſe. Vorher beſuchte er noch in dem nahe gelegenen Löchgau ſeinen Onkel Maier, der eine Schweſter ſeiner Mutter zur Frau hatte, ſo wie ſeine Schweſter in Blaubeuren, die ſeit einem Jahre mit dem dortigen Profeſſor Bräunlin verheirathet war; traf dann noch einmal mit den Freunden in Stuttgart zuſammen und machte ſich von hier aus am 20. December „gutes Muts", wie er der Mutter ſchrieb, auf den Weg nach Norden, ſeiner neuen Beſtimmung entgegen.

---

[1]) In dem in amtlicher Abſchrift mir vorliegenden Zeugniß heißt es:
„1793. Class. I.

6. M. Joh. Christ. Frid. Hoelderlin.

Studia theologica multo cum successu tractavit, orationem sacram recte elaboratam decenter recitavit. Philologiae, inprimis graecae, et philosophiae, inprimis Kantianae et litterarum elegantiorum assiduus cultor.

Anno 1793 d. 6. Dec. Multas in Textum Rom. V, 10 sententias stylo ac numero quidem concinnas, sed nimis generales voce distincta, sed declamatoria in concione s. protulit. In discursu bene se gessit."

Briefe.

1788 bis 1793.

Nr. 27 bis 76.

Nr. 27.

Luiſe Naſt an Hölderlin[1]).

O lieber Friz! Da ſiz ich, und habe faſt alle Deine Briefe vor mir, das iſt mein einges Vergnügen, und da iſt mirs ſo über alles wohl, bin ſo glüklich wann ich allein ſeyn kan, es iſt ſchon wirglich 12 Uhr, und doch konnte ich mich nicht ſatt leſen, o es iſt meine liebſte Lektüre. Haſt recht er machte mir viele Sorge Dein lieber Brief, ganſe Nächte konnte ich nicht ſchlafen, und doch iſt er mir ſo lieb daß ich um aller Welt ſchaze ihn nicht gebe, o Dich haben, welche Seeligkeit, und Friz noch ſo lange biß Oſtern noch ſo lange Dich nicht ſehen, ſo lange von dem getrennt ſein der mein alles iſt. Doch der Gedanke daß Du mein biſt mein bleibſt, nicht wahr lieber Friz? Auch Jhahre lang Trennung macht Dich nicht kalter gegen mich, O nein Du bleibſt der l. Friz der Du warſt bei Deinem lezten Beſuch, ich weiß ſie alle noch die liebe Worte tief ſind ſie in im meinem Herzen auch Du wirſt ſie noch zurikrufen konnen dieſe ſeligen Freuden auch bin ich manchmal ſo glüklich mir ſie vortraumen zu können, o und lezhin einen herlichen Traum den ich um alles nicht gebe, Du ſtandſt oben wo man ins Cloſter geht, wirſt es wohl noch wiſſen ach vergangene Zeiten wo ich Dich ſo oft ſah, ſtrekteſt Deine Arme ſehnend nach mir aus, Gott im Himmel welcher Anblik, Deine ſchwarze Kutte alles wieder wie vorher, ach und es war ein Traum ſie ſind entflohen die glükliche Zeiten, ſtommer[2]) Schmerz trit an ihre Stelle, und warum dieß alles dieſe Klagen? mein Friz

---

[1]) Der Brief iſt aus Maulbronn um Weihnachten 1788 geſchrieben, nachdem ſie im Herbſt mit Hölderlin in Leonberg zuſammengetroffen war.

[2]) Suevismus.

iſt ja noch mein er iſt mir noch ſo treu wie hier, o er iſt noch mein, auch mich ſoll nichts von Dir trennen kein Unglük kein Schikſal, nur Dich und eine Hütte ſo ſchlecht ſie iſt, — ſie iſt mir ein Königreich, o mit Dir ſind auch dornigte Wege mit Roſen beſtreit[1]). O Gott lieber Vater an Deiner Hand werden ſie doch auch vorübergehen die Jahre der Trennung, ſie flieht ja ſonſt ſchnell Deine Zeit, aber der Liebe werden es ewigkeiten ſein, nich lange mehr wird wieder ein Paar aus meiner Freundſchaft das Band der ewigen Treue knupfen, das liebe Mädchen iſt wirglich hier meine Heinerike[2]), ſie ſcheint recht vergnügt, wir haben ſchon viel von Dir lieber geſchwazt, wir erinnren uns oft an die glükliche Zeiten in L—[3]) und tauſendmal dankte ich ihr vor ihre Liebe, das gute Madchen wan ſie nur recht glüklich wird, ſie hat es nur an uns verdient, lieber Friz ſchreib nur recht viel, ich freue mich ſchon wieder auf negſten Bottentag, o es waren lange Feuertage*) keinen Brief konnte ich nicht von meinem Friz bekommen, leb wohl ſchlaf wohl es iſt ſchon recht ſpath ewig

Deine Louiſe.

Von meinen Schweſtern recht viele Grüſſe.

Nr. 28.

Hölderlin an Luiſe Naſt[4]).

Das war ein Brief von Dir, liebe Seele! Hätſt Du mich ſehen können, wie ich Tränen der innigſten Freude weinte auf dieſes neue Zeichen Deiner ſo unausſprechlich ſüſen beglükenden Liebe, wie ich in dem Augenblik ſo innig fühlte, was ich an Dir habe, wie meine Tage wieder ſo heiter, ſo ruhig hinflieſſen. O Mädchen! Auch in der Trennung iſt Deine Liebe Seeligkeit, auch dieſes Sehnen iſt Wonne Deinem Jüngling — dann jeder Augenblik ſagt mir, daß Du Dich eben ſo nach mir ſehnſt, daß Dir

---

[1]) Suevismus.

[2]) Muthmaßlich Heinrike Naſt aus Leonberg. S. Brief Nr. 6.

[3]) Leonberg.

*) Die Verwechslung von i und ü iſt ſchwäbiſch.

[4]) Der Brief iſt offenbar die Antwort auf den vorigen und wohl in Nürtingen in den letzten Tagen des Jahres 1788 geſchrieben.

dieſe etlich Jahre eben ſo lange werden, als mir. Und nur noch eilf Wochen bis Oſtern, Liebe? Freilich iſts lächerlich nur noch eilf Wochen — aber wir wollen [uns] eben ſo tröſten — und dann — o Louiſe! Louiſe! dann — Ich kann ſie nicht nennen all die Seeligkeit die meiner in Deinen Armen wartet — der Buchſtabe iſt eben Buchſtabe, und da laß ich Dichs lieber fühlen wie dieſe Erwartung mein Herz erhebt — Und Du erinnerſt Dich noch der lieben Worte unſers lezten Beſuches? ſie ſind Dir tief in die Seele eingegraben? O Louiſe! ſie ſind mein ewiger Gedanke in der Einſamkeit, meine einzige Beſchäftigung in den ſeeligen Dir geweiheten Stunden.

O und Dein Traum? — herliches, liebes Mädchen, wie bin ich ſo glüklich? um wie viel glüklicher wär' ich, wann ich in Deinen Armen mein ganzes wonnerfültes Herz vor Dir ergießen könnte. Es iſt mir ſo wohl, wann ich daran denke, wie ich oft ſo gedultig, und doch ſo voll der innigſten Sehnſucht an jenem Plätzgen wartete, bis ich die Teure am Fenſter ſah, und wie er mich entzükte der Gedanke, daß Du in der ganzen lieben Welt auf nichts blikeſt, als auf Deinen Hölderlin, daß nur ich in dieſer Bruſt wohne — Louiſe! Louiſe! und wann ich Dich aus Deinem Hauſe dem Kreuzgang zu gehen ſah — es iſt mir noch alles ſo lebendig — der ſchöne majeſtätiſche Gang, das liebevolle Auge nach mir heraufblikend — und die Erwartung der ſeeligen Stunde auf Deinem Geſichte ſo ganz ausgedrükt — und wie uns Erd und Himmel ſchwanden, in der Stille und Dämmerung! — — Und die gute Heinrike iſt wirklich bei Dir? Möchte doch all' die Freundſchaft, die ſie uns erwieſen hat, ihr tauſendfach in ihrer neuen Lage vergolten werden. Sie wird mit ihrer heitern gefälligen Seele ſich und ihren Gatten gewiß beglüken. Und Du erinnerſt Dich auch noch der glüklichen Zeiten in Leonberg — denkſt Du noch an all die ſeelige Stunden? die Stunden der feurigſten ſüßeſten Liebe? O Louiſe! iſts dann nimmer möglich, an irgend einem Orte bei guten Leuten ſo nah um Dich zu ſein? Verdien' ichs nicht noch? ſo beglükt zu werden — — doch wieder ewige Plane — 'swird Dir aber auch ſo gehen, liebe Seele! Die Tage die ich in Leonberg zubrachte, waren zu ſchön, als daß ich ſie mir nicht noch oft wiederträumen ſolte. O nur der Abſchied! — —

Es goß so eine süße Wehmuth über meine ganze Seele, und begleitete mich den ganzen Weg über. Nur als ich die Berge um Nürtingen sahe, und der Wald vor Leonberg so nach und nach sich hinter mir verlohr — das stürzten mir Tränen des bittersten Schmerzens aus den Augen — ich mußte lange hinstehen. — Der übrige Theil meiner Reiße wurde mir noch einmal so sauer, als zuvor. — Deinen Jfr. Schwestern tausend Complimente — auch an Jfr. Käufelin und ich laß ihr zum neuen Jahre einen flinken Pinsel wünschen.

Schlaf wohl, liebes Mädchen! Liebe mich, wie bisher. Ich bin ewig

Dein

Hölderlin.

Nr. 29.

Luise Nast an Hölderlin[1]**.**

d. 19. Jan. 89.

Lieber guter — — — —

O der süssen Worte Deines l. Briefs Ach nur noch eilf Wochen und dann dann Friz all die Seeligkeit in Deinen Armen, o könntest Dus fühlen wie mein Herz bei diesem Gedanken stärker schlägt, bald wieder in den Armen meines Friz meines — — o der Wonne die sich nicht beschreiben läßt da keine Worte sind, sie zu sagen, o Gott lieber Vater wie machst Du uns so glüklich, was für Tage müssen es seyn lieber teurer Friz wo wir ganß für einander leben, wann uns kein Schikfal keine Zeit auch der Tod selbst uns nicht trennen kan auch dort in jenen Himmlischen Gegenden ewige Fortsezung unserer Liebe ist, Gott! wie bin ich so glüklich, l. Friz geliebter mein — — — jedes Plätzgen das ich von meinem Fenster aus sehen kan, mahnt mich an tausend tausend seelige Augenblike in jenen Glüklichen Zeiten, nur Du wohnst in meiner Brust von Sterblichen jeden Augenblik für Dich sie aufopfern würde ich, o für Dich liebs guts Herz, welche süsse Aufopferung, und diß sehnen jezt, könntest Du — ach könntest Du jezt eilen an diß klopfende Herz, und ich das Deinige fühlen — der Gedanke der mir Tränen heise Tränen auspreßt, liebes Herz und Deinen Schattenriß wie fest drük ich ihn an mein Herz, nein!

[1]) Antwort auf den vorigen Brief.

ſo warſt Du noch nie getroffen, jeder Zug wird mir wieder ſo lebhaft, Gott und diß himmliſche Lächlen, aber nein ich muß ſchweigen, ſonſt möchſt Du meinen ich hab es Dir abgelernt, und doch mein Herz empfind' ich ſo viel dabei, biſt eben doch ein recht lieber Schmeichler wann ich gleich nur es zu gut weiß daß Du nicht recht haſt. Heinerike[1]) machte mir ſchon viele Plane, hier in ihrem Hauß wärs herlich, einen Herzguten Mann hat ſie der bald auf unſerer Seite iſt, doch in eilf Wochen läßt ſich noch vieles denken, und dann Dich wieder haben Dich in meine Arme ſchlieſen als wollt ich Dich ewig nimmer laſſen, welche Seeligkeit lebe wohl — — meiner Seele es iſt ſchon ſpäthe Nacht, ich kan ſo lang nicht an Dich ſchreiben, auſſer es iſt alles im Bett ſonſt bin ich nicht ruhig, viele Grüſſe von meiner Rike[2]), für Deinen Wunſch läß ſie Dir danken er wird bald guten erfolg haben, ſchlaf gut liebes Herz

ewig Dein treues —

Louiſe

Von Heinerike und meinen Schweſtern recht viele Grüſſe, auch von meiner Freundin Commerelle*) wirſt Du Dich ihr noch erinnern, wie ſie bei uns war in der Laube bei dem ſchönen See, heilig iſt mir dieſe Laube, ſie ſoll auf den Sommer der Ort meines Gebetts ſein, man wird ſo gerührt bei ſo ſchönen gegenſtänden der Natur jeder Grashalm zeigt mir den weiſen. gütigen Schöpfer.

Nr. 30.

Neuffer an Hölderlin[3]).

— — — — — — — — — — — — — —

die unnachahmliche Harmonie ſeiner Hexameter läſeſt, warlich entzükt würdeſt Du werden. Wenn ich nur die Meſſiade da hätte, ſo würde ich Dir einige Stellen ausheben; aber ſo muß ich Dich auf die Zeit vertröſten, wo Du ſelbſt bei Schubart Gelegenheit haben wirſt, ſie zu leſen.

[1]) Heinrike Raſt, die ſich inzwiſchen in Maulbronn verheirathet zu haben ſcheint.

[2]) Wahrſcheinlich die Jfr. Käufelin, der Hölderlin einen flinken Pinſel wünſchte.

*) „ſie ſchrieb mirs". Commerell iſt eine große Tübinger Familie.

[3]) Der Anfang des Briefes fehlt.

Ich habe bald auch die Rede auf Dich gebracht: Es werde in der Vakanz ein sehr guter Freund von mir, der mit vollem Enthusiasmus für Dichtkunst eingenommen sei, hieher kommen, und werde seinem Wunsch, den Herrn Professor, den er in seinen Schriften so sehr verehre, persönlich verehren zu können, ein Genüge thun. Das waren meine Worte. Deinen Namen weiß er, und er hat Verlangen Dich zu sehen. Meine Schilderung, die ich ihm ferner von Dir machte, war aufrichtig und wahr. Du seiest besonders fürs Ernsthafte, Erhabene und etwas Schwärmerische eingenommen. Fürs Tändelnde habst Du eine gewiese Antipathie und dem Epigram seist Du Todfeind. Griechische Literatur sei Dein SteckenPferd. Der Jüngling verspricht viel, war seine Gegenrede, er soll zu mir kommen, sobald er hier ist. Und nun wären Ständlin und Schubart auf Dich vorbereitet, und Du wärst bei beiden kein unerwarteter Besuch.

Ständlin ist wirklich wegen Processen verreißt, er wird aber dieser Tage hier ankommen. Weil ich ihn nicht antraf, so habe ich meine alte Bekandtschaft mit seinen Schwestern wieder fortgesezt, bei denen ich wieder das Amt lectoris ornati werde übernehmen müssen.

Auch meine alte Bekandte in sp. Haselmeier et compagnie traf ich bei einem scharfsinnigen Spiel bei einander an.

Kurzgefaßte Neuigkeiten.

Von Ostern übers Jahr werden meine Gedichte im Druk erscheinen.

In den Wiener Zeitungen und den österreichischen Awisen ist mein Eugen, eine Kriegsvision[1]) nachgedrukt worden.

Sontags d. 22. Merz — 89.

Hier, mein lieber Bruder! schik ich Dir eins meiner ersten Produkte, das ich unter anderen wieder aufgefunden habe. Es fällt noch in die Periode meiner schwärmerischen Liebe, wie Du ein Dikeres aus dem Inhalt ersehen wirst. Daß Du den Träumer

---

[1]) War in Schubarts Vaterlands-Chronik 1788 S. 251—52 gedruckt.

nicht belachst, das weiß ich, sonst würdest Du es nimmer zu Gesicht bekommen.

Um Mitternacht. d. 12. Jul. 1785.

(Es folgt das aus 15 vierzeiligen gereimten Strophen bestehende Gedicht.)

Oft noch muß ich meiner alten Träumereien lachen, besonders wenn ich darzurechne, daß mir alles so ernst war, alles so aus vollem Herzen geflossen ist. Aber es waren dannoch seelige Zeiten für mich, ich lebte und webte ganz in meiner Phantasie, und vielleicht kommen so süße Tage mir nimmer. O eine leise Ahndung sagt mir, ich sei glüklich gewesen; denn wie ein schwarzes Gewitter zieht die Zukunft vor meinen Augen herauf, und das Bewußtsein, daß ich gröstentheils selbst Schuld daran sei, das[1]) martert mich, daß ich es oft fast nicht mehr ausstehe. Laß mich izt abbrechen, ich will im Freien meinem gepreßten Herzen Luft machen.

Dienstags d. 24. Merz.

Hier bekommst Du noch etwas von meinen Ausarbeitungen, daß Du auch lang zu lesen hast. Wie gerne, mein Lieber! hätt' ich Dirs aber selber gebracht oder vorgelesen!

Schließlich will ich noch sagen, daß ich Dir das nächstemal auch einen poetischen Brief senden werde, denn ich sehe den Deinen als eine Aufforderung an.

Neuffer.

Nr. 31.

Immanuel Nast an Hölderlin.

Leonberg d. 17. April 1789.

Ich weiß nicht, ob ich mit Dir zanken, oder ob ich Dich bitten solle, daß Du mit mir zanken solltest. Denn fast ist's unverzeihlich, daß wir den ganzen winter waren wie die Murmelthiere; doch ich verzeihe Dir und Du — nicht wahr — mir auch?

Hier folgt Dein Stammbuch, das mir L.[2]) übergab als sie im vergangenen Herbst von hier abreißte. — Eine kleine Malerei wirst Du drinn finden. Es ist die erste die ich in diesem Jahre gemacht habe und die ich Dir bestimmte — weil ich mich erinnerte

[1]) Geschrieben: „die".

[2]) Luise Nast.

Dir einmal ein ähnliches Gemälde versprochen zu haben. ob Du bei diesem gewannst oder verlierst überlasse ich Deiner Empfindung zur Entscheidung.

Auch folgen 2 Silhouetten mit zum b'sehen oder, wenn Du sie den originalien recht treu findest — zum Gebrauch und Beförderung, wiewohl W. zu gros sein wird, um es in eine Tabattiere wie Du im Sinn hattest als ich's leztemal bei Euch in Maulbrunn ware, zu versezen.

Meine Geschichte möchte ich Dir freilich lieber mündlich erzälen als durch diese arme Feder. Weil ich aber in m. Schreibstube allein bin und deswegen nicht soleicht Hofnung haben kann, mehrere Tage mich entfernen zu können, so schreib ich Dir was ich kan.

Welche Stinkereien Christian der Fresser bei seinem Vater in Stuttgart wegen Dein und Luisens Aufenthalt allhier beinahe angerichtet hätte, wenn ich die Sache nicht Tags drauf als ich Dich nach Vaihingen[1]) begleitete in Stuttgart erfahren hätte und durch einen Brief an meinen Onkel, worin ich die Sache so erzälte wie ich sie erzälen mußte, zuwegen brachte daß er in einem Schreiben an mich mir die Versicherung gab, nicht nach M. zu schreiben. Alldies wirst Du von L. ausführlich wissen.

Vieles hätte ich Dir von den Angelegenheiten meines Herzens zu sagen doch dis sei Dir einsweilen genug, daß B.[2]) und ich wie getrennt sind; zwar genieß ich noch ihre Freundschaft die mir manche bittere Stunde dieses Lebens versüßt — aber Liebe wo Ewig mein und Ewig Dein das Losungswort ist, mußten wir zu vertreiben suchen so sauer es uns geworden ist.

Daß ich nicht recht getan habe, hoffe ich nicht von Dir zu hören, wenn Du über meine Lage, in der ich beinahe keine Aussichten zu irgend einer Versorgung vor mir sehe und sonstige Umstände nur ein wenig nachdenkest. Du wirst leicht einsehen, daß ich meiner Vernunft dieses Opfer bringen mußte.

O lieber Bruder! — Es war ein langer harter Streit der manche Träne manchen Seufzer kostete — Aber es beruhigt mich

---

[1]) Vaihingen auf den Fildern.

[2]) Die in dem Briefe Nr. 6 genannte Jfr. Brechtin.

nun auch der Gedanke, daß ich mich für die Zukunft als eine Hinderniß aus dem Weg geräumt habe, mich, der ich meine Freundin vielleicht aus Liebe zu mir die Hand zweier — vielleicht rechtschaffener Männer ausschlagen machte.

Burk[1]) sagte mir vor 1 pr Tagen, Du leidest als noch an Deinem Fuß — und habest vor der Vakanz nach Haus müssen. — Nur Schade vor dis schöne Wetter daß wir es nicht zu unserer vorgenommen Reise brauchen können!

Elsner[2]) läßt kein Wort von sich hören — 's thut mir fast weh. Es scheint als haben mich alle meine Freunde die ich in Maulbrunn fand, in ihrem Tübingen gar vergessen —!

Vor ungefehr 6—8 Wochen war ich in Maulbrunn halb 1 Uhr kam ich im Kloster an, und wie ich hörte daß Linde und Karl, Bleibeln nach Illingen begleitet haben, ließ ich nur mein Pferd füttern nahm einige Magenstärkung zu mir und ritt dann in einem Trott dem Pfleghof zu — da traf ich's in bona caritate beisammen an und Karl und Bleibel glaubten ein Gespenst zu sehen als ich zur Thüre hinein trat und sie grüßte. In Maulbrunn war ich so ziemlich vehrgnügt.

Bleibeln habe ich vor 14 Tagen die Gegend von Illingen geschikt womit ich ihm mehr Freude machte als meine Eigenliebe vermutet hatte. Leb wohl lieber — kalter? Bruder, empfiehl mich Deiner würdigen Fr. Mutter und Jgfr Schwstr und glaube, daß noch mit jener alten warmen Freundschaft an Dir hängt

Dein

Jmanuel.

Deinem Brief seh ich mit Verlangen entgegen!

Ei! da fällt mir ein daß Du versprochen hast Deine Gedichte mir zu communiciren.

---

[1]) Wohl Eberh. Wilh. Gottfr. Burk aus Leonberg, der ein Jahre älter als Hölderlin, seit 1787 im Stift studirte.

[2]) S. Brief Nr. 24.

Nr. 32.

Hölderlin an ſeine Mutter[1]).

Es ſchmerzt mich äuſſerſt, liebe Mamma! daß ich Sie ſo traurig und niedergeſchlagen — und zwar über mich und mein Betragen ſehen muß. Was das vergangne anbetrift, ſo bitt ich Sie, liebſte tauſendmal — tauſendmal um Vergebung, und habe auch, da ich vorgeſtern zu Gottes Tiſch gieng, ihm inſonderheit jenes abgebetten.

Was meine gegenwärtige Lage betrift, ſo kan ich Sie verſichern, daß ich meine Tage ganz und mit meinem Schikſaal [zufrieden] verlebte, wenn Ihre Traurigkeit mir nicht eben ſo viel düſtere Stunden machte. Ich bitte ſo theuer ich kan, ich beſchwöre Sie bei Ihren Pflichten, als Mutter und als Chriſtin, die Sie bis auf den Punkt der allzugroßen Traurigkeit ſo gewiſſenhaft erfüllen — heitern Sie ſich auf, genießen Sie des ſchönen Frülings, erfreuen Sie ſich an dem hofnungsvollen Grün, das Gott unſern Feldern und Bäumen wieder geſchenkt hat.

Ich habe noch einige Sachen, z. E. meine Flöte, etliche Bücher u. ſ. w. in Nürtingen. Seien Sie doch ſo gütig und ſchiken Sie mir ſie. Daß ich bei Schubart war, und daß er mich ſo freundſchaftlich mit ſolcher Väterlichen Zärtlichkeit aufnahm, werden Sie ſchon wißen! Er erkundigte ſich auch viel nach meinen Eltern, fragte mich, ob ich auch zu den oft großen Ausgaben eines Poëten gehörig unterſtüzt werden könne — und als ichs ihm mit ja beantwortete, empfal er mir ſo inſtändig, Gott ſo hoch ich könnte, dafür zu danken, daß ich ganz gerührt darüber wurde. O es [iſt] eine Freude, ſo eines Mannes Freund zu ſein. Einen ganzen Vormittag bracht ich bei ihm zu.

Dem Maientag wohnten wir Nürtinger Studenten eben auch gerne bei, aber weil erſt die Vakanz ausgieng, mögen wir keine Körbe hohlen.

Ich muß in die Lektion; leben Sie wohl, liebſte Mamma, und lieben Sie

Ihren
gehorſamſten Sohn
Hölderlin.

---

[1]) Der Brief iſt bald nach der Oſtervacanz 1789, in der er Schubarts Bekanntſchaft gemacht hatte, vor dem „Maientag", geſchrieben.

Nr. 33.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

— — — — — — — — — — — — — —

Erlaubniß. Werde also an nemliche Tage in der Chaise zurükkehren. Sie sehen, liebste Mamma, meine körperliche, und Seelenumstände sind verstimmt in dieser Lage; Sie können schließen, daß der immer wärende Verdruß, die Einschränkung, die ungesunde Lufft, die schlechte Kost, meinen Körper vieleicht früher entkräften, als in einer freieren Lage. Sie kennen mein Temperament, das sich, eben weil es Temperament ist, schlechterdings nicht verläugnen läßt, wie es so wenig für Mishandlungen, für Druk und Verachtung taugt. O liebe Mamma! mein seeliger Vater pflegte ja so oft zu sagen „seine Universitätsjahre seien seine vergnügtesten gewesen" soll ich einst sagen müßen „meine Universitätsjare verbitterten mir das Leben auf immer". Ist meine Bitte Schwachheit, so haben Sie Mitleiden mit mir; ist meine Bitte vernünftig und überlegt, o so laßen Sie uns nicht durch allzuängstliche Zweifel an der Zukunft abgehalten werden, einen Schritt zu thun, der Ihnen vieleicht im späten Alter noch so viele Freuden macht. Ich habe noch viele Gründe, die ich lieber mündlich sage. Leben Sie inzwischen wol. Empfangen Sie wie sonst liebe Mamma![2]) . . . . . Ich bin gewiß, so bald ich sehe, daß entweder Ihre Gegengründe triftiger sind, oder Ihr Herz zu ser dagegenkämpft

Ihr

gehorsamer Sohn

Hölderlin.

Hier der lieben Rike das versprochene Liedchen. Für das überschikte danke ich gehorsamst. Meine Wäsche bring ich mit.

---

[1]) Der Anfang des Briefes fehlt. Der Schritt, für welchen er sich in diesem die Erlaubniß erbeten haben wird, ist offenbar der Austritt aus dem Stift, um, wie sich aus dem folgenden an diesen sich anschließenden Briefe ergiebt, Jura zu studiren. Da der letztere zweifellos in das Ende des ersten oder den Anfang des zweiten Studienjahres in Tübingen fällt, so wird auch dieser im Spätsommer oder Herbst 1789 geschrieben sein.

[2]) Der Schluß des Satzes fehlt.

Nr. 34.

Hölderlin an seine Mutter.

Beste Mutter!

Sie werden bald erraten, warum ich dißmal an Sie schreibe. Ich glaube, der Brief wird Ihnen nicht unangenem sein.

Ich habe mich entschloßen von nun an in der Lage zu bleiben, in der ich bin. Der Gedanke, Ihnen unruhige Stunden zu machen, die ungewiße Zukunft, die Vorwürfe, die ich von denen lieben Meinigen verdiente, und die ich mich in redlichem Maaße selbst machen würde, wann mich die Hoffnung getäuscht hätte, der Rath meiner Freunde, das ekle Studium der Juristerei, die Allfanzereien, denen ich mich beim Advokatenleben ausgesezt hätte, und von der andern Seite die Freuden einer ruhigen Pfarre, die Hoffnung auf gewisse bäldere Bedienstigungen, die Vorstellung, den Seinigen zu lieb vier Järchen hindurch bei Beschwerlichkeiten gleichgültig zu sein, und über Narrheiten zu lachen, all diß bewog mich endlich, Ihnen, liebe Mamma zu folgen. Elternrath beruhigt immerhin. Geh' es wie es will, hab' ich doch diesen Trost. Ueberdiß hab' ich Freunde in meinem Kloster[1]), die ich schwerlich irgendwo finden würde. Mein Neufer thut seine Pflicht redlich, wann die Grillen sich einstellen. Und diese können sich kaum noch einstellen, wann ich nicht beschäftigt bin. Ich hoffe, es soll alles noch gut gehen. Der schwarze Rok darf also wol gemacht werden. Schiken Sie nur das Tuch hieher, wann Sie's nicht inkommodirt. Die runde Weste macht mir keine Verantwortung. Heute Abend hat Vischer[2]) das erstemal gepredigt. Übers Jar, so Gott will, werd ich auch die Kanzel betretten. Vieleicht gefall' ich mir bis dorthin noch besser in der Geistlichen Uniform.

Für das überschikte dank' ich herzlich. Ich will sehen, ob ich der l. Rike das nächstemal nicht eine Einladung zur Fr. Baas Schwabin schreiben kan. Man mus sie nur auf [das] Capitel bringen. Warum die Jfr. . . .[3]) ihre Briefe gern in meine eingeschloßen hätte, seh' ich nicht ein. (Diß der l. Rike!)

— — — — — — — — — — — — —

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

[1]) Das Stift wird auch in anderen Briefen „Kloster" genannt.

[2]) Muthmaßlich ein Nürtinger Landsmann, Benj. Theod. Fischer, der, ein Jahr älter als Hölderlin, im Herbst 1789 magistrirt hatte.

[3]) Ein unleserlicher Buchstabe.

Nr. 35.

Hölderlin an Luiſe Naſt[1]).

Liebe, gute Louiſe!

Noch nie fühlte ich den Werth Deiner edlen Seele ſtärker, ſah nie meinen Abſtand von Dir deutlicher, als bei Deinem lezten I. Brief. O könnt' ich zu Deinen Füßen den trüben Augenblik Dir abbitten, den ich Dir vieleicht durch meine trübſinnige Laune machte, könnteſt Du ſehen, wie unwürdig Deiner ſo unbeſchreiblich edeln Liebe ich mich in dem Augenblik fühle, wann ich daran denke, daß meine Grillen die Achtung, die ich ewig für Dich habe, und haben ſoll ſo unverzeihlich bei Seit ſezten. Louiſe! Louiſe! liebes herrliches Mädchen! und Du antworteſt mir mit dieſer himmliſchen Güte? liebſt mich noch eben ſo heiß? tröſteſt mich ſo zärtlich über meiner freilich ziemlich traurigen Lage? Täglich, täglich neue Beweiſe — wie viel ich an Dir habe — je öfter ich den Brief leſe, deſto ſchäzbarer wird er mir — kein Wort Deiner Liebe entgieng, keine Silbe die mich ſo ganz in Dein ſchönes Herz ſehen ließ. O lieber Gott! was müßen das für ſeelige Tage ſein, da wir auf ewig vereint ſo ganz für einander leben — Louiſe — was werd' ich da an Dir haben. Du wirſt mich aufheitern in trüben Stunden, Du wirſt mir die Laſten, die ich zu tragen habe, verſüßen, Du wirſt mich mit der Welt verſöhnen, wann ich beleidigt bin, Du wirſt mir alles, alles ſein — O! ich bin ſo glüklich! Ich verſpreche Dir von nun an, ſüßes liebes Mädchen — von nun an — wann ich wieder ſo feindſeelig ſchreibe, will ich nimmer Dein Hölderlein ſein. Was ich dieſen Nachmittag für eine ſeelige Stunde hatte! ich wolte Deinen lezten Brief wieder leſen — bekam aber einen ältern in die Hand — und dann wieder einen andern — bis ich endlich alle geleſen hatte — auch den allererſten, liebe Seele! Sie haben mein ganzes Herz ſchriebſt

[1]) Der Brief iſt zweifellos aus Tübingen geſchrieben. Mit Rückſicht auf die Anweſenheit der Schweſter, für die er nach dem Briefe an ſeine Mutter (Nr. 34) eine Einladung dorthin hatte erwirken wollen, glaube ich ihn in den Herbſt 1789 verlegen zu müſſen, wofür auch die Stimmung des Briefes ſpricht. Die Briefe vor dieſem nach Luiſens Brief vom 19. Januar 1789 beſitzen wir nicht.

Du damals, und o Gott! ich hab' es noch, nach ſo vielen Prüfungen, die über Dich ergangen ſind, nach ſo vielen Leiden, die Du um mich ausſtehen mußteſt, hab ich es noch, dieſes teure Herz, und nicht wahr, liebe Louiſe! ich werd es ewig behalten? — Ich mußte innhalten, der Gedanke, daß ich Dein Herz habe, und die Erinnerung an all' die Wonne der Vergangenheit machte mich ganz weich — es wäre ja auch ſo gegangen — bei dieſen Gedanken — Meine l. Rike iſt jezt ſchon fünf Tage hier. Ich gehe häufiger aus, als ſonſt. Sie ſagte mir neulich, daß ſie die Jfr. Weberin auch in der wöchentlichen Geſellſchaft kennen gelernt habe und daß ſie bald gute Freundinnen zuſammen geworden ſeien. So gern ich dem guten Mädchen dankte, daß ſie ſo viel Theil an unſerm Schikſaal nahm, und an Jfr. Böhmin die ſchlechte Freundſchaft der Jfr. Duttenhoferin ſchrieb (denn von daher weiſt Dus vermutlich) ſo kennſt Du ja die Welt, man nennt es indiſkret, wann unſer einer mit Perſonen Deines Geſchlechts, die unbekannt ſind, etwas über Complimentereien ſchwäzt, und dann müßt' ich Gelegenheit ſuchen, ſie zu ſprechen und da weiſt Du ja, daß ichs nicht gern thue. Ich kann aber [der] Duttenhoferin ohnmöglich mehr ein gutes Geſicht machen. Deswegen geh' ich lieber ſo bald nimmer hin. Neulich mußt' ich meine Schweſter dahin begleiten — ich ſaß wie auf Kohlen, bis ich wieder weg war. Übrigens denk' ich dißmal, wie Bilfinger, daß man ſich nichts drum zu kümmern hat. Mögens die hieſigen Mädchen meinetwegen wißen — welche Dich kennen, müßen allemal denken, er iſt glüklich! und das ſchmeichelt meinem Stolz noch obendrein. Hier meinen Schattenriß! Es ſolte mir laid thun, wann ich wieder ſo ſchlecht getroffen wäre[2]). Lebe wohl, liebe Louiſe! und vergiß nie

Deinen

Hölderlin.

[ ] Mit dem Siegel weggeriſſen.

[2]) Die Bemerkung iſt auffällig, da Luiſe einen früheren ſo gut gefunden hatte. (Brief Nr. 29.)

Nr. 36.

Luiſe Naſt an Hölderlin[1]).

Montags Nachts.

Dißmal liebe Seele bekommſt Du meinen Brief nicht durch B.[2]), denn meine Mene[3]) liegt im Bett und iſt krank, und da bekommt[4]) auch der gute B. keinen Brief von ihr, und ich ſchreibe wann auch mein Brief noch ſo allein reiſen muß, o liebes Herz iſt ja meine gröſte Freude, iſt ja mein alles wann ich an Dich ſchreibe und noch gröſſere wann ich einen Brief von Dir bekomme, o lieber, alles alles ſind ſie mir; ach! Gott noch nie fühlt ich die Trennung ſo, ach denk ich oft fleh ich oft nur einen Augenblik nur einen einzigen Dich ſehen Dich in meine Arme ſchlieſen, welche wonne Gott was würde aus mir werden wann ich nur denke ob es den eine möglichkeit geben könnte daß Du mich verlaſſen könnteſt, nein nein das kanſt Du nicht das wirſt Du nicht, o Du biſt ja mein — ganz mein o ganz mein, wie wohl wird mirs da, verzei lieber lieber Friz verzei, ſo hab ich oft Grillen, o und die plagen mich, o ſie plagen mich ſo, ich hab oft rechte traurige Stunden. Aber der Gedank daß Du mein biſt macht mich wieder ganz heiter. O Gott weiß es ich liebe meine l. Eltern gewiß recht und meine Geſchwiſter alles alles würde ich für ſie thun aber o es iſt keine Sünde nein es iſt keine Sünde wann ich Dich mehr wann ich Dich über alles liebe, o Du der Du mir alles biſt, vor dem keine Geheimniſſe in meinem Herzen ſind. Haſt recht liebe Seele, oft Sorgen und Tränen gibt es, aber ſie ſind klein gering gegen die Freuden, und der Mühe werth wann ſie auch noch ſo groß wären und wann es Gottes wille iſt und wir glüklich werden. Wie michs freute daß Deine liebe gute Mutter o darf ich ſagen meine Mutter, ſo gut von unſerer Lage ſprach, wirſt Dirs denken können liebes Herz, wie mirs war o meine Hand zittert mir vor Freuden in

---

[1]) Der Brief fällt wahrſcheinlich noch in das Jahr 1789, iſt aber keine Antwort auf den vorigen Hölderlins; vielmehr müſſen dazwiſchen noch Briefe gewechſelt ſein.

[2]) Muthmaßlich Bilfinger.

[3]) Schwäbiſch für Mine.

[4]) Geſchrieben: „bekommſt“.

dem ich ſchreibe meine Mutter, es iſt ſo was ſeliges darin das nicht alle Menſchen fühlen die Mutter meines einzigen Freunds auf dieſer Welt, Gott! meines M. Mutter zu heiſen.

Da ſiz ich liebe Seele, es iſt ſo ſtill ſo ſchauerlich, o und es iſt mir ſo wohl wan ich ſo ganz allein, von Menſchen entfernt bin, nirgents iſt mir wöhler als wann ich Abends auf den Kirchhof ganz allein ſpazieren gehe, und mich ſezẽ auf die Gräber der Abgeſchiedenen und denke auch Du haſt vielleicht manche Träne geweint[1]), o Friez lieber da iſt mirs ſo wohl, da iſt mirs lieber unter den Todten als lebendig ſie nehmen doch meine Tränen auf, dieſe Gräber, Menſchen wurden lachen über mich, und wenn der liebe Mond bald hell bald düſter herabblinkt, und ich denke jezt blikt vieleicht mein Friz mein einziger wahrer treuer Freund unter den Lebendigen[2]), vieleicht heben wir vereinicht unſere Augen nach Dir ſchönes Licht empor, und preiſen dieſe Almacht des großen Schöpfers. Meine Mine tauert mich ſie iſt wirglich krank vor lauter Kommer, ſie wird ſo mißtrauiſch gegen B., er ſchreibt ihr meiſtens ſo kleine Brief oft nur ein paar Worte, und manchmal kalt und gezwungen, erklär mirs doch lieber Friz wann Du kanſt, behalt es für Dich lieber. Wann Du Deinem B. ſchreibſt ſo ſchreib ihm doch recht viele Grüſſe, von ihr, ihre Krankheit hat gar nichts zu beteiten, mach ihn ruhig, ſchlaf ruhig und wohl liebe Seele, denk es iſt ſchon zwey vorbei ich weiß gar nicht wie mir die Zeit ſo ſchnell herumgeht, es iſt ſo unruhig bei uns und da warte ich allemal biß alles ſtill damit ich ungeſtört an Dich, lieber Friz denken kan, o Tage der Trennung ihr werdet zu lange Jahre, lebe wohl ewig Dein ja ganz

Deine

Louiſe.

---

[1]) Geſchrieben: „geweit.

[2]) Geſchrieben: „Lebindigen".

Nr. 37.

Magenau an Hölderlin[1]).

Mon cher!

Lieber Alter, ich mus ein Briefchen an Dich ſchreiben, um par occasion zu erfahren, wies mit Dir ſteht. Der Himmel ſegne Dich.

Amen!

Ich und Meiſter Genius haben indeß 1000 mal uns Deiner erinnert, und denke, jüngſt kam Neuffer der alte poetiſche Konſorte zu mir, und ſagte, er habe das Fieber, ſein Puls gehe nicht mehr, die Folge war, daß er 7 mal ſtärker gieng, als vorher! Lieber Holz! wenn Du nicht bald kommſt, ſo haſt Du Dir Dich einer erbärml. poetiſchen Epiſtel von mir zu verſehen. Was macht Dein Fuß, doch der Himmel leite Deinen Gang! Lieber Alter und bring Dich bald geſund wieder hieher. Lebe wol, datum zu einer guten Stunde, allzeit ſonder Wank

Dein

Alter
fideler Rudolph
M — genau

d. = Dez. 1789

Vive la Mariage
J. Neuffer.[2])

Nr. 38.

Hölderlin an Luiſe Naſt[3]).

Dank! tauſend Dank, liebe Louiſe, für Deinen zärtlichen tröſtenden Brief! Er hat mich wieder froh gemacht. Ich glaube wieder an Menſchenglük. Die Blumen machten mir unbeſchreibliche Freude. Ich ſchike Dir den Ring, und die Briefe hier wieder zurük. Behalt ſie, Louiſe! wenigſtens als Andenken jener

[1]) Quartdoppelblatt. S. 1 und 2 beſchrieben, auf S. 3 die Carricatur eines Geiſtlichen. Der Brief — wie es ſcheint von Tübingen aus — nach Nürtingen gerichtet.

[2]) Gleichfalls von Magenaus Hand.

[3]) Auch zwiſchen dieſem Briefe, der ſpäteſtens zu Anfang des Jahres 1790 geſchrieben ſein wird, und dem letzten Briefe Luiſens iſt eine Lücke.

ſeeligen Tage, wo wir ſo ganz für uns lebten, daß uns kein Gedanke an die Zukunft trübte, keine Beſorgniß unſere Liebe ſtörte. Und weiß Gott! Louiſe! ich muß offenherzig ſein — es iſt und bleibt mein unerſchütterlicher Vorſaz, Dich nicht um Deine Hand zu bitten, bis ich einen Deiner würdigen Stand erlangt habe. Unterdeßen bitt ich Dich, ſo hoch ich kan, gute, teure Louiſe! Dich nicht durch Dein gegebnes Wort, blos durch die Wahl Deines Herzens binden zu laſſen. Du wirſt es für unmöglich halten, gute Seele, einen andern zu lieben, wie Du mir ſchon ſo oft bezeugt haſt — aber ſo mancher liebenswerthe Jüngling wird indeßen Dein Herz zu gewinnen ſuchen, ſo mancher achtungswürdige Mann um Deine Hand Dich bitten, ich will heiter Dir Glükwünſchen, wann Du einen würdigen wählſt, und Du wirſt dann erſt einſehen, daß Du mit Deinem mürriſchen, mismutigen, kränkelnden Freunde nie hätteſt glüklich werden können. Sieh! Louiſe! ich will Dir meine Schwachheit geſtehen. Der unüberwindliche Trübſinn in mir — aber lache mich nicht aus — iſt wol nicht ganz, doch meiſt — unbefriedigter Ehrgeiz. Hat dieſer einmal, was er will, dann und bälder nicht, werd' ich ganz heiter, ganz froh, und geſund ſein. Du ſiehſt jezt den eigentlichen Grund, warum ich den freilich zu raſchen Vorſaz faſste unſer Verhältniß äuſſerlich anders ſtimmen zu wollen. Ich wolte Dich nicht binden, weil es ungewiß iſt, ob jener mein ewiger Wunſch jemals erfüllt, ob jemals dieſer — eben menſchliche — Ehrgeiz befriedigt wird, ob ich alſo jemals ganz heiter, ganz froh und geſund werden kan. Und ohne diß würdeſt Du nie ganz glüklich mit mir ſein. Unſre Liebe könnte die nemliche bleiben, aber deſto mer müßten Dich meine böſe Launen, meine Klagen über die Welt, und was der Thorheiten mer ſind die mir zu andern Natur worden ſind, dieſe würden Dich deſto mer ſchmerzen, je ſtärker Du mich liebteſt, und je ſtärker ſonſt in guten Stunden meine Liebe zu Dir wäre. Aber treulos kan ich nie werden. Und wirſt auch Du nie. Denn das iſt nicht treulos, wann Du auf Bitten Deines Geliebten, der aus Überzeugung, daß er Dich nie ſo glüklich hätte machen können, als der Würdigere — Dich bittet! wann [Du] alsdann den würdigern wählſt! Das iſt nicht treulos! Du würdeſt immer noch, als beglükende Gattin eines andern, an den

Freund Deiner Jugend denken, und Deine vorherige Liebe zu ihm würde blos durch den Gedanken eingeschränkt werden, wegen s. unbezwinglichen drükenden Schwachheiten würdest Du nie ganz glüklich mit ihm haben sein können. Und so würdest Du gewiß nie treulos! Und ich würde denken, meine Liebe ist nicht für diese Welt! und mich Deines Glükes freuen, wolte mir sogar getrauen, Dich an der Seite Deines Gatten zu sehen — und euer beider Freund zu sein.

Ich weis schon, Liebe, was Du mir darauf antworten wirst. Ich hätte vieleicht auch gar nichts davon geschrieben, wann ich Dir gern nur einen einzigen Zug in meinem Charakter verbergen möchte. Lebe wohl, teures einziggeliebtes Mädchen! Ewig

Dein

Hölderlin.

Nr. 39.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebe Mamma!

Ich danke Ihnen recht von Herzen für die gütige Theilnahme, mit der Sie sich nach meinem Zustand erkundigen. Laid ists mir aber, daß Sie meine Briefe dazu veranlaßen mußten. Es redlich zu sagen, so ists mir nicht immer wohl. So ser ich mich verwahre, so hab' ich doch Morgens manchmal Kolik, und dann öfters Nachmittags Kopfweh. Und dann hat das innere Leben seine jugendliche Kraft nimmer. Ich bin wenig traurig, und wenig lustig. Ich weiß nicht, ob diß der Gang des Karakters im Allgemeinen ist, daß wir, so wie wir dem männlichen Alter uns nahen, von der alten Lebhaftigkeit verlieren, oder ist mein Studium, oder — mein Kloster schuld. Doch das hätt' ich nicht schreiben sollen. Am Ende sind's Grillen. Mich tröstet die Hofnung mit der Zukunft, und auch die Gegenwart läßt mich an Freuden nicht leer. Ich denke es soll alles noch gut gehen. — Grüzmann hat Erlaubniß bekommen auf vier Tage. Ich dachte neulich nicht

[1]) Der Brief ist muthmaßlich zu Anfang des Jahres 1790, jedenfalls nicht früher geschrieben. Der unten erwähnte Nürtinger Landsmann Christ. Phil. Grüzmann war erst im Herbst 1789 ins Stift eingetreten.

daran, daß man schlechterdings einen Brief von Haus muß vorzeigen können. Möchten Sie nicht die Güte haben, und bis nächsten Bottentag einige Zeilen besonders an mich schreiben — ungefähr „Sie wünschten mich wegen einer weitläufigen Angelegenheit gern auf einige Tage zu sprechen, und die Veränderung würde vieleicht meiner wankenden Gesundheit zuträglich sein. —

Es würde mich ser freuen, wenn ich auch wieder auf einige Zeit mich mit Ihnen mündlich unterhalten könnte, liebe Mamma! Den lieben Geschwisterigen viele Grüße!

Ihr

gehorsamster Sohn

Friz.

Für das Überschikte meinen gehorsamsten Dank!

Nr. 40.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mamma!

Weil ich das leztemal nicht geschrieben habe, so will ichs jezt thun. Es dürfte aber wohl noch eine andre Ursache dabei sein, warum ich schreibe, nemlich — was ich schon lange nicht mer getan habe, Sie um Geld zu bitten. Ich muß Ihnen nur gestehen, ich behielt einige Conto, z. E. den für den Hut vor mich, um Ihnen nicht so viel Ausgaben zu machen, und in der gewißen Hofnung, sie von meinem Taschengeld zu zahlen, und mir sonst abzubrechen, daß ich Ihnen nicht beschwerlich fallen müßte. Allein — wie viel unerwartete Ausgaben ich hatte, wie viel mir noch von 30 fl übrig blieb, wißen Sie, ich gab die lezten 8 fl vollends für Conto aus, weil Sie sagten, Sie wollen gleich den nächsten Bottentag darauf mir die unvermeidlichste Ausgaben ersezen. Aber nötigere Ausgaben hinderten Sie, mir das gütige Versprechen zu halten. Stellen Sie sich vor, liebste Mamma! wie ich mich behelfen mußte! Die ganze 8 Tage, da der Markt war, schloß ich

[1]) Der Brief ist muthmaßlich im Mai 1790, bald nach dem ersten großen Tübinger Jahresmarkt (Dienstag nach Georgii) geschrieben.

mich ein, um ja nicht in Versuchung zu kommen, Geld auszugeben, und solches zu entlehnen, allein unvermeidliche Verlegenheiten zwangen mich, etwas zu entlehnen. Die 3 fl also, die ich neulich erhielt, waren auch nimmer zu meinem Gebrauch, und ich mußte neulich wieder von einem guten Freund entlehnen, als mich der Rheinwald von Urach besuchte, und bei mir über Nacht blieb. — Ich bin offenherzig gewesen, liebe Mamma! zürnen Sie mir nicht! Der Gedanke, daß Sie mit mir zufrieden wären hielt mich bisher allein, daß ich nicht in den alten Lebensüberdruß fiel. Daß ich in der Lokation um die zwei Stutgarder, Hegel und Märklin[2]) hinuntergekommen bin, schmerzt mich eben auch ein wenig. Wie gut habens andre, die ununterbrochen durch solche Schulfüchsereien in ihren Studien fortmachen können! — Und daß ich von einer Person, die mir so teuer war, über meine Veränderung, die sie selbst für nötig einsah, und die mich tausend Kämpfe kostete, Vorwürfe hören muß, daß ich denken muß, Du machst dem Mädchen traurige Tage — O liebe Mamma! so viel hab' ich doch nicht verdient!! — Aber hab' ich doch ein gutes Gewißen, und weiß mich unter meinen Büchern zu trösten, und das ist herrlich! Ich wäre vieleicht schon oft auf Irrwege gekommen, wenn mein Loos nicht wäre, mehr zu dulden, als andere. Ich weiß, Sie stimmen hierinn volkommen mit mir überein. Denn wenn ich dulden will, darf ich nur Ihrem Beispiel folgen. Freilich ists mir auch angebohren, daß ich alles schwerer zu Herzen nehme, aber ich danke Gott dafür, es bewahrt vor Leichtsinn. Werden Sie nicht ungehalten über meinen Brief, liebste Mamma! aber es wäre in keinem Fall recht gewesen, wenn ich weniger vom Herzen weg geschrieben hätte. Leben Sie wohl, liebste Mamma! grüßen Sie den guten Carl.

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

Den Bilfinger bedaure ich. Noch mehr seine Eltern. Hr. Prof. Seiffert ist wirklich hier.

---

[2]) Jak. Friedr. Märklin aus Stuttgart war im Herbst 1789 in Hölderlins Promotion eingetreten.

Nr. 41.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mamma!

Wie ser mich Ihr gütiger Brief gefreut hat, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Das überschikte soll wol angewandt, und die Ausgabenberechnung auch allmälig in Aufname gebracht werden.

Rümelin[2]) ist zu bedauren. Und ich möchte die Behandlung gerade in s. Lage, gerade als er im Ernste sich besserte, wol etwas mer als strenge nennen. Überhaupt ists unbeschreiblich, unter welchem Druke das Stipendium wirklich ist. Doch laßen sich derlei Sachen besser erzälen, wenn ich diesen Sommer einmal einen kleinen Besuch in Nürtingen mache. Übrigens kann ich Sie versichern, daß ich mit meinen Freunden, bes. Neuffer und Magenau so zufrieden hier lebe, als möglich. Wir sizen fleißig an unsren Schreibepulten, nicht weil wir müßen, sondern weil die Freude des Studirens mit jedem Tage, den ich weiter fortrüke, auch größer wird. Und da sind wir so wenig als irgend jemand Mishandlungen ausgesezt. Wir drei haben auch ein weiteres Feld vor uns als jeder andre, weil die Muse gleich ein saures Gesicht macht, wenn ihre Söhne einzig und allein auf dem philosophischen und theologischen Altare opfern. Und überdiß hab ich noch besonders Candidatengeschäfte. Diß erinnert mich, daß ich Sie bitte, liebe Mamma! mich nicht vergeßen zu laßen, daß ich in einem der nächsten Bottentage Ihnen die Liste der Ausgaben, die ich zu Ende dieses Sommers als Candidat haben werde, zuzuschiken. Es ist so gewönlich, und ich halte es für gut, weil Sie sich doch einigermaßen darnach einrichten.

Der Brief an die l. Rike ist auf der Stelle, da ich ihn bekam, durch den Botten der eben abgehen wolte, nach Reutlingen promovirt worden.

Leben Sie wol.

Ihr

gehorsamster Sohn

Friz.

---

[1]) Der Brief ist, wie sich aus dem Inhalt ergiebt, im Sommerhalbjahr 1790 geschrieben.

[2]) Johan Christoph Rümelin aus Sielmingen bei Nürtingen gehörte zu Hölderlins Promotion.

Nr. 42.

Hölderlin an seine Mutter[1].

Liebste Mamma!

Für das überschikte dank' ich gehorsamst. Daß ich mit den Kleidern für lieb nehme, ist meine Schuldigkeit. Haben Sie doch der Ausgaben ohnehin so viele mit mir. Ich will Ihnen einstweilen die Magisteriumsausgaben überhaupt schreiben, so wie ich sie mir von Fischer habe sagen lassen.

In den Viscus — die Kasse, die den Hrn. Professoren in die Fike fällt, — nemlich für das Magistriren 30 fl. Für Disputiren 30 fl, wovon ein Carolin, Hrn. Prof. Bök[2]), unter dem ich disputire, das übrige, dem Buchdruker, und Buchbinder gehört. Für die Kollegien, die zum Teil dieses halbe Jar teurer bezahlt werden müßen, weil man sie uns einzig ließt, beinahe wieder 30 fl. Die Nebenausgaben z. E. das Essen im Wirtshaus, das jedesmal, nachdem wir des Vormittags sogenannte Theses verteidigt haben, gebräuchlich, und auch notwendig ist, weil wir nicht zu unsrem Klosteressen können, getraue ich mir mit 11 fl zu bestreiten. Ich bitte Sie recht, liebe Mamma, daß Sie den Brief einem Manne, der die Affaire auch mitgemacht hat, oder sonst genau weißt[3]), vorzeigen; er mag Sie überzeugen, daß ich unmöglich weniger brauchen kann. Freilich ists ärgerlich, da die ganze Sache so unnüz ist. Meinetwegen könnten alle Magisters und Doktors Titel, sammt hochgelahrt und hochgeboren in Morea sein.

[4]) —

Der I. Rike schreib' [ich] nächsten Bottentag. Ihr Brief ist ja ohnediß erst halb zu Ende. Ich bin

Ihr

gehors. Sohn

Friz.

---

[1]) Der Brief ist im Sommer 1790 nach dem vorigen geschrieben.

[2]) Aug. Friedr. Böck, Prof. philos. pract. ut & eloquent. & poëseos publ. ord.

[3]) Suevismus.

[4]) Es folgt hier eine weitläuftige Auseinandersetzung über den Ankauf silberner Schnallen.

Nr. 43.

Neuffer an Hölderlin.

Stuttgardt d. 24. Octob. 90[1]).

Lieber Bruder!

Ich hoffe und wünsche, mein Brief soll Dich in gutem Vernehmen, guter Laune, guter Gesundheit u. s. w. antreffen, ich für meinen Part lebe hier in einer thätigen Unthätigkeit, wobei mir, wie Du wohl wissen wirst, immer gut zu Mut ist. Mein Vater hat Dich zu Weber auf die Stube gemeldet, nach welchem Du Dich also zu richten hast. Ständlin, der Dich grüsen läßt, läßt Dich nun ernstlich fragen, ob Du den Helvetius wollest oder nicht, weil er sonst wirklich Gelegenheit habe, ihn zu verkaufen.

Nun noch eine Nachricht, die ich auf meinen Wanderungen erlauert habe, daß Du nehmlich bei L. St.[2]) in gar gutem Register stehest, daß sie sich mannigmal bei mir nach Dir erkundigt, Dich mitunter einen artigen bescheidenen Menschen heißt, und Dich, neben ihren Schwestern grüßen läßt, welche sogar zuweilen von der Nannette wegen Deiner sekirt wird: es muß also schon einige geheime Debatten gegeben haben, die alle zu Deinem Vortheil sprechen.

Deine Strümpfe folgen mit.

Dein

Neuffer.

Nr. 44.

Hölderlin an seine Schwester[3]).

Guten Morgen liebe Rike!

Dißmal muß ich vor Dir zu schanden werden. Mein Kopf ist vom langen Nachtwachen so schwer diesen Morgen, daß ich alle Mühe habe, etwas auf das Papier zu bringen, geschweige daß dieses Etwas so voll guter heller Laune werden sollte, wie Dein

[1]) Neuffer verließ das Stift definitiv erst im Herbst 1791. Die Ursache seiner zeitweiligen Abwesenheit außer der Vacanz ist aus den Briefen nicht zu entnehmen. Der Brief ist nach Tübingen adressirt: An Herrn Magister Hölderlin.

[2]) Muthmaßlich Ständlin's Schwester, Lotte, die selbst dichtete.

[3]) Der Brief wird im November 1790 nach der Rückkehr aus der Vacanz geschrieben sein. Schelling war eben ins Stift eingetreten. Der große Markt fand am Dienstag nach Martini statt.

lieber Brief war. Daß Du die Verlegenheit der harten Köpfe im Briefschreiben, in der ich wirklich wieder bin, auf Dich anwendest, thut mir wehe. So solst Du's nimmer machen, Schwesterlein!

Heute haben wir grossen Markttag. Ich werde, statt mich von dem Getümmel hinüber und herüberschieben zu laßen, einen Spaziergang mit Hegel, der auf m. Stube ist, auf die Wurmlinger Kapelle machen, wo die berümte schöne Aussicht ist.

Wie mirs auf m. Stube gefalle? Herrlich, liebe Rike. Mein Repetent ist der beste Mann von der Welt. Das Zimmer ist eins der Besten, liegt gegen Morgen, ist ser geräumig, und schon auf dem zweiten Stokwerk. Sieben von meiner Promotion sind drauf. Ich darf Dir nicht erst sagen, daß das angenemer ist, als 6 andere Unbekannte. Und die Wenigen andern sind auch brave Leute, darunter Breier[1]) und Schelling. Dem l. Carl zur Betrettung des bürgerlichen Rednerstuls meinen Glükwunsch[2]). So sei Demosthenes und Cicero dagestanden vor ihrem Volke. Nur daß die Scene etwas weitläufiger gewesen sei. Er soll nur ein rechter Mann werden, der l. Carl. Denken und schaffen zu jedem Augenblike, wo die Natur es vermag. Höre Rike! es ist ein wunderlich Ding! Der Wunsch, was zu lernen, kan jeden andern Wunsch verschlingen! Glaube mir das.

Lebe wol. Für das Überschikte tausend Dank. Lebe wol, l. Rike!

Dein

zärtlicher Br.

Friz.

Wenn Du noch merere von m. Papieren findst, so schik sie mir doch! Es felen mir noch einige.

---

[1]) Breier, Karl Wilh. Friedr. geb. 1771, gebildet in den Klosterschulen von Blaubeuren und Bebenhausen, war 1789 ins Stift eingetreten, in dem er bis 1794 blieb. Er scheint mit Hegel näher befreundet gewesen zu sein. (S. Briefe von und an Hegel. S. 28. 45.)

[2]) Der Bruder war Schreiber geworden. S. den folgenden Brief.

Nr. 45.

Hölderlin an ſeine Schweſter[1]).

Liebe Rike!

Da mach ich mich auf in meinem düſtern Stüblein, ſeze mich ans Fenſter, blike gegen Morgen, meinem lieben Nürtingen zu, und ſchreibe — um gute Bottſchaft zu bringen. Fürs erſte kann Dir als gute Botſchaft gelten, weil Du mich ſo lieb haſt, daß ich, ohngeachtet meines Eingeſchloßenen Lebens, das ich immer ziemlich getreulich beobachte, meinem Vorſaze gemäß, von dem ich Dir oft vorſagte, daß ich dem ohngeachtet auch am Körper brav gedeihe, und ſelten Runzeln auf der Stirne trage, denn Runzeln müßen doch für Tränlein gelten, wenn ſich keine Tränlein mer einſtellen wollen, die einem meiſt ſo leicht waren. Fürs zweite heiß' ich das gute Bottſchaft, daß ich die l. Mamma verſichern kann, Sie dürfe ſich nicht nur für jezt keine Sorge machen, wegen meiner Börſe, ſondern Sie ſei auf dieſen Winter der Mühe beinah ganz überhoben, mir Zuſchuß zu ſchiken. Ich bin bei Einem Berner Edelman, Namens von Vellenberg zum Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen vorgeſchlagen worden, und werde monatlich 5 Fl. bekommen. Er iſt ſer artig und in meinem Alter. Studirt hier unter der Aufſicht eines Hofmeiſters mit vier andern Edelleuten aus der Schweiz.

Die liebe Mamma iſt alſo einigermaßen ſchadlos gehalten von wegen ihrer unvermuteten Ausgabe. Den guten Karl bedaur' ich, daß er ſo bald ein bitter Kräutlein im Schreiberſtande findet. Sag ihm, ich habe ein Kräutlein gefunden, das jenes Bittre ganz vergeſſen mache. Es ſei — Beſchäftigung des denkenden Geiſtes. — Ob wir nicht zu dem Ende kleine Aufſäze wechſeln wolten, mein Karl und ich? — ob er mir nicht in glüklichen Stunden die Frage aufſeinanderſezen wolle: wie gelangt man zur waren Zufriedenheit? Ich will auch einen kleinen Aufſaz drüber machen, und dann, wenn Karl den ſeinen mir geſchikt hat, ihm

[1]) Der Brief wird bald nach dem vorigen geſchrieben ſein, alſo nach der Magiſterpromotion. Früher würde ihm ſchwerlich eine Informatorſtelle angetragen ſein.

auch den meinen kommunizirен. Oder solte ihm eine andre Materie gerade geläufiger sein, er soll sie wählen, one Rükſicht auf meinen Vorſchlag, und ich will dann auch ſ. Materie wählen. Mir iſt äußerſt viel dran gelegen, daß der liebe Karl meinen Plan gut heißt. Ich hoff' es. Ich erwarte bald einen Aufſaz.

Dein

zärtlicher Br.

Friz.

Randbemerkung: Den Markt über kam ich ſelten aus dem Zimmer. Alſo auch nicht nach Reutlingen. Die Viſcherin, ihre Schweſter und ihren Schwager ſprach ich hier doch. Lezten Samſtag kam auch Kammerer hieher, und gieng geſtern, als am Montag, wieder zurük. Viele Empfele! von ihm.

Nr. 46.

Hölderlin an ſeine Schweſter[1]).

Liebe Rike!

Verzeih! ich bin verſchlafen. Habe kaum noch zu etlichen Zeilen Zeit. Ich bin ärgerlich über mich, daß ich Deinen lieben Brief ſo kurz abfertigen muß, Du nimmſt mir nicht übel, Rike! Ein guter Schlaf iſt doch auch geſund.

Sage der l. Mamma, Sie möchte unbeſorgt ſein, ich werde meinen Informatorsſtand ſo einzurichten ſuchen, daß mer Vorteil, als Schaden herauskommen ſolle. Die l. Mamma frägt mich, wer mich ſo empfohlen hat? — Einer von meiner Promotion M. Klüpfel[2]) ſchlug [mich] bei Hrn. Kanzler, der die Beſtellung in Kommiſſion hat, vor, und der Vorſchlag ward in Gnaden angenommen.

Du wirſt dem Anfang meines Aufſazes nicht viel Geſchmak abgewinnen können; ich wählte zuweilen gefliſſentlich Ausdrüke, die nur in der ſogenannten Gelehrtenſprache oder höchſt ſelten anderswo vorkommen, um den l. Karl damit bekannt zu machen. Ich bin

[1]) Der Brief ſchließt ſich ſeinem Inhalt nach unmittelbar an den vorigen an.

[2]) Klüpfel, Aug. Friedr., geb. zu Stuttgart 1769, Hölderlins Compromotionale, hatte alſo gleichfalls im Herbſt 1790 magiſtrirt.

begierig, was er mir darüber ſagt. Meinem Plan nach füll ich vieleicht noch 2 Briefe an ihn damit aus. Auf einmal kount' ich unmöglich den ganzen Aufſaz ausarbeiten, weil ich mir ſo gar wenig übrige Zeit dermalen abgewinnen kan. Und ſo hätt ich das hauptſächlichſte beantwortet.

Lebe wol, liebe Rike!

Dein

zärtl. Bruder

Friz.

Nr. 47.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Lieber Bruder!

Warum ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe, hat Dir gewiß längſt geahndet — Laider! laider! aus böſem Gewiſſen.

Video meliora proboque
Deteriora sequor.

Doch ſo ganz ſchlimm ſtehts eben nicht. Aus Gelegenheit einer Auction, wo ich freilich keinen Beruf hatte, kam ich Ihr[2]) nahe — erſt kalte Blike — dann verſönliche — dann Complimente — dann Erinnerungen und Entſchuldigungen —! ſo wars von beiden Seiten. Seelenvergnügt gieng ich weg, nahm mir aber doch bei kälterem Blute vor, wie zuvor, den zurükhaltenden zu ſpielen, und bin bisher meinem Vorſaz getreu geweſen — das heißt — im Durchſchnitt! Ein andersmal gehn wir mer ins Detail. Ich bin zum Stoiker ewig verdorben. Das ſeh' ich wol. Ewig Ebb' und Fluth. Und wann ich mir nicht immer Beſchäftigung verſchafte — oft aufzwänge, ſo wär ich wieder der Alte. Du ſiehſt, Herzensbruder! „mein beſſres Selbſt willig" — wirſt mir alſo verzeihen, wirſt mich leiten, wo es noth iſt, aufheitern, wo es Noth iſt — Mit den Büchern und Markknochen hab' ich noch nicht Wort gehalten. Leibniz und mein Hymnus auf die Warheit[3])

[1]) Der Brief iſt eine Antwort auf Neuffers Brief vom 24. October 1790 (Nr. 43) während deſſen zeitweiliger Abweſenheit von Tübingen, muthmaßlich zu Anfang Decembers 1790 geſchrieben.

[2]) Es wird Eliſe Lebret gemeint ſein.

[3]) Er erhielt ſpäter die Ueberſchrift: „Hymnus an die Göttin der Harmonie".

hauſſen ſeit einigen Tagen ganz in m. Capitolium. Jener hat Einfluß auf dieſen. Hältſt Du es der Muſe werth, ſo will ich den Geſang an die Unſterblichkeit umarbeiten. Zu Deinem Maro allen Seegen Apolls! Du kannſt am Abend ein artiges „Vixi“ ſprechen, wenn Du Deine Tage ſo verlebſt, wie Du mir ſchriebſt. Schike mir Deine neue Gedichte — oder Fragmente oder Plane davon. Du machſt mir dann ein heiteres Stündlein mer. Reußens Gedicht auf Abels Abſchied hat hin und wieder gute S. [. . . .][1]) wie mir deuchte. Tauſend Grüße [dem] Stäudliniſchen Haus. Haſt Du den [Hel]vetius gekauft? Von Kind, [Ma]genau, Breitſchwerd, Wieland [. . . . .] vielen andern herzliche Grüße.

Weiſt Du nichts von Stäudlins Allma[nach], welche Gedichte er dazu ſpendet, und [wer] ſonſt ſein Scherflein beiträgt? Kanſt Du mir nichts von Schubart erzälen? — Lebe wol. In nächſter halben Stunde wird uns der Durchlauchtige heim ſuchen. Lebe wol, lieber Bruder!

Dein

Hölderlin.

Nr. 48.

Hölderlin an ſeine Schweſter[2]).

Liebe Rike!

Dein lieber Brief iſt nicht ſo kurz ausgefallen, als Du anfangs dachteſt. Aber freilich durch eine traurige Neuigkeit. Der Kleine dauert mich unbeſchreiblich. Wie doch der Menſch durch einige falſche Richtungen ſo ganz unglüklich werden kann. Hier geht es wirklich ſtill und ruhig zu. Oder vielmer nur bei mir. Man kan ſich in kurzer Zeit ſchnell ändern. Hätte ich es mir bälder zur Natur gemacht, für mich zu leben, ich würde manchem Verdruße nicht ausgeſezt geweſen ſein.

Ich hoffe mein lieber Karl werde mir das nächſte mal deſto mer ſchreiben, weil er mich dißmal hat leer ausgehen laßen.

---

[1]) Mit dem Siegel abgeriſſen.

[2]) Der Brief wird kurz vor Weihnachten 1790 geſchrieben ſein. Der Vetter Maier, Sohn des Diakonus Maier in Löchgau, war im Herbſt 1790 in die Kloſterſchule zu Denkendorf eingetreten. Der Repetent Conz verließ im April 1791 das Stift.

Von Eßlingen bekam ich vorige Woche 7 Fl. 20 ₰. Ich mußte aber bald 2 Fl. für ein Buch, das ich vorigen Sommer gekauft hatte, und 2 Fl. 24 ₰ Hrn. Rep. Conz für ein Kollegium, das ich vorigen Sommer bei ihm gehört hatte, davon abgeben. Das, was mir die liebe Mamma schikte, war also dennoch wol angelegt. Ich mache dafür meine gehorsamste Danksagung. So wie auch für das andre überschikte.

Was macht unser Vetter Maier in Denkendorff? gefälts ihm im Kloster?

Wirst über die Feiertage immer zu Hauß bleiben?

Meine Wäsche hab' ich zusammengesucht. Und schike sie hier. Alle andre, die ich noch habe, ist frisch gewaschen.

Neufer ist nun auch wieder hier. Er empfielt sich. Mir ists ser lieb, daß ich Ihn wieder um mich habe.

Ich wollte mich schon einigemal nach der l. Frau Grosmamma erkundigen. Vergaß es aber jederzeit. Schreibe mir, ob sie wohl ist?

Ich bin

Dein[1])

. . . .

Randbemerkung: Dürft ich mir nicht die Rappiere ausbitten, die ich zurükließ. Ich habe eines davon entlehnt, und möcht' es wieder heimgeben.

Nr. 49.

Hölderlin an seine Mutter[2]).

Liebe Mamma!

Silberne Schnallen hab' ich bisher nach vielem Suchen nicht finden können. Ich werde aber demongeachtet die Hofnung nicht aufgeben, da Ihnen aus dem Tone ihrer Äußerungen gegen mich zu schließen, so viel daran liegt. Den Argwohn, daß ich Ihre Briefe nicht lese, verdien' ich schwerlich. Und was das kurze Briefschreiben anbetrift, so sah ich schon ser viele Briefe an Eltern schreiben, die ser entfernt, und gewis auch ihren Söhnen lieb

---

[1]) Die untere Hälfte der Seite ist abgerissen.

[2]) Der Brief ist jedenfalls im Winter 1790/91 geschrieben.

waren, und doch faßte man sich gewöhnlich sehr kurz. Ich werde gewis Ihre Liebe nie nach der Länge der Briefe messen. Der l. Karl schreibt mir auch lange schon nimmer, fragt auch nicht, warum ich ihm nicht schreibe, solt' ich deswegen glauben, er liebe mich minder als zuvor. Verzeihen Sie, liebe Mamma! wenn ich etwas schreibe, was nicht recht ist. Sie haben ganz recht, daß die Reise nach Nürtingen sich nicht wol schiken werde. Ich würde ohnehin auch Nachmittags erst ungerne weggelaßen werden, und dann doch den andern Tag wieder kommen müßen. Überdiß wüßt' ich nicht, wie ich mich schiklich kleiden möchte auf den Ball, wo merere, auch vermutlich viele Tübinger, worunter manche vieleicht eben nicht meine und auch schwerlich Ihre Approbation haben, kommen werden. — Das schien mir komisch, daß die l. Rike meine, blos um den Raum auszufüllen, beigeschriebene Possen so ernsthaft beantwortete. Geld hab' ich freilich keins. Mußte sogar einiges entlehnen. Das wird Sie schwerlich wundern, liebe Mamma! wenn Sie berechnen, was allenfalls für Lichter, Holz, Papier, auch Taback und zuweilen ein Gemüß, wenn mir das Klostereßen den Magen umkehren würde, und dann vieleicht alle Sonntage ein Trunk Weins und was die Sachen alle sein mögen, den Monath durch auf die Person komme. — Nächsten Sonntag werd ich wieder predigen; wo ich mit meinem Oekonomus das Mittagseßen selbst bestreiten muß und es gewöhnlich ist, auch etwas Wein und Gebaknes dazu zu nehmen. Wollen Sie nicht so gütig sein, und nächsten Montag etwas zum gewöhnlichen hinzulegen, daß ich's dann dem Wirthe bezahlen kann. Wenn Sie meine lezte Predigt noch bei der Hand haben, bin ich so frei, Sie gehorsamst darum zu bitten. Ich habe keine Abschrift davon, so wie ich sie Ihnen geschikt habe. Leben Sie wol, liebe Mamma! Fahren Sie fort auch bei kleinen Nachläßigkeiten zu lieben

Ihren

gehorsamen Sohn

Friz.

**Nr. 50.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Von Tübingen während seiner Studienzeit.

Liebste Mama!

Sie haben mich ganz beschämt mit Ihrer Güte. Ich bin noch so weit hinter Ihnen zurück im Guten, und Sie geben mir so viele Gelegenheit, Ihnen nachzuahmen. Verzeihen Sie, liebe Mama! wenn mir ein Wort in meinem vorigen Briefe entfallen ist, das der kindlichen Ehrfurcht zuwider seyn mag. — Mit der Verläugnung der Reise nach Nürtingen ist es mein ganzer Ernst. Ich konnte doch in der kurzen Zeit meines Aufenthalts selten recht um Sie seyn, und auf längere Zeit bekomme ich doch keine Erlaubniß. Wenn's aber möglich ist, komm' ich noch diesen Monat. — Hier haben Sie meine gestern (als am Sonntage) abgelegte Predigt. Ich war diesmal ein wenig weitläufiger, als in meiner ersten. Ich führte gerne eine Materie aus, deren genaue und richtige Erkenntniß mir täglich wichtiger wird. Derjenige Theil derselben in welchem gesagt wird, ohne Glauben an Christum finde, wenn man die Sache genau prüfe, gar keine Religion, keine Gewißheit von Gott und Unsterblichkeit statt, ist es, womit ich mich seit einiger Zeit anhaltender als sonst beschäftige. Ich glaube, es gibt viele gute Christen, die nicht von jenem Satze nach seinem ganzen Umfange überzeugt sind, nicht als ob sie nicht glauben, wenn der Satz ihnen entwickelt wird, sondern weil sie nicht in Lagen kommen, wo sie die ganze Nothwendigkeit der christlichen Religion von jener Seite kennen lernen. Erlauben Sie, liebe Mama! daß ich Ihnen sage, wie ich nach und nach dahin gebracht wurde. Ich studirte denjenigen Theil der Weltweisheit, der von den Beweisen der Vernunft für das Daseyn Gottes und von seinen Eigenschaften, die wir aus der Natur erkennen sollen, mit einem Interesse dafür, dessen ich mich nicht schäme, wenn es gleich auf einige Zeit mich auf Gedanken führte, die Sie vielleicht unruhig gemacht hätten, wenn Sie sie gekannt hätten. Ich ahnete nämlich bald, daß jene Beweise der Vernunft für's Daseyn Gottes, und auch für Unsterblichkeit, so un-

[1]) Der Brief schließt sich unmittelbar an den vorigen an.

vollkommen wären, daß sie von scharfen Gegnern ganz oder doch wenigstens nach ihren Haupttheilen würden umgestoßen werden können. In dieser Zeit fielen mir Schriften über und von Spinoza, einem großen edeln Manne aus dem vorigen Jahrhundert, und doch Gotteslängner nach strengen Begriffen, in die Hände. Ich fand, daß man, wenn man genau prüft, mit der Vernunft, der kalten vom Herzen verlassenen Vernunft auf seine Ideen kommen muß, wenn man nämlich alles erklären will. Aber da blieb mir der Glaube meines Herzens, dem so unwidersprechlich das Verlangen nach Ewigem, nach Gott gegeben ist, übrig. Zweifeln wir aber nicht gerade an dem am meisten, was wir wünschen? (wie ich auch in meiner Predigt sage). Wer hilft uns aus diesen Labyrinthen? — Christus. Er zeigt durch Wunder, daß er das ist, was er von sich sagt, daß er Gott ist. Er lehrt uns Daseyn der Gottheit und Liebe und Weisheit und Allmacht der Gottheit so deutlich. Und er muß wissen, daß ein Gott, und was Gott ist, denn er ist aufs innigste verbunden mit der Gottheit. Ist Gott selbst.

Das ist seit einem Jahre der Gang meiner Erkenntnisse von der Gottheit.

Meiner lieben Ricke und Karln, der mir doch auch wieder etwas schicken soll, tausend Grüße. — Es soll mich freuen, wenn der liebe Onkel Pfarrer in Löchgau wird. Vielleicht ist dieß das Plätzchen, wo ich einmal etliche ruhige Vikariatsjahre leben kann. — Für das überschickte bezeige ich meinen tausendfachen Dank. . . . .

Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Fritz.

Nr. 51.

Hölderlin an seine Schwester[1]**.**

Liebe Rike!

Du hast einen guten Anfang gemacht in unserer endlich erneuerten Korrespondenz. Meiner ist um ein gut Theil schlimmer. Ich muß Dir heute ziemlich flüchtig schreiben, aus dem simplen Grunde, weil ich, der strengen Kälte wegen, das Bett länger gehütet habe, wie sonst, und nun der Bote bald geht. Gelegentlich

[1]) Der Brief wird zu Anfang des Frühlings 1791 geschrieben sein. Der Schnee war offenbar eine ungewöhnliche Erscheinung.

die Neuigkeit, daß vorgestern auf der Alb Schnee, und gestern ebendaselbst so starker Hagel gefallen ist, daß die von hier merere Stunden entfernte Berge ganz weiß erschienen. Deine Reisebeschreibung hat mir viele Freude gemacht, noch viel mer die Nachricht, daß Du mich diesen Sommer besuchen wilst. Der Hr. Helfer[1]) hat also lieb Schwesterchen in's Auge gefaßt? — Ich verarg's ihm gar nicht. Wolt' ihm Dich recht herzlich gönnen, wenn er ein braver Mann ist, und Du Neigung zu ihm hättest. Denn das trau' ich Dir zu, liebe Rike! daß Deine Neigung von Überlegung regiert wird, daß Du Herz und Verstand, und auch Glüksumstände, nicht nur Jugend und Wohlgestalt in Anschlag nimmst bei einer Wahl. Nun weiß ich freilich einen Mann, den Du länger kennst, als den Hrn. Helfer, den Du folglich besser beurteilen kannst; und da kann ich wenigstens Dir nicht Unrecht geben, wenn Dein Herz dem, den Du besser kennst, den Vorzug so lange giebt, bis die Sache sich entscheidet, ob eine Verbindung mit ihm unmöglich, oder möglich ist. Der gute Doktor[2]) muß doch bald wißen, ob und in wie viel Jaren er einen Dienst zu hoffen hat, und bis dahin kann Dich die l. Mamma gar wol um sich brauchen. Ist eine Trennung notwendig, so findet sich gewiß irgend ein Biedermann, mit dem Du glüklich sein wirst.

Für das überschikte mache der l. Mamma m. gehorsamsten Dank!

Dein
zärtlicher Bruder
Friz.

Mein Magisterhemd trag ich wirklich.

Nr. 52.
Hölderlin an seine Schwester[3]).

Liebe Rike!

Das freut mich, daß Dir mein Brief gefallen hat. Ich sprach, wie ich dachte. Und das ist eben nicht das sicherste Mittel, Deinem Geschlechte zu gefallen. Und sieh! liebe Rike! hätt' ich

[1]) Muthmaßlich eine Persönlichkeit, welche die Schwester auf ihrer Reise kennen gelernt hatte.

[2]) Bräunlin ist nicht gemeint, da dieser schon seit 1785 Professor in Blaubeuren war.

[3]) Der Brief muß im Sommer 1791 geschrieben sein, da Hölderlin den Besuch der Schwester erwartete, und Neuffer noch im Stift war.

ein Reich zu errichten, und Muth und Kraft in mir, der Menschen Köpfe und Herzen zu lenken, so wäre das eins meiner ersten Gesetze — Jeder sei, wie er wirklich ist. Keiner rede, handle anders, als er denkt, und ihm's um's Herz ist. Da würdest Du keinen Komplimentenschnak mer sehen, die Leute würden nimmer halbe Tage zusammensizen, one ein herzliches Wort zu reden — man würde gut und edel sein, weil man nimmer gut und edel scheinen möchte, und dann würd' es erst Freunde geben, die sich liebten bis in [den] Tod, und — ich glaube auch bessere Ehen und bessere Kinder. Wahrhaftigkeit! Gottlob! Schwester! daß wir Geschwister Anlage genug zu dieser herrlichen Tugend von unserer teuren Mutter geerbt haben.

Die Unterlassungsgründe, die Du mir geschrieben hast, sind triftig genug.

Um mich werd' ich immer weniger besorgt, wenn ich der Zukunft denke, denn täglich werd ich mer überzeugt, daß kein Mensch leicht durch gute Tage übermütiger, durch schmale Kost aus der Hand des Glüks hingegen bräver wird, als ich. Und da ist mein höchster Wunsch — in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben — und Bücher schreiben zu können, one dabei zu hungern.

Lach' mich nicht aus, Schwesterlein! Die Brüder Josephs — one Dich im geringsten damit zu vergleichen — ich sage, weiland die Brüder Josefs nannten ihn einen Träumer — und der Knabe wurde doch ein rechter Mann! Also um mich bin ich in Ansehung einstiger Bedienstungen — und einstigen Heurathens und Haushaltens wenig besorgt, wenn's nur euch gut geht, ihr Lieben! Die l. Mamma gesund und froh unter uns lebt, und Du einen braven Mann und wenig Hauskreuz dazu kriegst, und der gute Karl so glüklich wird, wie er's verdient und verdienen kann!

Adieu, Schwesterlein! Komm bald hieher!

Dein

zärtlicher Bruder

Friz.

Nun sez' ich mich wieder um die Predigt zu machen, die ich morgen Mittag abzulegen habe. Ich bin dißmal aufgelegt, recht vom Herzen weg zu reden, und da wirds leicht gehen. Vom Neuffer ans ganze Hauss herzliche Begrüßung.

Nr. 53.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mamma!

Der Überrok ist wirklich recht gut ausgefallen. Mit den Knöpfen hat es wol noch bis Montag Verzug. Die l. Rike fährt doch hieher mit der Jfr. Gokin? — Jm Schwabischen Haus ist sie schon angekündet. Herr Geheimrath, der bis Mittwoch wieder abreißt, fragte mich, ob meine Schwester nicht bald auch wieder hieher komme? und ich sagte ihm, auf den Donnerstag meiner Abreise, welches er ser gütig aufnahm. Meinen Dornenstok hab' ich vermutlich in Nürtingen. Solte er sich finden, so bitt' ich gehorsamst mir ihn zu schiken, weil [er] mir ein unentbehrliches Meuble ist. Ich hab' im Sinn, 3 Hembder, 3 Schnupptücher und 3 paar Strümpfe (wegen dem Verreissen) mitzunemen, in einem kleinen Felleisen. Weil wir unsrer dreie (ich und Hiller[2]), den Sie kennen, und Memminger[3])) reisen, so kann uns von einem Hauptort zum andern ein Mann, der uns die Wäsche trägt, und den Weg zeigt, nicht viel kosten. Solte aber die Sache mir zu teuer sein, so nehm' ich das nötigste zu mir, und laße das übrige, bis zu meiner Zurükkunft in Schaffhausen bei meinen Landsmänninnen. Die Fr. Zieglerin wird mir vermutlich auch einen Brief mitgeben. Und wenn Sie meinen, es schike sich, so wollt [ich] Sie gehorsamst gebetten haben, mir von Hrn. Spezial oder Hrn. Helffer einige Addressen nach Zürch oder auch nach Schaffhausen, Kostanz, Winterthur auszubitten. An Stäudlin will ich morgen deswegen schreiben. Auch zu Hrn. Kanzler will ich morgen deswegen gehen. Ich denke, man muß eine Reise, die man vieleicht taglebens nimmer macht, benuzen so gut man kan. [4]) — — — — — — — — — — — — —

Leben Sie wol, liebe Mamma!

Jhr

gehorsamster Sohn

Friz.

---

[1]) Der Brief ist ebenfalls im Sommer 1791 nach dem vorigen geschrieben.

[2]) S. Canton Schwyz. An meinen lieben Hiller. 1792.

[3]) Muthmaßlich der spätere Geograph von Würtemberg Joh. Daniel Georg Memminger, geb. 1773 in Tübingen.

[4]) Betrifft Wäscheangelegenheiten.

* Nr. 54.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Tüb. d. 28. Nov. 91.

Lieber Bruder!

Tauſendmal hab' ich's mir ſeit Deinem lezten Brieff geſagt, daß Du noch der Alte ſeieſt, nachſichtig und gut bei all' meinem Undank und meiner Liederlichkeit. Daß ich ein ſo nachläßiger Schuldner bin, konnteſt Du leichter entſchuldigen mit der lyriſchen Unordnung unſrer Oekonomie; daß ich aber keine Zeile ſchrieb, wie und wo ſich mein Schifflein drehe, das war wieder eine ſchwere Aufgabe für Deine Verträglichkeit. Denn das mußteſt Du wißen, daß ich Deiner Theilnahme bedürffe, und daß es öde ſein müße um mich, und in mir, das mußte Dich ärgern, daß ich zu faul war, mir eine frohe Stunde zu machen, und mich zu erleichtern bei Dir. Bruder! mir iſt, ſeit ich wieder hier bin, als hätten meine Lieben meine beſte Kraft mit ſich fort, ich bin unbeſchreiblich dumm und indolent. Selten giebts lucida intervalla. Und wann ich denke, wie ihr jezt aufwacht, Du und unſer Magenau, und ſo ſtark werdet durch Freude und Liebe, wie ich ſo voll Stolzes und Muths war in den Götterſtunden, die ich drunten feierte bei Dir, daß ich ein ganz andrer Menſch ſein könnte, wenn meine Lage nicht wäre, die eben gerade für mich am wenigſten iſt, dann möcht' ich freilich weit weg aus dieſer Lage. Aber ſo iſts nun einmal! ganz will ich doch nicht erlahmen. Mein Herzensmädchen hält mich eben immer noch in ſüſſen Banden, entfernt ſie mich ſchon von ihr. Aber königlich wird's mir vergütet, wenn ich 14 Tage und länger darben mußte. So war's geſtern. Ich bin deß täglich gewißer, daß Lieb und Freundſchaft die Fittige ſind, auf denen wir jedes Ziel erſchwingen.

Mit dem Hymnus an die Menſchheit bin [ich] bald zu Ende. Aber er iſt eben ein Werk der hellen Intervalle, und diſe ſind noch lange nicht klarer Himmel! Sonſt hab' ich noch wenig gethan: Vom groſſen Jean Jacque[s] mich ein wenig über Menſchenrecht belehren laßen, und in hellen Nächten mich an Orion

[1]) Der Brief iſt von Schwab nur zum kleinſten Theil veröffentlicht. Er iſt der erſte nach Neuffers Ausſcheiden aus dem Stift.

und Sirius, und dem Götterpaar Kastor und Pollux gewaidet, das ists all! Im Ernst, lieber! ich ärgre mich, daß ich nicht bälder auf die Astronomie gerathen bin. Diesen Winter soll's mein angelegentlichstes sein.

Deine Aufträge hab' ich nach besten Kräften besorgt[1]). — —

— — — — — — — — — — — — — —

Thu' es aber nur bald, lieber! so lange Du Dich noch ganz der Sache erinnerst. — Saltus dithyrambicus! Der schwäbische Almanach ist noch nicht recensirt. Magenau hat mir gestern einen herrlichen Brief geschrieben. Wie ein Kind hab' ich mich gefreut darüber. — Wenn Du willst, lieber! so wollen wir schriftlich unsre Verse recensiren, wie in der güldnen Zeit unsers Bundes! Hältst Du was drauf, so sei so gut und rede mit Magenau drüber, wenn er zu Dir kommt! Ich will ihm indeß auch schreiben. — Daß ich noch im Kloster bin, ist Ursache die Bitte meiner Mutter. Ihr zu lieb kann man wol ein paar Jahre versauren.

Schike mir bald Gedichte von Dir! Da genieſſen sich doch unsre Seelen noch besser als in Briefen. Gelt lieber!

Dein

Hölderlin.

Am Rande: Hier die Bücher für Deinen Hrn. Bruder. Tausend Grüße und Empfelungen in Stutgard von mir.

Nr. 55.

Hölderlin an seine Schwester[2]).

Liebe Rike!

Danke für mich der Vorsehung! Sie hat groß Unglük von mir und andern abgewendet. Lezten Samstag nach 9 Uhr Abends gieng Feuer aus im Kloster. Es war auf dem alten Bau in einer entlegenen lange gar nicht gebrauchten Kammer, die voll Stroh lag. Aller Wahrscheinlichkeit nach fiel ein Funke von vor-

[1]) Folgt der Bericht über seine Verhandlung wegen der Forderung eines Wirthes an Neuffer.

[2]) Der in dem Briefe erwähnte Brand im Stift hatte nach den Stiftsacten am 3. December 1791 Statt gefunden.

übergehendem Licht hinein, (denn die Kammer hatte keine Thüre) und so hatte sich eine Rauchwolke über dem Kloster versammelt, die den Thürmer aufmerksam machte, ehe wir was wußten. Plözlich wird von einem Franzosen, der unser Feurio nicht auszusprechen wußte, ganz ungeheuer geschrien an einem Zimmer auf dem alten Bau, wo ich gerade Besuch machte — wir hinaus — und die Treppe mit ihm hinab, denn was er wollte, wußten wir noch nicht — aber kaum waren wir die Treppe hinunter, so sahn wir schon am Ende des Ganges, den wir erreicht hatten, Feuer zu der Kammer herausschlagen. Wir sprangen drauf los, die Flammen hatten schon die Balken ergriffen, und durch Feuer und Rauch war schon mein guter Rotaker und einige andere vor uns hineingedrungen, warffen eine Thüre auf das brennende Stroh, und räumten den übrigen Quark vollens heraus. Natürlich hielten wir andern uns nicht lange auf, sondern sprangen um Wasser, denen, die im Feuer standen, wenigstens so viel möglich zu helffen. Keine Gefässe hatten wir nicht ausser Bouteillen, wir schrien um Hülffe — sie kam von denen in der Stadt, die das Feuer vor uns bemerkt hatten. Man bedurffte meiner nimmer so notwendig, als mir das Einpaken notwendig war. Ich trug alles auf mein Schlafzimmer zusammen, das auf dem neuen Bau ist, und in Hrn. Prokurators Garten geht, wo ich das notwendigste ins Bette paken und so in den Garten werffen wolte. Denn vor Gedränge dacht' ich, würde man bald nicht zum Thor hinaus können mit Bagage, und es war zu befürchten, daß der Brand äußerst schnell sein werde. Bald wurde gerufen, daß es vorbei seie. Der Rauch war aber in dem Stoke, der gerade über dem Feuer lag, lange so stark, daß man vermuthete, das Feuer liege im Fußboden verborgen, und überall aufbrach, und da sich nichts zeigte, Wächter stellte die ganze Nacht durch.

Ich gestehe, daß ich minder erschroken war, als ich mir von derlei Unglük vermutet hätte; vieleicht war aber die große Gesellschaft, die gleiches Schikksaal mit mir hatte, daran schuld. Keiner gab nur einen Laute von Jammer oder Schreken von sich, außer daß freilich ein ungeheures Feuriogeschrei wegen dem Wassermangel gegen die Stadt hin schallte.

Gottlob daß es so gieng!

Für das überschikte danke ich gehorsamst. Das Päkle von der Jfr. Kühnin konnt' ich nicht finden. Und nun hab' ich noch eine Bitte an die liebe Mamma, die mir nicht gar leicht vom Herzen geht. Ich habe nemlich dem Buchhändler das Conto à 13 Fl. noch nicht bezahlt, und hätte einige notwendige Bücher zu kauffen, die ich doch so lange ich ihm schuldig bin, nicht wol kommen lassen kan. Wann also die l. Mamma das Geld entberen könnte! — es ist mir aufferordentl. laid, daß ich beinahe jedes halbe Jahr einmal der lieben Mamma auf diese Art lästig sein muß. Rede Du auch ein gutes Wort, liebe Rike! Ich bin das Geld nicht auf liederliche Art schuldig geworden — Nun muß ich schleunig abbrechen.

Dein

zärtl. Br.

Friz.

Z. Nachricht.

Jfr. Nastin[1]) in Maulbronn ist mit einem Bruder ihres verstorbenen Schwagers versprochen.

Nr. 56.

Hölderlin an seine Mutter[2]).

Liebste Mamma!

Ich kann nun nebst Ihnen vermutlich auch meine liebe Baasen und, so wie in Ostern der farende Ritter war, das irrende Fräulein, Schwester Rike bewillkommen — Laider nur schriftlich! Ich hätte ser gewünscht, auf einige Tage nach Nürtingen zu kommen, wenn ich hätte hoffen können, Erlaubniß zu bekommen. Die Neuigkeit, die Sie mir schreiben[3]), beruhigt mich ser — aus Gründen, die Sie werden wol errathen können. Alte Liebe rostet nicht! Das gute Kind dachte immer noch an mich, wie ich mer-

[1]) Nach einer Notiz von Schwab war Luise Nast seit 1794 mit C. A. Ludwig, ehemaligem Substitut ihres Vaters, verheirathet. Ihre Eltern waren ein Jahr vorher gestorben, und es scheint, daß die Kinder darnach Maulbronn verließen, da sich in den dortigen Kirchenbüchern weitere Aufzeichnungen über die Familie nicht finden. Luise starb wenige Jahre vor Hölderlin.

[2]) Der Brief ist muthmaßlich nach dem vorigen geschrieben.

[3]) Offenbar die Verlobung von Luise Nast.

malen erfuhr — und hätte mich meine 21järige Klugheit nicht geleitet, so wär ich vieleicht manchem Rezidiv ausgesezt gewesen. Freilich gesteh' ich auch mitunter, daß mir die Nachricht auf einige Augenblike das arme Herzgen pochen machte! Doch das gehört nicht hieher! Bei Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß ich seit Jar und Tagen fest im Sinne habe, nie zu freien. Sie könnens immerhin für Ernst aufnemen. Mein sonderbarer Karakter, meine Launen, mein Hang zu Projekten, und (um nur recht die Warheit zu sagen) mein Ehrgeiz — alles Züge, die sich one Gefar nie ganz ausrotten laßen — laßen mich nicht hoffen, daß ich im ruhigen Ehestande, auf einer friedlichen Pfarre glüklich sein werde. Doch das ändert vieleicht die Zukunft.

Verzeihen Sie, daß ich so in den Tag hinein plaudere! Meine 21järige Klugheit ist eben noch ser oft unklug!

Von dem überschikten Gelde sind mir noch 3 Fl. übrig, die ich sorgfältig verwalte. Bis nächsten Bottentag, wo das Sümmchen vermutlich alle sein wird, will ich Ihnen die Rechenschaft vorlegen.

Mein Weingeld[1]) zieh' ich immer ein. Hab es bisher zuweilen an eine unschuldige Freude, zuweilen an ein gutes Buch verwendet. Diesen Sommer soll es aber blos für nötige Ausgaben gebraucht werden.

Wegen dem Stipendium will ich mein möglichstes thun.

Hier schik ich Wäsche. Verzeihen Sie, daß ich mich habe zum zweitenmal an das weiße Halstuch manen laßen.

[2]) . . . . . .

Nr. 57.

Hölderlin an Neuffer[3]).

Wär ich doch noch bei Dir, Bruder meiner Seele! Aber so siz ich zwischen meinen dunklen Wänden, und berechne, wie bettelarm ich bin an Herzensfreude, und bewundre meine Resignation. Du und die holde Gestalt erscheinen mir wol in hellern Stunden.

---

[1]) Das den Stiftlern an Stelle des früheren Tischweins monatlich ausgezahlte Geld.

[2]) Die untere Hälfte des hinteren Blattes ist abgerissen.

[3]) Der Brief wird etwa um dieselbe Zeit, wie der vorige geschrieben sein, während die Geliebte sich in Stuttgart befand.

Aber die lieben Gäſte finden eben keinen gar freundlichen Wirth. Mit meinen Hofnungen bin ich fertig geworden, wie ichs wollte. Glaube mir, die ſchöne Blume, die auch Dir blüht, die ſchönſte im Kranze der Lebensfreuden blüht für mich nimmer hienieden. Freilich iſt's bitter, ſolche Schönheit und Herrlichkeit auf Erden zu wißen, und ſeinem Herzen, das oft ſtolz genug iſt, ſagen zu müßen, ſie iſt nicht Dir beſtimmt! Aber iſts nicht thörigt und undankbar, ewge Freude zu wollen, wenn man glüklich genug war, ſich ein wenig freuen zu dürfen. Lieber Bruder! ich habe den Muth verloren, und ſo iſts gut, nicht zu viel zu wünſchen. Ich hänge mich an alles, wovon ich glaube, daß es mir Vergeßenheit geben könne, und füle jedesmal, daß ich verſtimmt und unfähig bin, mich zu freuen, wie andre Menſchenkinder. Ich denke tauſendmal, wenn ich nur Dich um mich hätte, es ſolte bald anders werden. Du kanſt Dir nicht vorſtellen, wie ich oft die alten herrlichen Tage vermiße, die wir hier zuſammen lebten. — Ich will Dich aber nicht weiter plagen mit meinen Grillen. Du haſt ein ſo ſchönes Leben, daß es Sünde iſt, es auch nur auf ſolche Art zu unterbrechen. Wergo[1]) wekte in mir das Andenken an meine kurzen Freuden auf neu auf. Ich hatte eine kindiſche Freude an dem lieben Griechen. Caffer[2]) hatte hier großen Beifall. Ich hatte bei dieſer Gelegenheit auch wieder Verdruß, der aber zu unbedeutend iſt, um weiter davon zu ſprechen. Es ſieht doch manchmal lumpig aus in der Menſchen Herzen. — In meinem Hymnus an die Freiheit[3]) ſezt' ich aus Nachläßigkeit in einer Strophe, ein Wort, das nicht hingehört, es heißt „um der Güter, ſo die Seele füllen

Um der angeſtammten Göttermacht,
Brüder ach! um unſrer Liebe willen
Brüder! Könige der Endlichkeit erwacht!

Das „Brüder! in der letzten Zeile macht 2 Sylben zu viel. Sage doch dem lieben Doktor, daß er es wegſtreicht. Warſcheinlich iſt der Druk des Gedichts noch nicht im reinen. Es liegt mir viel daran, eine ſolche gemeine poëtiſche Sünde nicht vor die Augen des Publikums kommen zu laßen.

---

[1]) und [2]) Unbekannte Perſönlichkeiten.

[3]) Der Hymnus erſchien in Stäudlins Muſenalmanach 1792.

Wenn Du unter Deinen Freunden und Freundinnen bist, so denke, wie's dem armen Jungen in Tübingen so wohl wäre, wenn er auch da wäre, und sage, wo Du kannst, und wilst, meine Grüße. Die Noten schik ich, sobald sie abgeschrieben sind. Ich werde warscheinlich einen recht dummen Brief dazu schreiben. Das geht in Einem hin. Sie mag ohnehin keinen schmeichelhaften Begriff von mir bekommen haben. Ich benahm mich immer so linkisch. Wenn ich an die vergeßne Begleitung beim Abschied denke, möchte ich mir Eins vor die Stirne geben. Aber wie gesagt, mit meinen kindischen Hofnungen bin ich fertig. Und so soll mich's nicht grämen, lachte sie auch überlaut über den kranken Poëten. Aber dazu ist ihre Seele zu sanft und gut. Bei Gott! ich werde sie ewig ehren. Der Adel und die Stille in ihrem Wesen kontrastirt ziemlich zu den Geschöpfen hier und anderswo, die überall bemerkt und immer wizig sein, und ewig nichts als lachen wollen. — Nicht wahr, lieber? ich habe nun lange Briefe schreiben gelernt? Was mag die Ursache sein? — Schreib mir auch genau, wie Dirs geht. Warscheinlich giebt diß alsdann das Licht zu meinem Dunkel ab.

Dein

Hölderlin

Rotaker läßt Dich grüßen.

Nr. 58.

Hölderlin an seine Schwester[1]).

Liebe Rike!

Tausend Dank für Deinen lieben Brief. Du hattest eben nicht nötig, die Eile zu entschuldigen, mit der Du ihn schriebst. Ich freue mich jezt nur desto mer auf meine Osterferien, da ich wieder so lebhaft erfaren habe, daß es eben bei den lieben Meinigen

[1]) Der Brief ist in den ersten Monaten des Jahres 1792 geschrieben, da die Schwester sich noch im mütterlichen Hause befand. Die gefürchteten neuen Statuten für das Tübinger Stift wurden am 13. Mai 1793 erlassen, also noch bei Lebzeiten des Herzogs Karl Eugen, der am 24. October 1793 starb. Der Plan jener Statuten-Aenderung war aber schon früher gefaßt und bekannt geworden. Zu den Auslassungen Hölderlins über die Statuten hat eine andere, muthmaßlich der Mutter Hand am Rande geschrieben „Himel hast du einen segen".

am besten zu wohnen ist. Ziemlichen Frost hatten wir unterwegs. Schaden hat mir aber die Reise im geringsten nicht angethan. Im Gegenteil find ich sie meiner Gesundheit ser zuträglich. Christlieb macht noch seine Dankfagung. Wenn mir recht ist, hat der liebe Karl mir einen Auftrag gegeben. Worinn er aber bestand, weiß ich nimmer. Das Tischmesser hab' ich auch nimmer gefunden.

Kamerer hätte seinen Umweg wol machen können. Über acht Tagen werd' ich wol etwas bestimmtes schreiben können wegen unserer Statuten. Mir sollte laid thun, wenn sie so eingerichtet wären, daß kein vernünftiger Mensch, one seiner Ehre zu vergeben, sie eingehen könnte, und wenn wir nicht dagegen wirken könnten, denn in diesem Falle — bin ich vest entschloßen, mir eine andre Lage auszufinden, und sollt' ich auch mein Brod im Schweiße meines Angesichts verdienen müßen. Gott weis, wie lieb mir die Meinigen sind, und wie ser ich wünsche, nach ihrem Gefallen zu leben, aber unmöglich ist's mir, mir widersinnische zwekloſe Geseze aufdringen zu laßen, und an einem Orte zu bleiben, wo meine besten Kräfte zu Grunde gehen würden. Ich hoff' es zur Vorsehung, daß es mir anderwerts auch in Zukunft gut gehen werde, wenn ich nur thue, was ich kann, ein Mann zu werden, insonderheit da bis zu der Zeit, wo ich eine geistliche Bedienstung zu hoffen habe, vermutlich die Regierungsform sich ändert. Denn wenn Prinz Wilhelm[1]) (als Protestant) auf den Thron kommt, ist die Vergebung der geistlichen Aemter seiner Willkür ausgesezt, wie die der weltlichen. — Ich bin bei weitem nicht [der] einzige, der diesen Entschluß gefaßt hat. Der gröste und beste Theil unserer Repetenten und Stipendiaten will fort, in jenem Falle. Und wär' ich auch der einzige — ich will dennoch alles anwenden, meine Ehre und meine Kräfte zu retten. Ich wolte viel geben, wenn ich mir eitle Sorge machte — aber ich fürchte —

[1]) Der protestantisch erzogene Sohn Friedrich Eugens, des letzten katholischen Herzogs von Würtemberg Friedrich Wilhelm Karl, der 1797 zur Regierung kam, sich aber als Regent Friedrich nannte. Daß Hölderlin schon auf den dritten Nachfolger Karl Eugens Rücksicht nimmt, erklärt sich daraus, daß dessen Brüder, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, bereits bejahrt waren.

Die neueren Nachrichten lauten gar nicht gut. Georgi[1]) allein proteſtirte wider des Herzogs Einfälle, wurde aber überſtimmt, und ſo ſoll die Sache nächſtens vor ſich gehen. Die Sache iſt gewiß wichtig. Wir müßen dem Vaterlande, und der Welt ein Beiſpiel geben, daß wir nicht geſchaffen ſind, um mit uns nach Willkür ſpielen zu laßen. Und die gute Sache darf immer auf den Schuz der Gottheit hoffen. Lebe wol, liebe Rike! Daß nur die liebe Mamma ſich nicht zu viel Sorge macht! Ich darf an das nicht gedenken, wenn ich nicht muthlos werden will. Der Kampf zwiſchen kindlicher Liebe und Ehrgefül iſt gewiß ein ſchwerer Kampf. Lebe wol!

Dein

zärtlicher Bruder

Friz.

Nr. 59.

Magenau an Hölderlin.

Liebſter!

Tauſend Dank für Deinen, nach ſo langer Weile endlich mir zugeſchikten Brief, und Seegen des Himmels und aller 9 Mußen über Dir. So biſt Du denn wol, das freut mich, mögen die Götter dieſe gute Laune Dir erhalten und kein Laid ſie Dir ſtören. Mir iſt baß, wie ein Gott, ſo frei und zufrieden koſt ich den Freuden Becher und ſeines minniglichen Weines. Ich möchte, mit Göthe zu reden, zum Maienkäfer werden, um alle die 1000 Reizze und Wonnen dieſes ſchönen Maien aufzuſaugen. Sieh, hier auf dieſem Pfade gieng ich mit Margot, da noch Schnee ihn dekte und Eiß. Unter dieſem Baum ſagte ſie mir Worte der Liebe, dieſe Laube belauſchte unſre Geſpräche, ſo ſchön flog noch kein Mai vor mir hin, alles alles iſt mir izt teuer geworden durch Sie. Du nennſt mich geheimnißvoll, o das will ich nicht ſeyn, warlich gegen Dir nicht, biſt Du nicht Hölderlin? ſollt ich Dir mißtrauen? Schande! wenn ich das täte. Aber in dem tiefſten Winkel des Herzens laß mein Wort begraben werden. Auch der leiſeſte Hauch kan auf fremden Lippen das zarte Pflänzchen Liebe vergiften.

[1]) Georgii. Vergl. über ſein Gutachten Klaiber a. a. O. S. 176—78.

Margot[1]) so nenn ich Sie, andre nennen Sie Caroline Oluhausen aus Weinsberg! Ein Zufall führte Sie vorigen Winter hieher, ich kannte Sie 5 Wochen, und liebte Sie nicht. Güte Ihres Herzens, Verschämtheit, heller lichter Geist, Stille ihres Wesens machten mich ihr zugetan, in der 5ten Woche gestand ich ihr alles — glauben Sie, sagte sie, nun mich ganz zu kennen, Sie können sich täuschen pp. und drauf der erste Kuß ewiger Liebe! Friz! seitdem ist mir mein Herz abtrünnig geworden, und seufzt in den Rosenfesseln ihrer Liebe. Zu Anfange dieses Sommers war ich bei Ihr in Ihrem Hause. Ich kan Dir's nicht beschreiben, ich kans nicht äussern, was all mein Wesen wie ein Demant Band zusammenschnürt. Ich will alles anwenden, Sie mir treu zu erhalten. Damals hatt ich auf dem Heilbronner Warthurme eine selige Stunde, ich walzte in Ihren Armen, aber leider ohne Takt und Ordnung. Wie hätt ich darauf achten sollen. Sie weinte, als ich weg gieng, Ihre Schwester, ein l. Weibchen belauschte uns, da sie an meinem Halse hieng. So gehen Sie denn, sagte Margot, nehmen Sie diß Herz mit, Sie sind der größte Frevler, wenn Sie es morden können. Ich rieß mich los, länger konnt ich die Scene nicht dulden. Sieh! Lieber! so stehts. Freue Dich, daß mirs so wol ist, wenn ich nur eine Krone zu verschenken hätte, ich spendete sie diesem Engel zum Danke.

Du willst Romanist werden. Thalia leite Dich sicher zwischen den Abgründen hin, die dem unerfarnen Waller da drohen, laß auch mich ein Wörtlein reden, voran, daß ich Deinen Entschluß billige. Von mir soll nächste Messe ein Werklein erscheinen, das heißt*)

Wolf von Blankenhorn und Kunigunde von Sachsenhein. Eine altschwäbische Geschichte.

Auch ich habe gerungen, und den Dämon in 16 Bogen gezwungen. Die Geschichte hat Warheit, aber auch Dichtung. Es ist fertig, und soll streng gefeilt werden. Jener Gnome von Sachsenhein spint sein Röllchen auch drinn, und lößt die Verwiklung am Ende. Schon längst harr ich auf Neuffer, dem möcht

[1]) Name eines schönen Dorfmädchens, in: Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Band II S. 130.

*) „Aber auch diß muß Geheimniß unter mir und Dir bleiben."

ich sie gerne vorlesen, und er ist mir als kritischer Freund am nächsten. Das ist schlimm, daß mir diese felen, viel Gutes bleibt da unaufgedekt. Die Ode an Galliens Freiheit wollt ich Dir gerne schiken, aber sie taugt nach Neufers Meinung an gar vielen Stellen gar nichts. Ich will sie also zuvor umändern. Indessen ein par Stellen draus:

(Es folgen fünf 6zeilige gereimte Strophen aus der Ode.)

Auch ein paar Katullische Liedlein hab ich indeß gesungen, die aber alle Bezug auf Margot haben. Eines zur Abkühlung auf die vorstehende Ode:

(Es folgt ein Liebeslied in gereimten Trochäen.)

Doch genug! Deine Geduld wird satt haben. Lebe wol, laß mich auch mal von Dir etwas hören, und liebe mich mit gleicher Liebe, wie ich Dich liebe. Gott befolen, l. Bruder!

Magenau

Grön.[1]) d. 3. Jun. 1792.

Nr. 60.

Hölderlin an seine Schwester[2]).

Liebe Rike!

Ich weiß nicht, was am Ende aus unserer Korrespondenz werden wird. Da gehn mir immer tausend Dinge durch den Kopf, womit ich Dich zu meinem Bedauren nicht unterhalten kann. Ich glaube das ist das Glük und Unglük der Einsamkeit, daß alles was man liest oder verfaßt, mer in der Seele verarbeitet wird; aber das ist dann freilich schlimm, wenn was anders zu thun ist, daß die unzeitigen Gäste, die Gedanken ans gelesene oder verfertigte, denen, die hergehörten, den Platz versperren.

Nun wird's bald sich entscheiden zwischen Frankreich und den Oestreichern. In der Elbischen Zeitung heißt es zwar schon, die Franzosen seien total geschlagen — aber wohlgemerkt! die

[1]) = Markgröningen.

[2]) Der Brief ist muthmaßlich am 19/20. Juni 1792 geschrieben. Die „Elbische Zeitung", d. h. der von Prof. Elben redigirte „Schwäbische Mercur" hatte in der Nummer vom 18. Juni 1792 die Nachricht vom Siege der Oesterreicher, datirt „Koblenz d. 11 Junius", gebracht, aber schon am folgenden Tage widerrufen.

Nachricht ist von Koblenz aus, dem man nie ganz glauben darf, so bald die Nachricht vorteilhaft lautet für die Oestreicher. Und was die Nachricht zu einer warscheinlichen Lüge macht, ist, daß gestern in der Strasburger Zeitung die Nachricht vom 15. Juni. datirt eingeloffen ist, Lukner und Lafayette, 2 französische Generäle haben die östreichische Armee ganz eingeschloßen, und hoffen, die Oestreicher zu zwingen, sich auf Gnad' und Ungnade zu ergeben.

Es muß sich also bald entscheiden. Glaube mir, liebe Schwester, wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oestreicher gewinnen. Der Misbrauch fürstlicher Gewalt wird schröklich werden. Glaube das mir! und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte.

Verzeih, daß ich Dich so unterhalte. Aber ich habe ja die Jfr. Stäudlin zur Vorgängerin. Ich gestehe, daß mir ihr Brief äußerst gefiel.

Die Zeit, wenn ich meinen Kurmonat nehme, wird dadurch bestimmt, wann Prof. Flatt auf einen Monat zu lesen aufhört. Über 8 Tagen werd' ich das gewis wissen, und dann sichere Nachricht geben.

Für das überschikte meinen gehorsamsten Dank. Adieu, liebe Rike!

Dein
zärtlicher Bruder
Friz.

Nr. 61.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Lieber Bruder!

Nach langer Zeit unterhalt' ich mich wieder einmal mit Dir; ich hätte Dir oft von Tübingen aus geschrieben, aber die Verdrüßlichkeiten, die Chikanen, die Ungerechtigkeiten, die ich leiden mußte, machten mich auch für die Freundschaft gleichgültig. In

[1]) Der Brief, den Schwab irrthümlich in das Jahr 1791 verlegt, ist im Sommer 1792 von Nürtingen aus geschrieben. Durch ein Decret vom 11. Mai war Hölderlin zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit ein vierwöchentlicher Urlaub nach Hause ertheilt. Nach dem Briefe an seine Schwester vom Juni d. J. scheint jedoch Hölderlin seinen Urlaub nicht sogleich angetreten zu haben.

der Tat, lieber! mein Schikſaal beginnt in meinen Augen abenteuerlich zu werden; wenn nichts wäre, als daß ich gerade den Tag zuvor, ehe Du ankommſt, meinen Fuß wund ſtoſſen und, weil ich ſchon auf den folgenden Tag Reiſerlaubniß hatte, auf vier Wochen abreiſen muß, ohne Dich zu ſehen. Wäreſt Du doch in Tübingen geweſen! all' diß wäre nicht geſchehen! Ich würde nicht Urſache bekommen haben mer als jemals auf meine Dimiſſion zu dringen, würde meiner Mutter nicht läſtig ſein, würde mit meinem Mismuth nicht mir ſelbſt beſchwerlich ſein. O Bruder! daß ich ſo erfaren muß, wie viel Du mir biſt! — Auch ſieht es ziemlich unpoëtiſch in meinem Kopfe aus. Was ich aufs Papier hervorzwang, waren kurze Ausgießungen meiner Laune, die ich nach etlich Tagen nimmer anſehen mochte. Zu der ſchönen Melodie hab' ich gleich nach der Vakanz ein Liedchen[1]) gemacht. Damals wars mir freilich noch heller ums Auge. In einigen glüklichen Stunden arbeitete ich an einer Hymne auf Kolomb, die bald fertig, freilich auch viel kürzer als meine andern iſt. Shakeſpearn hab' ich auch eine gelobt. Was hältſt Du davon. Dieſer Tage bekomm' ich ein herrliches Buch — Sammlung altteutſcher Geſchichten[2]) — unter die Hände. S' ſoll von Bürger ſein. Und ſiehe! lieber, da war mir eine frohe Stunde bereitet. Ich fand den groſſen Guſtav mit ſo viel Wärme, ſo viel Verehrung geſchildert — von ſ. Tode ſo ſchäzbare Nachrichten, daß ich mirs heilig vornahm, ſo bald [ich] nach Tübingen zurükkomme, die Feder wieder an meine Papiere zu legen, und inſonderheit in der Hymne auf ſeinen Tod all' meine wen'gen Kräfte zuſammenzunehmen. Das Urteil unſers teuren Vorgängers über die Hymnen auf Guſtav leuchtete mir plözlich, als ſo treffend ein, als mir noch nichts vorkam. Stäudlin iſt warlich ein herrlicher Mann. Wenn meine Mutter noch den Rath einiger einſichtsvollen Männer gehört hat, und dieſer nach meinem Wunſch ausſchlägt, ſo werd' ich ihn bald auch im Brodſtudium zum Muſter nehmen können. Ich ſags nur Dir, und bitte mir auch Deinen Rath aus. Überhaupt, lieber Bruder, bitt' ich Dich um unſerer Freundſchaft willen,

---

[1]) „Melodie an Lida"?

[2]) Die Sammlung iſt mir nicht bekannt.

ſchreibe mir ſo oft, und ſoviel als möglich. Du vermagſt alles über meine Grillen, und Launen, und wie die Plaggeiſter alle heißen. Einen Grus an M. Hoffman, und ich wolle der Ritterſtube nächſtens einen Transport Kartoffeln ſchiken, wie ich verſprochen habe. Lebe wol, Herzensbruder!

Dein

Hölderlin.

Nr. 62.

Hölderlin an ſeine Schweſter[1]).

Liebe Rike!

Tauſend Glük zu Deiner künftigen Lage! — Wenn Du ſo glüklich dabei biſt, als Du's verdienſt, und gewiß Ihn glüklich machen wirſt, ſo wird's gut gehen. Ich hörte indeß tauſend Gutes von dem Manne. Im Innerſten gerührt laß ich, was Du mir ſchriebſt. Behalt mich eben noch lieb, meine teure Rike! bei frohen Tagen und der Liebe Deines künftigen Gatten.

Du biſt am Ziele. Wer weiß, wo der Wind mein Schiflein noch herum bläßt? Ich bin's verſichert, daß ich bei unſrer teuren Mutter, und bei Dir, Schweſter meines Herzens, immer noch einen Port finde! O ich hab' indeßen oft an Dich gedacht. Es war doch nicht recht, daß ich nicht blieb. Aber ich wäre immer eine unbedeutende Perſon dabei geblieben. Freut ſich doch die liebe Mamma auch Deines Schrittes unter den Sorgen, die freilich Ihr zärtlich Herz treffen mögen. Der Himmel weiß, wie es mein herzlichſter, ernſteſter Vorſaz iſt, die lange Mühe, die ſie mit mir haben muß, durch Freude einigermaaßen zu vergüten. Ach! ich ſehne mich recht nach den Herbſtferien, wie wir uns noch beiſammen freuen wollen! An die Trennung wollen [wir] nicht denken, bis es ſein muß. Du wirſt bleiben, wie Du immer warſt. Und Entfernung trennt ja die Herzen nicht.

Meinen kleinen Liebling, das Eichhörnchen hätt' ich freilich auch gerne wiedergeſehen. Es thut dem Herzen ſo weh, wenn etwas in der Natur untergeht! Ich will ihm eine Grabſchrift

---

[1]) Der Brief iſt im Sommer 1792, muthmaßlich bald nach ſeiner Rükkehr nach Tübingen, geſchrieben.

machen, ich gesteh' es, ich bin kindisch wehmütig geworden über den Tod des guten Thierchens. Es freut mich, daß der l. Karl seinen Überrest so viel möglich aufbewahrt.

Ich bekam das Paquet erst heute um zehn Uhr, mußte drauf in die Lection und jezt nach dem Essen will der Botte plözlich fort. Es ist mir also unmöglich, meine schwarze Wäsche noch einzupaken. An Hembdern wirds mir beinahe fehlen in nächster Woche wegen der jezigen Hize. Leb wol, Liebe! Tausend Grüße und Danksagungen Euch Allen!

Das Nächstemal mer.

Dein

Friz.

Über 8 Tagen soll die Wäsche gewiß folgen.

Nr. 63.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebe Mamma!

Sie werden also zum voraus ein wenig daran gewöhnt, ohne die liebe Rike zu sein! — Übrigens der Theil vom nächsten Järchen, den Sie ohne sie zubringen werden, wird schnell vorüber sein. Und dann haben Sie ja auf ein halb Jar wenigstens 2 Buben im Hause — dann geht der ältere ein wenig in die Welt, und wer weiß, wie bald der fahrende Ritter umkehrt. Ich hab es ja noch immer gezeigt, wie wol mir der Mamma Brod schmekt, und da ist leicht geschehen, daß man draußen das Heimweh kriegt, zumal wenn einen die liebe Mamma so gerne behält, und vieleicht kaum fortläßt. An den guten Camerer hab' ich indeß schon manchmal gedacht. Ich glaub' übrigens, er wird sich gescheider benehmen, als ich warscheinlich an seiner Stelle thun würde. Des lieben Oncles Genesung freut mich von Herzen. Ich lege den Brief meines Hrn. Schwagers, und das Concept vom Brief an Ihn bei. Zu allem Glük hatt ich gerade kein Papier, und der Brief mußte doch den Tag drauf schnell geschrieben werden, sonst würd [ich] ihn nicht konzipirt haben, also

[1]) Der Brief wird bald nach dem vorigen geschrieben sein.

der l. Mamma nicht damit dienen können. Warscheinlich wirds Ihnen ziemlich unleserlich vorkommen. Ich denke aber, sie werden meinen Silberdruk[1]) meist gewohnt sein.

[2]) — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Für das übersandte Geld mache ich Ihnen meine gehorsamste Danksagung.

Ihr

gehorsamster Sohn

Friz.

Nr. 64.

Hölderlin an Neuffer[3]).

Lieber Bruder!

Da hast Du den Brief. Noch ists mir wunderbar im Kopf und Herzen von den verschiednen Empfindungen, die mich unter dem Schreiben zufälligerweise heimsuchten. Schön ists nicht, dass Du jezt gerade Rache nimmst, und nicht schreibst! Ich las neulich im Propheten Nahum; der sagte von den Assyrischen Burgen, und Vesten, sie seien, wie überreife Feigenbäume, so daß einem die Früchte ins Maul fallen, wenn man sie schüttle. Und ich war scherzhaft genug, es so ganz für mich auch auf mich anzuwenden. Meiner Treu O lieber Bruder! ich glaube, man dürfte nimmer viel schüttlen, so stünde der junge Baum nakt da mit dürren Zweigen. Ich habe hier schlechterdings keine Freude. Da siz ich fast jede Nacht auf unsrer alten Zelle, und denk' an den mancherlei Verlust des Tages, und bin froh, dass er vorüber ist! Weil ich mich nicht in die Narren schike, schiken sie sich auch nicht in mich. Wie gut ists dem braven Autenrieth[4]) gegangen. Freilich ists für die Lebenden traurig, wenn so eine gute Seele in der Hälfte der Jahre dahinmuß! Das Stipendium ekelt mich nur noch mer

[1]) Provinciell für: schwer leserliche Handschrift.

[2]) Wäsche- und Kleidungsangelegenheiten betreffend.

[3]) Der Brief ist im Herbst 1792 geschrieben.

[4]) Magister Christ. Friedr. Autenrieth aus Stuttgart, Hölderlins Compromotionale, war, 22 Jahre alt, am 14. September 1792 gestorben.

an, seit ich die hirn- und herzlosen Äusserungen wieder hörte über seinen Tod, und über die andern Neuigkeiten in der Welt. Man trägt sich hier mit einer fürchterlichen Sage über Schubart im Grabe[1]). Du magsts warscheinlich wissen. Schreibe mir doch davon. Du glaubst nicht, wie ich so sehnlich immer einem Briefe von Dir entgegen sehe. Es wäre doch auch einmal wieder eine Freude. Du kannst Dir denken, daß es unter solchen Umständen mir schwer wird, so selten an das sanfte schöne Wesen zu denken, als ich mir vornahm. Ich habe sie nur ganz leise um ihre Freundschaft gebeten. Weiter kan ich nichts wollen. Meine liebe Rike schrieb mir heute auch, dass sie recht lustig in Stutgard gewesen sei. Das gute Kind ist ganz unvermutet Braut geworden. Wir wollen uns recht freuen, lieber Bruder, wenns ihr gut geht. — Von ihrer neuen Freundin, Breierin, schreibt sie ganz begeistert. Hast Du wol was verlauten lassen? Sie hat die Anmerkung gemacht, es wundre sie gar nicht, wenn ein so sanfter Charakter, und so grosser Verstand einen Mann oder Jüngling fesste. — Aber das Wort fesseln ist doch ein hartes Wort! Meinst Du wirklich, daß es anwendbar sei auf den armen Schelm?

Du wirst lachen, daß mir in diesem Pflanzenleben neulich der Gedanke kam, einen Hymnus an die Künheit zu machen. In der That, ein psychologisch Räthsel! — Es ist schon tiefe Nacht. [Schlaf wol, lieber Bruder! Du träumst warscheinlich schon. So wünsch' ich Dir heiterers Erwachen, als ich gewöhnlich habe. Schreibe doch bald, Lieber! Thue Dein Möglichstes, daß ich auch ein paar Silben kriege von Ihr.

Dein

Hölderlin.]

---

[1]) Es hieß, daß er lebendig begraben worden sei.

[ ] Der eingeklammerte Schluß des Briefes auf der dritten Seite abgeschnitten und von fremder — nicht Neuffers — Hand auf der vierten Seite nachgetragen.

Nr. 65.

Magenau an Hölderlin.

Marg Gröningen d. 6. März 1793.

Beſter Hölderlin!

Dank für Deinen lang Gefangenen, den Du izt endlich freigelaſſen haſt, und freundlichen Handſchlag für Dein liebevolles Andenken an Deine Freunde, die Dich nie vergeſſen werden, ſo lange ſich die Sonne in ihren Sfären wälzt. Herzlich freut es mich, daß Dein Libes Gram endlich dahin iſt, möcht ers doch ewig bleiben. Mir gehts wol, Bruder, wol, wie dem Fiſch im geſunden Quellwaſſer, heute [vor] 8 Tagen lag ich in Ihren Armen, ſonnte mich im Strale Ihrer blauen Augen, der wärmenden Frülings Sonne, und war zwei ſeelige Stunden ſeelig! —

Oft frug ich mein Herz, als ich auf ſchnaubendem Hengſt der Revier wieder enteilte, wird das ſo ewig währen? O welch ein Leben, in welchem Ocean von bunten Empfindungen und Gefühlen plätſcherte mein Seelchen! Sie liebt mich, das iſt Alles, was ich Dir ſagen kan, mehr weiß ich ſelbſt kaum, will auch ſonſt nichts wiſſen! Ich hab ihr den Nahmen Margot geſchöpft, weil ich den Nahmen in Thümmels Reißen ſo lieb gewonnen hatte. Nonna! daß Du Dich gewundert, o ich war ſchon ſeit 2 Monden drauf vorbereitet, der Parometer wieß auf — eißkalt! Den lezten Stoß gab Margots Hieherkunft. Neuffer ſah unter ſn. Augen die erſte Keime der Liebe, er kennt ſie, hat ihr den erſten Kuß aufgedrükt. Nachher weilte ſie noch 9 Wochen bei uns, wir ſprachen uns täglich, Nonna merkte dieß, ihre Plane lagen tiefer, als ich geglaubt hätte, ſie forſchte, lobte, prieß — Margot floh die ſchlaue Nebenbulerin, und ward mein! Diß iſt das Protokoll unſrer Liebe und ihrer Entſtehung. Auf Oſtern ſoll Dir weiter werden. Briefe haben Ohren. Nur diß noch, dort, wo Conrads kaiſerlicher Stolz vergebens die Liebe um den Triumf zu bringen ſuchte, wo höchſte Treue auf ſchwer belaſteten Schultern ihr Liebſtes ins Lager trug, dort wohnt Margot in ſtiller fridl. Clauße, wie ein Tal Rösgen, das deſto mehr entzükt, je weniger es im einſamen Tale geſucht worden wäre.

Ich hätte Dir gern etwas beigelegt, aber ich komme so ungern ans Mundiren, ich habe ein Stükchen gedichtet, das Caverac[1]) heißt, Du kennst das Ideal dörferlicher Traulichkeit aus Thümmel, der izt mein Gebettbuch ist. Nur eine Strofe indeß —

(Es folgen zwei 6 zeilige Strophen in gereimten Jamben.)

Daß Du uns eine Hymne[2]) widmen willst, ist bider gedacht, was kan ich aus meinem Kohlgarten dafür geben? kannst Du borgen? ihr fleugt hoch hin über das Tal, wo ich bei Hirten tändle. Ich will Dir mein Caverac dafür geben, wenn anders Dein ernster Genius den winzigen Troglodyten nicht wegschleudert? O warum hast Du mir nicht geschriben, daß Du nach Stuttgard kommen wolleſt, ich [wäre] auf Flügeln der Libe zu Dir geeilt, wir, ich Du und Neuffer, den die Hofluft feist macht, hätten eine Akademie der edlen Wiſs. in irgend einem Weinhauße gebildet, Stäudlin hätte vieleicht den Scepter des Präſid. dabei übernommen. Aber so seid ihr — so nahe und doch so fern. N. will Satyriker werden, bravo, er braucht nur ein Boks-Gesicht nach alter Sitte zu machen, so kan er selbst für einen Satyr gelten! Ich habe herzl. auflachen müßen, da er mirs sagte. Wenn er Satyren schreibt, so schreibe ich über irgend ein Capitel der Trigonometrie, oder über die Ecklipsen.

Schreib mir doch bald auch wieder ein Brischen, wenns noch so klein ist, ich möchte nur von euch auch immer etwas wiſſen. Wenn Du nur dem Brande Trojas[3]) entgangen wäreſt, das ist mein warmer Wunsch. Im Hinter Grunde der Zeit liegen Wunderdinge, und am Ende parturiunt pp — — Mir bangt für euch Menschen Kinder, der Dummkopf ist eben auch hier wieder am beſten dran. Impavidum feriunt ruinae. Aber der liben Vernunft fallen Machtsprüche schwer auf. Ich bin wie ein Schiffer so froh, der den Sturm weg hat, und sein Rökchen am Stral der Sonne troknen kan, doch bin ich nicht gleichgültig, wenn mans

---

[1]) Name des Dörfchens, in dem der Reisende der schönen Margot begegnet. Thümmels Reise pp. Band II S. 109.

[2]) „Hymne an die Freundschaft. An Neuffer und Magenau." Von Schwab irrthümlich in das Jahr 1791 verlegt.

[3]) Zweifellos eine Anspielung auf die gefürchteten neuen Statuten, deren Erlaß nahe bevorstand.

nur lauter ſagen dürfte, daß alles nichts taugt, aber ſie glaubtens nicht. Schreib mir doch bald wieder. Grüſſe all unſre Freunde! Du aber leb wol, und liebe brüderlich

Deinen

warmen Bruder

Magenau.

Nr. 66.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Ich verſprach Dir, lieber Bruder! dißmal gewiß zu ſchreiben. Ich habe gut Wort halten. Du biſt mir wieder ſo lieb geworden, alter Herzensfreund! Sieh! ich dank' es meinem Schikſaal tauſendmal, daß es Dich mir wiedergab, gerade da, wo all' meine ſchönen Hofnungen zu welken anfiengen. Unſer Herz hält die Liebe zur Menſchheit nicht aus, wenn es nicht auch Menſchen hat, die es liebt. Wie oft ſagten wirs uns, daß unſer Bund ein Bund ſei für die Ewigkeit. Das hatt ich alles vergeſſen, ich Thor! Warlich ich bin ein kleiner Menſch, daß Kindereien Dich mir entlaiden konnten. Im Grunde wars aber doch kein ſo armſeeliger Zwiſt. Du warſt verändert. Deine Herzensangelegenheiten machten Dich ſo unbeſtimmt; Du kannteſt Dich ſelbſt nicht: wie ſolt' ich Dich kennen? als den, der meine erſte Freundſchaft, und deſſen Freundſchaft mir lieber, als meine erſte Liebe war. Du mußteſt der wieder werden, der Du in der glüklichen Zeit unſerer gemeinſchaftlichen Freuden, und Hofnungen, und Beſchäftigungen warſt, ſonſt wars geſchehen um unſere Freundſchaft. Aber gottlob! ich kenne Dich wieder. Und ich glaube, wir danken es meiſt der woltätigen Liebe. Dein Intermezzo mit der H . . . . . taugte nichts. Sie kam mit R . . . . nach Nürtingen. Der Kummer plagt ſie nicht. Das ſei Dir zum Troſte geſagt. Sie war ſer luſtig mit R . . . . . Es gab mitunter ziemlich alberne Späße. Überhaupt gefiel ſie mir ganz und gar nicht. Ihre Natur mochte gut ſein. Aber die liebe Natur iſt durch Leidenſchaft und Gefall-

[1]) Der Brief wird zu Anfang des Sommerhalbjahrs 1793, bald nach der Rückkehr von Nürtingen aus der Vacanz, geſchrieben ſein, jedenfalls vor dem Briefe vom Juli, in welchem Hölderlin die Abſendung eines Fragments von ſeinem Roman an Stäudlin meldet.

ſucht erbärmlich verhunzt. Etwas Wiz und Sinnlichkeit die Fülle! Das iſts, was hinter der artigen Oberfläche ſein Weſen treibt, und weiter überall nichts.

Nun biſt Du freilich auf beſſerem Wege. Gieb nur auch zuweilen Nachricht aus Deinem Paradieſe. Hier zu Land iſts wüſt und leer, und dürre, wie es im Sommer dürre wird. Sela.

Meine Herzenskönigin iſt ja noch bei euch drunten. Ich vermiße das gute Mädchen recht oft.

Stäudlins Hierſein war für mich ein Feſttag. Freilich hätt' es noch größern Jubel abgegeben, wenn ein gewiſſer alter Kamerad ſich hätte auf einen Tag aus dem ſeeligen Zauberkraiſe losmachen können, in den er mit Leib und Seele gebannt iſt. Si magna licet componere parvis oder umgekehrt! ſo bannen mich die laidigen Finanzen auch in einen Zauberkrais — in meine einſame Stube. Ich muß mich ziemlich menagiren. Schlag vier bin ich Morgens auf, und koche meinen Koffee ſelbſt und dann an die Arbeit. Und ſo bleib ich meiſt in meiner Klauſe bis Abends; Oft in der Geſellſchaft der heiligen Muſe, oft bei meinen Griechen; jezt gerade wieder in Hrn. Kants Schule. Leb wohl, lieber Bruder! Das nächſtemal ſchik' ich Dir vieleicht ein Fragment meines Romans zur Beurteilung. Biſt Du neugierig, ſo kannſt Du den lieben Doktor inzwiſchen fragen. Ich las ihm etwas vor daraus.

Dein

Hölderlin.

* Nr. 67.

Neuffer an Hölderlin[1]).

Stuttgardt d. 20. Jul. 1793.

Hat Dir Dein Genius nicht einen freundlichen Morgengruß zugeflüſtert? Mein Lieber! Fühlteſt Du nicht ein leiſes Säußeln um Dein Ohr? Lebhaft dacht' ich dieſen Morgen Dein und unſrer Freundſchaft, die uns vereint dem ſchönen Ziel unſrer Jugendlichen Träume entgegentragen ſoll. Nun ſollen die Keime endlich reifen, und die Schale abſpringen. Noch viele Blumen blühen auf der

[1]) Der Brief iſt nicht die Antwort auf den Brief Hölderlins (Nr. 66), da er nichts über die in Ausſicht geſtellte Zuſendung des Romans ſagt. Es werden vor dieſem noch Briefe zwiſchen beiden gewechſelt ſein.

Flur der Grazien, noch manche goldne Frucht iſt in Uranias himmliſchen Gärten verſchloſſen; eine reiche Beute für den Suchenden.

So lang die labyrinthiſchen Gänge des Herzens noch nicht enthüllt ſind, ſo lang es noch unzählige neue Situationen gibt, in welche der Menſch gegen den Menſchen geſezt werden kann, ſo lange die Philoſophie und Moral noch verſchleyerte Gottheiten nährt, ſo lang die Natur nicht in allen ihren Formen verſinnlicht worden iſt, ſo lange muß der Dichter noch reiches Feld zu Entdekungen haben, wenn Imagination, Herz und Beobachtungsgabe ihm nicht verſagen. Ich verſtehe die einfältige Klage nicht, man könne in unſern Zeiten nichts neues mehr ſagen. Homer und Oſſian hätten vielleicht den nehmlichen Ton anſtimmen können. Es gibt noch unentdekte Gegenden in dem Gebiethe der Dichtkunſt; aber verborgene Wege leiten zu ihnen, wo der Muth und die Kühnheit feine, dämmernde Strahlen hinwerfen. Laß uns auf unverſuchten Bahnen ſie entdeken. Die Schwinge der Begeiſterung trägt früher über Klippen zum Zwek, als ängſtliche Verlegenheit. Sollten wir uns durch Verſuche abſchröken laſſen? oder gar durch ein hämiſches Urtheil der Afterkritik? Die Nachwelt ſoll unſre Richterin ſeyn, und wenn ich das nicht in prophetiſcher Gewißheit mir ſelbſt weiſagen kann, ſo reiß' ich jede Saite von meiner Leyer und vergrabe ſie unter den Schutt der Zeit. Die höhere Ode und der Hymnus, zwey in unſern Tagen, und vielleicht in allen Zeitaltern am meiſten vernachläſſigte Muſen! In ihre Arme wollen wir uns werfen, von ihren Küſſen beſeelt uns aufraffen. Welche Ausſichten! Dein Hymnus an die Kühnheit mag Dir zum Motto dienen! Mir gehe die Hoffnung voran. Ihre lodernde Fakel wird mir die Nacht erhellen, und die Klippen mich vermeiden laſſen, an denen ſchon ſo mancher ſcheiterte. Ich hab' ihr einen Hymnus geſungen, der mich wieder mit meinen poëtiſchen Ahndungen ausgeſöhnt hat. Durch Meiſterwerke wollen wir unſre Neider und Feinde beſchämen. Nur noch ein Jahr ſollten wir beyeinander wohnen, wie ehmals. Jezt könnten wirs beſſer benuzen. Kein elendes Geſchwäz ſollte uns trennen. Ich freue mich ſehr, Dich bald hier zu umarmen, denn ich bin gewiß, Du hältſt Dein Verſprechen, und kommſt auf den Herbſt zu mir. Dieſe Tage ſollen ganz der höheren Freude gewidmet ſeyn.

Ein kleines Gedichtchen ſchik ich Dir mit: meine übrige Arbeiten kannſt Du perſönlich einſehen.

Zum Beſchluß noch eine gedoppelte Bitte. Wenn Du Deinen Hesiodus eine Zeitlang entbehren kannſt, ſo ſchik ihn mir. Er ſoll nicht verdorben werden. Theile mir Deinen Hymnus an die Kühnheit mit. Ich bins gewiß, daß Du es thun wirſt, weil ich in dißem Falle auch nicht vergebens Dich bitten ließe. Ich will ihn einigen Freunden und Freundinnen leſen laſſen, die ein großes Verlangen darnach tragen: Beſonders iſt Eine, die ich nicht nenne, darum begierig, weil Dich Matthison deßwegen umarmte, ob er gleich zu ſeiner Empfehlung keiner ſolchen Folie bedarf. Ich will ihn dann in Stäudlins Regiſtratur zu ſeinem weiteren Gebrauche niederlegen.

Lebe wohl, mein Freund! und laß mich bald der Erfüllung meiner Bitten entgegenſehen.

Neuffer.

Nr. 68.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Du haſt Recht, Herzensbruder! Dein Genius war mir ſer nahe dieſe Tage her. In der Tat, ich fülte das Ewige Deiner Liebe zu mir ſelten mit ſolcher Gewisheit und ſtillen Freude. Sogar Dein Weſen hat mir Dein Genius ſeit einiger Zeit mitgeteilt, wie ich glaube. Ich ſchrieb unſrem Stäudlin von manchem ſeeligen Stündchen, das ich jezt habe. Sieh! das wars, daß Deine Seele in mir lebte. Deine Ruhe, Deine ſchöne Zufriedenheit, mit der Du auf Gegenwart und Zukunft, auf Natur und Menſchen blikſt, dieſe fült' ich. Auch Deine künen Hofnungen, womit Du auf unſer herrliches Ziel blikſt, leben in mir. Zwar ſchrieb ich an Stäudlin: Neufers ſtille Flamme wird immer herrlicher leuchten, wenn vieleicht mein Strohfeuer längſt verraucht iſt; aber dieſes vieleicht ſchrekt mich eben nicht immer, am wenigſten in den Götterſtunden, wo ich aus dem Schooſe der beſeeligenden Natur, oder aus dem Platanenhaine am Iliſſus zurükkehre, wo ich, unter Schülern Platons hingelagert, dem Fluge des Herrlichen

[1]) Antwort auf den vorigen Brief, gleich nach Empfang deſſelben geſchrieben.

nachſah, wie er die dunkeln Fernen der Urwelt durchſtreift, oder ſchwindelnd ihm folgte in die Tiefe der Tiefen, in die entlegenſten Enden des Geiſterlands, wo die Seele der Welt ihr Leben verſendet in die tauſend Pulſe der Natur, wohin die ausgeſtrömten Kräfte zurükkehren nach ihrem unermeſslichen Kreislauf, oder wenn ich trunken vom Sokratiſchen Becher, und ſokratiſcher geſelliger Freundſchaft am Gaſtmahle den begeiſterten Jünglingen lauſchte, wie ſie der heiligen Liebe huldigen mit ſüßer feuriger Rede, und der Schäker Ariſtophanes drunter hineinwizelt, und endlich der Meiſter, der göttliche Sokrates ſelbſt mit ſeiner himmliſchen Weisheit ſie alle lehrt, was Liebe ſei — da, Freund meines Herzens, bin ich dann freilich nicht ſo verzagt, und meine manchmal, ich müßte doch einen Funken der ſüßen Flamme, die in ſolchen Augenbliken mich wärmt, und erleuchtet meinem Werkchen, in dem ich wirklich lebe und webe, meinem Hyperion mitteilen können, und ſonſt auch noch, zur Freude der Menſchen zuweilen etwas an's Licht bringen.

Ich fand bald, daß meine Hymnen mir doch ſelten in dem Geſchlechte, wo doch die Herzen ſchöner ſind, ein Herz gewinnen werden, und diß beſtärkte mich in meinem Entwurfe eines griechiſchen Romans. Laß Deine edlen Freundinnen urteilen, aus dem Fragmente, das ich unſrem Stäudlin heute ſchike, ob mein Hyperion nicht vieleicht einmal ein Pläzchen ausfüllen dürfte, unter den Helden, die uns doch ein wenig beſſer unterhalten, als die wort- und abenteuerreichen Ritter. Beſonders iſt mir an dem Urteil der Perſon gelegen, die Du nicht nennſt. Ich hoffe, das Folgende ſoll ſie und andere mit einer harten Stelle über ihr Geſchlecht, die aus der Seele Hyperions heraus geſagt werden mußte, verſönen. Urteile ſelbſt auch, lieber Bruder! Den Geſichtspunkt, aus dem ich dieſes Fragment eines Fragments angeſehen wünſchte, hab' ich in dem Briefe an Stäudlin ſogar mit langweiliger Weitläufigkeit ausgefürt. Ich wünſchte Dir das Weſentlichſte davon diſsmal noch ſchreiben zu können. Aber die Zeit wird wol nicht hinreichen. Nur ſo viel — dieſes Fragment ſcheint mer ein Gemengſel zufälliger Launen, als die überdachte Entwiklung eines veſtgefaſsten Karakters, weil ich die Motive zu den Ideen und Empfindungen noch im Dunkeln laſſe, und diß darum,

weil ich mer das Geschmaksvermögen durch ein Gemälde von Ideen und Empfindungen (zu aesthetischem Genuße), als den Verstand durch regelmäßige psychologische Entwiklung beschäftigen wolte. Natürlich muß sich aber doch am Ende alles genau auf den Karakter, und die Umstände, die auf ihn wirken, zurükführen lassen. Ob diß bei meinem Roman der Fall ist, mag die Folge zeigen.

Vieleicht hab' ich gerade das uninteressanteste Fragment gewählt. Übrigens mußten die notwendigen Voraussezungen, one die das Folgende noch weniger genossen werden kann, als das ganze zweite Buch one das erste noch unvollendete, diese notwendigen Voraussezungen mussten eben auch dastehen. — Was Du so schön von der terra incognita im Reiche der Poesie sagst, trift ganz genau besonders bei einem Romane zu. Vorgänger genug, wenige, die auf neues schönes Land geriethen, und noch eine Unermeßheit zur Entdekung und Bearbeitung! Das versprech' ich Dir heilig, wenn das Ganze meines Hyperions nicht dreimal besser wird als dieses Fragment, so muß er one Gnade in's Feuer. Überhaupt, wenn nicht die Nachwelt meine Richterin wird, wenn ich das mir nicht bald mit prophetischer Gewisheit sagen kan, so reiß' ich, wie Du, jede Saite von meiner Leier, und begrabe sie in den Schutt der Zeit. Dein Lied hat mir ser, ser wohl gethan, besonders die lezte Strophe. Nicht wahr, lieber Bruder! Diese lezte Strophe gehört zu denen, wo man den verhüllten Gottheiten der Philosophie den Schleier lüpft? Um was ich Dich am meisten beneide, ist, wie ich Dir, glaub' ich, schon oft sagte, Deine lichtvolle Darstellung. Ich ringe darnach mit allen Kräften. Aber noch ein freundlicher Gesicht hätte der liebe Gast, Dein Lied, bekommen, wär' es in Gesellschaft Deines Hymnus gekommen. Ich möchte fast glauben, Du macheſt es mit diesem Hymnus, wie mancher Schalk in den Kampfspielen gethan haben mag. Er ließ sich nicht sehen, bis der Gegner recht sicher in die Bahn trat, und demütigte den armen Buben mit seinem unerwarteten Siege dann um so mer. Komme nur! Ich bin auf alles gefasst. Ich schikte meinen Hymnus unsrem Stäudlin. Das zauberische Licht, in dem ich ihn ansah, da ich mit ihm zu Ende war, und noch mer, da ich ihn euch mitgeteilt hatte an dem unvergeßlichen Nach-

mittage, ist nun so ganz verschwunden, daß ich mich nur mit der Hofnung eines baldigen bessern Gesangs über seine Mängel trösten kann. — Wie stehts dann eigentlich mit dem Journale? — Hast Du schon an Matthison geschrieben? — Ich noch nicht. Hier mein Hesiod.

Ach! Du hast freilich recht, daß es eine köstliche fruchtbare Zeit sein müßte, wenn wir wieder zusammenleben könnten, wie ehmals. Ich werde mein möglichstes thun, um bald bei Dir zu sein. Und nun lebe wol!

Dein

Hölderlin.

Das Paquet an Stäudlin lag schon fertig da, als diesen Morgen Dein lieber Brief ankam. Darf ich Dich bitten, es ihm zu bringen?

Nr. 69.

Neuffer an Hölderlin[1]).

Stuttg. d. 20. Aug. 1793.

Willst Du Dein Versprechen wieder zurüknehmen, Bruder? Mich auf den Herbst nicht besuchen? Nicht Deinen Freunden Deine Gegenwart schenken? Stäudlin sagte mir, Du werdest vor dem Winter nicht hier seyn. Ich kann das unmöglich glauben, es muß ein Irrthum zum Grund liegen, und ich möchte mich auch nicht um die schöne Hofnung betrügen, Dich jezt, da Du wieder ganz mein Freund bist, wie bey dem Beginne unserer Freundschaft, bald wieder recht brüderlich an mein Herz zu drüken. Ich träumte mich schon ganz in jene herrliche Herbsttage hinein, der Freundschaft und der Dichtkunst geweiht. Du wirst meine Träume nicht zerstören, das sagt mir mein Herz. Laß Dir sagen, wie ich mirs vorstellte. Ich glaubte, Du nehmest einen grosen Theil Deiner Arbeiten mit hieher. In den ruhigen Morgenstunden läsest Du mir vor, ich eröfnete Dir dagegen meine Kleinigkeiten, wir prüften sie einander, freuten uns herzlich der Zunahme unsrer Kräfte, tadelten und lobten uns, und reichten uns brüderlich die Hand, zur Ermunterung auf rauhere und gewagtere Pfade.

[1]) Der Brief ist wohl nicht die Antwort auf den vorigen.

Müßte das nicht ein seelger Genuß sein? Den übrigen Tag vertheilten wir zu anderen Vergnügungen. Wir giengen in Gesellschaft auf ein Dorf, genössen dort die Herrlichkeit der Natur, lagerten uns beym mässigen Kelchglaß, und sängen ein Lied der Freude. Sieh, so träumte ich schon, als mir Stäudlins Nachricht diß alles zu vernichten drohte. Wenn es ja bei Dir unwiderruflich beschlossen ist, nach Blaubeuren[1]) zu gehen, so wirst Du doch wenigstens einige Tage erübrigen können für Deinen alten Freund. Deine Lieben werden Dich wohl gern bey sich haben, aber vergiß dabey nicht, daß es auch hier Leute giebt, die Dich lieben. Ich habe viel mit Dir zu reden, das ich einem Brief nicht anvertrauen kann. Man sagt sich in einer Viertelstunde mehr, als man sich in einem Tag schriebe. Ich hoffe, Du sollst immer mehr mit mir zufrieden seyn; denn ich bin es selbst täglich mehr. Ein Herz, von der reinsten Liebe beseelt, nimmt an allem gröseren Antheil. Ich kenne mich oft kaum selbst mehr, wenn ich mich mit früheren Zeiten vergleiche. Alle Geschäfte, was ich denk und thu, geht mir besser von statten, und ich fasse täglich mehr Hofnungen zu mir, da ich ehmals mit jedem Tage eine neue Hofnung verlor. Eine neue Welt entwikelt sich in mir, die ich ehmals kaum ahndete. Ich möchte doch auch wissen, wie Du mit Elisen ständest. Es verlangt mich herzlich, das zu erfahren. Ich möchte gern alle meine Freunde so glüklich wissen, als ich selbst bin.

Wie es mit Stäudlins Journal gehen wird, weiß ich noch nicht. Er macht gar keine Anstalten dazu, und ich denke, es wäre endlich doch einmal Zeit. Ich hab' ihn schon oft ermahnt. Ermahne Du ihn auch. Wenn nichts daraus wird, so sehe ich mich genöthigt, meine Arbeiten ins Ausland zu schiken.

Ich sehe dem Vossischen und Bürgerischen Almanach mit Verlangen entgegen, weil ich auch Arbeit darin habe. Nun werd' ich zum erstenmal rezensirt werden. Gott sey mir Sünder gnädig! Mir bangt für meine Produkte, weil sie nun in meinen Augen selbst (und man ist doch sonst ein wenig parteiisch für seine Kinder) allen Wehrt verloren haben. Überhaupt geht es mir wirklich immer so. Anfänglich scheint mir die Neuheit einen

[1]) Hölderlins Schwester war seit dem October 1792 mit dem Professor Bräunlin in Blaubeuren verheirathet.

ſchimmernden Nimbus darüber zu verbreiten, aber bald verſchwindet dieſer Zauber. Mit meinem Hymnus an die Hofnung gieng es mir ſo: es wird mir mit anderen Produkten in Zukunft auch noch ſo gehen. Auf der einen Seite demüthigt mich das, auf der andern iſt es mir ein Sporn, künftig mehr zu leiſten.

Lebe wohl und antworte bald wieder

Deinem

Neuffer.

Nr. 70.

Hölderlin an ſeine Mutter[1]).

Liebſte Mamma!

Ich wollte heute auf eine Stunde nach Nürtingen reiten, um Ihnen perſönlich zu danken, für Ihre Güte und mütterliche Vorſorge, ſo groſſen Jubel machte Ihr lieber Brief. Aber Geſchäffte verhindern mich. Glauben Sie, liebe Mamma, täglich lern' ich mer den Geiſt und das Herz kennen und ehren, dem ich alles im Grunde danke, was ich bin. Mir iſts oft ſo deutlich und lebendig, wenn ich wieder ſo einen herzlichen weiſen Brief geleſen habe, daß wenige ſolch' eine Mutter haben wie ich, und ſehen Sie, diß iſt mein Ahnenſtolz — Diß iſt mir unendlich mer, als wenn meine Mutter ſich Baroneſſin von pp. ſchriebe. — Es iſt keine Rede davon, daß Sie nur einen Heller von Ihrer Haushaltung für mich abbrechen ſollen. Und auch von demjenigen, das ja auch doch eigentlich ganz in Ihrer Diſpoſition ſteht, werd' ich verhältniß-mäßig nur ſer wenig brauchen, da ich bis dahin auf ungefär hundert Thaler eignes Verdienſt rechnen kan. Glauben Sie, liebe Mamma, daß es gewiß kein Schwindelgeiſt iſt, der mich einen ſolchen Beſtimmungsort auf eine kleine Zeit wählen läßt. Ich habe merere ſer reelle Urſachen. Ich habe, wenn ich mich recht erinnere, Ihnen ſchon einige derſelben angefürt, und will es bald mündlich ausfürlich thun. Viel Geld brauchen Sie in keinem Fall auf einmal aufzutreiben. Ich brauche weiter nichts, als die nötigſte Kleidung, und etwas Taſchengeld, die Reiſe u. pp. zu beſtreiten. Ich weiß gewiß, daß ich mit wenigem Geld mer lerne, mich

[1]) Der Brief iſt im Spätſommer 1793, gegen das Ende ſeiner Univerſitätszeit geſchrieben.

wesentlicher ausbilde, als mit vielem. Weder Jena, noch die Schweiz haben Krieg zu befürchten. Sollte der Krieg uns näher kommen, welches mir aber unwarscheinlich ist, so ist natürlich, daß ich meine Familie nicht verlaße, und bleibe. Ich sehe nicht, daß ich viel Geld nötig hätte nach Blaubeuren. Für das übersandte mache ich Ihnen meine gehorsamste Danksagung.

Das Unglük des Hrn. Kellers geht auch mir nahe. Er ist laider! wieder ein Opfer schlechter Regierung. Der verdamte Diensthandel pp! Da haben Sie ganz aus meinem Herzen gesprochen, liebe Mamma! daß es oft recht schwer ist, wenn einem die Hände so gebunden sind. Wenn man seiner Brüder Noth mit ansehen muß, und doch mit aller Mühe nicht abhelfen kann, das ist bitter! — Dieser grosse Stoff ist auch der gewöhnlichste Inhalt meiner Predikten an das Volk. Sie können glauben, daß ich aus warmem Herzen spreche. Oft denk' ich, wenn ich wieder von meiner Kanzel herunter bin, hast Du nur ein Fünkchen mer Menschenliebe und herzliche thätige Theilnehmung erwekt, so bist Du ein glüklicher Mensch. O wenn ich sonst keinen ausgebreiteten Nuzen stiften kann in der Welt, so bleibt mir doch diß, mit brüderlichem Herzen einst eine Gemeinde zu belehren und zu ermahnen. Nochmal tausend Dank! edle teure Mutter!

Ihr
gehorsamer Sohn
Friz.

Mein Fuß ist geheilt, aber um die Haut stärker zu machen, muß ich noch ein Pulver darauf streuen.

Den Brief, den ich einschließe, bekam ich gestern von der l. Rike. Ich lege auch den meinigen bei.

Nr. 71.

Höderlin an seine Mutter[1]).

Liebe Mamma!

Ich bedaure herzlich, daß Ihnen mein Brief Unruhe verursacht hat. Sie dürfen versichert sein, daß ich alles anwenden werde, daß Sie die Freude, die ich Ihnen zu machen, mich unab-

[1]) Der Brief ist nach dem vorigen geschrieben, welcher die Mutter beunruhigt zu haben scheint.

läßig beſtreben werde, nicht mer ſo teuer zu ſtehen kommt, wie bisher. An Hrn. Oncle hab' ich noch nicht geſchrieben. Ich muß geſtehen, daß ich an die Umſtände der lieben Schweſter gerade da nicht dachte, und überhaupt nicht wußte, ob Sie in der Vakanz noch in Blaubeuren ſein würden, oder nicht, und ob Sie von jezt an droben bleiben. Ich bitte Sie recht ſer, liebe Mamma, bei der l. Rike nichts davon zu berüren, und ihr zu ſagen, daß ich mit Anfang der nächſten Woche ihr ſchreiben, und mich melden werde, als Gaſt in der Vakanz.

Kann ich eine gute Hofmeiſterſtelle bekommen, ſo beſcheid' ich mich gerne ſo lange, mit meinem Jenaiſchen Project, bis ich vielleicht ſelbſt (wenigſtens) die Hälfte des Erforderlichen zuſammen gehofmeiſtert — und zuſammen geſchrieben habe. Freilich iſt's eine ziemlich unfeine Rolle, die ich zu Nürtingen ſpielen werde, wenn ich mich, Ihrem gütigen Vorſchlage nach, bis auf Weiteres zu Hauſe aufhalten ſollte. Iſt man auch nicht untätig, ſo ſagen die Leute doch, er verzehrt ſeiner Mutter das Brod, und nüzt ihr auf der Welt nichts. Auch muß ich fürchten, wenn ich zu lange keinen Plaz bekomme, das Konſiſtorium möchte mich bei'm Kopf kriegen, und mich auf irgend eine Vikariatſtelle zu einem Pfarrer hinzwingen, der keinen freiwilligen Vikar bekommen kann. Ich will aber mit allen Kräften mich um eine Hofmeiſterſtelle bewerben. Ändern ſich dann bis auf Oſtern die Umſtände bei Ihnen, liebe Mamma, daß es vieleicht noch möglich wäre — ſo werd' ich immerhin noch Ihre Gütigkeit benüzen können. Des l. Karls Brief hat mich auch ſer gefreut. Ich werd' ihm bis nächſten Bottentag dafür danken. — Verzeihen Sie alſo, liebe Mamma! wenn ich mich in meinem lezten Brief zu hart ausgedrükt habe, und lieben Sie mit ihrer bisherigen Liebe

Ihren

gehorſamen Sohn

Friz.

** Nr. 72.

Hölderlin an seinen Bruder[1]).

Von Tübingen, in der letzten Zeit von Hölderlins Universitätsaufenthalt.

Das war brav, lieber Karl, daß Du mir auch einmal wieder schriebst. Daß Du Theil nehmen würdest an meiner Freude über die neue Bekanntschaft, konnt' ich vermuthen. Ich werd's auch nie vergessen, wie lieb wir uns hatten, als Buben, und als Jünglinge. Sieh! lieber Karl, das dacht' ich auch, als Du über Mangel eines Freundes klagtest. Ich kenn' es wohl, dieses Erwachen des jugendlichen Herzens, ich habe sie auch gelebt, die goldnen Tage, wo man sich so warm und brüderlich an alles anschließt, und wo einem doch die Theilnahme an Allem nicht genügt, wo man Eines will, Einen Freund, in dem sich unsere Seele wiederfinde und freue. Soll ich Dir's gestehen, ich bin bald über diese schöne Periode hinaus. Ich hange nicht mehr so warm an einzelnen Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden auch in der eingeschränktesten Erfahrung. Aber ich liebe die große schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und thätig, unsere Enkel werden besser seyn als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage. Diese Keime von Aufklärung, diese stillen Wünsche und Bestrebungen Einzelner zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und verstärken, und herrliche Früchte tragen. Sieh! lieber Karl! Dies ists, woran nun mein Herz hängt. Dies ist das heilige Ziel meiner Wünsche, und meiner Thätigkeit — dies, daß ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden. Und so, glaub' ich, geschieht es, daß ich mit etwas weniger Wärme an einzelne Menschen mich anschließe. Ich möchte

[1]) Der Brief ist der in dem vorigen Briefe an seine Mutter angekündigte.

ins Allgemeine wirken, das Allgemeine läßt uns das Einzelne nicht gerade hintanſetzen, aber doch leben wir nicht ſo mit ganzer Seele für das Einzelne, wenn das Allgemeine einmal ein Gegenſtand unſerer Wünſche und Beſtrebungen geworden iſt. Aber dennoch kann ich noch Freund eines Freundes ſeyn. Vielleicht kein ſo zärtlicher Freund wie ehemals, aber ein treuer, thätiger Freund. O! und wenn ich eine Seele finde, die, wie ich, nach jenem Ziele hinſtrebt, die iſt mir theuer, über alles theuer. Und nun, Herzensbruder! jenes Ziel, Bildung, Beſſerung des Menſchengeſchlechts, jenes Ziel, das wir in unſerm Erdenleben vielleicht nur unvollkommen erreichen, das aber doch um ſo leichter erreicht werden wird von der beſſern Nachwelt, je mehr auch wir in unſerem Wirkungskreiſe vorbereitet haben — jenes Ziel, mein Karl! lebt, ich weiß es, vielleicht nur nicht klar auch in Deiner Seele. Willſt Du mich zum Freunde, ſo ſoll jenes Ziel das Band ſeyn, das von nun an unſere Herzen feſter, unzertrennlicher, inniger vereinigt. O! es gibt viele Brüder, aber Brüder, die ſolche Freunde ſind, gibts wenige. Lebe wohl. Der lieben Mama tauſend herzliche Grüße.

Dein

Fritz.

Nr. 73.

Hölderlin an ſeine Mutter[1]).

Liebe Mamma!

Tauſend Dank für Ihre Lieb und Güte auch dieſes halbe Jahr! — So ſer ich mich freue, die lieben Meinigen nun bald wieder um mich zu haben, ſo macht mich doch zuweilen die ſo ſchnell und doch oft ſo langſam verſchwundne Zeit etwas ernſthaft. Ich ſoll mich nun bald vollkommen ausgebildet haben zu meiner künftigen Beſtimmung, und doch bleibt mir ſo viel zurük. Glauben [Sie], liebe Mamma! ſo zufrieden ich wirklich meiſt mit der Welt bin, ſo bitter unzufrieden bin ich oft mit mir. O! was ich mir vor ungefär 6 Jaren für Vorſtellungen machte, von dem, was ich in meinen jezigen Jaren ſein werde.

[1]) Der Brief iſt vielleicht etwas ſpäter, als der vorige, kurz vor ſeinem Abgang von Tübingen geſchrieben.

Ist es Glük oder Unglük, daß mir die Natur diesen unüberwindlichen Trieb gab, die Kräfte in mir immer mer und mer auszubilden? —

Gestern hab' ich in die französische Schweiz geschrieben an Seits, daß ich ihm von diesen Ostern über 2 Jare zu Dienst stehe. Find' ich aber mein Auskommen in Jena, so bleib' ich lieber dort, als Hofmeister oder was ich sonst leisten kann, um Ihnen, liebe Mamma! von jener Zeit an keine Mühe mer zu machen.

Meine Strumpfe, die zuweilen ein wenig schadhaft waren, ließ ich hier ausbessern, weil ich die bessern nicht indessen tragen wollte, bis ich die zerrissnen wieder von Nürtingen bekäme. Ich glaube nicht, daß ich noch neue brauche. In der Prokuratur sagte man mir neulich, man habe gehört, mein Schwager und m. Schwester leben, wie Engel, zusammen. Wie mich das freute, liebe Mamma! und wie michs freuen wird, das Glük der guten Leute mit anzusehen, und dann auch Ihre Freude, die Sie haben werden — und nicht wahr, liebe Mamma! diese Ihre Freude wird auch zum Theil eine Äußerung der Liebe sein, die Sie zu mir haben? — Leben Sie wol, bis Sie mündlich grüßen wird unter tausend Freuden

Ihr
gehorsamer Sohn
Friz.

Die liebe Frau Grosmamma ist doch wieder ganz wohl? mein gehorsamstes Kompliment!

Nr. 74.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Lieber Bruder!

Verzeih, daß ich so lange zögerte mit dem Danke für die Befriedigung meiner Neugierde. Wie ich Dir aber schon oft sagte, ich schreibe nicht gerne, wenn ich wenig oder nichts habe, was ich aus meinem Kopf und Herzen dem Freunde mitteilen könte. Und da bin ich wirklich bettelarm, lieber Neufer! — Wenn

[1]) Der Brief ist muthmaßlich im October 1793 aus Nürtingen geschrieben.

nur der Mensch nicht so periodisch wäre! oder ich wenigstens nicht unter die ärgsten gehörte in diesem Punkt! Ich denke aber, es soll bald anders werden. Ein paar Stunden, wo ich Dich um mich hätte, könnten, glaub' ich, viel Gutes stiften.

Schaden würde auch ein recht langer Brief nichts. — Ich zäle die Augenblike, bis ich erfare, daß und wenn ich in die Welt hinaus darf. Ich bin hier so tätig, als möglich. Aber es will nichts gedeihen. Auf Bürgers und Voßens Allmanach bin ich äusserst begierig. Könntest Du sie mir nicht diese Woche auftreiben; sie sollen den nächsten Bottentag wieder zurük folgen. Schreib mir auch von Deinen Beschäftigungen und Freuden, lieber Bruder! Ich will nicht neidig werden, so groß auch für jezt die Versuchung dazu für mich sein dürfte.

Weißt Du nicht, wie bald ungefär unser Examen[1]) anfängt? Möchtest Du so gut sein, und mir meinen Termin schreiben? Ich predige so viel möglich auf den umliegenden Dörfern, um mich, so lang ich noch Zeit habe, zu üben.

Sei so gut und frage bei Stäudlin an, ob er glaube, das Reisgeld[2]) verstehe sich von selbst, oder ob ich darum anfragen solle, wenn etwas aus meiner Stelle werden sollte. Es solte mich recht freuen, auch ein paar Worte von diesem teuern Freunde zu lesen; es versteht sich aber dass es mit seiner Kommodität geschehen müßte. So bald ich Nachricht von meiner Stelle habe, bin ich bei Euch, Ihr Lieben! Mein einziger Genuß ist wirklich Hofnung und Erinnerung.

Schreib mir's doch, wenn Du früher das nähere von dem Schiksale der Deputirten Guadet, Vergniaud, Brissot pp. hörst. Ach! das Schiksaal dieser Männer macht mich oft bitter. Was wäre das Leben one eine Nachwelt?

Gute Nacht, Herzensbruder! Lass doch bald etwas von Dir hören.

Dein

Hölderlin.

---

[1]) Die Staatsprüfung durch das Consistorium in Stuttgart.

[2]) Nach Waltershausen.

Nr. 75.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Lieber Neuffer!

Du ſcheinſt mich vergeſſen zu haben; ſonſt hätſt Du mich in meinem einförmigen Leben ſchon lange mit einem Beſuch oder wenigſtens mit einem Brief getröſtet. In meinem Kopf iſts bälder Winter geworden, als drauſſen. Der Tag iſt ſer kurz. Um ſo länger die kalten Nächte. Doch hab' ich ein Gedicht an

„die Geſpielin der Heroën
Die eherne Notwendigkeit

angefangen[2])!

Warum ich ſchreibe und nicht, wie ich vorhatte, ſelbſt nach Stutg. komme auf einige Tage, alles wolt' ich Dir eigentl. ſagen.

Ich bin mit meiner Hofmeiſterſtelle ſchlimm daran. Ich habe noch keine entſcheidende Antwort, und kann mich alſo auch nicht darauf rüſten, und ausſtaffiren. Meine Mutter hätte mir noch manches vorher zu beſorgen, und ich bin ſo neugierig als ſie, denn die Ungewisheit meiner künftigen Lage macht mir eben keine gute Laune.

Weil ich zugleich meine Kleidung in Stutg. beſorgen möchte, kann ich nicht bälder hinunter, als bis die Antwort da iſt. Und da möcht' ich Dich bitten, lieber Bruder! daß Du Dich, nach Empfang des Briefes bei Stäudlin erkundigeſt, ob er noch nichts beſtimmtes weiß, und im Fall Du etwas erfährſt, mich lieber gleich durch den zurükgehenden Boten benachrichtigeſt; aber auch im andern Fall könteſt Du ein Werk der Barmherzigkeit thun, wenn Du mir ſo bald Dir immer möglich iſt, mit einem Briefe einmal wieder eine rechte frohe Stunde machteſt.

Ein freundlich Wort von einem Freunde iſt jezt mer Bedürfniß für mich, als je.

Laß mich nicht vergebens hoffen! Tauſend Grüße an Stäudlin und andere Freunde!

Dein
Hölderlin.

---

[1]) Nach dem vorigen geſchrieben, muthmaßlich im November 1793, aus Nürtingen.

[2]) Es iſt das Gedicht „Das Schickſal".

Nr. 76.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Lieber Bruder!

Hat je meine Bitte etwas bei Dir gegolten, so laß es jezt! Komm zu mir. Ich habe Deiner so nöthig. Meine Mutter erwartete Dich ganz zuverläſſig mit mir und hat mir aufgegeben, Dich jezt wieder einzuladen. Der Gentner ſollte es auch thun. Ich glaub' aber, er hat's vergeſſen. Einige Tage kannſt Du doch Deinen Geſchäften und Deinen Freuden abbrechen.

An D. Stäudlin m. Empfehl. Ich habe ſ. Commiſſion ausgerichtet. Hofrath Bilfinger woll' ihm eine Parthie von der Eheſcheidung zuweiſen.

Haſt Du die Lebr. auch unterdeß geſehen? oder geſprochen? Schreib mir doch.

Inliegenden Brief ſchikſt Du ſo bald möglich an die Bardili in Expeditionsrath Jäger's Haus bei der Spitalkirche. Lebewohl, Lieber. Komm fein gewiß.

Dein

Hölderlin.

---

[1]) Der Brief iſt, wie ich vermuthe, während deſſelben Herbſtes 1793 aus Nürtingen geſchrieben. Zu den vorhergehenden Jahren ſtimmt der Ton der Einladung nicht; noch weniger zum Herbſt 1795, den Hölderlin wieder in Nürtingen zubrachte, da damals Neuffer durch den Tod ſeiner Braut in tiefe Trauer verſetzt war.

III.

Erſte Wanderſchaft.

Kurz vor Schluß des Jahres, am Abend des 27. December traf Hölderlin in Waltershausen ein. Unterwegs hatte er sich einige Tage in Nürnberg aufgehalten, im Verkehr mit Ludwig Schubart, den er für Beiträge zu einem von Stäudlin geplanten Journal zu gewinnen suchte. Den Christtag hatte er in Erlangen in der Universitätskirche gefeiert, „wo Probst Ammon eine herrliche schön und hell gedachte Predigt hielt, womit er wenigstens zehen Scheiterhaufen und Anathema's verdiente". Bei seiner Ankunft in Waltershausen fand er Frau von Kalb noch nicht vor, die mit ihren beiden jüngsten Kindern in Jena weilte, sondern nur den Major von Kalb nebst seinem künftigen Zögling, und außer einer Gesellschafterin der Hausfrau zu seiner unangenehmen Ueberraschung auch noch den bisherigen Hofmeister, „der, wie das ganze Haus noch kein Wort von meiner Ankunft wußte". Der Major suchte Hölderlin, so gut er konnte, über diese „gespannte" Lage zu trösten, wobei ihm das „kluge und edle Benehmen" des Hofmeisters zu Hülfe kam.

Von dem Vater seines Zöglings empfing Hölderlin den Eindruck eines feingebildeten, humanen Mannes, der, nachdem er in französischen Diensten zu Land und Meer ein bewegtes Leben geführt hatte, jetzt der häuslichen Stille sich doppelt zu freuen schien. Er habe ihn, schrieb er, „wie einen Freund" empfangen, und er bewies sich auch ferner gütig und zuvorkommend gegen ihn. Die Gesellschafterin, eine junge Wittwe, rühmte Hölderlin als eine Frau von einnehmendem Aeußeren und „von seltnem Geist und Herzen", deren unglückliches Schicksal ihm Theilnahme einflößte. Auch mit dem Pfarrer des Ortes verband ihn bald eine herzliche Freundschaft. Ueberhaupt schienen ihm alle Menschen, mit denen er hier in Berührung kam, „recht guter Art" zu sein. Von seinem

Zögling schrieb er Anfangs ganz entzückt. „Meinen Kleinen muß man lieb haben, so ein guter, gescheider, schöner Bube ist er.“ Hölderlin liebte Kinder sehr und verstand es auch ihre Herzen zu gewinnen. Er stellte sich zu dem Knaben, wie ein älterer Freund und dieser, der bisher mit übertriebener Strenge behandelt war, schloß sich innig an ihn an. So hatten Hölderlins Bemühungen in den ersten Monaten einen für die Umgebung geradezu überraschenden Erfolg, und ihm selbst ward seine erziehende Thätigkeit eine Quelle reinster Freude. Aus allen Briefen, welche er in dieser Zeit an die Seinigen schrieb, leuchtet die Zufriedenheit mit seiner Lage hervor. Er fühlte sich gesunder, als früher und schon dadurch heiterer gestimmt. Das zwanglose Leben behagte seiner Natur; die Einsamkeit war ihm nicht drückend. Ja, die herzliche Freundlichkeit, mit der man ihm überall begegnete, machte ihn selbst geselliger. Der Major hatte ihm seine Pferde zur Verfügung gestellt, auch ihn aufgefordert, ihn bisweilen auf die Jagd zu begleiten, ein Anerbieten, von dem er jedoch keinen Gebrauch gemacht zu haben scheint, wie sehr auch das Thal mit seinen Bergen und Tannenwäldern ihn hinauslockte. Schon der Garten um das Haus herum gewährte ihm manche frohe Stunde. „Ich sah nirgends einen schönern Früling, als hier“, schrieb er um Ostern seiner Mutter.

Zu Ende des März oder Anfang Aprils war Frau von Kalb aus Jena zurückgekehrt. Sie hatte sich dorthin begeben, um unter ärztlicher Aufsicht die Geburt ihres dritten Kindes, eines Sohnes (geb. 7. October 1793) abzuwarten und war muthmaßlich durch Gesundheitsverhältnisse so lange zurückgehalten. Wie hohe Anforderungen sie an die Erziehung ihres ältesten, damals neunjährigen Sohnes stellte, zeigt ihre Correspondenz mit Schiller über die Wahl eines Hofmeisters. An Hölderlin selbst hatte sie aus Jena geschrieben: „Sie erzeigen der Menschheit einen Dienst durch die Bildung eines ächten denkenden Menschen und mir ist es vorbehalten, Ihnen die Dankbarkeit zu äußern, die sie Ihnen schuldig ist“. Die Lebensschicksale dieser groß und edel angelegten, viel bewunderten und viel geschmähten Frau sind bekannt. Wer sie gerecht beurtheilen will, darf ihre verwaiste, heimath- und freudlose Jugend, ihre ohne Liebe geschlossene Ehe nicht vergessen,

Verhältniſſe, welche die reichen Anlagen ihres Geiſtes und Herzens zu einer harmoniſchen Entwicklung nicht gedeihen ließen. Eine gefährliche Mitgift, die ſie mit Hölderlin theilte, war ihre lebhafte Phantaſie. „Sie können", hatte ihr Herder einſt geſagt, „noch zu keinem feſten Entſchluß gelangen, weil die Einbildung Sie verhindert, die Wirklichkeit zu ſehen, die nur in ſchwankenden Bildern vor Ihnen ſteht. Mit Feuer und Geſchick beginnen Sie, aber Ihr Blick ſchaut nicht die Schranken, noch die Untiefen der Lebensbahn. So laſſen Sie ein Project nach dem anderen fallen; doch Wenige haben den Troſt beim Verluſt, den Sie beſitzen, die Elaſticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; denn die Spenden der Phantaſie bleiben unerſchöpflich[1])."

Es konnte nicht fehlen, daß Hölderlin ſich von dieſer ihm geiſtig verwandten Frau angezogen fühlte. Schon ihre Briefe hatten ihn für ſie gewonnen. „Sie zeugen von eben ſo vielem Verſtande, als Herzensgüte." Und bald nach ihrer Ankunft in Waltershauſen ſchrieb er an Schiller: „Die ſeltene Energie des Geiſtes, die ich an der Frau von Kalb bewundere, ſoll, wie ich hoffe, dem meinigen aufhelfen, um ſo mehr, da alles beiträgt, mich zu heitrer Thätigkeit zu ſtimmen". Das ſtille Leben in Waltershauſen hatte durch ihre Gegenwart mehr geiſtigen Gehalt bekommen. „Wenn wir in Geſellſchaft zuſammen ſind", heißt es in einem wenig ſpäteren Briefe an ſeine Mutter, „wird meiſt vorgeleſen, abwechſlungsweiſe bald von Herrn, bald von der Frau von Kalb, bald von mir; und über Tiſche oder auf Spaziergängen oft in Ernſt und Scherze, wenn es jedem gelegen iſt, darüber geſprochen. Wenn ich aber über einer eignen Arbeit etwas zerſtreut bin und Geſichter ſchneide, ſo weiß man ſchon, wie's gemeint iſt, und ich brauche nicht unterhaltend zu ſeyn, wenn ich nicht in der Laune bin."

Dankbar erkannte Frau von Kalb, was Hölderlin ihrem Sohne war. „Er ſucht", ſchreibt ſie am 18. Juni an Herder, „das Nachdenken ſeines Zöglings in wachſamer Thätigkeit zu erhalten und ſicher wird er Alles aus ſeinem Unterricht entfernen,

[1]) Charlotte. Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske. Stuttgart 1879. S. 187.

was todtes eitles oder Wortwissen bedeutet. Uebrigens läßt er ihm die vollkommenste Freiheit und sucht nur das von ihm zu entfernen (durch eigene Entsagung) was ihm moralisch oder physisch schaden könnte, freilich bestimmt durch Lage und Einsicht[1])." Und an Charlotte von Schiller: „Ich kann Schiller nicht genug für die Empfehlung des guten Hölderlin danken. Wenn je Fritz ein hoffnungsvoller Knabe wird, so ist es einzig durch ihn. Er ist einsichtsvoll und unabläßig thätig in seinem Beruf[2])." Auch gegen Hölderlins Mutter spricht sie ihre tiefe Dankbarkeit aus. „Sie sagen mir", heißt es in einem (ungedruckten) Briefe an sie vom 20. August, „mancherley Leiden haben auf die Stärke und Heiterkeit Ihres Gemüths gewürkt — ich glaube es wohl; welch ein Mensch ist so glüchlich daß er diese Klagen, nicht aus Erfahrung mitempfinden könnte, aber anhaltenter Kumer benimt endlich den Wesen die Fähigkeit das Dasein fröhlich zu geniesen — Sie besitzen aber durch das Bewußtsein der guten vorzüglichen Karaktere und Ausbildung Ihrer Kinder ein sehr sicheres Glück — ich beurtheile die andern nach unsern theuren Freund Holderlin — der mir durch seine außerortentlichen Bemühungen um meinen Sohn — mir auch das Glück bereitet mich wohl einst eine glükliche Mutter nennen zu können. mein Mann und alle die Ihn kennen schätzen ihn sehr. Möchten wir ihn überzeugen können wie dankbar wir sind — und daß wir alles gerne thun was seine Zufriedenheit befördern kann."

In diesem Gefühl und von ihrer natürlichen Herzensgüte getrieben, suchte Frau von Kalb Hölderlins geistige Interessen auf jede Weise zu fördern. Sie hatte ihm gleich Anfangs die Aussicht eröffnet, ihn in die Weimarischen Kreise einzuführen. „Ich werde wahrscheinlich", schrieb Hölderlin um Ostern seiner Mutter, „nächsten Winter in Weimar, im Zirkel der großen Männer, die diese Stadt in sich hat, zubringen. Ich werde da außer meinem Zöglinge noch einen Sohn von dem Consistorialpräsident Herder unterrichten, und in dessen Hause logiren. Auch mit Goethe und

---

[1]) Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Professor Haym in Halle.

[2]) Urlichs: Charlotte von Schiller u. ihre Freunde. Stuttgart 1860—65. Band II S. 222.

Wieland will mich die Frau von Kalb, die von allen diesen die vertrauteste Freundin ist, bekannt machen." Dem erwähnten Briefe an Herder hatte Frau von Kalb ein Gedicht Hölderlins beigelegt. Wie weit sie Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit gewann und wie weit Hölderlin sie in diese einweihte, läßt sich aus den vorhandenen Briefen nicht ersehen. In dem Hyperion-Fragment, das ihn jetzt vorzugsweise beschäftigte, sind sichere Spuren ihrer Einwirkung nicht zu erkennen. An dem fertigen nahm sie jedenfalls warmen Antheil. Als Hölderlin im Sommer das genannte Fragment an Schiller abgeschickt hatte, schrieb sie an Charlotte von Schiller: „Ersuchen Sie Schiller, daß er diesem jungen Manne bald auf seinen Brief antworte und mit einiger Vorliebe das Bruchstück in die Hand nehme, welches er ihm zusendet. Sein Urtheil über diesen Versuch seines bildenden Geistes sei gerecht, aber auch gütig, er zürne nicht, nicht Zweifel, sondern Antheil an H., Besorgnisse verleiteten mich zu dieser Aeußerung[1])."

Auch auf Hölderlins gemüthliche Bedürfnisse suchte sie liebevoll einzugehen. Den Brief, welchen sie seiner Mutter schrieb, habe ich schon erwähnt. Seinen Freunden Neuffer und Hegel brachte sie lebhaftes Interesse entgegen. Sie war es, die ihn mehr als einmal mahnte, an Hegel zu schreiben. Besonders aber weckte seine Freundschaft mit Neuffer ihre Theilnahme. Sie, der Goethe einmal gesagt hatte: „Sie sind für Herder und überhaupt der Freundschaft fähig, weil Sie persönliche Beziehungen, die Andere nur suchen, zu meiden verstehen"[2]), wußte die hohen Ziele dieser Freundschaft voll zu würdigen und hatte zugleich ihre Freude an der „in unsern Tagen so seltnen Liebe", welche Neuffer mit seinem Röschen verband.

Es scheint, daß Hölderlin immer noch die Möglichkeit im Auge behielt, dereinst einmal als Pfarrer auf eine Gemeinde wirken zu sollen. Er werde, schrieb er zu Ende Februar seiner Großmutter, mit Anfang nächster Woche einmal wieder die Kanzel betreten. „Die wenige Fertigkeit, die ich hatte, würde sich wieder verlieren, wenn ich mich nicht übte, und das wünscht' ich doch

---

[1]) Urlichs a. a. O. Band II S. 222.
[2]) Charlotte. Gedenkblätter. S. 168.

nicht." Auch am Oſtermontage hatte er, wie er ſeiner Mutter meldete, wieder gepredigt. Gleichzeitig aber ſprach er entſchieden aus, daß er „jezt nicht an eine Veränderung ſeiner Lage denken könne und möge". Welcher Art das Anerbieten war, das er mit dieſen Worten ablehnt, ſagt der Brief nicht. Mit gleicher Beſtimmtheit aber wies er im Juli eine feſte bürgerliche Stellung, eine ſogenannte „frühe Verſorgung" zurück, zu welcher ſeine Mutter ihm Ausſicht gemacht hatte. Mogten zu dieſem Entſchluſſe noch andere Bedenken, die er andeutet, mitgewirkt haben, als Hauptgrund nennt er die Furcht, daß „die Einſchränkungen eines fixirten bürgerlichen Verhältniſſes" ihm nicht geſtatten würden, ſich der Bildung ſeines Geiſtes und Herzens ſo zu widmen, wie es ſeinem Weſen „*für jezt noch*" Bedürfniß ſei. „Iſt es Glük oder Unglük", hatte er ein Jahr früher ſeiner Mutter geſchrieben, „daß mir die Natur dieſen unüberwindlichen Trieb gab, die Kräfte in mir immer mer und mer auszubilden?"

Und doch konnte Hölderlin, als er jetzt die ihm angetragene Stellung ausſchlug, ſich ſchon längſt nicht verhehlen, daß ſeine Lage in Waltershauſen eine andere geworden ſei, und daß die anfängliche Hoffnung hier dem erſtrebten Ziele näher zu kommen ſich nicht erfüllen werde. Er hatte ſich in ſeinem Zögling getäuſcht. Seine Schönheit hatte es ihm angethan. Die Liebe, welche der einer freundlichen Behandlung ungewohnte Knabe ihm entgegentrug, das neue Leben, welches dadurch in ihm geweckt zu ſein ſchien, hatten ihn die offenbaren Mängel in ſeiner Geiſtes- und Herzensbildung überſehen laſſen, er hatte, wie es ihm öfter auch mit anderen begegnet war, etwas Höheres in ſein Weſen hineingelegt, das in Wirklichkeit fehlte. Mit Betrübniß bemerkte er die immer wiederkehrenden Rückſchritte, er ſah allmälich ſeinen guten Einfluß ſchwinden, und wenn auch beſſere Zeiten ſeinen Muth vorübergehend hoben, verzweifelte er doch mehr und mehr an einem befriedigenden Erfolge ſeiner Mühen und Anſtrengungen. Dazu entdeckte er bei dem Knaben ein Leiden, welches ihn zu unausgeſetzter Wachſamkeit nöthigte und ihm, gewiſſenhaft wie er war, bisweilen Wochen lang faſt gänzlich die Nachtruhe raubte. Die Eltern litten mit ihm, ſuchten ihn nach Kräften zu tröſten, baten ihn, auszuharren, ſo lange es ihm irgend möglich ſei. Seine

Stimmung wurde täglich gedrückter, er fühlte ſich körperlich und gemüthlich angegriffen, unfähig zur Arbeit. Den Seinigen verbarg er ſeinen Kummer; auch gegen Neuffer ſchwieg er lange und zum erſten Male machte er in einem Briefe vom 10. October an ihn ſeinem gepreßten Herzen etwas Luft.

Sehnſüchtig ſchweiften dann oft in ſeiner Einſamkeit die Gedanken zurück in die Heimath zu der Mutter und den Geſchwiſtern, zu den Freunden. Nächſt der natürlichen Kindes- und Geſchwiſterliebe war Freundſchaft von Jugend auf ſeines Herzens tiefſtes Bedürfniß. In einem Briefe vom Juli an Hegel erinnerte er dieſen an die Loſung — „Reich Gottes“ —, mit der ſie von einander geſchieden waren, jenen beiden gemeinſamen Zug, der ihnen die Ewigkeit ihrer Freundſchaft verbürge. Oft wünſchte er ihn in ſeine Nähe. „Du warſt ſo oft mein Genius. Ich danke Dir ſehr viel. Das fühl' ich erſt ſeit unſerer Trennung ganz.“ Inniger noch war ſein Verhältniß zu Neuffer. Trotz ſo mancher Wandlungen, die er innerlich erfahren, ſeit ſie ſich gefunden „Dir iſt mein Herz treu geblieben“. — „Ich weis keine Seele, an die ich glaubte, wie an Dich.“ Neuffer war im Beſitz des Friedens, nach dem er mit allen Kräften rang; ſo richtete an ſeinem Bilde ſein Muth, wenn er ſinken wollte, ſich auf. Neidlos freute er ſich des Glückes, das dem Freunde durch den Bund mit ſeinem Röschen geworden. Ihre Liebe komme ihm in dieſem Zeitalter vor, „wie eine Nachtigall im Herbſte“. — „Ich war noch nie ſo reich, wie Du. Ich war nie glüklich durch Liebe, weis nicht, ob ich es je werden werde, aber ich war oft unausſprechlich glüklich durch Dich.“ Fortdauernd nahm er den wärmſten Antheil an Neuffers dichteriſchen Arbeiten. „Wir ringen um Einen Preis und bleiben doch Freunde.“ Und je trüber ſich das Leben in Waltershauſen für ihn geſtaltete, deſto feſter ſchloß er ſich an den Freund. „Es iſt beinahe mein einziger Troſt, wenn ich Troſt bedarf, daß doch mein Herz mit Einem Weſen in einem daurenden Verhältniſſe ſteht, daß ich doch Ein Gemüth kenne, worauf ich trauen kann.“

In der heiteren und glücklichen Stimmung, in welche die erſten Monate in Waltershauſen Hölderlin verſetzten, hatte er in den Stunden, welche ſein Erziehungsgeſchäft ihm frei ließ, ſich mit Luſt und Eifer wieder eigenen Arbeiten zugewandt. Von der

Region des Abstracten, schrieb er im April an Neuffer, komme er jetzt so ziemlich zurück. Dennoch blieb, wie er wiederholt es ausspricht, neben den Griechen Kant seine Hauptlectüre. Es scheinen indeß vorzugsweise ästhetische Fragen gewesen zu sein, welche er bei diesen Studien verfolgte. Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde hatte ihn besonders angeregt. Er verfaßte selbst einen Aufsatz über die „ästhetischen Ideen", indem er in Anlehnung an eine Stelle aus Platos Phädrus eine Analyse des Schönen und Erhabenen zu geben versuchte und, wie er gegen Neuffer äußerte, noch einen Schritt weiter über die Kantische Gränzlinie hinausging, als Schiller gewagt habe. Dieser Aufsatz ist meines Wissens nicht gedruckt und hat sich auch in seinem Nachlaß nicht gefunden.

Lyrisches dichtete Hölderlin in Waltershausen nur wenig. Das schon in der Heimath begonnene Gedicht „Das Schicksal" arbeitete er während des Winters beinahe vollständig um und sandte es im April an Schiller, der es beifällig aufnahm und nebst den älteren Gedichten „An den Genius der Kühnheit" und „Griechenland" im 4. Bande der N. Thalia zum Abdruck brachte. Sein durch den in diesem Jahre besonders schönen Frühling gesteigerter Lebensmuth entlockte Hölderlin „in einer fröhlichen Stunde" das Gedicht „Lebensgenuß" an Neuffer, dem bald ein zweites „Freundeswunsch" an Neuffers „Selma" (Rosine St.) folgte, das er, obwohl es ein „Kind des Frülings und der Freundschaft" sei, doch nur einen „armen Schelm" nannte. Beide erschienen erst drei Jahre später, zugleich mit dem Gedichtchen „An eine Rose", in dem Langschen Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden[1]). Zu derselben Zeit, als ein Ausdruck der gleichen Stimmung, entstand wahrscheinlich auch das Gedicht „Der Genius der Jugend", das, nachdem Hölderlin es im Herbst umgearbeitet hatte, unter dem Titel „Der Gott der Jugend" in Schillers Musenalmanach auf das Jahr 1796 veröffentlicht ward.

Vorzugsweise war es die Umarbeitung seines Romans, an welche Hölderlin in Waltershausen seine dichterische Kraft setzte.

[1]) Außer den genannten beiden Gedichten Hölderlins an Rosine Ständlein enthält der Jahrgang noch zwei Gedichte von anderen Verfassern, welche gleichfalls diesem liebenswürdigen, junggestorbenen Mädchen gewidmet sind, das damals schon im Grabe ruhte.

„Ich meine", ſchrieb er zu Anfang Aprils an Neuffer, „jezt mer Einheit im Plane zu haben, auch dünkt mir das Ganze tiefer in den Menſchen hineinzugehn." Die Arbeit ſollte über ſeinen Beruf zur Kunſt entſcheiden. Das Frühere genügte ihm nicht mehr, er fühlte, daß er innerlich ein anderer geworden ſei. In froher hoffnungsvoller Stimmung unternahm er das Werk. Aber in dem Maße, als während des Sommers ſein Beruf als Erzieher durch die angedeuteten Verhältniſſe ſchwerer und drückender für ihn wurde, verdüſterte ſich ſein Gemüth und ſeine Schaffensfreudigkeit erlahmte. Doch konnte er im October dem Freunde melden, daß er mit dem erſten Theile des Hyperion beinahe zu Ende ſei und daß die fünf erſten Briefe in dieſem Winter in der Thalia erſcheinen würden. Sie ſind das Einzige, was von der Arbeit dieſer Monate auf uns gekommen iſt. Er hat in ihr die Ich-Erzählung mit der lebensvolleren Briefform vertauſcht. Hyperion erzählt ſeinem Freunde Bellarmin von ſeiner Vergangenheit, aber mit der ganzen Gluth der Empfindung, als ob er friſch Erlebtes berichte. So iſt ſchon der Styl ein anderer, als in der erſten Faſſung. Aber auch der Inhalt weicht von dem früheren, ſo weit dieſer uns vorliegt, ab. „Faſt keine Zeile blieb von meinen alten Papieren." Im Mittelpunct ſteht die Geliebte Hyperions, Melite, die Verkörperung ſeines Ideals in einer Mädchengeſtalt, „wie aus Licht und Duft gewebt", ein Geſchöpf der Sehnſucht des Dichters, in dem die Züge ſeiner Jugendgeliebten nicht zu erkennen ſind. Hyperion hat früh ſeinen Frieden verloren, hat Ruhe geſucht, die Ruhe, die er „in den ſeligen Tagen der Kindheit" beſeſſen. In Melite hat er gefunden, was er ſuchte. Sie wird ihm plötzlich durch den Vater entrückt. Ob dieſe Trennung eine dauernde ſein ſollte, oder ob eine ſpätere Wiedervereinigung beabſichtigt war, wiſſen wir nicht. Allerdings hofft Hyperion auf ein Wiederfinden „in irgend einer Periode des ewigen Daſeyns" — wann „das große Wiederſehn der Geiſter" kommen wird — „die einſt da waren und da ſeyn werden" — „denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beiſammen". Daß er der Liebe auf Erden damals einen hervorragenden Platz in ſeinem Werke hatte einräumen wollen, darf man vielleicht bezweifeln. Er ſelbſt hatte, wie er ein halbes Jahr ſpäter an Neuffer ſchrieb, bisher „nur im

Traume geliebt". Luisens Bild war in seinem Herzen verblaßt. Seine zweite Liebe war eine Täuschung gewesen, er empfand sie längst nur als eine Fessel, die allein sein Pflichtgefühl ihm zu lösen verbot. — In die Arme der Natur flüchtet sich Hyperion, als die Geliebte ihm entrissen ist. „Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meeres mir zuzurufen, warum liebst Du nicht mich? — Die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnißvoller." — Jahre sind seitdem verflossen. Er hat sein Vaterland verlassen, „um jenseits des Meeres Wahrheit zu finden". Er hat nichts gefunden, als den Freund. Jetzt will er zurück in die Heimath. „Noch ahnd' ich, ohne zu finden." — „Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung." Eine „verschleierte Geliebte" ist ihm „diese unergründliche Natur". Doch kann er von der verwegenen Neugier nicht ablassen, es zu ergründen „das große Geheimniß, das mir das Leben giebt, oder den Tod".

Hier endet das Fragment. Wie weit darüber hinaus Hölderlin überhaupt mit der Arbeit in Waltershausen vorgeschritten war, entzieht sich der Beurtheilung. Ueber den Plan, welcher dem Dichter vorschwebte, giebt das Vorwort Aufschluß. Es gebe, sagt er in demselben, zwei Ideale unseres Daseins: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsere Bedürfnisse mit sich selbst und mit unseren Kräften und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe Statt finden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande seien. Die Bahn, die der Mensch von dem ersten Puncte zu dem zweiten durchlaufe, scheine sich nach ihren wesentlichen Richtungen immer gleich zu sein. Einige dieser Richtungen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück seien, dargestellt werden. Indeß freute er sich jetzt schon auf den Tag, wo er mit dem Ganzen im Reinen sein werde, „weil ich dann unverzüglich einen andern Plan, der mir beinahe noch mer am Herzen liegt, den Tod des Sokrates, nach den Idealen der griechischen Dramen zu bearbeiten versuchen werde". Spuren einer

Ausführung dieſes Planes ſind jedoch meines Wiſſens nicht vorhanden.

Inzwiſchen hatten die Eltern des Knaben erkannt, daß es für ihn ſowohl, als namentlich auch für Hölderlin nothwendig ſei, beide eine Zeit lang in andere Verhältniſſe zu verſetzen und daher den Entſchluß gefaßt, ſie auf ein halbes Jahr nach Jena zu ſchicken. „Ich will ſehen, wie es gehn wird", ſchrieb Hölderlin an Neuffer. „Genuß erwart' und will ich wenig; aber etwas ſoll es, wie ich denke, zu meiner Bildung beitragen."

Zu Anfang Novembers traf Hölderlin mit ſeinem Zögling in Jena ein. Aus ländlicher Stille und Abgeſchiedenheit ſah er ſich plötzlich in den Mittelpunct der geiſtigen Bewegung in Deutſchland verſetzt, in die unmittelbare Nähe der großen Männer, die er bisher aus ehrfurchtsvoller Ferne bewundert hatte. Er fühlte ſich dadurch wechſelsweiſe erhoben und niedergeſchlagen, neu begeiſtert, mit allem Ernſt nach dem höchſten Ziele zu ringen, und wieder verzagend an ſeiner Kraft und Fähigkeit, es zu erreichen. Mit Schiller trat er jetzt zuerſt in nähere perſönliche Beziehung. Er fand bei ihm das freundlichſte Entgegenkommen. Den Weg, welchen Schiller eingeſchlagen, die in dem Studium der Griechen wurzelnde Anſchauung des Schönen mit der Kantiſchen Philoſophie zu vermitteln, hatte auch Hölderlin betreten und nun die Freude, mit dem verehrten Meiſter ſelbſt ſeine Gedanken darüber austauſchen zu dürfen. Das Fragment von Hyperion war bereits in der Thalia gedruckt. Mächtig zog es Hölderlin auch zu Fichte hin. Schon in Waltershauſen hatte er ſich gegen das Ende ſeines dortigen Aufenthalts mit der Fichteſchen Wiſſenſchaftslehre beſchäftigt, im Anſchluß an die Lectüre des Spinoza, aus deſſen Syſtem, nach Fichtes eigenem Ausſpruch, das ſeinige am ſicherſten erläutert werden konnte. Nun wirkte dieſer Mann mit dem ganzen Zauber ſeiner feurigen Perſönlichkeit auf ihn. „Ich hör' ihn alle Tage[1]). Sprech' ihn zuweilen." Freilich wurde es ihm nicht leicht, ſich hineinzuſtudiren, und die Sache machte ihm Anfangs,

[1]) Fichte las in dieſem Winter: privatim ex suis libris h. III—IV philosophiam theoreticam specialem. h. V—VI philosophiam practicam specialem. publice: de officiis eruditorum (Fortſetzung).

wie er seinem Bruder schrieb, „manchmal ein wenig Kopfschmerzen". Auch der Verkehr mit seinem Landsmann Niethammer, der sich sehr freundschaftlich zu ihm gestellt hatte, trug dazu bei, ihn in der Bahn philosophischer Studien festzuhalten.

Ueber seinen sonstigen Verkehr schweigen die Briefe. Er habe, antwortet er seiner Mutter auf ihre „lieben wohlgemeinten Ermahnungen", kein süßes Wort mit einer hiesigen Dame gesprochen. „Meine eingeschränkte Zeit liefs es mir auch nicht zu, die schönen und lustigen Cirkel zu besuchen." Nur eines Besuches bei Paulus gedenkt er, der „in der That in theologischer Rücksicht ein interessanter Mann" sei. Eine Aeußerung in einem späteren Briefe aus Frankfurt läßt schließen, daß er auch mit der Dichterin Sophie Mereau in Verbindung getreten war.

Indeß ward das Verhältniß zu seinem Zögling für Hölderlin mehr und mehr eine hemmende Fessel, die abzustreifen er sich sehnte. In den ersten Wochen hatten seine Bemühungen um ihn einen gewissen Erfolg gehabt, und der Knabe machte wieder einmal gute Fortschritte. Aber bald kehrte das alte Uebel zurück. Alle Anstrengungen von Hölderlins Seite fruchteten nichts, das fortgesetzte Nachtwachen drohte seine Gesundheit zu untergraben, sein Gemüth litt hart unter der unlösbaren Aufgabe. Wesentlich war es Schillers Umgang, der ihn emporhielt. Zu Ende Decembers erschien unvermuthet Frau von Kalb, der es in Waltershausen zu einsam geworden war, in Jena. Sie wünschte jetzt mit ihrem Sohne zunächst nach Weimar zu ziehen, und Hölderlin sollte sie dahin begleiten. Er sträubte sich, theils weil er an der Möglichkeit verzweifelte, dem Knaben wirklich zu nützen, theils weil er ungern die in Jena frisch geknüpften wissenschaftlichen und gemüthlichen Beziehungen abbrach. Wohl sah Frau von Kalb die Größe des Opfers ein, welches sie Hölderlin zumuthete, doch mogte sie auf seine Gegenwart und Hülfe nicht verzichten und wußte schließlich durch Schillers Vermittlung ihn zu bestimmen, noch einmal einen Versuch mit dem Knaben zu wagen.

So reisten sie denn in den letzten Tagen des Decembers nach Weimar ab. Doch besserte sich der Zustand des Knaben hier nicht, vielmehr nahm das Uebel trotz der Bemühungen der Aerzte zu und Frau von Kalb erklärte nun selbst, sie könne Hölderlin nicht länger

ſo leiden ſehen und rieth ihm, nach Jena zurückzukehren und ſich dort, ſo lange es ihm möglich ſei, zu halten. Sie verſah ihn mit Geld für ein Vierteljahr und verſprach ihm, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um ihm die Bahn in Jena zu ebenen.

Ganz ohne Frucht waren indeß die beiden in Weimar verlebten Wochen für Hölderlin nicht geblieben. Sie hatten ihm die Bekanntſchaft mit Goethe und Herder verſchafft. Goethe hatte er allerdings ſchon einmal in Jena bei Schiller getroffen, war ſelbſt eine Weile mit ihm allein im Zimmer gelaſſen, aber in Folge eines unglücklichen Mißverſtändniſſes ohne Ahnung, wer es ſei, und ſo wurde ihm, als er es ſpäter erfuhr, dieſe Begegnung vielmehr eine Quelle tiefer Betrübniß, über welche Schiller ihn nur mühſam tröſten konnte. Mit Herzklopfen ging er daher in Weimar zu ihm. Die kurze Schilderung, welche er von beiden Beſuchen entwirft, iſt intereſſant und characteriſtiſch. Die ſchöne Menſchlichkeit, die große Herzensgüte, welche ihm in Goethes Weſen entgegentrat, entzückte ihn faſt noch mehr, als die Funken ſeines Geiſtes. Im Vergleich mit ihm glaubte er in Herder bei aller Herzlichkeit, mit welcher auch dieſer ihn empfing, „ſchon mehr den Weltmann" zu erkennen. Mit Goethe beſtanden auch ſpäter noch Beziehungen, während die Spur einer fortgeſetzten Verbindung mit Herder fehlt.

Nach Jena zurückgekehrt, war Hölderlins erſte Sorge, ſeine Mutter, die, wie er fürchtete, den gewagten Schritt mit Mißtrauen anſehen würde, zu beruhigen. Er bat auch Neuffer, ſie, wenn er könne, zu beſuchen und ihn darin zu unterſtützen. Frau von Kalb hatte in herzlicher Theilnahme an ſeinem Schickſale und, wie es ſcheint, aus eigenem Antriebe, ſchon am 17. Januar ihr in einem (ungedruckten) Briefe von Weimar aus geſchrieben: „Ihr Herr Sohn hat ſein Geſchäfte als Erzieher bey meinen Sohn aufgegeben. Dieſe Nachricht wird Sie gewiß nur auf einen Augenblick, vielleicht beunruhigen — was ich Ihnen ferner ſagen werde hingegen, Sie erheitern — und die Theilnahme des mütterlichen Herzens Sie beglüken." — — — „Mein Fritz hat nicht die ſeltenen Geiſtes und Gemüths anlagen — daß er es verdient hätte wenn — ein junger Mann, ſo ausgezeichnet durch Kenntniße und Geiſtes Kräfte —, Ihn die ſchönſte Zeit ſeines Lebens — und die beſten ſtunden jedes Tags; — wodurch ſeine Freiheit beſchränkt, und die Kultur

seines Geistes verzögert worden wäre; — gewitmet hatte. — — Hölderlin muß sich so bilden das er einst zum Vorteil des algemeinen guten und schönen mitwürken kann! — Es wäre der ärgste Raub gewesen wenn ich ihn in dieser Laage — das Kind an Ihn und Ihn ans Kind hätte länger fesseln wollen. — — — ich möchte auch nicht das H. je durch Umstände in den Fall versezt würde wieder eine Erziehung zu übernehmen. Sein Geist kann sich zu dieser kleinlichen Mühe nicht herablaßen. — Oder vielmehr sein Gemüth wird zu sehr davon afficirt. —.es giebt sonderbare Erscheinungen an der Menschlichen Natur warum nicht auch an der Natur der Kinder! — ich möchte selbst kein fremdes Kind erziehen. Meine nehme ich wie sie sind und hoffe von der Liebe, der Zeit, und Mühe das beste!!" — —

„Nun zum eigentlichen Zwek dieses Briefes. — Ihr Sohn hat in dieser Gegend, Jena und Weimar, unter den wichtigsten Männern Gönner und Freunde gefunden. — Er ist jezo in Jena — Auf der Universität in Deutschland die so wohl durch Aufklärung — als durch die Energie der Idéen die dort vorzüglich in Schwunge sind sich auszeignet. — Es ist vielleicht kein Ort in der Welt wo er jezo so alle resultate der Wissenschaften vereiniget findet. — und auf die eigene Cultur seines Geistes Fruchtbar kann würken lassen. Freuen sie sich einen Sohn zu haben der diese Vorzüge zu wirtigen — und zu benutzen im Stande ist! — Er kann auch wohl dort gelegenheiten finden um sich als Activer Bürger vorzubereiten und nach seiner Neygung einen Stand zu wählen. Jena und eine Stelle bey der Universität wäre das Ziel seiner jezigen wünsche. und ich glaube es wird nicht so schwer für ihn sein. — Erleichtern Sie ihm also so viel in Ihren Kräften steht seinen jezigen Aufenthalt und diese wichtige Epoque seines Lebens. — Er hat wenig Bedürfnisse — er wird selbst durch Litterarische Arbeiten dafür einiges thun können; — Aber entfernen Sie alle kleinliche Sorgen von ihn — das keine unnüze Bekümmernis — seine Zeit trübe und seine Bildung verzögere! — Das Pfund welches Sie ihn jezo von seinen Eigenthum geben wird tausendfältig wuchern. — Und ich weiß gewiß das Mütterliche Herz wird es ohne zagen thun!" —

In dem Briefe, durch welchen Hölderlin gleich nach seiner Ankunft in Jena seine Mutter von der Veränderung seiner Lage benachrichtigte, trug er ihr seine Pläne für die Zukunft offen vor. Wenige Wochen vorher hatte er ihre Frage, ob er nicht Lust zur Pfarre in Neckarhausen habe, mit einem entschiedenen Nein beantwortet. Er wollte zunächst in Jena bleiben, die Unabhängigkeit hier, deren er im Grunde sich jetzt zum ersten Male in seinem Leben erfreue, zur Fortführung seiner dichterischen Arbeiten benutzen, daneben Vorlesungen hören und dann im Herbst entweder nach bestandener Docentenprüfung selbst Vorlesungen halten, oder sich nach einer neuen Hofmeisterstelle in der Schweiz oder sonst wo umsehen. Bei seiner eingeschränkten Lebensweise hoffte er durch eigene literarische Thätigkeit sich zu dem, was er besaß, noch soviel erwerben zu können, als er brauchte, so daß er seiner Mutter nicht weiter zur Last fallen würde. Er bat sie nur, ihm durch ihre Theilnahme seinen Muth zu erhalten.

In der That richtete er sein Leben aufs sparsamste ein. „Ich esse", schrieb er an Neuffer, „des Tags nur Einmal ziemlich mittelmässig, und denke bei einem Kruge Bier an unsern Nekarwein, und die schönen Stunden, die ihn heiligten." Das Bewußtsein der errungenen Freiheit half ihm über diese Entbehrungen hinweg. Meist blieb er den Tag über auf seinem Zimmer, in seine Arbeiten versenkt und ging nur Abends in Fichtes Collegium. So oft er konnte, besuchte er indeß Schiller, der sich seiner fortdauernd als Freund mit väterlicher Güte annahm. „Ein Besuch bei ihm giebt mir mehr Genuß und Stärkung, als jede andere Gesellschaft."

Von einem persönlichen Verkehr mit Fichte ist in den Briefen nicht weiter die Rede. Dagegen setzte er den Umgang mit Niethammer fort. Sonst nennt er von Professoren nur Woltmann, „ein leichtes zierliches Wesen — ganz im Göttinger Style". Mit einigen jüngeren Landsleuten, wie Hesler[1]) und Camerer[2]), die jetzt in Jena studirten, saß er manchmal Abends ein Stündchen zusammen. Letzterer trat ihm sogar sehr nahe. „Er ist", schrieb

[1]) Ernst Friedrich Hesler, Hölderlins Compromotionale im Stift.

[2]) Camerer aus Sondelfingen, studirte Medicin. Seit Ende 1796 Stadt- und Amts-Physicus in Blaubeuren, wo Hölderlins Schwester lebte.

Hölderlin später von Frankfurt aus seiner Schwester, „einer von den wenigen Menschen, die mich eigentlich kennen, und das ist ihm sehr leicht geworden, denn er sah mich in Jena fast alle Tage, an Leib und Seele im höchsten Negligee. Mir ist er durch diesen Umgang aufs ganze Leben lieb geworden." Besonders freute es ihn, wenn ihm gelegentlich von Fremden, die seine Arbeiten in der Thalia gelesen hatten, Aufmerksamkeiten zu Theil wurden. Im April bezog er ein Gartenhaus auf einem Berge über der Stadt; aus seinen Fenstern überschaute er „das ganze herrliche Thal der Saale", das ihn an das Neckarthal bei Tübingen erinnerte. „Jezt genieſs ich den Frühling", schrieb er an Neuffer. — „Ich komme beinahe gar nicht unter die Menschen. Zu Schiller mach' ich noch immer meinen Gang, wo ich izt meist Göthen antreffe, der sich schon ziemlich lange hier aufhält."

Auffallend ist es, daß Hölderlin in keinem der Briefe Sinclairs Namen nennt. Sinclair war schon im Frühling 1794 nach Jena gekommen und gehörte zu Fichtes begeistertsten Zuhörern. Es scheint indeß, daß er hier erst später wieder zu Hölderlin in ein näheres Verhältniß trat. In einem von Kelchner[1]) mitgetheilten Briefe schreibt er: „Jena den 26. März 1795" — — — „die Ordensgeschichten haben eine üble Wendung genommen, mir die größte Zahl meiner Bekanntschaften geraubt. — Für diese Legion von Bekannten, die ich verlor, habe ich aber die Zeit einen Herzensfreund instar omnium erhalten, den Magister Hölderlin. Er ist Jung[2]) und Leutwein[3]) in einer Person: seine Bildung beschämt mich und gibt mir zur Nachahmung einen mächtigen Reiz; mit diesem strahlenden liebenswürdigen Vorbild werde ich künftigen Sommer auf einem einsamen Gartenhaus zubringen. Von meiner Einsamkeit und diesem Freund verspreche ich mir sehr viel. Ich habe seinetwegen an die Hofmeisterstelle bei den Prinzen[4])

[1]) Friedrich Hölderlin und seine Beziehungen zu Homburg v. d. H. S. 4—5.

[2]) Franz Wilh. Jung, Hofrath in Homburg v. d. H., Uebersetzer des Ossian.

[3]) Phil. Jac. Leutwein, evangelisch-lutherischer Stadtpfarrer zu Homburg v. d. H.

[4]) Die jüngeren Söhne des Landgrafen von Hessen-Homburg: Gustav, Ferdinand und Leopold.

gedacht; ich möchte um Alles ihn wenigſtens in unſerer Nähe einſt haben."

Hölderlins Thätigkeit theilte ſich zwiſchen dem Studium der Philoſophie und eigenen dichteriſchen Arbeiten. Seine Briefe an Hegel, wie an ſeinen Bruder zeugen von dem nachhaltigen Eindruck, den er von Fichtes Vorleſungen[1]) empfing. „Er hört Fichten", ſchreibt Hegel an Schelling, „und ſpricht mit Begeiſterung von ihm als einem Titanen, der für die Menſchheit kämpfe und deſſen Wirkungskreis nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde[2])." Seinem Bruder bemüht er ſich in Kürze die Eigenthümlichkeiten der Fichteſchen Philoſophie auseinanderzuſetzen. Doch zeigt der Brief zugleich, wie er auch auf dieſem Gebiete ſeinen individuellen Standpunkt zu wahren ſuchte. Niethammer hatte ihn gebeten, an ſeinem philoſophiſchen Journale mitzuarbeiten und er hatte ſich dazu bereit erklärt. „So hab ich dieſen Sommer über ein ziemlich Stückchen Arbeit vor mir." — „Sein Intereſſe für weltbürgerliche Ideen", ſo heißt es in dem erwähnten Briefe Hegels an Schelling, „nimmt, wie mir's ſcheint, immer zu." Er trug ſich mit dem „Ideal einer Volkserziehung" und wünſchte ſeine Gedanken darüber „bei guter Zeit" in Briefen an Hegel niederzulegen, welche dieſer beurtheilen und berichtigen möge. Ob er bei dem Plane, in Jena zu dociren, philoſophiſche Vorleſungen im Auge hatte, iſt aus den Briefen nicht erſichtlich. Faſt mögte ich es bezweifeln. Denn bei allem Eifer, mit welchem er ſich jetzt dem Studium der Philoſophie hingab, empfand er doch im Stillen, daß es eigentlich ein fremder Tropfen in ſeinem Blute ſei und daß er ſich dabei, wie er ſpäter ſeiner Mutter ſchrieb, „in höherm Grade, als es nöthig wäre, von ſeiner eigenthümlichen Neigung entferne".

---

[1]) Fichte las in dieſem Sommer: privatim h. XI—XII Jus naturae secundum propria dictata. Logica et Metaphysica duce Cel. Platnero. h. VI—VII philosophiam religionis pragmaticam i. e. fundamenta sensus religiosi, opinionumque ad religionem spectantium, quae ab omni inde tempore obtinuerunt et quomodo iis uti expediat ad formandos hominum animos. Publice: de officiis eruditorum (Fortſetzung). — Conversatorium philosophicum (Sonnabends).

[2]) Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. Leipzig 1887. S. 13.

Seine dichterische Thätigkeit hatte Hölderlin in Jena sogleich wieder dem Hyperion zugewandt. Schon am 26. Januar schrieb er an Hegel: „Meine productive Thätigkeit ist beinahe ganz auf die Umbildung der Materialien von meinem Roman gerichtet. Das Fragment in der Thalia ist eine dieser rohen Massen." Wie es ihm in der Regel mit seinen Dichtungen erging, genügte ihm bald die erste Fassung nicht mehr. Die Unzufriedenheit mit dem Geleisteten hemmte ihn schon während der Arbeit. Er lebe, schreibt er der Mutter im Mai, zufrieden mit seiner Eingezogenheit „und zuweilen fröhlich, wenn ich glaube, es sey mir etwas gelungen an meiner Arbeit. Aber man findet doch immer bald wieder, wie schülerhaft man in manchem ist, und es ist gut, daß man diß so findet, man wird dadurch in Thätigkeit erhalten." So rückte er nur sehr langsam vor; er sehnte sich nach einem Abschluß und mußte doch den Termin, wo er hoffen durfte, am Ziele zu sein, immer aufs Neue weiter hinausschieben. Ja, er verlor unter diesem Ringen zeitweilig selbst die Lust an der Arbeit. „Ich schreib' es aus", heißt es in einem Briefe an Neuffer vom 28. April, „weil es einmal angefangen, und besser, als gar nichts ist, und tröste mich mit der Hoffnung, bald mit etwas anderem meinen Kredit zu retten." Wie weit er überhaupt in Jena mit der Umarbeitung seines Romans gelangte, wissen wir nicht. Veröffentlicht hat er davon nichts. Doch haben sich in seinem Nachlaß zwei Bruchstücke gefunden, die muthmaßlich dieser Zeit angehören[1]).

In dem einen, größeren Bruchstück ist Hölderlin von der Briefform zur Ich-Erzählung, mit der Eintheilung in Capitel zurückgekehrt. Erhalten sind: der Schluß des dritten, das vierte Capitel vollständig, der Anfang und der Schluß des fünften und der erste Theil des sechsten Capitels. Der Inhalt bewegt sich vom vierten Capitel ab ganz in dem Gedankenkreise der ersten drei Briefe des Thalia-Fragments, einzelne Sätze und Wendungen sind denselben fast wörtlich entnommen. Wenn diese genaue Anlehnung an das Fragment für die Entstehung in Jena spricht, so

[1]) S. Hölderlinstudien. 1. Zur Entwicklungsgeschichte des Hyperion. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte Band II S. 416—18.

ist die Reinschrift, in welcher das Bruchstück uns vorliegt, doch vielleicht erst in Frankfurt angefertigt, da die Geliebte Hyperions nicht mehr Melite, sondern bereits Diotima genannt wird.

Im Uebrigen stimmt die Schilderung des ersten Eindrucks, den Hyperion von ihr empfängt, beinahe wörtlich mit der betreffenden Stelle im Thalia-Fragment überein; auch ist ihr Bild sonst noch kaum mit lebhafteren Farben gezeichnet, als dort. Hölderlin hatte, seit er das Fragment geschrieben, keine neuen Erfahrungen in der Liebe gemacht. Manches aus den Briefen ist im Bruchstück weiter ausgeführt, anderes Detail ist neu, ohne jedoch aus dem Rahmen des Fragments herauszutreten.

Auch die Entstehung des zweiten, kleineren Bruchstücks, in dem Hölderlin die Ich-Erzählung wieder mit der Briefform vertauscht hat, bin ich geneigt in diese oder eine wenig spätere Zeit zu verlegen, weil es sowohl, was Inhalt, als Sprache betrifft, großentheils mit dem vierten Capitel jenes ersten Bruchstücks und so auch theilweise mit dem ersten Briefe des Thalia-Fragments übereinstimmt. Dagegen entspricht der Anfang des Bruchstücks fast genau dem Anfange des zehnten Briefes in der letzten Fassung des Romans (1797). Es ist demnach anzunehmen, daß das Bruchstück vor dieser, aber später als jenes erste Bruchstück, niedergeschrieben wurde. Der Name der Geliebten wird in demselben nicht genannt. Der Schluß des Bruchstücks ist neu und characteristisch für die Art, wie Hölderlin damals von seiner Liebe dachte, — einer Liebe „im Traume", wie er sie auch in einem vorhin schon erwähnten Briefe an Neuffer aus dieser Zeit nennt.

Diese Bruchstücke zeigen, wie Hölderlin damals mit der Form seines Romans rang. Ueber den Plan des Ganzen, wie er sich in seinem Geiste gestaltet hatte, geben sie nicht mehr Aufschluß, als das Thalia-Fragment. Einen Einfluß neu gewonnener philosophischen Anschauungen spürt man in denselben nicht.

Lyrisches scheint Hölderlin neben dem Hyperion in Jena nicht gedichtet zu haben. Dagegen hatte er auf Schillers Veranlassung unternommen, für seinen Almanach Ovids Phaëton in Stanzen zu übersetzen. „Ich bin", schrieb er im April an Neuffer, „noch von keiner Arbeit mit solcher Heiterkeit weggegangen, als bei dieser. Man ist nicht so in Leidenschaft, wie bei einem eigenen

Producte, und doch beschäftiget die Musik der Versification den Menschen ganz, der andern Reize, die so eine Arbeit hat, nicht zu gedenken." Zu seinem Kummer lehnte Schiller die Aufnahme ab. Hölderlin selbst gab ihm später darin Recht, meinte aber, Schiller hätte besser gethan, wenn er ihn gar nicht mit der Aufgabe geplagt hätte[1]). Die Zeit, die er darauf verwandt, war für ihn verloren.

Den Verlag des Hyperion hatte Schiller für ihn bei Cotta vermittelt. Am 9. März hatte er diesem geschrieben: „Hölderlin hat einen kleinen Roman, Hyperion, davon in dem vorletzten Stück der Thalia etwas eingerückt ist, unter der Feder. Der erste Theil, der etwa 12 Bogen betragen wird, wird in einigen Monaten fertig. Es wäre mir gar lieb, wenn Sie ihn in Verlag nehmen wollten. Er hat recht viel genialisches, und ich hoffe auch noch einigen Einfluß darauf zu haben[2])". Und umgehend hatte Cotta sich bereit erklärt, das Werk zu verlegen[3]). Hölderlin rechnete mit dem zugesagten Honorar schon, wie mit einer sicheren Einnahme. Er hatte zur Bedingung gemacht, daß es nach Empfang des Manuscripts, nicht erst nach dem Druck gezahlt werden sollte. Aber Woche auf Woche verstrich, ohne daß er mit der Arbeit zu Ende kam. Er sah sich deshalb genöthigt, seine Mutter um einen Geldzuschuß zu bitten. Und wenn er auch wußte, daß sie ihm gern gab und geben konnte, so empfand er doch schmerzlich das Beschämende dieser Lage. Es wurde ihm allmälich klar, daß er bei seiner Weise zu arbeiten, auch jetzt, wo er im Uebrigen frei war, nicht im Stande sein werde, sich das Nöthige für seinen Unterhalt zu verdienen. Dazu kam, daß seine Gesundheit, die sich kaum von den Gemüthsbewegungen des verflossenen Herbstes erholt hatte, aufs Neue ins Schwanken gerieth, wie es bei der dürftigen Kost, die seine Mittel ihm nur gestatteten und der anhaltend sitzenden Lebensweise nicht anders zu erwarten war. Durch eine kleine Fußreise, die er im April über Halle nach Dessau

---

[1]) Ein Bruchstück der Uebersetzung (13 Stanzen) befindet sich im Hamelschen Nachlaß.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Stuttgart 1876. Nr. 54.

[3]) a. a. O. Nr. 58.

und Leipzig unternahm, ſuchte er ſich zu erfriſchen. Wahrſcheinlich war das gleiche Bedürfniß der Anlaß, daß er nach ſeiner Rückkehr die Gartenwohnung außerhalb der Stadt bezog. Am 15. Mai ließ er ſich unter die Zahl der academiſchen Bürger aufnehmen.

Der letzte Brief, den wir von Hölderlin aus Jena beſitzen, iſt vom 22. Mai, an ſeine Mutter gerichtet. Er ſchreibt ſehr ſehnſüchtig, ihn verlangt, die Seinigen, die Heimath wiederzuſehen. Es iſt ihm die Stelle eines Erziehers bei einem Kaufmann in Offenbach unter ſehr günſtigen Bedingungen angetragen und er iſt bereit, ſie anzunehmen; er hofft, daß ſein Weg ihn alsdann über Würtemberg führen werde, wünſcht aber vorher den Rath ſeiner Mutter zu hören. Zur Ausführung kam dieſer Plan nicht; weshalb er ſcheiterte, iſt unbekannt. Aber nicht lange darnach finden wir Hölderlin in ſeiner Heimath wieder. Der Zeitpunkt, wann er Jena verließ, läßt ſich nicht genau feſtſtellen. Muthmaßlich wird es im Laufe des Juni geſchehen ſein, denn der Brief, den er am 23. Juli von Nürtingen aus an Schiller richtete, läßt bereits auf eine längere Abweſenheit von Jena ſchließen. Offenbar hatte eine Reihe von Gründen zuſammengewirkt, den raſchen Entſchluß herbeizuführen: die Ausſichtsloſigkeit ſeiner Stellung in Jena, ſeine geſtörte Geſundheit, die mit dem Gefühle der Vereinſamung wachſende Sehnſucht nach einem Wiederſehen der Seinigen, und namentlich auch ſeines liebſten Freundes Neuffer, der durch den vor wenigen Wochen erfolgten Tod ſeiner Braut tief gebeugt war und des Troſtes bedürftig. Wohl war er ſich des Opfers bewußt, das er brachte, indem er ſich aus Schillers Nähe entfernte. „Ich hätt' es auch ſchwerlich", ſchreibt er ihm mit voller Aufrichtigkeit, „mit all meinen Motiven über mich gewonnen, zu gehen, wenn nicht eben dieſe Nähe mich auf der andern Seite ſo oft beunruhiget hätte. Ich war immer in Verſuchung, Sie zu ſehen, und ſah Sie immer nur, um zu fühlen, daſs ich Ihnen nichts ſeyn konnte." Der Plan, in Jena zu dociren hatte für Hölderlin immer nur in zweiter Linie geſtanden. Seines Herzens einziger Wunſch war, eine Stellung zu gewinnen, in der er, frei von äußeren Sorgen und ohne ſeiner Mutter läſtig zu fallen, „dem göttlichen Triebe in der Tiefe ſeiner Bruſt" folgen und ganz der Kunſt leben könnte.

„Warum bin ich denn friedlich und gut, wie ein Kind", heißt es in einem späteren Briefe an seine Mutter, „wenn ich ungestört mit süßer Muße dies unschuldigste aller Geschäfte treibe?" Die Docentenlaufbahn war nur einer der Wege, auf dem er gehofft hatte, dieses Ziel erreichen zu können.

Jetzt war ihm diese Hoffnung mehr als zweifelhaft geworden. Der Beruf eines Erziehers, unter günstigen Verhältnissen, die ihm Muße für seine dichterischen Arbeiten ließen, hatte für ihn nichts Abschreckendes, im Gegentheil bei seiner Liebe zu Kindern einen gewissen Reiz. Selbst ein ihm sonst zusagendes Pfarramt würde er augenblicklich vielleicht nicht ausgeschlagen haben, hätte es ihn doch in die Heimath, nach der es ihn zog, zurückgeführt. Einen bestimmten Lebensplan vermogte seine weiche Natur in der Lage, in welcher er sich befand, nicht ins Auge zu fassen. Er sagte sich selbst, daß „die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nähre". Doch lebte im Grunde seines Herzens noch die Hoffnung, daß er einst unter einem freundlicheren Stern sich den Rang des Meisters erringen werde.

Die Freude, in der Heimath jetzt seine Lieben wiederzusehen, war für Hölderlin keine ungetrübte. Kehrte er doch zurück als einer, der, wenn auch unverschuldet, Schiffbruch gelitten hat, hart bedrängt durch die Sorge um die Zukunft. In dem kleinen Städtchen, wo Alles ihn an die glücklichen hoffnungsvollen Tage seiner Kindheit erinnerte, ein scheinbar thatenloser Mann von der Güte seiner Mutter leben zu müssen, demüthigte ihn tief. Die Wunden, welche das letzte Jahr seinem Körper und seinem Gemüth geschlagen, konnten selbst unter der sorgsamsten Pflege nur langsam heilen. Und wie wohlthuend er auch die Gegenwart der mütterlichen Liebe empfand, so fehlte ihm in den engen Verhältnissen, in denen sein Leben sich jetzt bewegte, die geistige Anregung, die in Jena doch öfters seinen sinkenden Muth wieder aufgerichtet hatte, und das Gefühl, in der Welt ein Fremdling zu sein, schlug tiefer Wurzel in seinem Herzen. Schmerzlich entbehrte er namentlich Schillers Umgang; er bereute, Jena verlassen zu haben. „Ich friere und starre in dem Winter, der mich umgibt." Eine vorübergehende Aufheiterung gewährten ihm einige kleine Ausflüge, die er unternahm. Vor Allem hatte ihn natürlich verlangt, seinen

Herzensfreund Neuffer wiederzusehen[1]). Freilich konnte die erste Begegnung nach dem schweren Verlust, welcher diesen betroffen und bei der Stimmung, in welcher er selbst sich befand, nur eine wehmüthige sein. Ein Besuch in Tübingen — wahrscheinlich im August[2]) — führte ihn wieder mit Schelling zusammen. Auf dem Heimwege nach Nürtingen begleitete ihn Schelling. Sie sprachen von Philosophie und Schelling klagte, wie weit er noch darin zurück sei. Da tröstete ihn Hölderlin mit den Worten: „Sei Du nur ruhig, Du bist gerade so weit, als Fichte; ich habe ihn ja gehört[3])". Nach einem Briefe Hölderlins an Niethammer vom 21. December, unmittelbar vor seiner Abreise nach Frankfurt, waren beide Freunde bis dahin noch öfter zusammengekommen.

Vielleicht waren diese Begegnungen mit Schelling ein Anlaß, daß Hölderlin in der trüben Zwischenzeit, die er in Nürtingen verlebte, sich mehr abstracten philosophischen Studien zuwandte und sich namentlich wieder mit Kant beschäftigte; mehr vielleicht noch, wie er an Schiller schrieb, „das Mißfallen mit sich selbst und dem, was ihn umgab", die Unfähigkeit, sich zu dichterischer Thätigkeit zu sammeln. Daß er die Arbeit am Hyperion wieder aufgenommen habe, lassen seine Briefe aus dieser Zeit nicht erkennen und ist auch nach späteren Aeußerungen von ihm wenig wahrscheinlich. An Schiller sandte er im September einige Gedichte für seinen Almanach, von denen jedoch nur das schon in Waltershausen entstandene „der Gott der Jugend" Aufnahme fand. Schiller war ungewöhnlich streng gegen ihn und wir dürfen es Hölderlin kaum verargen, wenn er die Ablehnung seines Gedichts „An die Natur" als eine nicht verdiente Zurücksetzung fühlte. Es ist zweifellos hier gedichtet und ein Ausdruck seiner

---

[1]) Wahrscheinlich arbeitete er in dieser Stimmung den älteren Entwurf der „Einladung" an Neuffer um. S. Hölderlinstudien. 3 „Einladung" an Neuffer. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte Band II S. 432—36.

[2]) Am 21. Juli hatte Schelling an Hegel geschrieben: „Hölderlin ist, wie ich höre zurückgekommen. Hier haben wir noch nichts von ihm gesehen." (Aus Schellings Leben. In Briefen. Bd. I S. 80.) Hegel antwortete ihm am 30. August: „Hölderlin, höre ich, sei in Tübingen gewesen; gewiß habt Ihr angenehme Stunden mit einander zugebracht; wie sehr wünschte ich der dritte Mann dazu gewesen zu sein". (Briefe von und an Hegel. S. 22—23.)

[3]) Aus Schellings Leben I S. 70—71.

innerſten Empfindungen, gerade an dem Orte, der ihm den ſchneidenden Gegenſatz zwiſchen ſeinen „goldnen Kinderträumen" und der dunklen Gegenwart unmittelbar zum Bewußtſein brachte.

Inzwiſchen hatte Hölderlin ſich nach verſchiedenen Seiten um eine neue Hofmeiſterſtelle bemüht. Eine ſolche erſchien ihm unter den gegenwärtigen Umſtänden immer noch als das wünſchenswertheſte und erreichbare Ziel. Bei längerer Unthätigkeit fürchtete er, daß das Conſiſtorium ihn nicht in Ruhe laſſen werde. Auch andere Pläne waren aufgetaucht, die in den Briefen jedoch nur angedeutet ſind. So ſcheint unter Anderem Hegel mit ihm über die Annahme einer Repetentenſtelle in Tübingen verhandelt zu haben, für die er ſich indeß ſelbſt nicht befähigt hielt. Im September ſchrieb Hölderlin an Schiller, daß er auf den October wahrſcheinlich eine Hofmeiſterſtelle in Frankfurt beziehen werde. Muthmaßlich iſt damit ſchon die Stelle im Gontardſchen Hauſe gemeint. Nach Schwabs Angabe war die Sache durch Sinclair, der jetzt wieder in Homburg lebte, eingeleitet. Doch zogen ſich die Verhandlungen, der Kriegsunruhen wegen, bis gegen den Schluß des Jahres hin. Faſt um die gleiche Zeit, wie vor zwei Jahren, in der letzten Woche des Decembers ſchied Hölderlin aus der Heimath, um abermals ſein Glück in der Fremde zu verſuchen. Wie ſehr er ſchließlich ſich auch fortgeſehnt hatte, ſo wurde ihm der Abſchied doch ſchwerer, als das erſte Mal. Im Augenblick der Trennung fühlte er wieder ganz den Werth der Gemeinſchaft mit den Seinigen, und der Rückblick auf die Erfahrungen der beiden letzten Jahre war nicht geeignet, ſeinen Muth für die Zukunft zu heben.

Briefe.

Nr. 77 bis 116.

Nr. 77.

Hölderlin an seine Mutter.

Koburg d. 26. Dec. (1793)

Liebste Mamma!

Diesen Abend kam ich ganz wohl hier an. Ich konnte es meinem Herzen nicht versagen, Sie kurz davon zu benachrichtigen, um so mer, da ich wegen dem schlechten Wege etwas verspätet worden bin. Freitags[1]) kam ich erst aus Stutgard weg. In Nürnberg mußt' ich mich bis Dienstag aufhalten. Und gestern Abends, am Mittwoch, reist' ich von Erlangen ab. Demungeachtet hatt' ich bis jezt noch nicht nötig meinen Koffer aufzuschließen. Von hier reis' ich morgen früh mit Extrapost ab, und werde morgen Mittags in Waltershausen sein. Den Postwagen kann ich nicht wol mer von hier aus benüzen. Ich hatte, so viel mir die Trennung von den lieben Meinigen erlaubte, mitunter ser vergnügte Stunden, besonders in Nürnberg und Erlangen. Das weitere das nächstemal.

Ich gehe nun gutes Muts meiner Bestimmung entgegen. Sein auch Sie gutes Mutes, liebe Mamma! Schliessen Sie von meiner glüklich geendigten Reise auf ferneres Glük.

Nochmal tausend Dank für alles Liebe und Gute! Allen den lieben Meinigen in Löchgau und Blaubeuren, und meinem Herzensbruder tausend Grüße! Wie oft hab' ich nicht an alle die Lieben und an Sie teure Mutter! mit Dank und auch freilich mit Wehmuth gedacht!

---

[1]) den 20. December.

Mit nächstem Bottentage schreib' ich von Waltershausen, und hoffe dann bald fröliche Nachrichten von Ihnen zu erhalten.

Leben Sie indeß wol, liebe Mamma!

Ewig

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

Nr. 78.

Hölderlin an die Freunde.

Waltershausen d. 30. Dec. 1793

Neufern mitzuteilen.

Teuren Freunde!

Ich habe mich nun im Innern des Hauses und der Menschen, die ich vor mir habe, und auch draussen in meinen Tannenwäldern, und auf meinen Bergen umgesehen, so viel es seit lezten Freitag[1]), wo ich Abends ankam, möglich war; und so kann ich euch ausser den unfruchtbaren Nachrichten von meiner dumpfen Postwagenreise noch einiges mitteilen, das mer Bezug auf meine jezige und künftige Existenz hat. Ich muß euch aber voraussagen, dass ihr mirs wol recht zu danken habt, dass ich jezt schon schreibe. Ich weke so das mit Mühe eingeschläferte Andenken an euch, und alles Teure, an die ganze liebe Vergangenheit in mir, und diss läßt mich eben keine glükliche Rolle spielen. Ueber meine Reise von Stutg. bis Nürnberg kann ich euch nichts sagen. Ich schloss meist die Augen, und ließ euch, und was mir sonst lieb ist, vor mir erscheinen. In Nürnberg lebt' ich auf. Mit Hrn. Ludwig[2]) wurd ein rechtes gespaßt und getumultuirt. Zum Journal will er nur wenig beitragen, weil ihm seine Englischen Blätter so viel zu schaffen machen. Er verspricht einen Verleger für das Journal aufzubringen, wenn er, wie er sich ausdrükte, eine recht beträchtliche Anzal von Mitarbeitern aufweisen können werde. Sein Mund ist leibhaftig die Posaune des Egoismus. Uebrigens war ich, wie gesagt, recht ver-

[1]) den 27. December.

[2]) Ludwig Schubart, ein Sohn des Dichters.

gnügt mit ihm. Dienstags (denn Sonntags kam ich in Nürnb. an) fuhr ich nach Erlang hinüber und feierte da den Christtag in der Universitätskirche, wo Probst Ammon eine herrliche schön und hell gedachte Predigt hielt, womit er wenigstens zehen Scheiterhaufen und Anathema's verdiente. Mittwoch Abends reist' ich wieder von Erlangen ab, kam spät nach Mitternacht in Bamberg an, auf einem verdamt kalten und unsichern Wege, wo man uns wegen den Diebsbanden in den Wäldern einen Husaren entgegen schikte. Von Bamberg bis Koburg, wo ich Donnerstag Abends ankam, hatt' ich den ganzen Tag über das himmlische Thal, das von der Jze [Itz] durchflossen wird, vor und hinter mir. (Im Vorbeigehen! in ganz Franken bemerkt' ich zu meinem großen Verdruße, wie ihr denken könnt, laute Unzufriedenheit mit der woltätigen preussischen Regierung. Es sollen in den fränkisch-preussischen Landen nächstens 60 000 Mann ausgehoben werden; Auch im Nürnberger Gebiete. Denn Preussen hatt ein altes Recht auf den Nürnberger Distrikt. In Nürnberg haben die Grobschmiede St. Antoin[1]) zu deutsch edirt, Obst und Fleisch taxirt, und den Patriziern etwas vom Aufhängen zu verstehen gegeben. In Koburg haben die Bürger bei einem Brande die Miliz geprügelt pp. In Koburg reist [ich] Freitag Morgens um 3 Uhr mit Extrapost ab, und kam Abends hier an, traf an Hrn. Major von Kalb, (der in französischen Diensten war, und unter Lafayette den Amerikanischen Krieg mitmachte,) den humansten gebildetsten Mann, eine Freundin der Frau von K., die noch mit zwei Kindern in Jena ist, meinen künftigen Zögling, einen schönen guten Buben, aber auch noch den Hofmeister an, der, wie das ganze Haus noch kein Wort von m. Ankunft wusste, und mich ungeachtet seines klugen edlen Benehmens in grosse Verlegenheit sezte. Sprechen Sie doch mit Schiller über dieses, lieber Doktor! Der Major tröstet mich so gut er kann über die gespannte Lage. Das übrige nächstens. Tausend Empfelungen an meine edlen Freundinnen und Freunde! Ewig

Euer

Hölderlin.

---

[1]) Vorstadt St. Antoine in Paris?

[Am Rande:]

Das Gedicht an das Schiksaal hab' ich beinahe zu Ende gebracht wärend der Reise. —

Meine Adresse ist M. H. Hofm. bei Hrn. Major von Kalb in Waltershausen bei Meiningen[1]).

Gegen den Pfarrer und Verwalter hier bin [ich] ein Zwerge puncto der Bouteillenhälse, die Sie, lieber Doktor, so gerne herunterschlugen!!

Nr. 79.

Hölderlin an seine Mutter.

Waltershausen d. 3. Jan. 1794.

Liebste Mamma!

Trost und Freude von oben zum neuen Jare. Tausend Dank für alle Liebe im alten und den andern vergangnen Jaren!

Morgen sinds acht Tage, daß ich hier ankam. Und in Warheit! noch nicht einer war mir unangenem. Der Herr Major von Kalb, der gebildetste gefälligste Mann von der Welt, empfieng mich wie einen Freund. Und hat sich noch nicht geändert bisher. Die Frau von Kalb ist noch in Jena. Meinen Kleinen muß man lieb haben, so ein guter gescheider schöner Bube ist er. Meine Lebensart ist folgende. Morgens zwischen 7 und 8 Uhr wird mir mein Koffee aufs Zimmer gebracht, wo ich dann mir selbst leben kann bis 9 Uhr. Von 9 Uhr bis 11 geb' ich Unterricht. Nach zwölf wird zu Mittag gespeist. NB. weil Sie mich wegen der sächsischen Kochkunst so bedauerten, muß ich Ihnen sagen, daß hier eine Wiener Köchin ist und der Tisch gar schön besezt. Nach dem Essen kann ich, wie auch Nachts bei dem Major bleiben oder nicht, mit dem Kleinen ausgehen oder nicht, arbeiten oder nicht, wie ich will. Von 3 bis 5 Uhr geb' ich wieder Unterricht. Die übrige Zeit ist mein. Auch Nachts wird hier gespeist. Und ich vergeße unsern Nekarwein leicht bei dem trefflichen Biere, das, wie von mir, auch von der Herrschaft getrunken wird. Ich füle mich ganz gesund dabei. Meine Reise wird mir, wie ich gelegen-

[1]) Geschrieben „Meinungen"; so auch später durchweg.

heitl. hörte, bezahlt. Die Gegend ist ser schön. Das Schloß liegt über dem Dorfe auf dem Berge, und ich habe eines der angenemsten Zimmer. Auch sind die Menschen hier, so viel ich sie bisher kennen lernen konnte, recht guter Art. Mit dem Pfarrer besonders bin ich schon recht gut Freund. Ich möchte unter solchen Umständen in keine Stadt. Die Pferde des Majors kann ich benüzen, wann ich will. Er liebt die Ruhe ser, verreist selten, und hat immer wenig Gesellschaft. „Ich habe mich lange genug unter Menschen, zu Land und zu Meer herumgetummelt, spricht er, jezt ist mir Weib und Kind und Haus und Garten um so lieber. Er war noch vor drei Jaren in französischen Diensten und hat unter Lafayette den Amerikanischen Krieg mitgemacht. Er hat im Gesichte viel ähnliches mit Hrn. Hofrath in Nürtingen (dem und dessen ganzem Hause Sie mich empfelen).

Die vergnügteste Zeit meiner Reise hatt' ich in Nürnberg. Stäudlin gab mir eine Adresse an den Legationssecretair Schubart mit. Nürnberg ist ein ehrwürdiger Ort mit seinen gothischen Pallästen und emsigen Einwonern und liegt recht freundlich da auf der weiten Ebne, die rings mit Tannenwäldern bekränzt ist. Ich lernte auch in der Lesegesellschaft und auf einem Lusthause ser kultivirte Menschen kennen. In Erlang hatte ich mit meinem Landsmann und Vetter, einem Sohn des Leibmed. Jäger in Stutg. einen recht vergnügten Christtag. Hörte auch da eine köstliche schön und hellgedachte Predigt von Prof. Ammon. Nach Blaubeuren und Löchgau schreib' ich nächste Woche. Tausend herzliche Grüße und Empfelungen. Meinem lieben Karl einen schönen guten Morgen!

Ihr

Friz.

[Am Rande]

Ueberall in Nürtingen tausend Empfelungen! Meinen Brief von Koburg aus haben Sie, wie ich hoffe, jezt bekommen.

[1]) — — — — — — — — — — — —

[1]) Angabe seiner Adresse.

Nr. 80.

Hölderlin an seine Schwester.

Waltershausen bei Meiningen, d. 16. Jenner 1794.

Verzeih, teure Schwester! daß ich Dir mein tägliches Andenken an Dich, den Hrn. Schwager und Deine Kleinen noch nicht schriftlich bezeugte. So klein aber hier meine Gesellschaft ist, so war ich immer durch hundert Umstände so zerstreut, daß ich kaum Ruhe genug finden konnte, an die l. Mutter zu schreiben. Von Koburg aus, auf der Reise noch, schrieb ich ihr das erstemal; den Freitag nach dem neuen Jare wieder; habe aber noch keine Antwort. Wenn ich morgen wieder vergeblich warten müßte, so würd' es mir doch Sorge machen. Sei so gut, und schike auch diesen Brief nach Nürtingen. Ich bin gewiß, daß fröliche Nachrichten von hier aus ihr nicht ungelegen kommen. — Ich kann mich gut in meine Lage schiken. Daß sie also nicht schlimm ist, kannst Du Dir leicht denken, da ich im Punkt der Zufriedenheit mit Recht ein wenig bei Dir in Mißkredit bin. Hätt' ich auch auf der Welt keine Freude, so würde mich mein lieber Junge chsadlos halten. Könnt' ich ihn nur einmal im Jare Dir produziren. Er ist ganz dazu geschaffen, um nach humanern Grundsäzen der Erziehung gebildet zu werden. Mein Major ist ein recht guter Mann, gebildet auf dem Meere und im Kriege, und im Umgange mit den besten Köpfen unsers Zeitalters in Deutschland, Frankreich und Amerika. Und doch soll er, wie die Leute sagen, nur ein Zwerg am Geiste sein gegen die Majorin, die noch in Jena ist. „Sie erzeigen der Menschheit einen Dienst durch die Bildung eines ächten denkenden Menschen — schrieb sie mir in einem Briefe, den ich aufbewaren werde — Sie erzeigen der Menschheit einen Dienst, und mir ist es vorbehalten, Ihnen die Dankbarkeit zu äußern, die sie Ihnen schuldig ist.

(Mein Kleiner lärmt so um mich herum aus Freude, daß er heute von mir ein fleissiger guter Junge genannt wurde, daß ich beinahe zu keinem Gedanken kommen kann. Ich kann Dir nicht helfen, liebe Rike! Stören mag ich ihn nicht.) Der Pfarrer hier ist ein Mann nach meinem Herzen, und tränken wir hier nicht Bier statt Wein, so wäre sicher auf Erden kein vertrauter Paar

als er und ich. Freilich wird mein teurer Hr. Schwager sich ein wenig wundern, wie zwei so heterogene Geschöpfe zusammen taugen, wenn ich ihm sage, daß er ein großer Diplomatiker ist. Er würde aber gewiß auch Geschmak finden an dem Biedermanne.

Die zuvorkommende herzliche Gefälligkeit, womit mich überall hier die Leute aufnahmen, hat mich überhaupt, wie mir scheint, geselliger gemacht, als ich je war. Auch stehn mir mancherlei Belustigungen zu Dienste, wenn ich Gebrauch davon machen will. Ich kann mit dem Major auf die Jagd wenn ich will, hab aber bisher wolweislich noch keinen Haasen geschossen. Vieleicht lern' ichs doch noch. Die Gegend hier ist treflich. Die Gesellschafterin der Majorin, eine Wittwe aus der Lausiz, ist eine Dame von seltnem Geist und Herzen, spricht Französisch und Englisch, und hat soeben die neuste Schrift von Kant bei mir gehohlt. Uberdiß hat sie eine ser interessante Figur. Daß Dir aber nicht bange wird, liebe Rike! für Dein reizbares Brüderchen, so wisse 1.), daß ich um 10 Jare klüger geworden, seit ich Hofmeister bin 2.) und vorzüglich, daß sie versprochen und noch viel klüger ist, als ich. Verzeihe mir die Possen, Herzensschwester! Das nächstemal was gescheideres. Ewig Dein

Friz.

Ueberall tausend Grüße!

[Am Rande:]

Bitte ja den l. Karl zu grüßen. In Deinem Hause versteht sichs von selbst. Nächstens werd' ich Hrn. Schwager schreiben.

NB. Der Major, der grosse Bekanntschaften in der politischen Welt hat, versichert aufs gewissesste, daß wir bis Ostern Friede haben werden.

Nr. 81.

Hölderlin an seine Mutter.

Waltershausen 23 J.[1]) 94

Ich bin jezt hier zu Hause, liebste Mutter! Meine Gesundheit scheint sich bei der hiesigen Lebensart eher zu verstärken, als nur in irgend etwas zu leiden. Wenn ich wegen meines Berufs dem Geiste etwas abbrechen muß von seiner gewohnten Narung,

[1]) Januar.

so darbt der Körper um so weniger. — Ihre Besorgniße wegen des Kriegs scheinen mir, wie ehmals, auch jezt noch etwas zu groß zu sein. Wenn wir auch nicht Friede bekämen bis Ostern, welches doch ser warscheinlich ist, so scheint es überhaupt nicht als wolten sich die Franzosen weit von ihrem Vaterlande entfernen. Der Major kündete mir schon an, so bald sie gänzlich über den Rhein herüber wären, müßt' ich mit meinem Friz nach Jena, weil auch ihm in diesem Falle etwas bange wäre. — Ich bin jezt gerade Herr im Hause. Der Major ist verreist und die gn. Frau noch in Jena. Die Briefe die sie mir schreibt, zeugen von ebenso vielem Verstande, als Herzensgüte. Ich lebe ganz one allen Zwang, den Etiquette und Stolz sonst einem auflegt in meiner Lage. In der Gegend konnt' ich mich wegen der Witterung und wegen Geschäften noch nicht viel umsehen. Uebrigens werd' ich nächsten Sonntag eine kleine Exkursion machen nach Königshofen, einer Stadt im Würzburgischen 2 Stunden von hier, um da ein paar Landsleute und Universitätsfreunde den Sekretär Troll und Hofmeister Kleinmann, die beede 6 Stunden weit von hier bei Hrn. von Wellwart[1]) in Birkenfeld angestellt sind, zu sprechen. Die Schwaben haben sich überall bald aufgespürt. Mein Reisgeld wird mir warscheinlich erst von der Frau Majorin ausbezahlt. Ehe sie angekommen ist, mag ich nicht sollizitiren. Ihren lieben Brief bekam ich gestern am 22sten. Er war also nicht viel über 8 Tage unterweges. Nach Löchgau würd' ich gern' auch schreiben, wann mir noch so viel Zeit übrig wäre. Ich muß Ihnen zum voraus sagen liebe Mamma, daß Sie sich nicht daran stossen, wenn meine Briefe oft etwas lange ausbleiben, oft auch ser flüchtig geschrieben sind. Ich erfare es oft nur eine Stunde vorher, daß ein Bote nach Meiningen abgeht. Regelmäßig geht keiner. Tausend Herzensgrüße an Karln, nach Löchgau und Blaubeuren. Ewig

Ihr

Friz.

---

[1]) von Wöllwarth, eine im Würtembergischen angesessene Familie.

Nr. 82.

Hölderlin an seine Großmutter.

Ich kann Sie, meine verehrungswürdige Grosmutter! jezt um so eher von meiner Lage unterhalten, da mir nun Land und Leute etwas bekannter sind. Mein erstes aber ist, daß ich Ihnen sage, wie unvergeslich mir die Liebe der Meinigen ist, und besonders die Ihrige. Tausendmal sind Sie mir gegenwärtig, und ich danke Ihnen im Geiste für jeden sprechenden Beweis Ihrer Güte, und freue mich dann der unaussprechlichen Freude, womit wir uns einst wiedersehen werden. Wir werden uns gewiß wiedersehen, liebe verehrungswürdige Grosmutter! Möcht' ich ganz ein würdiger Enkel von Ihnen werden! Ich kann so manches Gute, das meine Jugend von Ihnen und den l. Meinigen genoß nicht besser vergelten, als wenn ich meine Pflicht tue in meinem Wirkungskreise. Es fordert mich auch alles dazu auf. Mein lieber Zögling hängt an mir, wie an einem Vater oder Bruder. Ich dachte mir nie die Seeligkeit, die in dem Geschäfte eines Erziehers liegt. Das kleinste Gute, das ich in ihm pflanze, wird durch seine grosen Folgen eine Unendlichkeit von Seegen. Dieser Gedanke stärkt mich unendlich in meinen Bemühungen. Auch wird mir mein Geschäft von allen Seiten erleichtert. Ich lebe ganz one Zwang, und finde überall entgegenkommende Freundschaft. Ich lebe zwar ziemlich einsam, aber ich finde diß gerade günstig für die Bildung des Geistes und Herzens. Der Menschen, mit denen ich umgehe, sind wenige, aber es sind verständige und gute Menschen. Das Örtchen, wo ich für jezt lebe, ist zwar etwas entfernt von Städten und ihren Neuigkeiten und Torheiten, aber seine Lage ist ser angenem, und das Schloß steht auf einem der schönsten Hügel des Tals, und auch der Garten ums Haus herum giebt mir schon jezt manche frohe Stunde, und wenn ich ausfliegen will, habe ich nordwärts 5 Stunden von hier im Sächsischen — Meiningen im Würzburgischen 8 Stunden von hier Schweinfurt u. s. w. Gotha liegt ungefär eine Tagreise von hier, jenseits der Thüringer Gebirge, die hier einen ser schönen Prospect geben. Bis Ostern werd' ich wol eine kleine Reise dahin machen, und dann auch Friemar [?] aufsuchen.

Die wenigen Nachrichten, die ich von meiner Reise geben konnte, werden Ihnen wol schon mitgeteilt worden sein. Der Prediger hier im Orte ist ein Biedermann; wir leben recht als Freunde zusammen. Mit Anfang der nächsten Woche werd' ich auch einmal wieder die Kanzel betreten. Die wenige Fertigkeit, die ich hatte, würde sich wieder verlieren, wenn ich mich nicht übte, und das wünscht' ich doch nicht.

Sie sind doch immer wol, und alle die Lieben in Löchgau? Ich bin recht begierig auf neue Nachrichten von Ihnen. Den lezten Brief der l. Mutter erhielt ich erst am 18ten. Die Weile war mir ziemlich lange geworden. Um so größer war die Freude, da der längst erwartete endlich erschien. Ich bin verdrießlich, daß ich schon enden, und überhaupt den Brief so eilig schreiben muß. Wenn mirs einmal weniger an Zeit gebricht, will ich das versäumte einhohlen. An Hrn. Oncle und Fr. Tante, Frau Helferin, die l. Bäschen, und an Louis tausend, tausend Grüße und Empfelungen. Leben Sie wol, liebe Grosmutter! Ewig

Ihr
gehorsamer Enkel
Hölderlin.

Waltershausen d. 25 Febr. 1794.

[Nachträglich über den Anfang des Briefes beigefügt:]

Tausend Herzensgrüße an Sie, liebe Mutter, und die Lieben in Blaubeuren, und den lieben Karl — auch nach Markgröningen! Ich addressirte den Brief an Sie, weil mir dißmal die Zeit gebricht, mer zu schreiben. Er ist eigentlich für die l. Grosmutter, wie Sie sehen werden.

*Nr. 83.

Hölderlin an Neuffer[1].

[April 1794.]

Lieber Bruder!

Ich glaube die Stunde, in der ich Dir schreibe, ist gerade so eine, wie man sie haben muß, um an Herzensfreunde zu schreiben. Es muß uns ein rechtes Bedürfniß werden, sich eine Seele, die einem eigen angehört, mitzuteilen, und ist's der Mühe werth, zu schreiben.

[1] Schluß und Randbemerkung von Schwab nicht abgedruckt.

Es war gar nicht brüderlich von mir, daß ich Dich und mich mit Zweifel und Unglauben plagte, weil Du nicht gleich schriebst. Ich kannte Dich ja. Du hast wol etwas Lieberes, als ich Dir sein kann. Aber darum bleibst Du doch nicht weniger mein, wie Du es anfangs warst, und sein konntest.

Verhältniße des innern und äußern Lebens, unsre Geister und Herzen, wie das Schiksaal, haben einen Bund zwischen Dir und mir gestiftet, der schwerlich je zerreissen kann. Wir lernten uns so ganz kennen, in unsern Schwächen und Tugenden. und blieben doch Freunde. Der Zauber der Neuheit ist längst bei uns verschwunden. Die schöne Täuschung, wo man in den ersten Stunden und Tagen des Findens alles gefunden zu haben meint, da wo man doch nur Etwas finden kann, findet nimmer statt zwischen Dir und mir; und doch blieben wir Freunde.

Wir ringen um Einen Preis, und blieben doch Freunde. Wir verkanten uns, und blieben doch Freunde. Lieber! was wollen wir mer, um zu glauben, dass unser Bund ewig ist und — daß wir keine kleinen Seelen sind?

Es ist sonderbar; ich habe, seit wir uns fanden, so manche Metamorphose in meinem Innern erlitten, so manches, woran ich mit all' meiner Liebe hieng, Ideen und Individuen, die mich damals über alles interessirten, haben ihre Bedeutung für mich verloren, neue Ideen, neue Individuen rißen mich hin, aber Dir ist mein Herz treu geblieben. Ich muß also doch wol nicht so wandelbar sein, wo wahrer Werth mein Herz einmal gewann. Von Deiner Seite wundert mich diß weniger. Dein treuer beharrlicher Sinn ist die Wurzel all' Deines Glüks und Deines Werths. Deswegen ist mirs auch so klar, daß Du einst glüklicher und größer sein wirst, als ich.

Du bist auf dem rechten Wege, Bruder! Du läßest die Köpfe der andern in ihrer Erschütterung, und gehest Deinen Gang. Es ist eine große Kunst, interessanten Gegenständen nicht sein ganzes Herz hinzugeben, wenn sie andre, die man schon im Herzen hat, verdringen würden. Diß ist Deine Kunst. Du verschließest keinem Dinge, das schön und gut und groß ist Dein Herz, aber räumst ihm auch nur so viel Plaz ein, als dazu gehört, daß es neben andern bestehen kann. Wohl Dir! Ich wolt', ich

könt' es auch. Friedsames innres Leben ist doch das höchste, was der Mensch haben kan.

Daß Du auch Deinem Virgil so ganz treu bleibst, freut mich unaussprechlich. Der Geist des hohen Römers muß den Deinen wunderbar stärken. Deine Sprache muß im Kampfe mit der seinigen immer mer an Gewandtheit und Stärke gewinnen. Der Dank für Deinen Kampf wird freilich ein Dank deutscher Nation sein, indolenten Angedenkens! Aber Freunde erringst Du Dir gewis. Überdis scheinen mir unsere Leute in diesen lezten Jaren doch etwas mer an Teilnemung an Ideen, und Gegenständen, die ausser dem Horizonte des Unmittelbarnüzlichen liegen, gewöhnt worden zu sein; man hat jezt doch mer Sinn für Schönes und Großes als je; laß das Kriegsgeschrei verhallen, und die Warheit und Kunst wird einen seltnen Wirkungskreis erleben. Freilich ließe sich auch manches dagegen sagen.

Und was ists, wenn auch wir armen Schelme vergessen werden, oder nie ganz ins Andenken kommen, wenns nur mit den Menschen überhaupt besser wird, wenn die heiligen Grundsäze des Rechts und der reineren Erkenntniß ganz ins Andenken kommen, und ewig nimmer vergessen werden.

Mich beschäftigt jezt beinahe einzig mein Roman. Ich meine jezt mer Einheit im Plane zu haben; auch dünkt mir das Ganze tiefer in den Menschen hinein zu gehn. Das Gedicht für Deine Selma schik' ich warscheinlich über 8 Tage. Der Botentag überraschte mich, ehe [ich] eine kleine Verbesserung damit vornemen konnte. Ich muß Dich zum voraus um Deine Nachsicht bitten, lieber Bruder! Es wird Dir unbegreiflich scheinen, daß man Deine Selma so schlecht besingen könne, oder doch so mittelmäsig. Hier inzwischen eine Kleinigkeit für Dich. Sie ist das Produkt einer frölichen Stunde, wo ich an Dich dachte. Du sollst einmal etwas besseres haben. Du kannst das kleine Ding ja mir halb zur Straffe halb zum Lohn in die Einsiedlerin[1]) transportiren, oder wohin Du willst.

---

[1]) „Die Einsiedlerin aus den Alpen." Herausgegeben von Marianne Ehrmann geb. Brentano. Zürich. 1793—94. Neuffer hatte Beziehungen zu ihr.

An Neuffer. Im Merz[1]) 1794.

Noch kehrt in mich der süsse Früling wieder,
Noch altert nicht mein kindiſchfrölich Herz,
Noch rinnt vom Auge mir der Thau der Liebe nieder,
Noch lebt in mir der Hofnung Luſt und Schmerz.

Noch tröſtet mich mit süsser Augenwaide
Der blaue Himmel und die grüne Flur,
Mir reicht die Göttliche den Taumelkelch der Freude,
Die jugendliche freundliche Natur.

Getroſt! es iſt der Schmerzen werth, diſs Leben,
So lang uns Armen Gottes Sonne ſcheint,
Und Bilder beſſrer Zeit um unſre Seele ſchweben,
Und ach! mit uns ein freundlich Auge weint — Hölderlin

[2]) Meinen herzlichſten Dank, daß Du mir mit dem Gelde ſo brüderlich aushalfſt, hier folgen die 2 Caroline zurük. Schreibe mir, ſobald Dirs möglich iſt. Lebe wol.

[Am Rande:]

Von Magenau hab' ich vergeſſen zu ſchreiben. Ich begreif ihn nicht. Aber Du muſt ihn doch nicht ganz wegwerfen, lieber Bruder![3]) vieleicht findſt Du einmal wieder eine beſſre Seite in ihm auf.

**Nr. 84.

Hölderlin an Schiller[4]).

Ohne Datum. Von 1794.

In einer Stunde, worin die Nähe eines großen Mannes mich ſehr ernſt machte, verſprach ich, der Menſchheit Ehre zu machen in meinem jetzigen, durch die Folgen ſo ausgebreiteten Wirkungskreiſe. Ich verſprach es Ihnen. Ich lege Ihnen Rechenſchaft ab.

[1]) M iſt aus A corrigirt, was ſchließen läßt, daß der Brief im April geſchrieben wurde, während das Gedicht ſchon im März entſtanden war.

[2]) Das Folgende ſteht ſo hart unter dem Schluß des Gedichts, daß es geſchrieben zu ſein ſcheint, ehe jenes eingefügt wurde.

[3]) Neuffers Zürnen ſcheint von kurzer Dauer geweſen zu ſein, da bald wieder freundſchaftliche Briefe zwiſchen ihm und Magenau gewechſelt wurden.

[4]) Der Brief iſt, wie er am 10. October 1794 an Neuffer ſchrieb, um Oſtern d. J. abgeſandt. Oſtern fiel auf den 20. April.

Meinen Zögling zum Menschen zu bilden, das war und ist mein Zweck. Ueberzeugt, daß alle Humanität, die nicht mit andern Worten Vernunft heißt, oder auf diese sich genau bezieht, des Namens nicht werth ist, dacht' ich in meinem Zögling nicht frühe genug sein Edelstes entwickeln zu können. Im schuldlosen Naturstande konnt' er jetzt schon nimmer seyn, und war auch nimmer drin. Das Kind konnte nicht so gehütet werden, daß aller Einfluß der Gesellschaft auf seine erwachenden Kräfte abgeschnitten worden wäre. Wenn es also möglich war, es jetzt schon zum Bewußtseyn seiner sittlichen Freiheit zu bringen, es zu einem der Zurechnung fähigen Wesen zu machen, so mußte dies geschehen. Nun hat es zwar für jetzt, wie mir scheint, für die erweiterten moralischen Verhältnisse schwerlich eigentliche Receptivität, aber doch gewiß für die engern, worunter das des Freundes zum Freund in meinem Falle das einzige anwendbare war. Ich suchte nicht seine Gunst — daß er um die meinige sich nicht bewarb, sucht' ich auch zu verhüten, und die Natur bedurfte hier keines großen Widerstandes. Ich folgte aber dem Zuge meines Herzens, der in guten Stunden mich recht innig mit der fröhlichen, regsamen und bildsamen Natur des Knaben verbrüderte. Er verstand mich, und wir wurden Freunde. An die Autorität dieser Freundschaft, die unschuldigste, die ich kenne, sucht' ich alles, was zu thun oder zu lassen war, anzuknüpfen. Weil aber doch jede Autorität, woran der Menschen Denken und Handeln angeknüpft wird, über kurz oder lange gewisse Inkonvenienzen mit sich führt, wagt' ich allmählig den Zusatz, daß Alles, was er thue und lasse, nicht blos um meinetwillen zu thun und zu lassen sey, — und ich bin sicher, wenn er mich hierin verstanden hat, so hat er das Höchste verstanden, was noth ist (und hat dann Sinn für ein Beispiel der verläugneten Selbstsucht, mithin für das negative Prinzip der Moralität in concreto[1]).

Hierauf gründen sich die Mittel zu meinem Zwecke in näherer oder entfernterer Beziehung.

---

[1]) Diese Zeilen stehen im Original nicht, wohl aber in dem uns auch vorliegenden Fragmente des Concepts, nur das statt und — ich steht, und offenbar ein Schreibfehler ist. [Anm. Schwab's.]

Mit einem Detail will ich Ihnen nicht läſtig ſeyn. Die tiefe Achtung gegen Sie, mit der ich aufwuchs, mit der ich ſo oft mich ſtärkte oder demüthigte, die mich auch jetzt in meiner und meines Zöglings Bildung nicht läßig werden läßt, dieſe Achtung läßt mich nicht zu geſchwätzig werden. Unendlich wird dieſe Achtung verſtärkt durch Ihre Güte, der ich meine gegenwärtige in ſo mancher Rückſicht günſtige Lage danke.

Die ſeltene Energie des Geiſtes, die ich an der Frau von Kalb bewundere, ſoll, wie ich hoffe, dem meinigen aufhelfen, um ſo mehr, da alles beiträgt, mich zu heitrer Thätigkeit zu ſtimmen. Könnt' ich doch die mütterlichen Hoffnungen dieſer edeln Dame realiſiren!

Sie iſt ſeit einer Woche hier. Sie trug mir eine Empfehlung an Sie auf, mit der Verſicherung, nächſtens zu ſchreiben.

Wie ſie mir ſagte, hätt' ich das Glück haben können, einige Monate um Sie zu ſeyn. Ich fühle tief, was ich verſcherzte. So viel hab' ich noch nie durch meine Schuld verloren. Laſſen Sie mir meinen Glauben, edler großer Mann! Ihre Nähe hätte Wunder gewirkt in mir. — Warum muß ich ſo arm ſeyn und ſo viel Intereſſe haben um[1]) den Reichthum eines Geiſtes? Ich werde nie glücklich ſeyn. Indeſſen ich muß wollen, und ich will. Ich will zu einem Manne werden. Würdigen Sie mich zuweilen eines aufmerkſamen Blicks! Der gute Wille des Menſchen iſt doch nie ganz ohne Erfolg.

Ich nehme mir die Freiheit, ein Blatt beizulegen, deſſen Unwerth in meinen Augen nicht ſo entſchieden, daß ich es mir zur offenbaren Inſolenz anrechnen könnte, Sie damit zu beläſtigen, deſſen Schätzung aber eben ſo wenig hinreicht, mich aus der etwas bangen Stimmung zu ſetzen, womit ich dieſes niederſchreibe.

Sollten Sie das Blatt würdigen, in Ihrer Thalia zu erſcheinen, ſo würde dieſer Reliquie meiner Jugend mehr Ehre wiederfahren, als ich hoffte.

Ich bin mit der wahrſten Hochachtung

Ihr ergebenſter Verehrer

M. Hölderlin.

---

[1]) Im Concept: für. [Anm. Schwab's.]

Nr. 85.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Hier, lieber Bruder! haſt Du das Kind des Frülings und der Freundſchaft, das Liedchen an Deine Selma. Freilich ſollte ein ſolcher Vater und eine ſolche Mutter eher einen Adon, wie Bürgers hohes Lied, als einen ſolchen armen Schelm erzeugen. Uebrigens bin ich zufrieden wenn nur eine ganz kleine Spur ſeines Vaters und ſeiner Mutter merkbar iſt in ihm.

Ich bin ſer neugierig, einmal wieder etwas von Dir zu leſen. — Schiller iſt ja krank? Die Nachricht hat mich ſer traurig gemacht. Mein Gedicht an das Schikſaal wird warſcheinlich dieſen Sommer in der Thalia erſcheinen. Ich kann es jezt ſchon nimmer leiden. Überhaupt hab' [ich] jezt nur noch meinen Roman im Auge. Ich bin veſt entſchloſſen, von der Kunſt zu ſcheiden, wenn ich mich auch hierüber am Ende auslachen mus. Uebrigens komm' ich jezt ſo ziemlich von der Region des Abſtracten zurük, in die ich mich mit meinem ganzen Weſen verloren hatte. Ich leſe auch jezt nur bei dürftiger Laune. Meine lezte Lectüre iſt Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde geweſen. Ich erinnere mich nicht etwas geleſen zu haben, wo das beſte aus dem Gedankenreiche und dem Gebiete der Empfindung und Fantaſie ſo in Eines verſchmolzen geweſen wäre. Wenn nur dieſer hohe Geiſt noch einige Dezenne unter uns bliebe! — Lebe wol, lieber! Tauſend Grüſſe an unſern Ständlin! Introduzire mein Liedchen ſo gut als möglich bei Deiner Selma, daſs ſie nicht zürnt. Bitte auch die andern Guten alle, mein, ſo gut es möglich iſt, zu gedenken.

Dein

Hölderlin.

— — — — — — — — — — — — — —

[1]) Der Brief iſt bald nach dem vorhergehenden Briefe an Neuffer, wahrſcheinlich noch vor Oſtern, geſchrieben.

**Nr. 86.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Waltershausen, 1794.

Endlich, liebe Mutter! kann ich den Wunsch, mich mit Ihnen zu unterhalten, einmal wieder befriedigen. Ich bin glücklich, wenn es Ihnen und den lieben Meinigen allen so gut geht, wie mir. Ich bin gesünder, als je, thue, was ich zu thun habe, mit Lust, und finde für das Wenige, was ich thun kann, eine Dankbarkeit, die ich nie erwarten konnte. Meine Lage ist in der That sehr günstig; im freundschaftlichen Umgange mit guten geistreichen Menschen, bei ungestörter Thätigkeit, bei wohlthätigen Freuden des Geistes und Herzens, bei der zuvorkommenden Gefälligkeit, womit man die kleinste Bequemlichkeit, die ich wünsche, mir verschafft, bei den Aussichten auf eine meiner Bildung noch günstigere Lage müßte ich wirklich großen Geschmack am Klagen finden, wenn ich jetzt nicht Sie versicherte, daß ich sehr zufrieden sey.

Meine Zeit ist getheilt in meinen Unterricht, in die Gesellschaft mit meinem Hause, und in eigne Arbeiten. Mein Unterricht hat den besten Erfolg. Es ist gar keine Rede davon, daß ich auch nur Einmal die gewaltsame Methode zu brauchen nöthig hätte, eine unzufriedene Miene sagt meinem lieben Fritz genug, und nur selten braucht er mit einem ernsten Worte bestraft zu werden. Wenn wir in Gesellschaft zusammen sind, wird meist vorgelesen, abwechslungsweise bald von Herrn, bald von der Frau von Kalb, bald von mir; und über Tische oder auf Spaziergängen oft in Ernst und Scherze, wenn es jedem gelegen ist, davon gesprochen. Wenn ich aber über einer eignen Arbeit etwas zerstreut bin und Gesichter schneide, so weiß man schon, wie's gemeint ist, und ich brauche nicht unterhaltend zu seyn, wenn ich nicht in der Laune bin. Daß dies ganz nach meinem Sinne ist, können Sie sich denken. Die Zeit, die mir zu meiner eignen Beschäftigung übrig bleibt, ist mir jetzt theurer, als je. Ich werde wahrscheinlich nächsten Winter in Weimar, im Zirkel der großen

---

[1]) Der Brief ist später, als der Brief an Schiller, jedenfalls aber noch vor Ostern geschrieben.

Männer, die diese Stadt in sich hat, zubringen. Ich werde da außer meinem Zöglinge noch einen Sohn von dem Consistorialpräsident Herder unterrichten, und in dessen Hause logiren. Auch mit Goethe und Wieland will mich die Frau von Kalb, die von allen diesen die vertrauteste Freundin ist, bekannt machen. Nächsten Sommer werd' ich dahin abreisen, und den jungen Herder hieher abholen, und dann mit diesem und meinem Fritz auf den Herbst vielleicht auf lange Zeit ohne die Eltern nach Weimar ziehen. Auch werd' ich nächstens im Namen der Frau von Kalb nach Nürnberg reisen, wenn die Person, die ich dort sprechen solle, nicht schon abgereist ist.

Heute haben wir den Herzog von Meiningen zu Gaste, und ich soll, wie die Majorin sagt, mit ihm Bekanntschaft machen. Vielleicht kann ich auch den Abend, ehe der Brief mit dieser Gelegenheit fort muß, noch etwas von ihm schreiben.

Mittags.

Ich suchte mit guter Gelegenheit auf einige Augenblicke wegzukommen, um mich noch so viel möglich mit Ihnen zu unterhalten. Sie können denken, welch ein Kontrast es ist, sich an den Herd der Mutter hinzudenken — unmittelbar nach solchen Paradestunden. Der Gedanke an meine Heimath thut mir jetzt unaussprechlich wohl, so gut mir's unter diesen Menschen ergeht. Ich finde überall, daß ein Prophet in seinem Vaterlande wenig gilt, und in der Ferne zu viel! Ich muß oft lachen, wenn ich daran denke, wie ich sonst so scheu und bescheiden war, und jetzt, nothgedrungen, um nicht für einen Pinsel zu gelten, mir eine Grace geben muß, sollt' es auch nur seyn, um dem Hause keine Schande zu machen. Machen Sie sich immer lustig über diese Bekehrung, liebe Mutter! Mein schwäbisches Herz soll, hoffentlich, auch unter solchen Umständen bleiben, wie es war. — Nur Eine Stunde möcht' ich einmal wieder um Sie seyn, nur Eine! und um meinen Karl und meine Schwester, und die andern Lieben. Ueberall hin tausend Grüße und Empfehlungen!

Der Herzog von Meiningen contrastirt gar sehr zu den andern Menschen aus dieser Region. Er ist ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, aber noch ein Jüngling an Jovialität, und Mittheilungsgabe. Er ist sehr populär. Er trägt abgeschnittene

Haare, und scheint überhaupt auf das eigentliche Ceremonienwesen wenig zu halten. —

Nächste Woche schreib' ich auch an Herrn Schwager. Ich würde Sie bedauern, liebste Mutter, wenn Sie auf Ostern die Gesellschaft des Herrn Schwagers und der lieben Ricke entbehren müßten. Mein Karl soll mir doch auch schreiben. Ich denke tausendmal an ihn. Ich hoffe nicht, daß er sein Versprechen, als Freiwilliger die Flinte zu tragen, soll halten müssen. Ich habe auch hier schon von ihm gesprochen, von seinem Fleiß, und allen seinen Anlagen zum brauchbaren Manne. Ich gehe immer mit dem Gedanken um, ihm ein angenehmeres und seiner Bildung günstigeres Plätzchen zu verschaffen. Was hat er jetzt für Pläne? wird er wohl nach Markgröningen kommen? — Jetzt noch eine Commission! Sie mag Ihnen wohl nicht ganz angenehm seyn, aber ich konnte sie nicht wohl ablehnen. Die Frau Majorin wünschte sechs Maas Kirschengeist aus Schwaben zu haben. Sie will Ihnen das Geld für den Kirschengeist sowohl als für den Transport zustellen, der Kirschengeist müßte aber freilich von einer guten Sorte seyn. Hier kann man keinen haben. Die Frau Majorin will Ihnen nächstens selbst schreiben, wie sie sagte. Ich bedaure, daß das Papier schon voll ist.

Leben Sie wohl, liebste Mutter!

Ewig Ihr

Fritz.

Nr. 87.

Hölderlin an seine Mutter.

Waltershausen d. 20. Apr. 1794.

Liebste Mutter!

Ich eile, Sie zu versichern, daß ich bei gesundem Leibe und frohem Mute, auch dermalen noch in Waltershausen fest angesessen bin. Ich kann nicht ganz begreifen, daß mein lezter Brief noch nicht angekommen gewesen sein soll, ehe Sie den Ihrigen schrieben. Es wäre mir ser laid, wenn er verloren gegangen wäre, und Sie inzwischen auf eine Nachricht von mir hätten warten müssen. Auch hab' ich darinn von manchem geschrieben, was ich jezt wegen Kürze der Zeit nicht wiederhohlen kann. Das einzige, was ich wieder-

hohlen muß ehrenhalber! ist, daß ich eine Kommission habe, von der Frau von Kalb, Sie zu bitten, daß [Sie] 6 Maasse Kirschengeist für sie aufkaufen. Sie will das Portogeld nebst dem übrigen zurükschiken, so bald sie den Preis weis. Möcht' ich doch jezt nur ein paar Stunden unter meinen Lieben in Nürtingen sein. Herr Schwager und die l. Rike sind wol jezt da. Tausend Grüße. Im Geiste bin ich oft dort.

Am Ostermontage[1]) hab' ich auch wieder gepredigt. Ich sage das Ihnen, liebste Mutter! weil ich weiß, daß es Ihnen so höchst tröstlich ist. Mein lieber Friz lag beinahe 3 Wochen lang krank. Jezt aber ist er beinahe vollkommen hergestellt. Und seine Maladie, ein Rhevmatism, der ihm in die Glieder zog, läßt nirgends keine Spur zurük. Ich war manchmal ser um ihn bekümmert. Die junge schöne Seele hat meine ganze Liebe.

Ich sah nirgends einen schönern Früling, als hier. Sind die Felder in meinem Vaterlande auch so voll unendlichen Seegens? Es sollte mich recht freuen für die guten Schwaben.

Ich lege hier die Antwort auf den Brief bei, den ich in dem Ihrigen eingeschlossen bekam. Ich kann und mag jezt nicht wol an eine Veränderung meiner Lage denken. Schreiben Sie mir doch recht viel das nächstemal, von den lieben Blaubeurer Gästen. Ich wünschte ser oft einen regelmäßigen Botentag zu haben. Ich werde immer überrascht, und kann das, was ich schreiben wollte, nicht mehr schreiben. Ich finde jezt, dass die Sorgen und Grillen doch auch für etwas gut sind. Seit ich keine mer habe, beginn' ich dik zu werden.

Dass die liebe Fr. Grosmamma nicht wol ist, bedaur' ich recht ser. Ich hoffe auch von dieser Seite das nächstemal erfreuliche Nachrichten zu hören. Verzeihen Sie, liebe Mutter! dass ich dißmal so im Hui! schreibe. Das nächstemal will ichs gut zu machen suchen.

Ewig

Ihr

Friz.

---

[1]) Das Folgende ist demnach später geschrieben, als der Anfang des Briefes.

**Nr. 88.

Hölderlin an seinen Bruder.

Waltershausen bei Meiningen,
den 21. Mai 1794.

Lieber Bruder!

Das war brav, daß Du mir einmal Deine Existenz und Dein brüderliches Andenken kund thatest. Ich dachte schon oft indeß an Dich, seit der Stunde, wo wir uns auf dem Felde schieden, und so lange nicht scheiden konnten.

Jetzt scheint mir die Entfernung immer so himmelweit, und ich meine oft, ich müßte geschwind einen Flug zu euch Lieben wagen. Aber bis dahin mögen wir wohl noch um manchen Tag älter werden.

Ich zweifle, ob ich meine gegenwärtige Lage so schnell verlassen werde. Ich habe Muße zur Selbstbildung, auch Veranlassung von außen, und, wenn die Tage gut sind, gelten mir meine übrigen Beschäftigungen für Erholungsstunden. Es ist noch ungewiß, ob ich nächsten Winter nicht so wohl in Weimar als in Jena zubringen werde. Beides ist mir, wie Du Dir denken kannst, höchst angenehm. Hier leb' ich sehr still. Ich erinnere mich nur weniger Perioden aus meinem Leben, die ich immer so mit gleicher Fassung und Ruhe zugebracht hätte.

Du weißt es, Bruder! welch' ein Werth darin liegt, daß man sich durch nichts zerstreut. Du hast dieses Glück auch. Genieß' es! Wenn einem auch nur Eine Stunde vom Tage übrig bleibt, zu freier Thätigkeit des Geistes, wo man seine angelegentlichsten edelsten Bedürfnisse besorgen kann, so ists viel, wenigstens genug, um sich für die übrige Zeit zu stärken und zu erheitern.

Bruder! halte Dein besseres Selbst empor, und laß es durch nichts niederdrücken, durch nichts! Es liegt mir sehr viel daran, zu wissen, welche Richtung Dein Geist nimmt. Sey so gut, Lieber, und benachrichtige mich, so oft Du kannst, davon. Von meinen eignen Beschäftigungen will ich Dir nächstens Rechenschaft geben. Ich habe jetzt Etwas unter den Händen, wovon ich nicht sprechen mag, bis ich damit im Reinen bin.

Kannst Du die neuesten Stücke von Schillers Thalia, oder

Ewalds Urania, oder auch der schwäbischen Flora auffinden, so siehe nach meinem Namen, und denke meiner! Es sind aber meist Kleinigkeiten, die Du dort finden wirst. Meine einzige Lektüre aber ist Kant für jetzt. Immer mehr enthüllt sich mir dieser herrliche Geist.

Es freut mich sehr für euch, daß die liebe Fr. Großmama da ist. Tausend herzliche Empfehlungen. Sie ist doch wieder ganz wohl? Daß meine kleine Nichte so wacker gedeiht, war auch eine recht angenehme Nachricht für mich.

Nach Blaubeuren will ich schreiben. Die liebe Mutter wird von der Frau von Kalb gebeten, mit dem Kirschengeist zu warten, bis die heurigen Kirschen gereift sind, und es dann in Krügen und einem Kästchen zu schicken. Mein Fritz ist wieder ganz wohl, und macht mir immer viel Freude. Ich fand nicht leicht so ein gutes Kind.

Behüt' euch Gott! ihr Lieben!

Euer

Fritz.

Nr. 89.

Hölderlin an seinen Schwager.

Völkershausen am Pfingstfeste 94[1]).

Sie erlaubten mir, theuerster Herr Schwager! Ihnen zuweilen von mir Nachricht zu geben. Ich hätt' es wol früher gethan, wenn ich nicht immer gehoft hätte, Gelegenheit zu finden, Sie von etwas Interessanterem, als ich selbst bin, zu unterhalten.

Bei meiner einsamen Lage aber, die ich doch in mancher Rükficht ser günstig finde, muss ich jezt dennoch die Nachrichten auf meine eigne Existenz einschränken.

Diese lauten nun für meine teilnemenden Freunde ziemlich gut. Ich finde täglich mer, daß es das Schikfaal gar nicht übel mit mir gemeint hat, da es mich in den engen Zirkel versezte, in dem ich lebe. Man kommt mit seinen Gedanken und Gesinnungen eher in's Reine, wenn die Gegenstände um einen nicht zu mannigfaltig sind.

---

[1]) Das Pfingstfest fiel auf den 8. Juni.

Ueberdis ist mein Leben doch nichts weniger, als einsiedlerisch. Wie Sie sehen, bin [ich] jezt auf einer kleinen Reise begriffen. Das ganze Haus ist hier bei der ser zahlreichen zum Teil interessanten v. Steinischen Familie auf Besuch. Die Lage des hiesigen Guts ist die angenemste von der Welt, in der Nachbarschaft des Rhöngebirges, das Franken vom fuldischen Lande trennt.

Ich werde morgen eine kleine Exkursion aufs Rhöngebirge und ins Fulderland vornemen, wovon ich mir manche frohe Stunde verspreche. Ich muss doch einmal wieder mich selbst und die Welt in voller Unabhängigkeit geniesen.

Ich hoffe dann wieder um so wirksamer mein Tagewerk zu besorgen. Meine eignen Beschäftigungen sind izt ser konzentrirt, zum Teil aus freier Neigung, zum Teil, weil doch meine Zeit etwas beschränkt ist. Ich teile mich jezt, was das Wissenschaftliche betrift, einzig in die Kantische Philosophie und Griechen, suche wol auch zuweilen etwas aus mir selbst zu produziren. Durch günstige Zufälle ist mirs möglich gemacht worden, meine Kleinigkeiten in Herders Briefen für die Humanität [?], Schillers Thalia, auch Ewalds Urania aufzustellen. Gute Gesellschaft hab' ich da gröstenteils.

Fürchten Sie aber ja nicht, dass ich dadurch versucht werden möchte, über der bis jezt ziemlich unbedeutenden Mitteilung meines Selbsts die mir noch so nötige Kultur zu versäumen. Nie war diß weniger der Fall als jezt.

Zuweilen möcht ich doch auch einige Tage unter den Meinigen leben. Meine liebe Schwester und Sie, theuerster Herr Schwager! sind mir in zu lebhaftem Angedenken, als daß ich mich nicht ser oft nach Blaubeuren wünschen sollte; auch dacht ich um Ostern, manch liebes mal an Nürtingen und seine lieben Gäste.

Ich bin ser begierig, recht viel von der Entwiklung des viel versprechenden kl[eine]n[1]) Vetters zu hören. Wir [haben] auch so ein junges Genie im Hause ein Töch[ter]chen des Hrn. v. Kalb, die mich ser oft an den lieben Christian erinnert. Ihre Kleine wird Ihnen jezt wol auch viele Freude machen.

Haben Sie die Güte, theuerster Hr. Schwager, meine l. Mutter

---

[1]) [ ] Mit dem Siegel abgerissen.

von meinem fortdaurenden Wolsein zu benachrichtigen, weil ich diese Woche, vieleicht auch die nächste nimmer werde schreiben können. Ich hoffe bald nach meiner Rükkehr nach Waltershausen auch wieder Nachricht von den lieben Meinigen zu bekommen. Verzeihen Sie, teurer Hr. Schwager! ich musste so im Fluge schreiben, und doch mocht' ichs nimmer länger anstehn lassen. Ich hoff' es ein andermal gut zu machen. Ueberall in Blaubeuren viele Empfelungen! Meiner lieben Schwester und den Kleinen tausend Grüsse! — Ewig

Ihr

ergebener Fr. u. Dien.

Hölderlin.

Nr. 90.

Hölderlin an seine Mutter.

Waltershausen d. 1. Jul. 94.

Liebste Mutter!

Ich fürchte fast, daß Ihnen mein langes Stillschweigen diß-mal besonders ser ungelegen gewesen sein möchte. Sie werden aber aus dem Briefe, den ich an Hrn. Schwager schrieb gesehen haben, was zum Theil die Ursache davon war. Überdiss gesteh' ich Ihnen, dass mir ein Theil Ihres Briefes es beinahe unmöglich machte, ihn unmittelbar auf den Empfang zu beantworten, wiewol ich im Grunde, was diesen Fall betrift, längst entschlossen war. Ich sahe längst, dass ich meine Bildung so gut als aufgeben müsste, wenn ich jezt schon eine feste häusliche Lage wählen solte. Sie werden mir vieleicht, wie in manchen Fällen, das Beispiel anderer entgegensezen, die sich glüklich schäzen würden, eine so frühe Versorgung zu finden, wie es die Leute nennen. Aber es ist, wie ich glaube, weder Unbescheidenheit, noch Träumerei, wenn ich für mein Wesen, so weit ich seine Bedürfnisse kenne, für jezt noch eine Lage notwendig halte, in der ich mer Möglichkeit vor mir sehe, an mannigfaltigen Gegenständen, ohne die Einschränkungen eines fixirten bürgerlichen Verhältnisses meinen Geist und mein Herz zu nähren. Liebe Mutter! es ist Pflicht, seinen eigentümlichen Charakter zu kennen, sei er nun gut oder schlimm, und so viel möglich sich in Umständen zu erhalten, oder

sich in solche zu versezen zu suchen, welche gerade diesem Charakter günstig sind. Ueberdiss ist es ganz gegen meine Grundsäze, auf solchem Wege in eine Stelle der bürgerlichen Gesellschaft einzutreten. Wäre es in meinem Falle auch nur ein böser Schein, so will und soll ich, vorzüglich in einer solchen Angelegenheit, auch diesen meiden.

Ich bin aus den angefürten Gründen, gewis, daß Sie meinen nach wiederholter unbefangener Ueberlegung gefaßten Entschlus billigen, um so mer, da ich Sie bei dieser Gelegenheit versichere, daß ich niemals einen Weg zu meiner künftigen Wirksamkeit wählen werde, wo ich Ihnen auf irgend eine Art zur Last fallen, oder gar Unehre machen könnte. Sie sagen mir, daß Sie die L.[1]) bedauren. Ich denke aber, wenn sie mir im Ernste gut ist so kann sie nichts wünschen, was wider meinen Karakter ist. Ist es ihr aber nur so halb Ernst, nun so wird sie sich trösten, und ich mus mich auch zu trösten suchen. So ser ich wünsche, ein solches Verhältnis, so sonderbare Seiten es auch in meinen Augen immer hatte, nie zu brechen, so getraue ich mir doch nicht, sie gerade heraus zu bitten, mir zu lieb einem Glük zu entsagen; denn das wird es, wie ich hoffe, doch für sie sein. Ich überlasse diß Ihnen, liebe Mutter, wenn Sie anders zu irgend einer Entscheidung — oder sagen Sie, was Sie vieleicht schon gesagt haben, ich sei verreist, und schreibe nicht. — Gottlob! so hätt' ich den schwierigen Punkt von der Brust weg. Sie können glauben, dass es meinem törichten Herzen schwer wurde, so vernünftig zu schreiben, denn ich bin, wenn ich die Sache genau besehe, doch unruhig, nicht um meinetwillen, sondern um ihretwillen. Ich mus aufhören. Schreiben Sie bald, liebe ewig-teure Mutter! auch wenn Sie wollen, der Frau von Kalb. Von meiner Reise hab ich Ihnen noch gar nichts erzählt. Aber nächsten Botentag schreib' ich dem l. Karl, und dann solls geschehen.

Gesund bin ich immer. Auch mein ökonomischer Zustand ist gut. Die Motion auf dem Rhöngebirge und im Fulderlande ist mir ser gut bekommen. Übrigens, so gern ich durch die Welt streife, ist mir mein sorgenfreies stilles Waltershausen doch auch

[1]) Lebret.

lieb. — Tausend Empfelungen an die l. Fr. Grosmamma; dem l. Karl schreib' ich gewis mit nächstem. Sein Brief hat mich ausserordentlich gefreut, besonders die Nachricht von s. jezigen so gut gewählten Lectüre. Behalten Sie mich lieb, teuerste Mutter.

Ihr Friz.

*Nr. 91.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Lieber Bruder!

Mit jedem Briefe von Dir wird mir die gegenseitige Mitteilung unsers Wesens und seiner Zustände unentberlicher. Mit warem Anteil bedaur' ich den Unfall, der Deine edle Geliebte und mit ihr Dich traf[2]). Ihr werdet da erst ganz gefühlt haben, was Ihr einander seid. Es ist der innerste Wunsch meines Herzens, daß dieses schöne Band sich erhalte in dieser seltnen Innigkeit. Wenn ich mir träume, daß mir wol auch einmal ein solches Weib werden könnte, und mein häuslicher Heerd recht nahe bei Dir und Deinem Röschen wäre, so kann ich wol manchmal dem ewigen Sehnen von einer Stelle der Welt zur andern von einer Wirksamkeit zur andern seine gehörige Schranke sezen, oder vielmer es besser verstehen, um so mer, da ich so klar sehe, aus meiner jezigen Lage, wie ein enger stiller Gesichts- und Wirkungskreis, wenn man nur einmal ganz vertraut mit ihm geworden, unsere Kräfte in unabläßiger Tätigkeit, und eben weil die Mannigfaltigkeit von Gegenständen nicht ermüdet und zerstreut, uns um so stärker und reiner erhält, wie auch da manche schöne Freude, die man bei flüchtigem Vorübereilen nicht bemerken könnte, verborgen liegt. Uebrigens, wie es das heilige Schikſaal will! Wir können nicht Berge zu Thalen, und Thale zu Bergen machen. Aber wir können uns auf dem Berge des weiten Himmels und der freien Luft, und der stolzen Höhe, und im Thale der Ruhe und Stille freuen, und mit den Lieblichkeiten

---

[1]) Der Brief ist im Juli 1794 geschrieben; die Einlage an Hegel datirt vom 10/14. Juli. Die hierauf bezügliche Randbemerkung von Schwab nicht abgedruckt.

[2]) Der Vater von Neuffers Braut, Regierungsrath Stäudlein in Stuttgart, war am 21. Mai 1794 gestorben.

und Herrlichkeiten, die wir von oben herab übersehen hätten, um so vertrauter werden. Noch besser! Giebts auf dem Berge für uns zu thun, so klimmen wir hinauf, können wir pflanzen und bauen im Thale, so bleiben wir da.

Verzeih das, lieber Bruder! Aber man kan so einen zufälligen Gedanken nicht leicht schnell wieder verlassen, wenn er ein wenig gleichartig ist mit unserem Wesen, und geratet[3]) so ins Schwäzen hinein. — Zu der Stelle Deines Briefs, wo Du über Unfruchtbarkeit Deines Geistes Dich äusserst, schreib' ich Dir eine Stelle aus Herders Tithon und Aurora ab: „Was wir Ueberleben unsrer selbst nennen, ist bei bessern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abspannung des Bogens zu neuem Gebrauche. So ruhet der Aker, damit er desto reicher trage: so erstirbt der Baum im Winter, damit er im Frühlinge neu sprosse und treibe. Den Guten verlässet das Schiksaal nicht, so lange er sich nicht selbst verläßt, und unrümlich an sich verzweifelt. Der Genius, der von ihm gewichen schien, kehrt zu rechter Zeit zurük, und mit ihm neue Tätigkeit, Glük und Freude. Oft ist ein Freund ein solcher Genius!" Mach mir die Freude, lieber, und schreibe bald, daß ich zum Teil Dir so was gewesen sei.

Deine Übersezung des Katilina interessirt mich um so mer, da ich noch von vorigem Jare, wo ich ihn las, mit ihm bekannt bin. Es ist recht ein Geschäft zu seiner Zeit. Du hast recht, das Uebersezen ist eine heilsame Gymnastik für die Sprache. Sie wird hübsch geschmeidig, wenn sie sich so nach fremder Schönheit und Grösse, oft auch nach fremden Launen bequemen mus. Aber, so ser ich Dich bewundere, dass Du mit solcher Beharrlichkeit das Mittel zu Deinem Zwecke vorbereiten kannst, so werd' ich Dir doch einen Fehdebrief schiken, wenn Du nach Vollendung beider Arbeiten, die Du jezt unter den Händen hast, eine neue der Art anfängst. Die Sprache ist Organ unseres Kopfs, unseres Herzens, Zeichen unserer Phantasien, unserer Ideen; uns mus sie gehorchen. Hat sie nun zu lange in fremdem Dienste gelebt, so denk' ich, ist fast zu fürchten, daß sie nie mer ganz der freie reine, durch gar nichts, als durch das Innre, so und nicht anders

---

[3]) Schwäbisch statt „geräth".

geſtaltete Ausdruk unſeres Geiſtes werde. Ich würde mich gerne näher darüber erklären, lieber Bruder! wenn ich jezt durch den abgehenden Boten nicht getrieben würde. — Dieſen Nachmittag wurd' ich im Schreiben durch die Majorin unterbrochen. Sie ſah, daſs ich an Dich ſchrieb, und trug mir auf, Dir recht herzlich zu danken für Deinen Gruſs, Dir zu ſchreiben, daſs ſie an die Fortdauer unſerer Freundſchaft, mer als bei irgend einer, glaube, nach allem was ſie von uns wiſſe, denn wenn einmal Weſen zu dieſem Zweck ſich die Hand reichen, daß ſie durch Anteil, an allem was Geiſt und Gemüth intereſſire, an allem, was das Seyn erhöhe, erweitere, verherrliche, ſich ſtärken, und emporhelfen, dann ſeien ſie auf ewig verbunden, denn ihre Liebe ſei, wie der Fortſchritt ihrer Vervollkommnung unendlich. Diſs iſt beinahe wörtlich, was ſie ſagte. Ferner: — wenn Deiner gedacht werde, ſo dürfen ja auch in dieſem Geſpräche die Unzertrennlichen nicht geſchieden werden, und ſo begleite Dich immer auch Röschen — ſie möchte den Menſchen ſehen, der ſich nicht freue über eine ſolche in unſern Tagen ſo ſeltne Liebe u. ſ. w. Ich glaube Du kanſt aus dieſen Worten, die ich getreu ausrichtete, einen Theil ihres Weſens ahnden. — Mein Junge iſt recht guter Art, ehrlich, frölich, lenkſam, mit gutzuſammenſtimmenden, auf keine Art exzentriſchen Geiſteskräften, und vom Köpfchen bis auf die Füße bildſchön. Ich würde Dir gerne auch noch etwas von mir, von meinem Roman, meinen kantiſchäſthetiſchen Beſchäftigungen, einer Reiſe übers Rhöngebirge ins Fulderland, die ich neulich machte, und ſonſt von manchem erzälen, wenn ich nicht genötiget wäre zu ſchließen. Weiſt Du nicht ob Stäudlin mein Gedicht an die Künheit in die Urania geſchikt hat? Ich wünſchte es zu wiſſen, um vieleicht andern Gebrauch davon zu machen.

Dein

Hölderlin.

[Am Rande:]

Sei ſo gut, ſchike beiliegenden Brief in Hegels Haus, und grüße bei Gelegenheit die Heglin, ſag' ihr, auch Hesler empfele ſich ihr, und wenn ich nicht übereilt worden wäre, würd' ich mir die Freiheit genommen haben, ihr ſelbſt zu ſchreiben. Ob ich das bei andern Briefen an ihren Bruder thun dürfe?

**Nr. 92.

Hölderlin an Hegel.

Waltershausen bei Meiningen
d. 10. Juli 1794.

Lieber Bruder!

Ich bin gewiß, daß Du indessen zuweilen meiner gedachtest, seit wir mit der Losung — Reich Gottes! von einander schieden. An dieser Losung würden wir uns nach jeder Metamorphose, wie ich glaube, wieder erkennen. Ich bin gewiß, es mag mit Dir werden, wie es will, jenen Zug wird nie die Zeit in Dir verwischen. Ich denke, das soll auch der Fall seyn mit mir. Jener Zug ists doch vorzüglich, was wir an einander lieben. Und so sind wir der Ewigkeit unserer Freundschaft gewiß. Uebrigens wünscht' ich Dich oft in meiner Nähe. Du warst so oft mein Genius. Ich danke Dir sehr viel. Das fühl' ich erst seit unserer Trennung ganz. Ich möchte Dir wohl noch manches ablernen, auch zuweilen etwas von dem meinigen mittheilen.

Das Briefschreiben ist zwar immer nur Nothbehelf, aber doch etwas. Deßwegen sollten wir es doch nicht ganz unterlassen. Wir müssen uns zuweilen mahnen, daß wir große Rechte an einander haben.

Ich glaube, daß Du Deine Welt in mancher Rücksicht für Dich ziemlich tauglich finden wirst. Ich habe aber nicht Ursache, Dich zu beneiden. Für mich ist meine Lage gleich gut. Du bist mehr mit Dir selbst im Reinen als ich. Dir ist's gut, irgend einen Lärm in der Nähe zu haben; ich brauche Stille. An Freude fehlt es mir auch nicht. Dir gebricht sie nirgends.

Deine Seen und Alpen möchte ich wohl zuweilen um mich haben. Die große Natur veredelt und stärkt uns doch unwiderstehlich. Dagegen leb' ich im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe und Klarheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes. Eine Frau von Kalb wirst Du schwerlich finden in Deinem Bern. Es müßte Dir sehr wohl seyn, an diesem Strahle Dich zu sonnen. Wäre unsere Freundschaft nicht, Du müßtest ein wenig ärgerlich seyn, daß Du Dein gutes Schicksal mir abtratest. Auch sie muß beinahe denken, daß sie verloren habe bei meinem blinden Glücke,

nach allem, was ich ihr sagte von Dir. Sie hat mich schon sehr oft gemahnt, an Dich zu schreiben. Auch jetzt wieder.

Frau von Berlepsch war ja oder ist noch in Bern; auch Baggesen. Schreibe mir doch, wenn Du kannst, recht viel von beiden. — Stäudlin hat mir bis nun einmal geschrieben; auch Heßler nur einmal. Ich glaube, wir haben viel zu thun, wenn uns der letztere nicht schamroth machen soll. Ich hoffe immer, auf irgend einem Wege ihn bald zu sehen zu bekommen.

Ist Mögling[1]) in Bern? Tausend Grüße an ihn. Ihr werdet manche frohe Stunde zusammen haben.

Schreibe mir doch recht viel, was Du jetzt denkst und thust, lieber Bruder.

Meine Beschäftigung ist jetzt ziemlich concentrirt. Kant und die Griechen sind beinahe meine einzige Lectüre. Mit dem ästhetischen Theile der kritischen Philosophie such' ich vorzüglich vertraut zu werden. Neulich macht' ich eine kleine Excursion übers Rhöngebirge hinein ins Fulder Land. Man glaubt auf den Schweizerbergen zu seyn, den kolossalischen Höhen und fruchtbaren reizenden Thälern nach, wo die zerstreuten Häuserchen am Fuße der Berge, im Schatten der Tannen, unter Herden und Bächen liegen. Fuld selbst hat auch eine recht liebliche Lage. Die Bergbewohner sind wie überall etwas barsch und einfältig. Uebrigens mögen sie manche gute Seite haben, die unsere Cultur vertilgt hat. Schreibe mir doch bald, lieber Hegel. Ich kann Deine Mittheilung unmöglich ganz entbehren.

Dein

Hölderlin.

den 14. Juli.

In Eile muß ich hinzusetzen, daß ich beiliegende Blätter auf Ehre! erst seit einigen Tagen bekommen.

Ich bin sehr ärgerlich über die Impertinenz eines Juristen von Hildburghausen, dem Heßler die Briefe an [?] Ostern mitgab und der sie wahrscheinlich erst vor einigen Wochen nach Meiningen schikte, von wo ich sie, ohne zu wissen, durch welche Gelegenheit,

[1]) H. Wolfgang Mögling war ein Compromotionale Hegels u. Hölderlins, machte aber später eine diplomatische Carrière.

bekam. Denn daß sie von Hildburghausen kommen, schließe ich aus einem Briefe, den ich gestern von Heßlern erhielt und wo er seine Empfindlichkeit gegen mich zu äußern scheint, da er doch die Sache zuvor hätte prüfen sollen. Wie gesagt, der Fall verdrießt mich im höchsten Grade, besonders da ich im Punkte der Liederlichkeit von alten Zeiten her Dir etwas zu viel bekannt bin. Uebrigens wäre diese Liederlichkeit zu schlecht für mich, und ich habe mein Ehrenwort gegeben. Zu Deiner Beruhigung muß ich Dir sagen, daß ich Heßler's Wappen kenne und daß es unversehrt war an meinem Briefe. Schreibe mir bald! Ueber Heßler's Briefe schreib' ich Dir, so bald nur möglich ist.

Nr. 93.

Hölderlin an seine Mutter.

Waltershausen bei Meiningen
d. 30. Jul. 1794.

Liebste Mutter!

Ich denke, etwas sei Ihnen lieber, als gar nichts, und schreibe in Eile einige Zeilen, um Ihnen durch gar zu langes Stillschweigen keine Sorge zu machen. Ich glaubte, diese Woche würde noch ein Bote nach Meiningen gehen. Da ich aber eben höre, daß diss erst bis Montag der Fall ist, so muß ich noch so gut ich kan, die Gelegenheit benüzen, die ich jezt habe. Dennoch will ich aber bis Montag, wenn ich anders nicht verhindert werde, Ihre beiden lieben Briefe eigentlicher beantworten, auch warscheinlich von der Fr. v. Kalb, die sich ser freut über Ihren Brief, und Ihnen inzwischen dafür durch mich danken läßt, eine Antwort beizulegen haben.

Was mir jezt mein Andenken an die l. Meinigen etwas verdüstert, ist der Gedanke, daß Sie sich so ser viele, und so grosse Sorge machen werden über den Krieg. Die Franzosen werden nie so weit ins Inre von Deutschland vorzudringen suchen. Und für das Leben und den nötigen Unterhalt hat unsre ganze liebe Familie gewis in keinem Falle zu sorgen.

Ich werde warscheinlich nächste Woche wieder etliche Tage verreisen. Es ist diss ser nötig für mich, weil ich in meiner Ein-

samkeit beinahe gezwungen bin zu immerwährender sizender Beschäftigung, und so leicht etwas Hypochondrie sich einnistet, wenn man nicht auch zuweilen wieder den Geist und den Körper lüftet.

Dem lieben Karl wolt' ich immer schreiben, aber ich wartete immer, bis ich recht gut aufgelegt wäre, und so vergieng die Zeit. Die Reise ins Fulderland hab' ich allein, und zu Fuße gemacht.

Daß in den Briefen, die ich eingeschlossen bekomme, das Datum immer um ein paar Monate früher angesezt ist, als der Brief wirklich geschrieben ist, ärgert mich. Denn das weis ich doch gewis, dass der Brief nirgends ein paar Monate liegen bleibt. Ich kann so eine Falschheit nicht leiden, und auch die Briefe sind etwas leer. Es ist aber übrigens gut, daß ich so zuweilen durch die Erinnerung an meine alten Thorheiten, die doch auch ihr Gutes hatten, von neuem gewarnt werde, wiewol in diesem Eremitenleben die Gelegenheit gänzlich mangelt. Ich kann also, wenn es sein mus, gar wol treu bleiben.

Nur viele Neuigkeiten, liebe Mutter! So manches unverdiente Laid mir angethan wurde in meinem Vaterlande, so nehm' ich an allem, was daher kommt, doch immer mer den wärmsten Anteil. Und ich spreche sicher von meinen Freunden und Bekannten mer, als sie von mir. Daß ich von den l. Meinigen dieses nicht gesagt haben will, versteht sich von selber. Ich habe meinem Zögling die Zeit abgebrochen, in der ich dieses schrieb; Sie können sich also denken, daß ich unmöglich weitläufiger sein kann. Und hiemit bis auf Mereres Adieu. Tausend Grüße und Empfelungen der l. Fr. Grosmamma, meinem Karl, und den Lieben Allen.

Ewig

Ihr

Friz.

**Nr. 94.

Hölderlin an seinen Bruder.

Waltershausen, den 21. August 1794.

Ich bin Dein Schuldner von lange her, lieber Bruder! Aber in dem Vertrage, den unsere Herzen gestiftet, steht ja nicht geschrieben, daß wir mit einander viele Worte machen, und recht lange Briefe schreiben sollen, sondern daß wir Männer werden,

und nur unter dieser Bedingung uns gegenseitig als Brüder anerkennen wollen. Unter rastloser Thätigkeit reift man zum Manne, unter dem Bestreben, aus Pflicht zu handeln, auch wenn sie nicht viel Freude bringt, auch wenn sie eine sehr kleine Pflicht scheint, wenn sie nur Pflicht ist, reift man zum Manne; unter Verläugnung der Wünsche, unter Entsagung und Ueberwindung des selbstsüchtigen Theils unseres Wesens, dem es nur immer recht bequem und wohl seyn soll, unter stillem Harren, bis ein größerer Wirkungskreis sich aufthut, und unter der Ueberzeugung, daß es auch Größe sey, seine Kräfte auf einen engen Wirkungskreis einzuschränken, wenn Gutes dabei herauskömmt, und kein größerer Wirkungskreis sich aufthut; unter einer Ruhe, die keine Schwachheit der Menschen empörte, und kein eitler Prunk derselben, keine falsche Größe, keine vermeintliche Demüthigung in Verwirrung setzt, die nur durch Schmerz und Freude über das Wohl oder Weh der Menschheit, nur durch das Gefühl eigner Unvollkommenheit unterbrochen wird, reift man zum Manne; unter dem unabläßigen Bestreben seine Begriffe zu berichtigen und zu erweitern, unter der unerschütterlichen Maxime, in Beurtheilung aller möglichen Behauptungen und Handlungen, in Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit und Vernunftmäßigkeit schlechterdings keine Autorität anzuerkennen, sondern selbst zu prüfen, unter der heiligen unerschütterlichen Maxime, sein Gewissen nie von eigner oder fremder Afterphilosophie, von der stockfinstern Aufklärung, von dem hochwohlweisen Unsinne beschwatzen zu lassen, der so manche heilige Pflicht mit dem Namen Vorurtheil schändet, aber eben so wenig sich von den Thoren oder Bösewichtern irre machen zu lassen, die unter dem Namen der Freigeisterei und des Freiheitsschwindels einen denkenden Geist, ein Wesen, das seine Würde und seine Rechte in der Person der Menschheit fühlt, verdammen möchten oder lächerlich machen, unter all' diesem, und vielem andern reift man zum Manne. Wir müssen große Forderungen an uns machen, Bruder meines Herzens! Wollten wir seyn, wie die Armseligen, denen es so wohl ist in dem Bewußtseyn ihres kleinen Werths? Glaube mir, mir wird sonderbar zu Muth, wenn ich der Hoffnungen gedenke, die man sich vom folgenden Jahrhundert macht, und die verkrüppelten, kleingeisterischen, rohen, anmaßlichen, unwissenden, trägen Jünglinge

dagegen stelle, deren es überall so viele gibt, und die alsdann ihre Rolle spielen sollen. Die wenigen, die noch eine Ausnahme machen, müssen sich ermuntern und unterstützen. Noch etwas! Es ist jetzt noth, daß man sich sagt: sey klug, sprich nichts, so wahr es auch ist, wenn Du sicher bist, es wird kein Zweck dadurch erreicht. Opfre nie Dein Gewissen der Klugheit auf. Aber sey klug. Es ist ein goldner Spruch: Werft eure Perlen nicht vor die Schweine. Und was Du thust, thue es nie in der Hitze. Ueberdenke kalt! und führe mit Feuer aus! — Ich bin gewiß, daß Du mit mir darin einig bist, daß Brüder so mit einander sprechen müssen. Beigelegter Brief ist von der Majorin an unsere liebe Mutter. Es ist ein Beweis, wie selten man seine Schuldigkeit thut, bei der Erziehung, wenn ein Erzieher, der im Allgemeinen nach Ueberzeugung und Gewissen handelt, bei tausend Fehlern, die er macht, als etwas Seltnes betrachtet wird.

Letzten Sonntag war ich auf dem Gleichberge, der sich eine Stunde von Römhild über die weite Ebene erhebt. Ich hatte gegen Osten das Fichtelgebirge (an der Gränze von Franken und Böhmen), gegen Westen das Gebirge, das die Gränze von Franken und Hessen, gegen Norden den Thüringer Wald, der die Gränze von Franken und Thüringen macht, gegen mein liebes Schwaben hinein, südwestlich, den Staigerwald am Ende meines Horizonts. So studirt' ich am liebsten die Geographie der beiden Halbkugeln, wenn es seyn könnte! Schreibe mir doch auch recht viel von Deinen Beschäftigungen, von den sorglichen oder freudigen Tagen der lieben Mutter, von den Umständen aller der theuren Unsrigen, von meinen Bekannten, von H., B., G., ꝛc. kurz von allen, die Du kennst, und die mich nur einigermaßen interessiren können. Grüße mir alle bei Gelegenheit recht herzlich! —

Daß Robespierre den Kopf lassen mußte, scheint mir gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu seyn. Laß erst die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden, kommen, was die Sache der Menschheit ist, gedeihet dann gewiß! Amen.

Dein

Fritz.

*Nr. 95.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Waltershausen d. 25. Aug. 94.

Könnt' ich Dir helfen, Freund meiner Seele! Gott weis es! ich gäbe mein Leben gerne darum. Meine Freude ist hin, ich werde mitten unter dem, was mich umgiebt, von Deinem Grame gemahnt, und ich weiss nicht, wie ichs ertragen könnte, wenn nicht Du Dich wenigstens retteteſt.

Lieber! Du muſt, Du wirſt Deinen Geiſt emporhalten, es komme, was da will. Du gehörſt der Menſchheit, Du darfſt ſie nicht verlaſſen. Durch große Freude, und großen Schmerz reift der Menſch zum Manne. Eine Zukunft, wie der Held im Kampfe ſie erwarten kann, wartet Deiner. Du wirſt nicht gefüllos durchs Leben gehn, das königliche Bewuſtſein, namenloſen Schmerz bezwungen zu haben, wird Dich geleiten, Du wirſt [Dich] emporringen in die Region des Unvergänglichen, Du wirſt unter den Menſchen bleiben, und Menſch ſein, aber ein göttlicher Menſch.

Lieber! Unvergeſslicher! Du gehörſt auch mir. Unter allem woran mein Herz hieng mit Hofnung einer Dauer, dauerte mir bisher einzig der Bund mit Dir. Ich weis keine Seele, an die ich glaubte, wie an Dich. Ich war noch nie ſo reich wie Du. Ich war nie glüklich durch Liebe, weis nicht, ob ich es je werden werde, aber ich war oft unausſprechlich glüklich durch Dich, und hoff es immer mer zu werden auf dieſem Wege. Kennſt Du mich nimmer, bin ich Dir nichts mer, mein Bruder? Laß uns zuſammen aushalten in dieſer finſtern Zone, zuſammen wirken, und nur vom Siege unſer Herz nähren. Ich ſchwöre Dirs, zunächſt der Menſchheit, ſoll nichts auf Erden ein Recht auf mich haben wie Du, ich werde Dein ſein, wie Deine Seele, und wenn ich vor keinem Sterblichen mich beuge, ſo will ichs und werd ichs ewig vor Dir. Welten erobern, Staaten einreiſſen und aufbauen wird mir nie ſo gros dünken, als ſolchen Schmerz zu überwinden.

Gönne mir den Troſt m. Lebens, und Dir den Triumph aller Triumphe! Ich laſſe Dich nicht. Ich werd' es one Ende Dir

[1]) Die Nachſchrift von Schwab nicht abgedruckt.

zurufen, und ich würd es ſagen, wenn ich von Deiner und ihrer Leiche käme: der Schmerz kan mich zu Boden werfen, aber überwältigen kann er mich nicht, ſo bald ich will.

Laß ſie vorangehn, wenn es ſo ſein ſoll, auf dem unendlichen Wege zur Vollendung! Du eilſt ihr nach, wenn Du auch noch Jare hier verweilſt. Der Schmerz wird Deinen Geiſt beflügeln, Du wirſt mit ihr gleichen Schritt halten, ihr werdet verwandt bleiben, wie ihr es ſeid, und was ſich verwandt iſt, findet ſich doch wol wieder.

Und wirſt Du mich anhören? Ich hoffe noch. Es wird mir durch den Tod ihres Vaters, durch euer Verhältnis, das bei tauſend Seeligkeiten doch gewis auch manchen ſtillen Kummer herbeiſürt, warſcheinlich, daß vieleicht dieſe ſcheinbare Schwindſucht die Wirkung eines tief leidenden Gemüts ſein könnte. Iſt es das, ſo kann ich ruhiger ſein.

Ich beſchwöre Dich, ſchreibe mir mit nächſtem Poſttage wieder, ſo wenig es auch ſein mag, nur wie es ſteht mit ihr und Dir. Wird es nicht anders: ſo hält mich ſchlechterdings nichts, ich eile und komme, und bitte Dich auf den Knien, Dein zu ſchonen. Gelingt mir gar nichts, ſo hoff' ich doch durch ein paar herzliche Tage Deinen Gram in etwas zu unterbrechen, und auch das iſt mir ſchon Grundes genug, zu kommen.

O mein Neuffer! wär' ich ſchon bei Dir! ich habe keine Ruhe. Könnt ich doch mit nächſtem Briefe von Dir etwas heitrer werden. Vergiſs nicht, daſs Du es biſt, der leidet, und daſs ich es bin, der mit Dir trägt. Des Himmels Seegen über die duldende Heilige!

Ewig

Dein

Hölderlin.

Ich benüzte in Eile die nächſte Gelegenheit, und ſchreibe Dir über Würzburg. Du wirſt auch gerne haben, wenn Dein Brief früher hieher kömmt. Addreſſire ihn deswegen nach Waltershauſen bei Neuſtadt an der Saale.

über Würzburg.

*Nr. 96.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Waltershausen bei Meiningen d. 10. Oct. 94.

Ich war Dir schon um einige Tagereisen näher, als gewönlich, auf einem Kalbischen Gute auf dem Staigerwalde, in der Gegend von Bamberg, und ich erwartete da Deinen lezten Brief, der mich troz aller Protestationen bestimmt hätte, zu Dir zu eilen und Dir zu zeigen, daß Du noch etwas treues in der Welt hättest, wenn dieser Brief nicht so frölich und herrlich gelautet hätte. Ich bekam ihn ser bald, ich hatte vor meiner Abreise von hier überall dafür gesorgt, daß er mir eilends nachgeschikt wurde. Das Opfer war also nicht gros, lieber Bruder, da ich beinahe schon halbwegs war, und mich die Natur mit ein paar rüstigen Beinen versehen hat. Aber da kam der Brief, und das weis nur ich, wie ser mich das freute, daß Du mich nicht brauchtest. Es war eine von den Stunden, worinn uns die Freude auf Monate stärkt. Der Wunsch liegt tief und ewig in meiner Seele, daß diese schöne Liebe bestehen möge, mit allen Seeligkeiten, und allen Tugenden, die sie giebt, mit all' ihren Blüten und Früchten. Sie kömmt mir immer vor, wenn ich das Zeitalter dagegen halte, wie eine Nachtigall im Herbste. — Das kannst Du mir glauben, lieber guter Bruder! daß die Ungleichheit, in der ich von dieser Seite mer durch Schiksaal, als durch mein eignes Wesen gegen Dir stehe, mich gar nicht hindert, die ganze Schönheit und den ganzen Werth dieses Verhältnisses mit Freude und Achtung zu erkennen. Ich sage nicht umsonst mit Achtung, denn ohne das, dem Achtung gebürt, one Adel und Vestigkeit des sittlichen Menschen könnte sicher ein solches Verhältnis nicht bestehen. Etwas hab ich doch auch; den Bund mit Dir: Er wird bestehen, mit seinen Blüten und Früchten, wie der Bund Deiner Liebe. Es ist mir damit ser ernst, lieber Neuffer! Ich bin zu ser überzeugt, ich werde alle Tage in meiner Überzeugung zu ser bestätigt, daß man eine solche Freundschaft nicht auf jeder Strasse findet, als daß ich die unsrige nicht ewig festhalten sollte. Es ist beinahe mein einziger

[1]) Der Brief ist von Schwab nur theilweise abgedruckt. Von „Uebrigens such ich mich" (S. 240 Z. 8 v u.) an.

Troſt, wenn ich Troſt bedarf, daß doch mein Herz mit Einem Weſen in einem daurenden Verhältniſſe ſteht, daß ich doch Ein Gemüth kenne, worauf ich trauen kann. Daß ich dieſes Troſtes bedarf, wirſt Du mir gerne glauben, weil Du, wie ich weiſt, wie die Meiſten es recht gut mit ſich meinen, mit andern hingegen, wenn ſie könnten, es gröſtenteils ungefär halten möchten, wie mit ihren Töpfen und Stühlen, man hütet ſich wol ſie zu zerbrechen, ſo lange man ſie braucht, oder ſo lange ſie nicht aus der Mode ſind; — und daſs ich mich nicht zerbrechen laſſe, verſteht ſich; daß ich nur ſo lange mich brauchen laſſe, bis ich mich ſelbſt beſſer brauchen kann, verſteht ſich auch; aber das iſt doch ſer wenig.

Mein jeziger äuſſerer Beruf wird mir oft ſer ſchwer. Dir kann ich es wol ſagen. Ich ſchwieg indes auch gegen Dich, weil ich beſonders Dir nur zu viel Veranlaſſung gab, in mir einen Unmuth über alles zu vermuten, das nicht verſilbert und vergoldet iſt, einen ewigen Jammer darüber, daß die Welt kein Arkadien iſt. Über dieſe kindiſche Feigheit bin ich aber ſo ziemlich weg. Aber ich bin ein Menſch. Ich mus doch wol gewiſſenhaften, oft ſer angeſtrengten Bemühungen Erfolg wünſchen. Es mus mir alſo wehe thun, wenn dieſer Erfolg beinahe gänzlich mangelt, durch die ſer mittelmäßigen Talente meines Zöglings, und durch eine äuſſerſt fehlerhafte Behandlung in ſ. frühern Jugend, und andere Dinge, womit ich Dich verſchonen will. Daß mir das wehe thut, wäre an ſich nicht ſer bedeutend, aber daß mich das unvermeidlich in meinen andern Beſchäftigungen ſtört, ſcheint mir nicht ſo unbedeutend. Es wäre Dir wol auch ſehr unangenem, wenn Dir eine Hälfte des Tags über einem Unterrichte vergienge, wobei Du nichts gewänneſt, als etwas Geduld, und die andere Hälfte ſer oft durch die Erfarung, daß der andere nichts dabei gewinnt, beinahe unnüz für Dich gemacht würde. Uebrigens ſuch' ich mich emporzuhalten, ſo gut es geht, und wenn mir nur die Sonne in meine Fenſter ſcheint, ſteh' ich meiſt heiter auf, und benüze dann, ſo gut ich kann, ein paar Morgenſtunden, die einzigen, wo ich eigentlich Ruhe habe. Die meiſten vergiengen mir dieſen Sommer über meinem Roman, wovon Du die fünf erſten Briefe dieſen Winter in der Thalia finden wirſt. Ich bin nun mit dem erſten Theile beinahe ganz zu Ende. Faſt keine Zeile blieb von meinen

alten Papieren. Der groſſe Übergang aus der Jugend in das Weſen des Mannes vom Affecte zur Vernunft, aus dem Reiche der Fantaſie ins Reich der Warheit und Freiheit ſcheint mir immer einer ſolchen langſamen Behandlung werth zu ſein. Ich freue mich übrigens doch auf den Tag, wo ich mit dem Ganzen im Reinen ſein werde, weil ich dann unverzüglich einen andern Plan, der mir beinahe noch mer am Herzen liegt, den Tod des Sokrates, nach den Idealen der griechiſchen Dramen zu bearbeiten verſuchen werde. Lyriſches hab' ich ſeit dem Früling noch wenig gedichtet. Das Gedicht an das Schikſaal, das ich noch zu Hauſe anfieng, vorigen Winter beinahe ganz umänderte, und um Oſtern in einem Briefe an Schiller einſchlos, ſcheint dieſer ſer gut aufgenommen zu haben, nach dem, was er mir ſagte in der Antwort auf meinen lezten Brief, wo ich ihm das Fragment von Hyperion ſchikte. Er hat es für einen Allmanach beſtimmt, wovon er künftig der Herausgeber ſein wird, und ich will ihm auf ſein Begehren noch einiges dazu ſchiken. Es wird von der Fruchtbarkeit meiner Natur abhängen, ob ich für den Rheinhartiſchen Allmanach und die Akademie und das Konziſche Muſäum Dir etwas werde ſchiken können, ich möchte Dir nicht gerne Schande machen, es wäre auch ſer liederlich, wenn ich Dein brüderliches Anerbieten ſo belohnen wollte; mit flüchtigen Producten möcht' ich alſo Dich nicht gerne beläſtigen. Vieleicht kann ich Dir einen Aufſaz über die äſthetiſchen Ideen ſchiken; weil er als ein Kommentar über den Phädrus des Plato gelten kann, und eine Stelle deſſelben mein ausdrüklicher Text iſt, ſo wär' er vieleicht für Konz brauchbar. Im Grunde ſoll er eine Analyſe des Schönen und Erhabnen enthalten, nach welcher die Kantiſche vereinfacht, und von der andern Seite vielſeitiger wird, wie es ſchon Schiller zum Theil in ſ. Schrift über Anmuth und Würde gethan hat, der aber doch auch einen Schritt weniger über die Kantiſche Gränzlinie gewagt hat, als er nach meiner Meinung hätte wagen ſollen. Lächle nicht! Ich kann irren; aber ich habe geprüft, und lange und mit Anſtrengung geprüft. — Jezt bin ich an einer Umarbeitung meines Gedichts an den Genius der Jugend. — Warſcheinlich werd' ich mit Anfang des Novembers nach Jena abreiſen. Man ſieht, daß mein phyſiſches, mit meinen andern Kräften, etwas Noth leidet in meiner Lage, und ſchikt mich auf

ein halb Jar mit meinem Zögling, dem es auch in einigen Rückſichten nötig iſt, dahin, um mich zu behalten. Ich will ſehen wie es gehn wird. Genuß erwart' und will ich wenig; aber etwas ſoll es, wie ich denke, zu meiner Bildung beitragen. Tauſend Dank für den gütigen Grus von Deinem edeln Mädchen; ich erwiedre ihn, von ganzer Seele. Dein Gedicht machte mir viele Freude, die vorlezte Strophe beſonders als Poëſie und als Ergus Deines Herzens. Die Majorin läßt Dich grüſſen. „Dein Grus habe ſie recht ſer gefreut!" Ich mus aus Mangel an Zeit ſchlieſſen, ehe ich es will.

Dein

Hölderlin.

[Am Rande:] Schreibe mir doch auch etwas von Gotthold. Iſt Hiller nach Amerika? hat wol die Heglin m. Brief ihrem Bruder geſchikt? Was machen die andern guten ſchönen Kinder? Du glaubſt nicht, wie lieb mir izt Neuigkeiten aus euren Gegenden und Zirkeln ſind.

*Nr. 97.

Hölderlin an Neuffer.

Jena d. Nov. 94.

Ich bin nun hier, wie Du ſiehſt, lieber Bruder! und ich habe Urſache, mich darüber zu freuen, nicht ſo wol, weil ich hier bin, als weil mich mein Hierſein in dem Glauben beſtätiget, daß es uns leicht wird etwas durchzuſezen, ſobald wir nur nicht ans Ziel getragen ſein, ſondern mit eignen Füſſen gehen wollen, und es nicht achten, wenn zuweilen ein hartes Steinchen die Sohle drükt. Ich weis gar wol, daß es ein gröſſer Ziel giebt, und gröſſere Mühe, mer Arbeit und mer Gewin; aber zu groſſen Dingen hat man in dieſer Welt auch ſelten mer als kleine Beiſpiele.

Ich habe jezt den Kopf und das Herz voll von dem, was ich durch Denken und Dichten, auch von dem, was ich pflichtmäßig, durch Handeln, hinausführen möchte, lezteres natürlich nicht allein. Die Nähe der wahrhaft groſſen Geiſter, und auch die Nähe wahrhaft groſſer ſelbtätiger mutiger Herzen ſchlägt mich nieder und erhebt mich wechſelsweiſe, ich mus mir heraushelfen aus Dämmerung und Schlummer, halbentwikelte, halberſtorbne

Kräfte ſanft und mit Gewalt weken und bilden, wenn ich nicht am Ende zu einer traurigen Reſignation meine Zuflucht nehmen ſoll, wo man ſich mit andern Unmündigen und Unmächtigen tröſtet, die Welt gehen läßt wie ſie geht, dem Untergange und Aufgange der Warheit und des Rechts, dem Blühen und Welken der Kunſt, dem Tod und Leben von allem, was den Menſchen, als Menſchen intereſſirt, wo man dem allem aus ſeinem Winkel mit Ruhe zuſieht, und wenns hoch kömmt, den Forderungen der Menſchheit ſeine negative Tugend entgegenſtellt. Lieber das Grab, als dieſen Zuſtand! Und doch hab' ich oft beinahe nichts anders im Proſpect. Lieber alter Herzensfreund! in ſolchen Augenbliken vermiſs' ich oft recht Deine Nähe, Deinen Troſt, und das ſichtbare Beiſpiel Deiner Veſtigkeit. Ich weis, daß auch Dich zuweilen der Muth verläſst, ich weis, daß es allgemeines Schikſaal der Seelen iſt, die mer, als thieriſche Bedürfniſſe haben. Nur ſind die Grade verſchieden. Eine Stelle, die ich heute in dem Vorberichte zu den Wielandſchen ſämtlichen Werken zufällig anſah, brennt mir noch im Herzen. Es heist da: die Muſe Wielands habe mit dem Anfange der deutſchen Dichtkunſt angefangen, und ende mit ihrem Untergange! allerliebſt! Nenne mich einen Kindskopf! aber ſo was kann mir eine Woche verderben. Seis auch! Wenn's ſein mus, ſo zerbrechen wir unſre unglüklichen Saitenſpiele und thun, was die Künſtler träumten! Das iſt mein Troſt. — Nun auch was von hier. Fichte iſt jezt die Seele von Jena. Und gottlob! daß ers iſt. Einen Mann von ſolcher Tiefe und Energie des Geiſtes kenn' ich ſonſt nicht. In den entlegenſten Gebieten des menſchlichen Wiſſens die Prinzipien dieſes Wiſſens, und mit ihnen die des Rechts aufzuſuchen und zu beſtimmen, und mit gleicher Kraft des Geiſtes die entlegenſten künſten Folgerungen aus dieſen Prinzipien zu denken und troz der Gewalt der Finſternis ſie zu ſchreiben und vorzutragen, mit einem Feuer und einer Beſtimmtheit, deren Vereinigung mir Armen one diß Beiſpiel vieleicht ein unauflösliches Problem geſchienen hätte, — diß lieber Neufer! iſt doch gewis viel, und iſt gewis nicht zu viel geſagt von dieſem Manne. Ich hör' ihn alle Tage. Sprech' ihn zuweilen. Auch bei Schiller war ich ſchon einigemale, das erſtemal eben nicht mit Glük. Ich trat hinein,

wurde freundlich begrüßt, und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas besonders ahnden ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt' ihn auch mir, aber ich verstand seinen Nahmen nicht. Kalt, fast one einen Blik auf ihn begrüsst ich ihn, und war einzig im Innern und Äussern mit Schillern beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht an das Schiksaal gedrukt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblik darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fült' es, daß ich über und über roth wurde. Hätt' ich gewust, was ich jezt weis, ich wäre leichenblas geworden. Er wandte sich drauf zu mir erkundigte [sich] nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs; und ich beantwortete das alles so einsylbig, als ich vieleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglüksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde lies ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Majer[1]) aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt [sich] über manches mit ihm. Aber ich ahndete nichts. Ich gieng und erfuhr an demselben Tage im Klubb der Professoren, was meinst Du? daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglük, und meine dummen Streiche gut zu machen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speist ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich so viel möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit und seine Unterhaltung, worinn sein ganzer kolossalischer Geist erschien, mich das Unglük, das mir das erstemal begegnete, vergessen lies. Auch bei Niethammer bin ich zuweilen. Das nächstemal mer von Jena. Schreibe mir izt auch bald, lieber Bruder!

Dein

Hölderlin.

[Am Rande:]
Meine Adresse ist an — — im Vogtischen Garten.

---

[1]) Heinrich Meyer.

Nr. 98.

Hölderlin an seine Mutter.

Jena d. 26. Dez. 94.

Ich bedaure von Herzen, liebe Mutter! daß Ihnen das lange Stillschweigen Sorge machte. Doch hab' ich den Trost, daß es gänzlich ohne meine Schuld geschah. Ich schrieb noch vor meiner Abreise von Waltershausen, entschuldigte mich mit einer Reise in die Gegend von Bamberg, auf ein Kalbisches Gut, daß ich Ihren Brief, der den Kirschengeist und die Strümpfe, wofür ich herzlich danke, begleitete, nicht bälder beantwortet hatte, meldete Ihnen meine nahe Abreise nach Jena, und mein Vorhaben, meine Verwandten in Weimar zu besuchen, (denn daß noch eine Heynische Familie da ist, und im Wohlstande lebt, weiß ich jezt gewiß) und Sie werden finden, daß ich mich in meinem lezten Briefe, den ich von hier aus schrieb, auf jenen, der allem nach verloren gegangen ist, bezog. Ich muß Sie recht ser bitten, liebe Mutter! daß Sie doch nie die Ursache von einem langen Ausbleiben meiner Briefe in irgend einen Unfall sezen; ich verspreche Ihnen heilig, daß ich gerade dann am schleunigsten von mir Nachricht geben werde, wenn ich irgendwo Ihrer mütterlichen Theilnahme bedürfte. Bei der Abhängigkeit, in der ich lebe, könnte es oft kommen, daß unvorhergesehene Veränderungen in meiner Lage, mich den Ort, wohin Sie zunächst zu schreiben hätten, nicht genau bestimmen, auch von mir selbst keine bestimmte Nachricht mich geben liessen, und in diesen und ähnlichen Fällen glaubt' ich fast besser zu thun, wenn ich so lange wartete, bis ich sichre Nachricht geben könnte. In einem solchen Falle bin ich beinahe jezt. Meine Herrschaft findet den Aufenthalt auf dem Lande jezt plözlich zu langweilig, und weil in jeder Stadt mein Zögling eben so gut wie hier berathen scheint, wenn es nur eine Stadt ist, so fallen die Gründe, warum er hieher geschikt wurde weg, und ich bin genötigt, Jena wider all mein Vermuthen nächste Woche schon wieder zu verlassen, werde mich in Weimar, wo sich die Majorin, die uns abzuhohlen gekommen ist, noch einige Wochen aufhält, auch noch umsehen, und dann wahrscheinlich nach Nürnberg abreisen. Ich bedaure, daß Ihre Freude über die Glüksterne, die

mir aufzugehen schienen, so kurz ist; ich bin übrigens resignirt, und froh, daß ich meine kurze Zeit hier so gut, als möglich anwandte. Ich fand auch Freunde unter den hiesigen Professoren, besonders interessirte sich Schiller für mich. Auch Niethammer benahm sich recht brav gegen mich. Ich finde beim Abschiede, daß ich, bei einem längeren Aufenthalt noch manches angeneme und vorteilhafte hätte erfaren können. Ich gestehe Ihnen, daß ich aus manchen reellen Gründen entschlossen war, mein Verhältnis zu verlassen, und zu versuchen, ob ich mich nicht hier souteniren könnte; ich erklärte es der Majorin, die meine Gründe triftig finden mußte, und die Sache wäre beinahe abgethan gewesen, wenn nicht Schiller einen glüklichen Mittelweg ausgefunden, und mich bewogen hätte, mich dahin zu erklären, daß, wenn meine Bedenklichkeiten, die auch er gültig fand, bis Ostern nicht wegfallen, das Verhältnis aufgehoben sein sollte. Da diese Bedenklichkeiten vorzüglich meinen Zögling betreffen, so werden Sie es selbst gut finden, wenn ich sie nicht ohne Noth auseinandersezе. Glauben Sie, liebe Mutter! daß der jugendliche Übermuth, wenn er je meine Handlungen bestimmte, jezt gewis mich nimmer leitet. Ein froher Gedanke ists mir, daß ich Ihnen bald um vieles näher bin, und vieleicht einmal auf einige Tage mein Vaterland und die Meinigen wiedersehen kann, ehe sie sichs versehen. — Es thut mir auch weh, meine guten Landsleute, besonders Heslern und Camerern von Sundelfingen, der hier seine medicinischen Studien fortsezt, sobald wieder zu verlassen. — Ein merkwürdiger Zug in meiner Lebensgeschichte! Ich sprach kein süsses Wort mit irgend einer hiesigen Dame. Meine eingeschränkte Zeit liess es mir auch nicht zu, die schönen und lustigen Cirkel zu besuchen. Einmal war ich schuldigerweise bei Madam Paulus, wo ich mich aber lieber an den Professor hielt, weil er in der That in theologischer Rükksicht ein interessanter Mann ist. Ich sage das auf die lieben wohlgemeinten Ermahnungen. — Ich schreibe Ihnen, noch eh' ich eine Antwort von Ihnen bekomme, noch einmal von Weimar aus. Ich bin izt wegen der nahen Abreise etwas zerstreut. Was macht mein Karl? Er soll mir doch verzeihen, daß ich im Briefschreiben so nachlässig bin. Denkt er denn auch noch oft an mich? Und wie gehts den andern Lieben? Ihnen und der Frau Grosmamma

für das Weinachtsgeschenk herzlichen Dank! Auch ein gutes neues Jahr! Nach Blaubeuren, und Löchgau tausend Empfelungen!

Ihr Friz.

[Nachschrift:] Ich hätte beinahe einen wichtigen Punct vergessen. Sie fragen mich, ob ich nicht Lust hätte zur Pfarre in Nekarshausen? Ich gestehe, daß es mir ser schwer werden würde, jezt schon von meiner Wanderschaft und meinen Beschäftigungen, und kleinen Planen zurükzukehren, und mich in ein Verhältnis [zu begeben], das doch so viel ehrwürdiges und angenemes es hat, mit meinen jezigen Beschäftigungen und mit dem Fortgange meiner Bildung zu unvereinbar ist, als daß es nicht eine missliche Revoluzion in meinem Karakter bewirken müßte. Auch ferne ist man sich nahe, liebe Mutter! Die Bequemlichkeit, die ich freilich auf einer Pfarrei mer fände, als in meiner jezigen Lage, wird mir im dreissigsten Jahre desto besser bekommen. Auch möcht' ich einen Versuch nicht wagen, der mich mit Leuten, die mich nicht kennen und nie kennen werden, in ein Supplikantenverhältnis sezt. Hätt' ichs nötig, so würde die lezte Rükssicht zu unbedeutend sein, um mich davon abzuhalten. Meiner Freundin in T.[1]) schreib' ich heute noch. Ich gestehe Ihnen, daß ich nach allem, wie ich sie beurteilen muss, nicht wünschen kann, ein engeres Verhältnis mit ihr geknüpft zu haben, oder noch zu knüpfen. Ich schäze manche gute Eigenschaften an ihr. Aber ich glaube nicht, daß wir zusammen taugten. Und so schreib ich ohne irgend eine Ursache als aus der einzigen, weil ich indessen oft unbefangen über ihren Karakter und ihr ehmaliges Benehmen gegen mich nachdachte. Nicht, als wär' es je schlimm gewesen, aber es war nicht so, um mich zu einer unwiederruflichen Wahl bestimmen zu können.

Leben Sie recht wohl.

Haben Sie die Güte den beigelegten Brief zu versieglen. Er bedarf glaub' ich, keiner Adresse.

[Am Rande:] Mit dem Kirschengeist haben Sie grosse Ehre eingelegt. Ich soll Ihnen dafür und für Ihren Brief recht ser danken.

---

[1]) Elise Lebret.

Nr. 99.

Hölderlin an seine Mutter.

Jena d. 16. Jan. 1795.

Wundern Sie sich nicht, liebste Mutter! dass ich jezt, da Sie mich vieleicht meinem lezten Briefe nach, schon in Nürnberg vermutheten, wieder von hier aus schreibe.

Ich denke, diese Überraschung soll Ihnen, wann ich mich näher erklärt habe, nicht ser unangenem seyn.

Ich bin auf meine Kosten hier, ohne dass ich genötigt wäre, Ihnen vor der Hand auf irgend eine Art lästig zu seyn. — Ich war aus guten Gründen nie ganz offenherzig gegen Sie über mein bisheriges Verhältnis. Ich dachte, die Schwierigkeiten, und innigen Leiden, die ich in ungewöhnlichem Grade auf meiner Laufbahn traf, durch beharrliche und zwekmäsige Bemühung zu überwinden, und vermuthete nicht, daß endlich der Schritt nötig seyn werde, bei welchem ich nicht wohl vermeiden kann, manches, worüber ich bisher schwieg, gegen Sie zu äussern, weil ich Ihnen von meiner getroffenen Veränderung Rechenschaft geben muss. Daß mein Zögling bei einer mittelmässigen Naturanlage noch im höchsten Grade unwissend war, als ich seine Bildung begann, war freilich nicht angenem, doch eben kein Grund seine Bildung nicht alles Ernstes vorzunehmen, und ich that diß, wie Gott mein Zeuge ist, wie auch seine Eltern es erkennen, mit aller Gewissenhaftigkeit, nach meiner besten Einsicht.

Daß aber eine gänzliche Unempfindlichkeit für alle vernünftige Lehre, womit ich auf seine verwilderte Natur wirken wollte, in ihm war, dass hier weder ein ernstes Wort Achtung, noch ein freundliches Anhänglichkeit ans Gute hervorbrachte, war für mich freilich eine bittere Entdekung. Ich suchte die Ursache dieser beinahe fortdauernden Verstoktheit in der Prügelmethode, welche vor meiner Ankunft allem nach bis zum höchsten Exceſs gegen ihn ausgeübt wurde. Oft schien es, als hätt' ich ihn aus seinem Schlafe gewekt, er war offen, verständig, und es schien keine Spur seiner Rohheit mer an ihm zu seyn, und in seinen Kenntnissen machte er an solchen Tagen unbegreiflich schnelle Schritte. Ich wurde vergöttert, als hätt' ich Wunder gethan an dem Kinde, mein ehr-

licher Pfarrer in Waltershausen drükte mir so herzlich die Hand, und gestand mir, daß er nach allen Versuchen, die auch er mit dem Kinde gemacht hätte, verzweifelt hätte, und durch mich beschämt wäre, und auch die Ungebildetern im Dorfe und Hausse fühlten die glükliche Metamorphose, die mit dem Kinde vorgegangen war. Das machte mich froh und muthig. Aber ebenso schnell und unvermuthet fiel er auch wieder in die höchste Stumpfheit und Trägheit zurük. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — seine Verstoktheit stieg besonders zu Ende des Sommers zu einem Grade, der mir beinahe auch meine Gesundheit, alle Heiterkeit, und so auch meinen Geisteskräften ihre gehörige Tätigkeit raubte. Ich bot allen Mitteln auf, um zu helfen, umsonst! Ich erklärte mehrere male offenherzig meinen Gram über alle fehlgeschlagene Maasregeln, bat um Rath, um Unterstüzung, man tröstete mich, und bat mich, auszuharren, so lange mirs möglich wäre. Um mich einigermassen für so manche verlorene bittre Stunde zu entschädigen, auch um den Knaben zu zerstreuen, und durch Tanzstunden pp. in mer Bewegung zu sezen, schikte man uns nach Jena. Durch unsägliche Mühe, fast beständiges Nachtwachen, und die dringendsten Bitten und Ermahnungen, und durch gerechte Strenge gelang mirs, auf einige Zeit das Übel seltner zu machen und so waren die Fortschritte in der moralischen und wissenschaftlichen Bildung wieder recht schön. Aber es hielt nicht lange, die ganze Unmöglichkeit, auf das Kind reel zu wirken und ihm zu helfen, grif meine Gesundheit und mein Gemüth auf das härteste an. Das ängstliche Wachen bei Nacht zerstörte meinen Kopf, und machte mich für mein Tagwerk beinahe unfähig. Inzwischen kam die Majorin. Das edle Weib litt ser viel über ihr Kind, auch über mich. Schiller und sie bat mich, es nur Einmal noch zu versuchen. Auch der Major suchte mich und sich zu trösten, und schrieb, ich möchte eben ausharren, so lang ich könnte. Wir reisten nach Weimar ab, und da dort das Uebel mit jedem Tage bei dem Kinde troz der Bemühungen der Ärzte, und meiner fortdauernden Anstrengung zu — meine Gesundheit, mein Muth, meine Heiterkeit mit jedem Tage abnahm, wie es notwendig war, erklärte mir die Majorin, dass sie mich nun nicht länger könne leiden sehn, sie

wollte nicht, daß ich ohne Nuzen zu Grunde gienge, rieth mir hieher zu gehn, und mich hier zu halten, so lang ich könnte, versprach mir ihren ganzen Einfluſs zu meinem künftigen Glüke aufzubieten, und versah mich mit Geld für ein Vierteljahr. Bei meiner eingeschränkten Lebensart denk' ich mit 7 Karolinen ganz gut bis Ostern zu reichen. Schiller nimmt sich meiner recht herzlich an. Werd ich mit einer Arbeit, die ich schon seit Jaren unter den Händen habe, bis Ostern fertig, so werd' ich auch dann Ihnen nicht lästig sein. Ich bin izt in einer Periode, die auf mein ganzes künftiges Leben warscheinlich ser entscheidend ist. Auch Herder, den ich Einmal in Weimar besuchte, interessirt sich ser für mich, wie mir soeben die Majorin schreibt, und läßt mir sagen, ich möchte ihn doch, so oft ich nach Weimar käme besuchen. Diß wird auch ziemlich oft geschehen; ich mußt es der Majorin versprechen, beim Abschiede; sie will in Weimar bleiben, und hat nur einen Hauslehrer für ihren Sohn angenommen. Eben weil sie in Weimar blieb, war ihr auch ein Hofmeister nicht mer so notwendig. Sie will Ihnen nächstens schreiben. Auch den grossen Göthe sprach ich drüben. Der Umgang mit solchen Männern sezt alle Kräfte in Tätigkeit. — Mein Plan ist izt, bis nächsten Herbst hier noch Stunden zu hören, auch mit eignen Arbeiten Leib und Seele zu nähren, und dann entweder hier Kollegien zu lesen, oder um eine neue Hofmeisterstelle in der Schweiz oder sonst mich umzusehen, oder auch als Gesellschafter mit einem jungen Manne zu reisen. Freilich dependiren alle diese Dinge nicht ganz von mir. Insofern sie von mir dependiren, such' ich mir durch Fleis und Erhaltung meiner Kräfte den Erfolg zu sichern, und was das andere betrift, hoff' ich auf ein gutes Schiksaal und gute Menschen. Erhalten Sie mir meinen Muth durch Ihre gütige Theilnahme an meinem Schiksaal! Lassen Sie sich, liebste Mutter! durch keine ungegründete Sorge in den Hofnungen stören, die Sie von mir gewis hegen, weil eine Mutter schwerlich je aufhören wird, von ihrem Sohne etwas zu hoffen! Gönnen Sie mir den ungestörten Gebrauch meiner Kräfte, der mir seit meiner frühen Jugend jezt beinahe zum ersten male zu Theil wird! Glauben Sie, daß ich nicht aus kindischen Motiven meine sparsame Mahlzeit, die ich des Tages Einmal genieſse, einer reichen Tafel, und sogar für jezt dem Heerde

meiner Heimath vorzog. Dafür fühl' ich auch jezt schon neue Kraft und neuen Muth in mir! Nur das, guter Gott! nur das möcht' ich erringen, daß meine Mutter von Herzensgrunde sagen könnte, es war an ihm keine Mühe und Sorge vergebens! — Leben Sie wohl! Grüssen Sie alle die lieben Meinigen! Ich will izt wieder öfter schreiben. Meine bisherige unruhige Lage machte es mir beinahe unmöglich. Schreiben Sie mir doch so bald nur möglich. Ich sehne mich recht ser nach einem Briefe von Ihnen. Und so eine herzliche Freude, die ich dann habe, gönnen Sie mir gewis. Leben Sie wohl.

Ihr

Friz.

Mit neuen Kleidern war ich versehen, ehe ich hieher kam. Für mein Logis zahl ich bis Ostern 5 Thaler. Für Kost wöchentlich 14 Groschen. Der Krug Bier kostet mir täglich 3 ₰ und das Frühstük ungefär 6 ₰. Ich wohne — neben dem Fichtischen Hausse, so können Sie mein unbekantes Logis auf der Adresse bezeichnen.

*Nr. 100.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Jena d. 19. Jenner 95.

Ich habe Dir viel zu schreiben, lieber Bruder! — Ich habe Dir vorerst zu sagen, dass ich mein bisheriges Verhältnis verlassen habe und nun als unabhängiger Mensch hier lebe. Du fühlst wohl mit mir, dass ich meinen Muth zu diesem Schritte ziemlich zusammennehmen mußte. Du giebst mir Deinen Seegen dazu, das weis ich. Ich hätt' ihn schwerlich gethan, wenn zu dem gerechten Wunsche einmal einen ernstlichen Versuch mit mir zu machen, nicht die besondern Umstände meiner bisherigen Lage gekommen wären. Ich schrieb Dir noch vor meiner Abreise von Waltershausen wie ser ich durch mein Erziehergeschäft in meiner Selbstbildung gestört würde. Ich litt mer, lieber Neuffer! als ich schreiben mochte.

[1]) Die auf seine Tübinger Liebe bezügliche Stelle am Schluß, so wie die Nachschrift von Schwab nicht abgedruckt.

— — — —

Vater vor sich zu haben. Noch gestern sprach ich ihn hier im Klubb. Auch mit Mahler Majer, seinem beständigen Gesellschafter, einem einfachen ehrlichen Schweizer, aber strengen Künstler unterhielt ich mich in Weimar und hier recht fröhlich. — Hast Du Göthens neuen Roman, Wilhelm Meister gelesen? Nur Göthe konnt' ihn schreiben. Besonders wirst Du Dich über das Ständchen vor Mariannens Hause und das Gespräch über die Dichter freuen. — Aber ich vergesse meine eigne Geschichte. Ich hatte schon bei unserer Abreise von hier der Majorin erklärt, und diese hatte es Schillern gesagt, daß ich Lust hätte zu bleiben. Die Majorin und Schiller baten mich zu dringend, die Probe noch Einmal zu machen, da jezt Ärzte mitwirkten, als daſs ich nicht hätte dadurch bestimmt werden sollen. Da aber die Sache in Weimar nicht besser wurde und da ein Hofmeister für den Kleinen auch nicht so ser Bedürfniß ist, weil er da sonst Unterricht haben kan, und im übrigen ohnediß meine Hülfe und Aufsicht lange nicht hinreichend ist bei den jezigen Umständen, so erbot sich die Majorin von selbst, meinem Jammer ein Ende zu machen, ich nahm sie beim Worte, sie wollte aber nicht, daß ich so plözlich gienge, ich stellte ihr vor, daß ich meiner Gesundheit so bald möglich Ruhe schaffen, auch mein unterbrochnes Koll. bei Fichte noch hören möchte, und sie gab endlich nach, versah mich noch mit Gelde auf ein Vierteljahr, will sonst alles thun, um mir einen längern Aufenthalt hier möglich zu machen, bat mich, ja alle Monathe ein paarmal hinüber zu kommen — und zeigte noch beim Abschiede ihren ganzen edlen Sinn, und ihre, wie ich doch glauben muſs, herzliche Freundschaft für mich. — Ich wollte Dir Rechenschaft von meinem Schritte geben, und war darum so umständlich. Ich arbeite jezt den ganzen Tag vor mich. Gehe nur Abends in Fichtes Kollegium, und so oft ich kann zu Schillern. Er nimmt sich meiner recht treulich an. Wie es ferner werden wird, weis ich selbst nicht. Es fehlt mir hier nichts, als Du, mein Bruder! Wenn werden wir uns wiedersehn? Glaube mir, ich fühle oft, daß ich an nichts so unveränderlich hänge, wie an Dir. Ich finde das nirgends, was Du mir bist. Und hab' ich in meinem Leben wahr aus dem Grunde des Herzens gesprochen, so ist es jezt. Ich möcht auch oft bei Dir seyn, um Dich, so viel ich könnte zu er-

heitern. Daß dieſe edle Liebe ſo trübe Tage haben ſoll! Grüſſe Dein Röschen, ſag' ihr, daſs ich ein recht fröliches Feſt feiern wolle, wenn ich ihre völlige Geneſung erfahre. Auch ſonſt ſollteſt Du Deinen alten Muth nicht fahren laſſen, lieber Bruder! Ich ängſtige mich auch oft genug. Aber Du gabſt mir doch ſonſt ein gut Beiſpiel. Ein Stük Deiner Äneide wirſt Du in der neuſten Thalia finden. Schillers neues Journal die Horen, werden in dieſer Art das erſte Werk in Deutſchland ſein. Ich bitte Dich, das, was Du mir von der ernſten Satyre ſchriebſt, ja nicht aufzugeben. Schiller ſagt auch, man müſſe jezt das Publikum recht in Indignation ſezen, um darauf zu wirken. Er ſprach mit Teilnahme von der Raſtloſigkeit, womit Du an Deiner Äneide arbeiteſt. Zeigte mir auch die Epiſode von Niſus und Euryalus in Konzens Journale. Laſs Dich doch durch Voſs nicht abſchröken. Tritt kühn heraus und laſs die Leute ſich wundern über den Menſchen, der ſich mit Voſſen meſſen wollte. Deſto beſſer für Dich! Willſt Du mir Gedichte ſchiken für den künftigen Schilleriſchen Allmanach? Ich begreife nicht, wo er die, die ich ihm noch in Schwaben in Deinem Nahmen gab, hingebracht haben könnte, und vermuthe, daß er ſie für den Allmanach ſpart. Er hat mir aufgegeben, Dich zu grüſſen.

Woltmann, der hier ſeit kurzem Prof. der Geſchichte und wie Du Dich erinnerſt, Verf. einiger Gedichte im Bürgeriſchen Allm. iſt, lernte ich geſtern auch kennen. Er iſt ein leichtes zierliches Weſen — ganz im Göttinger Style. — Auch Niethammer, der ſer freundſchaftlich gegen mich iſt, läſst Dich grüſſen.

Du fragſt mich, wie es ſich mit meiner Tübinger Geſchichte verhalte? Wie immer. Ich ſagte Dir noch vor meiner Abreiſe, wenn ich mich recht erinnere, daß ich mit dem guten Kinde manche frohe Stunde gehabt, auch freilich manche bittre, daß ich aber, ſo wie ich ſie näher hätte kennen lernen eine engere Verbindung nie hätte wünſchen können. Ich hab' ihr vor kurzem noch geſchrieben, ſo wie man aber in der Welt manche Briefe ſchreibt. Guter Gott! es waren ſeelige Tage, da ich, ohne ſie zu kennen, mein Ideal in ſie übertrug, und über meine Unwürdigkeit trauerte. Könnten wir doch ewig jugendlich bleiben. Schreibe mir doch die Gründe, die Dich zu der Frage beſtimmten. Hier laſſen mich die Mädchen

und Weiber eiskalt. In Waltershausen hatt' ich im Hausse eine Freundin, die ich ungerne verlor, eine junge Wittwe aus Dresden, die jezt in Meiningen Gouvernante ist. Sie ist ein äusserst verständiges, vestes und gutes Weib, und ser unglüklich durch eine schlechte Mutter. Es wird Dich interessiren, wenn ich Dir ein andermal mehr von ihr sage und ihrem Schiksaal. Ich wurde diesen Mittag durch Besuch verhindert, Dir zu schreiben und muß jezt eilen. Schreibe mir, wenn Du kannst, dißmal unmittelbar nach dem Empfang meines Briefs. Ich sehne mich ungewöhnlich nach einer Zeile von Dir. Erhalte mir einen Theil Deines Herzens! Ich kann ihn nie entbehren, im Leben nie!

Ewig

Dein

Hölderlin.

Noch eine Bitte! Könntest Du nicht meine Mutter besuchen, und wenn Du finden solltest, daß sie mit der Veränderung meiner Lage nicht ganz zufrieden wäre, sie beruhigen. Ich will alles thun, um ihr nicht lästig zu werden, und lebe deswegen auch ser sparsam, esse des Tags nur Einmal ziemlich mittelmässig, und denke bei einem Kruge Bier an unsern Nekarwein, und die schönen Stunden, die ihn heiligten. Leb wol Lieber!

** Nr. 101.

Hölderlin an Hegel.

Jena den 26. Jenner 1795.

Dein Brief war mir ein fröhlicher Willkomm bei meinem zweiten Eintritt in Jena. Ich war zu Ende des December mit der Majorin von Kalb und meinem Zöglinge, mit dem ich zwei Monate allein hier zugebracht hatte, nach Weimar abgereist, ohne so eine schnelle Rückkehr selbst zu vermuthen. Das mannigfaltige Elend, das ich durch die besondern Umstände, die bei meinem Subjecte stattfanden, im Erziehungswesen erfahren mußte, meine geschwächte Gesundheit und das Bedürfniß, mir wenigstens einige Zeit selbst zu leben, das durch meinen hiesigen Aufenthalt nur vermehrt wurde, bestimmte mich noch vor meiner Abreise von

Jena, den Wunsch, mein Verhältniß zu verlassen, der Majorin vorzutragen. Ich ließ mich durch sie und Schillern überreden, den Versuch noch einmal zu machen, konnte aber den Spaß nicht länger als vierzehn Tage ertragen, weil es unter anderem auch mich beinahe ganz die nächtliche Ruhe kostete, und kehrte nun in vollem Frieden nach Jena zurück in eine Unabhängigkeit, die ich im Grunde jetzt im Leben zum erstenmale genieße und die hoffentlich nicht unfruchtbar seyn soll. Meine productive Thätigkeit ist beinahe ganz auf die Umbildung der Materialien von meinem Romane gerichtet. Das Fragment in der Thalia ist eine dieser rohen Massen. Ich denke bis Ostern damit fertig zu seyn, laß' mich indeß von ihm schweigen. Den Genius der Kühnheit, dessen Du Dich vielleicht noch erinnerst, hab' ich, umgearbeitet, mit einigen andern Gedichten in die Thalia gegeben. Schiller nimmt sich meiner sehr an und hat mich aufgemuntert, Beiträge in sein neues Journal, die Horen, auch in seinen künftigen Musenalmanach zu geben.

Göthen hab' ich gesprochen, Bruder! Es ist der schönste Genuß unseres Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden, bei so viel Größe. Er unterhielt mich so sanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte und noch lacht, wenn ich daran denke. Herder war auch herzlich, ergriff die Hand, zeigte aber schon mehr den Weltmann; sprach oft ganz so allegorisch, wie auch Du ihn kennst; ich werde wohl noch manchmal zu ihm kommen; Majors von Kalb werden wahrscheinlich in Weimar bleiben, (weßwegen meiner auch der Junge nicht mehr bedurfte und der Abschied beschleuniget werden konnte) und die Freundschaft, worin ich besonders mit der Majorin stehe, macht mir öftere Besuche in diesem Hause möglich.

Fichtens speculative Blätter — Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre — auch seine gedruckten Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten werden Dich sehr interessiren. Anfangs hatt' ich ihn sehr im Verdacht des Dogmatismus; er scheint, wenn ich muthmaßen darf, auch wirklich auf dem Scheidewege gestanden zu seyn oder noch zu stehen — er möchte über das Factum des Bewußtseins in der Theorie hinaus, das zeigen sehr viele seiner Aeußerungen und das ist eben so gewiß und noch auffallender

transſcendent, als wenn die bisherigen Metaphyſiker über das Daſeyn der Welt hinaus wollten — ſein abſolutes Ich (= Spinoza's Subſtanz) enthält alle Realität; es iſt alles und außer ihm iſt nichts; es giebt alſo für dieſes abſolute Ich kein Object, denn ſonſt wäre nicht alle Realität in ihm; ein Bewußtſeyn ohne Object iſt aber nicht denkbar und wenn ich ſelbſt dieſes Object bin, ſo bin ich als ſolches nothwendig beſchränkt, ſollte es auch nur in der Zeit ſeyn, alſo nicht abſolut; alſo iſt in dem abſoluten Ich kein Bewußtſeyn denkbar, als abſolutes Ich habe ich kein Bewußtſeyn, und inſofern ich kein Bewußtſeyn habe, inſofern bin ich (für mich) nichts, alſo das abſolute Ich iſt (für mich) Nichts.

So ſchrieb ich noch in Waltershauſen, als ich ſeine erſten Blätter las, unmittelbar nach der Lectüre des Spinoza, meine Gedanken nieder; Fichte beſtätiget mir —

[hier fehlen fünf Zeilen]

— — der Setzung der Wechſelbeſtimmung des Ich und Nichtich (nach ſeiner Sprache) iſt gewiß merkwürdig; auch die Idee des Strebens u. ſ. w. Ich muß abbrechen und muß Dich bitten, all das ſo gut als nicht geſchrieben anzuſehen. Daß Du Dich an die Religionsbegriffe machſt, iſt gewiß in mancher Rückſicht gut und wichtig, den Begriff der Vorſehung behandelſt Du wohl ganz parallel mit Kants Teleologie; die Art, wie er den Mechanismus der Natur (alſo auch des Schickſals) mit ihrer Zweckmäßigkeit vereiniget, ſcheint mir eigentlich den ganzen Geiſt ſeines Syſtems zu enthalten; es iſt freilich dieſelbe, womit er alle Antinomieen ſchlichtet. Fichte hat in Anſehung der Antinomieen einen ſo merkwürdigen Gedanken, über den ich aber lieber Dir ein andermal ſchreibe. Ich gehe ſchon lange mit dem Ideal einer Volkserziehung um, und weil Du Dich gerade mit einem Theil derſelben, der Religion beſchäftigeſt, ſo wähl' ich mir vielleicht Dein Bild und Deine Freundſchaft zum Conductor der Gedanken in die äußere Sinnenwelt und ſchreibe, was ich vielleicht ſpäter geſchrieben hätte, bei guter Zeit in Briefen an Dich, die Du beurtheilen und berichtigen ſollſt. — —

[der Schluß fehlt.]

**Nr. 102.

Hölderlin an seine Mutter.

Jena, den 22. Februar 1795.

Liebste Mutter!

Nehmen Sie den innigsten Dank meines Herzens für Ihre seltne unveränderliche Güte. Es war eine der schönsten Stunden meines Lebens, die mir Ihr letzter Brief gab. Ihr Herz, das mir ewig ein Muster bleiben wird, ist in jeder Zeile so unverkennbar, und es ist der schönste Lohn für mich, wenn ich einst dieses Herz erfreuen kann durch Früchte, die der Pflege würdig waren. Ich glaub' es Ihnen gerne, daß Ihnen die unüberdachten Aeußerungen meines vorletzten Briefes unangenehm seyn mußten. Verzeihen Sie, entschuldigen Sie mich mit meiner damaligen gedrückten Lage. Glauben Sie, liebste Mutter! daß es in manchen Rücksichten das Beste war, daß ich mich nicht, wie es beinahe geschehen wäre, von der Majorin erbitten ließ, und blieb. Selbst die jetzigen Zeitumstände, die Sie wünschen ließen, daß ich mein Verhältniß fortgesetzt hätte, sind mitunter ein Grund, der meine Veränderung rechtfertigt. Auch könnten meine Aussichten für jetzt nicht günstiger seyn. — — — Schiller nimmt sich meiner so wahrhaft väterlich an, daß ich dem großen Manne neulich selbst gestehen mußte, ich wüßte nicht, wie ich's verdiente, daß er so sehr sich für mich interessire. Er gibt ein neues Journal heraus, mit andern Mitarbeitern, unter welchen jetzt aufzutreten, ich mich ohne den größten Übermuth nicht für würdig halten könnte. Für den Bogen werden ihm fünf Louisd'or bezahlt. Nun fragte er mich neulich, wie es mit meinem hiesigen Aufenthalt stehe? Ich sagte ihm, daß ich von Ihnen einen recht freundlichen Brief bekommen hätte, der mich hoffen ließe, daß ich wohl bis nächsten Herbst würde bleiben können. Dann sagt' er mir: wir müssen sehen, wie wir es machen, daß Sie Ihrer Familie so wenig als möglich lästig sind, sprach manches im Allgemeinen, und sagte mir endlich, ob ich nicht ungefähr das und das für seine Horen (sein Journal) ausarbeiten möchte, von vier Bogen könnt' ich bequem ein halb Jahr leben. Nun kömmt's darauf an, ob mir's gelingt, etwas zu liefern, was taugt, und so würde ich bis

zu Ende des nächsten halben Jahres eine ziemliche Einnahme haben, vielleicht noch früher. Die Arbeit, die ich bisher unter den Händen hatte, geht mir gut von statten. Es wäre freilich zu viel Glück, wenn er diese aufnähme. Ich muß aber zweifeln, weil sie zwei Bände stark wird, und er doch nicht gerne ein Bruchstück nehmen wird, auch deßwegen nicht wohl das Ganze aufnehmen kann, weil in seinem vorigen Journale, wo er es weniger genau nahm, schon ein Bruchstück davon gedruckt ist, also ein Theil der Arbeit von ihm zum zweitenmale aufgetischt werden müßte. Uebrigens werd ich ihm auf sein Begehren die Arbeit, wovon nach Ostern der erste Band fertig seyn wird, vorlegen. Ich habe indeß durch einen Freund bei einem Verleger die Anfrage thun lassen, unter welchen Bedingungen er geneigt wäre das Manuscript anzunehmen. Ich machte zur Bedingung, daß ich nach Empfang des Manuscripts, und nicht erst, wenn das Buch gedruckt wäre, bezahlt würde, denn sonst würde ich das Geld erst bis zu Ende des nächsten halben Jahrs bekommen; und erwarte baldige Antwort. Auch wär' ich geneigt, eine neue Hofmeisterstelle bei Justizrath Brun in Kopenhagen, wo ich eine Reise nach Italien und in die Schweiz machen könnte, anzunehmen, wenn, indeß ich von hier aus vorgeschlagen werde, nicht ein anderer mir zuvorgekommen ist, und Sie, liebste Mutter, es gut heißen. In jedem Falle versichere ich Sie, daß ich überhaupt keine günstige Hofmeisterstelle abweisen werde. Die Hoffnungen, die mir vielleicht in Jena erfüllt werden könnten, verderb' ich mir durch eine temporäre Entfernung nicht. Auch sind diese Hoffnungen mir eben nicht so sehr an's Herz gewachsen. Es würde mir auch wohl thun, in mein Vaterland zurückkehren zu können, auf einen Posten, der meiner Natur nicht unangemessen wäre. — O meine Mutter! Sie fragen, ob ich Sie lieb habe, könnten Sie in mein Herz sehen! Ich bin gewiß, daß mir diese innige Anhänglichkeit an Sie bleiben wird, so lang ich das Gute lieben werde. Ich denke so manchen lieben Abend, wenn ich ausruhe von meiner Arbeit: säßest du jetzt am Tische neben den Deinigen! Das goldne Wiedersehn! — Sie fragen mich, wie weit Nürnberg von Jena, und Jena von Waltershausen und von Weimar entfernt wäre. Von Nürnberg mag Jena wohl sechzig Stunden

entfernt seyn, von Waltershausen dreißig, nach Weimar hat man vier Stunden. Nächste Woche will ich, wenn ich nicht verhindert werde, zu Fuße hinüber! Das Wetter hinderte mich indeß. Ich bin gottlob jetzt so gesund, als ich es lange nicht war. Ich packte mich immer wohl ein während der Kälte, um nicht so viel Holz zu brauchen. Es ist hier ziemlich theuer, und meist von Tannen. Jetzt haben wir heitere Tage. Meine Baarschaft reicht wohl noch bis nach den Osterfeiertagen hin. Sollt' ich bis dahin kein Geld vom Buchhändler bekommen, so würd' ich bitten, liebste Mutter, wenn es Ihnen nicht zu ungelegen wäre, mir sieben bis zehn Karolin zu schicken. Ich gebe Ihnen zugleich mein Ehrenwort, daß ich dann nie um einen Heller mehr Sie berauben will, daß ich schlechterdings, weil ich es für Pflicht halte, das Geld nicht nehmen werde, ohne Ihre Versicherung, daß ich es als einen Theil dessen, was ich künftig von Ihnen empfangen werde, anzusehen habe; auch versichere ich Sie, daß ich es Ihnen schreiben will, sobald ich hoffen kann, vom Buchhändler schon nach Ostern Geld zu erhalten, wo ich dann vor der Hand Ihnen nicht lästig zu seyn genöthigt wäre, und daß ich nicht um so viel gebeten hätte, wenn ich nicht noch einen kleinen Posten in Meiningen zu bezahlen hätte.. — —

Nr. 103.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Ich weis eine ganz gute Gelegenheit, wie Sie mir das Geld werden, ohne Porto, schiken können. Ich will Ihnen davon das nächstemal schreiben. Schreiben Sie mir auch bald wieder, liebste Mutter! Es ist immer ein Festtag für mich, wenn ich von Ihnen einen Brief bekomme. Dem lieben Karl dank ich tausendmal für seinen Neujahrswunsch. Wenn er nur zu Ihren Briefen mir zuweilen eine Linie hinzusezen möchte, würd' es mich freuen. Schreiben Sie mir auch das nächstemal etwas specielles von meiner lieben Rike. Glauben Sie wohl, daß sie mir noch so gut

[1]) Der Brief ist zwar auf einem besonderen Blatte geschrieben, scheint aber nur der von Schwab unterdrückte Schluß des vorigen Briefes zu sein.

ist, wie sonst? Bleibt die l. Fr. Grosmamma noch lange bei Ihnen? Ich wünsche es sehr. Tausend Empfelungen an Sie, und die andern Lieben, auch meinen Freunden in Nürtingen — Kammerer [Camerer] von Sundelfingen wohnt mir gegenüber. Wir sizen manchmal Abends ein Stündchen bei einander. — Mein bischen Schreiberei in Schillers Thalia trägt mir manchen freundlichen Gruß, und manche höfliche Einladung ein. Es freut mich immer, wenn so ein ganz fremder Mensch nach meinem Nahmen fragt, und den Büchermacher zum Kaffee bittet, den ich mir dann recht gut schmeken lasse. Halten Sie diß nicht für Unbescheidenheit, liebste Mutter! Ich wollt Ihnen damit nur sagen, daß mirs gut gehe. Ich kann aber demungeachtet meine Eingezogenheit nicht verlassen, und will auch nicht. Nun hab' ich Ihnen genug vorgeschwazt. Leben Sie wol! Behalten Sie mich immer in freundlichem Angedenken, liebste Mutter! Ewig

Ihr

dankbarer Sohn

Hölderlin.

** Nr. 104.

Hölderlin an seine Mutter.

Jena, den 12. März 1795.

Es wird mich Verläugnung kosten, liebste Mutter! den Brief dießmal so abzukürzen, wie ich es wohl genöthiget seyn werde; aber es würde mich auch eben so schwer ankommen, Ihren goldnen lieben Brief nicht sogleich zu beantworten, so wenige Zeit mir dazu noch übrig ist. Sie sind besorgt um mich, theure Mutter! und ich habe keine Sorge, als Ihnen süße Tage zu machen, so wahr Sie einzig sind und Ihre Güte! Es ist der erste meiner Wünsche, diese Güte vergelten zu können; werd' ichs je können? Ich hab' es mir heilig geschworen, von nun an nicht müde zu werden im Fortschritte zu reinem Guten und Wahren, und in diesem Fortschritte bin ich Einer Hülfe gewiß. Sie kennen diese. Es ist mein fester, ernster Glaube, wie der Ihrige, der Vater der Geister und der Natur versagt keiner redlichen Bemühung seinen Beistand. Wenn wir dahin trachten und ringen, wohin ein göttlicher Trieb in der Tiefe unserer Brust uns treibt, dann ist alles unser! Selbst der Widerstand ist ein Werkzeug der ewigen

Weisheit, uns fest und stark zu bilden im Guten. — Ich lebe sehr stille, ganz nach meinem Wunsche. Ein Besuch bei Schillern, der ohne Aufhören mich mit Freundschaft und recht väterlicher Güte überhäuft, gibt mir mehr Genuß und Stärkung, als jede andere Gesellschaft. Er hat an Cotta in Tübingen in meinem Namen geschrieben, ob er mein Werkchen in Verlag nehmen wolle, und ich erwarte alle Tage Antwort. Auch meine sonstige Lebensart läßt mich sehr zufrieden. Ich finde, daß man sehr glücklich seyn kann bei eingeschränkten Verhältnissen. Auch kann ich Sie versichern, liebste Mutter! daß ich bei meiner Arbeit immer dafür sorge, daß ich auch für den andern Tag Kräfte und Heiterkeit übrig behalte. Auch hänge ich nicht leidenschaftlich an dem Gedanken, hier mich etabliren zu können. Glauben Sie, daß es mich einen großen Kampf kosten würde, wenn ich eine Lage erwählen sollte, die mich nöthigen würde, einen großen Theil meines künftigen Lebens ohne Ihren Umgang, liebste Mutter! und entfernt von den andern lieben Meinigen zuzubringen. Und wir leben ja, wie mein Karl schrieb, nicht um zu glänzen, wir leben um wohlzuthun. — Wie mich die Briefe gefreut haben! Mein Bruder ist ein edler Mensch. O meine Mutter! hätten Sie nichts, als diesen reingesinnten strebenden Jüngling zum Sohne, Sie wären reicher, als Tausende. Wie soll es meinem Herzen ein Fest werden, ihn wiederzusehen! Ich muß ihm viel schreiben. Ich bin sein Schuldner von langer Zeit. Sie werden erlauben, daß ich das nächstemal den Brief an ihn richte. Auch meiner lieben Ricke will ich schreiben. Es ist einer meiner schönsten Tage, den ich heute hatte, bei Empfang all der herzlichen Briefe! Meine Schwester meinte es herzlich gut, daß sie mir rieth, an's liebe Vaterland mich zu halten. Ich werd' auch wohl nicht ewig ausbleiben. — Ob Schiller die Vokation angenommen hat, oder nicht, weiß ich selbst nicht. Er erklärte sich nicht deutlich, und so geradezu fragen konnt' ich auch nicht. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß er hier bleiben wird, weil er von neuem sich ein Haus gemiethet hat. — Wenn ich eine Hofmeisterstelle nehme, so muß sie sehr günstig seyn. Niethammer war auch, seit er sich in Jena aufhielt, eine Zeit lang in Gotha Hofmeister, und er wurde bei seiner Rückkehr nur um so besser aufgenommen.

Leben Sie wohl, beste Mutter! Tausend Grüße und Empfehlungen an alle! Ewig

Ihr

gehorsamer Sohn

Fritz.

** Nr. 105.

Hölderlin an seinen Bruder.

Jena, den 13. April 1795.

Ich bin Dein Schuldner von lange her, lieber Bruder. Aber die Freude, die Du mir durch die mannigfaltigen Aeußerungen Deines brüderlichen reinen Herzens machtest, läßt sich in keinem Falle durch Worte vergelten. Ueberhaupt weiß ich nicht, wie ich so viele Liebe verdienen soll, die ich von allen den theuren Meinigen erfahre.

Die Güte unserer lieben Mutter beschämt mich so unendlich. Wäre sie auch nicht unsere Mutter, und widerführe diese Güte nicht mir, ich müßte doch ewig mich freuen, daß eine solche Seele auf Erden ist. O mein Karl! wie sehr wird unsere Pflicht uns erleichtert! Es müßte kein menschlich Herz in uns seyn, wenn die Theilnahme einer solchen Mutter uns nicht unendlich stärkte in unserem geistigen Wachsthum. — Ich glaube Du bist auf dem rechten Wege, lieber Bruder! In Deinem Herzen ist das uneigennützige Gefühl der Pflicht, Dein Geist entwickelt sich dieses Gefühl mit Hülfe anderer edeln Geister, deren Schriften Deine Freunde sind, das Gefühl Deines Herzens wird reingedachter unbestechlicher Grundsatz, der Gedanke tödtet es nicht, es wird gesichert, befestiget durch den Gedanken. Auf diesen Gedanken der Pflicht d. h. auf den Grundsatz: der Mensch soll immer so handeln, daß die Gesinnung, aus der er handelt, zum Gesetz für alle gelten könnte, und er soll so handeln, lediglich weil er soll, weil es das heilige unabänderliche Gesetz seines Wesens ist (wie jeder finden kann, der sein Gewissen, das Gefühl jenes Gesetzes, das sich bei einzelnen Handlungen äußert, mit unpartheiischem Auge prüft), also auf jenes heilige Gesetz unserer Moralität gründest Du die Beurtheilung Deiner Rechte; jenem heiligen Gesetze immer näher zu kommen, ist Dein letzter Zweck, das Ziel all Deines

Bestrebens, und dieses Ziel hast Du mit allem gemein, was Mensch heißt; was nun als Mittel nothwendig ist zu jenem höchsten Zweck, alles, was Dir unentbehrlich ist zur nie vollendeten Vervollkommnung Deiner Sittlichkeit, darauf hast Du ein Recht; das Unentbehrlichste ist hierbei natürlich Freiheit des Willens (wie könnten wir Gutes thun, wenn wir das Gute nicht wollen könnten? was aus Zwang geschieht, ist nicht die Handlung eines guten Willens, also nicht gut im eigentlichen Sinn, vielleicht nützlich, aber nicht gut, vielleicht legal, aber nicht moralisch); und so kann durchaus keine Deiner Kräfte auf eine Art eingeschränkt werden, wodurch sie minder oder mehr zu Deiner Bestimmung untauglich gemacht würde, und so auch kein Produkt Deiner Kräfte, und so oft Du eine solche Einschränkung Deiner Kräfte, oder ihrer Produkte nicht zulässest, so oft behauptest Du ein Recht, sey es mit Worten oder mit der That. Natürlich hat also jeder Mensch gleiche Rechte in diesem Sinne; keinem, er sey wer er will, wenn er nur Mensch ist, kann der Gebrauch seiner Kräfte oder ihrer Produkte auf eine Art streitig gemacht werden, die ihn mehr oder weniger hinderte, seinem Ziele, der höchstmöglichen Sittlichkeit, näher zu kommen. —

Weil aber dieses Ziel auf Erden unmöglich, weil es in keiner Zeit erreicht werden kann; weil wir uns nur in einem unendlichen Fortschritte ihm nähern können, so ist der Glaube an eine unendliche Fortdauer nothwendig, weil der unendliche Fortschritt im Guten unwidersprechliche Forderung unsers Gesetzes ist, diese unendliche Fortdauer ist aber nicht denkbar ohne den Glauben an einen Herrn der Natur, dessen Wille dasselbe will, was das Sittengesetz in uns gebietet, der also unsere unendliche Fortdauer wollen muß, weil er unsern unendlichen Fortschritt im Guten will, und der, als der Herr der Natur, auch Macht hat, wirklich zu machen, was er will. Natürlich ist dies menschlich von ihm gesprochen, denn der Wille und die That des Unendlichen sind Eines. Und so gründet sich auf das heilige Gesetz in uns der vernünftige Glaube an Gott und Unsterblichkeit, auch an die weise Lenkung unserer Schicksale, insofern sie nicht von uns abhängig sind; denn so gewiß der höchste Zweck höchstmögliche Sittlichkeit ist, so nothwendig wir diesen Zweck als den höchsten annehmen müssen, so

nothwendig ist uns der Glaube, daß die Dinge, da wo unseres Willens Macht nicht hinreicht, sie gehen wie sie wollen, dennoch zu jenem Zwecke zusammen, d. h. von einem heiligen weisen Wesen, das die Macht hat, wo die unsrige nicht hinreicht, zu jenem Zwecke eingerichtet seyen. Ich sehe, daß ich noch manches zu sagen hätte, aber ich breche ab, weil ich Dir auch gerne, so gut es sich mit wenigen Worten thun läßt, eine Haupteigenthümlichkeit der Fichte'schen Philosophie mittheilte. „Es ist im Menschen ein Streben in's Unendliche, eine Thätigkeit, die ihm schlechterdings keine Schranke als immerwährend, schlechterdings keinen Stillstand möglich werden läßt, sondern immer ausgebreiteter, freier, unabhängiger zu werden trachtet, diese ihrem Trieb nach unendliche Thätigkeit ist beschränkt; die ihrem Triebe nach unendliche unbeschränkte Thätigkeit ist in der Natur eines Wesens, das Bewußtseyn hat (eines Ich, wie Fichte sich ausdrückt), nothwendig, aber auch die Beschränkung dieser Thätigkeit ist einem Wesen, das Bewußtseyn hat, nothwendig, denn wäre die Thätigkeit nicht beschränkt, nicht mangelhaft, so wäre diese Thätigkeit alles, und außer ihr wäre nichts, litte also unsere Thätigkeit keinen Widerstand von außen, so wäre außer uns nichts, wir wüßten von nichts, wir hätten kein Bewußtseyn; wäre uns nichts entgegen, so gäbe es für uns keinen Gegenstand; aber so nothwendig die Beschränkung, der Widerstand und das vom Widerstande bewirkte Leiden zum Bewußtseyn ist, so nothwendig ist das Streben in's Unendliche, eine dem Triebe nach gränzenlose Thätigkeit in dem Wesen, das Bewußtseyn hat, denn strebten wir nicht, unendlich zu seyn, frei von aller Schranke, so fühlten wir auch nicht, daß etwas diesem Streben entgegen wäre, also fühlten wir wieder nichts von uns verschiedenes, wir wüßten von nichts, wir hätten kein Bewußtseyn." — Ich habe mich so deutlich gemacht, als mir nur immer möglich war, bei der Kürze, mit der ich mich ausdrücken mußte. Zu Anfang dieses Winters, bis ich mich hineinstudirt hatte, machte mir die Sache manchmal ein wenig Kopfschmerzen, um so mehr, da ich durch Studium der Kantischen Philosophie gewöhnt war, zu prüfen, ehe ich annahm. — Niethammer hat mich auch gebeten, an seinem philosophischen Journale mitzuarbeiten, und so habe ich diesen Sommer über ein

ziemlich Stückchen Arbeit vor mir. Mein Werkchen, von dem ich ſchon ſchrieb, hat Cotta in Tübingen, auf Schillers Veranlaſſung, in Verlag genommen, wie viel er mir bezahlen wird, ſoll, ſo will es Schiller, ausgemacht werden, wenn Cotta hieher kommt, welches ungefähr in vierzehn Tagen geſchehen wird. Ich hoffe, unſerer lieben guten Mutter nun nicht ſo leicht mehr beſchwerlich fallen zu müſſen. Ich dank' ihr für das Überſchickte mit allem Danke meines Herzens; ich werd' es nie vergeſſen, daß ich in meiner jetzigen Lage mit ſolcher Güte unterſtützt wurde.

Schiller wird wohl hier bleiben. Wahrſcheinlich laß' ich mich nächſten Herbſt, wenn ich bleibe, hier examiniren. Das iſt die einzige Bedingung, die mir die Erlaubniß gibt, Vorleſungen zu halten. Um den Profeſſorstitel iſt's mir nicht zu thun, und die Profeſſorsbeſoldung iſt hier nur bei ſehr wenigen beträchtlich. Viele haben gar keine. — Ich habe noch einiges von einer kleinen Luftreiſe zu erzählen, die ich machte, weil das Bedürfniß einer Bewegung nach dem beſtändigen Sitzen den Winter über ſehr groß bei mir war, und ich gerade noch ein paar franzöſiſche Thaler übrig hatte. Aber ich ſpare es für einen Brief an meine liebe Ricke. — Die ſchöne verſprochene Weſte werd ich mit großem Dank annehmen. Vielleicht nimmt es aber die liebe Mutter nicht ungütig, wenn ich das Geſtändniß thue, daß ich noch unverarbeitetes Weſtenzeug — ein Geſchenk, das ich in Waltershauſen mitnahm, im Koffer habe, hingegen Beinkleider nothwendig brauche. Nicht wahr, Lieber! ich bin etwas indiscret? Ich muß der lieben Ricke nächſten Mittwoch ſchreiben, heute reicht die Zeit nicht mehr hin.

Lebe wohl, tauſend herzliche Grüße an Alle.

Nr. 106.

Hölderlin an ſeine Schweſter.

Jena d. 20 Apr. 95.

Liebe Schweſter!

Ich danke Dir herzlich für Deine Theilnahme, für Dein fortdauerndes Andenken. Du wirſt mir gerne glauben, daß man viel vermiſst in der Entfernung, wenn einem die Heimath ſo unent-

behrlich gemacht worden ist, wie mir, durch so viel Liebe und Güte. Ich könt' es auch schwerlich über mich gewinnen, so lange wegzubleiben, wenn mich nicht zuweilen ein Grus oder ein Brief entschädigte. Uebrigens geht mir es recht gut, und [ich] glaube, daß mein hiesiger Aufenthalt in keinem Falle ohne Nuzen ist. Es wäre meine Schuld, wenn er zweklos für mich wäre. — Diesen Winter über hab' ich mich ziemlich müde gesessen, ich glaubte, es wäre nötig meine Kräfte wieder ein wenig anzufrischen und es ist mir gelungen durch eine kleine Fussreise, die ich nach Halle, Dessau und Leipzig machte. Man kann sich mit etlichen Thalern und ein paar gesunden Füssen unmöglich mehr verschaffen, als ich auf dieser Reise fand. Die Gegenden sind zwar durchaus glatt, meist sandig und im Verhältnisse mit unserem Vaterlande ziemlich unfruchtbar. Aber auch sie wurden mir merkwürdig durch das Schlachtfeld von Rossbach, wo ich auf meinem Wege nach Halle vorüberkam, und durch das von Lüzen, wo der grosse Gustav Adolf fiel — es war mir sonderbar zu Muth, wie ich an dem erbärmlichen Steine stand, womit man ihn ehren will! — und die Gegend von Dessau ist sehr verschönert durch geschmakvolle Anlagen, die der Fürst überall machte.

In Halle war mir das Waisen- und Erziehungshaus das merkwürdigste. Die Simplizität seines Äussern freute mich. Von dem Geiste, der da in der Erziehung herrscht, kann ich als Augenzeuge nur so weit urtheilen, als ich bei einer öffentlichen Prüfung der Waisenkinder und andern Zöglinge bemerken konnte.

Da herrschte ganz die kleinliche, spielende, pedantische und doch [kin]dische Manier der Pädagogen, die eine Weile so grossen Lärm machten. Es ist freilich schwer gegen das Kind in Belehrung und Behandlung sich so zu äussern, wie es der Menschheit würdig ist, und wie man einen edlen männlichen Geist und keinen egoistischen, faden arbeitscheuen Schwächling aus ihm zu bilden hoffen kann, also mit reinen Begriffen, und strengen aber gerechten Forderungen, und doch darüber nicht zu vergessen, daß man es mit einem Kinde zu thun hat, aber es ist doch auch zu arg, im Wesentlichen kindisch, in Nebensachen pedantisch zu seyn, kleinliche Begriffe so vorzu-

[ ] abgerissen.

tragen, daß das Kind kein Wort versteht von dem feierlichen Bombaste, und armseelige Forderungen so wichtig zu nehmen, als ob an ihnen das Heil der Welt läge.

In Dessau war mein erstes, daß ich den neuen Kirchhof besuchte. Es liegt wirklich recht viel Menschlichkeit und Schönheit in der Idee, die da ausgeführt ist. Gleich das edle Portal, wo oben auf der Kuppel die Hoffnung — eine rührende, fast durchaus gutgearbeitete Gestalt — auf ihren Anker sich lehnt, und auf den beiden Seiten des Eingangs, zwei Jünglinge mit ausgelöschter Fakel in Nischen stehn — machte mir eine seltne Freude. Dann geht man fort in einer Allee, wo einem unter Blumen und Gesträuchen die Gräber zur Seite stehn, und an der Mauer herum sind Grüfte, wo die, welche schon Eines beherbergen mit weissen Marmorplatten geschlossen sind, die meist durch ihre simple herzvolle Aufschrift sich sehr von unsern gothischen Grabsteinen unterscheiden. Das jezige Dessauische Schulgebäude war mir deswegen interessant, weil es der Fürst zu diesem Gebrauche einräumte, und sein Sohn daneben in einem Hausse wohnt, das so ganz demüthig sich ausnimmt neben dem Pallaste. Die Stadt ist schön.

Die Gärten von Luisium und Wörrliz, wo ich einen herrlich[en] Tag zubrachte, beschreib' ich Dir ein andermal, weil ich w[ie]der nach meiner leidigen Gewohnheit den Brief zu spät anfieng.

In Leipzig macht' ich die interessante Bekantschaft des Prof. Heydenreich und Buchhändlers Göschen. Ich wurde von beiden sehr gut aufgenommen; überhaupt kommt den feinen Sitten der Leipziger nichts gleich, was ich in diesem Puncte bis jezt bemerken konnte.

Ich machte die ganze Reise in 7 Tagen, und fühle nun, daß sie mir sehr gesund und zuträglich war.

Gerne hätte [ich] sie gegen einen Besuch vertauscht bei Dir, Liebe! und meinem verehrungswürdigen Hrn. Schwager, dem ich mich empfehle, und mit einem unendlich langen metaphysischen Briefe drohe, Du hättest es mir wohl auch gegönnt, daß ich mich die Ostertage über mit Dir und Deinen lieben Gästen gefreut

---

[ ] abgerissen.

hätte. Tausend Grüsse an unsre theure Mutter! Könnt ich doch so vieler Güte werth werden, die ich so unaufhörlich von ihr erfahre; überall, wo ich noch bekannt bin, meine Empfelungen! Der Dem. Fehleisen sage für ihren gütigen Gruß meinen besten Dank. — Deinen lieben Kleinen wünsch' ich alles Gedeihen! Lebe wohl, liebe Schwester! Dieser Brief soll für keinen gelten. Diesen Sommer schreib' ich gewiss Dir öfter, und so Gott will, sehn wir uns nächsten Herbst wenigstens auf einige Tage; ich habe mich überzeugt, daß ich mit sehr wenigem sehr weit kommen kann.

Dein

Friz.

Ich habe mein Logis verändert und wohne in [e]inem sehr angenehmen Garten=[. . . . . .] Stadt. Oder schreibe [. . . . . im] Schillingischen [. . . . . .] Brükenthor.

* Nr. 107.

Hölderlin an Neuffer[1]**.**

Jena d. 28. Apr. 95.

Lieber Bruder!

Ich hoffte immer auf eine recht gute Stunde, wo ich Dir einmal wieder mich ganz, und alle die kleinen Schiksaale, die mich in Bewegung erhalten, mittheilen wollte. Aber ich glaube wohl, dass ich mir diese Freude bis dahin werde sparen müssen, wo wir uns wiedersehn. Ich hätt' auch wohl bälder geschrieben, wenn mich nicht eine vergnügliche Reise in meiner glüklichen Einförmigkeit unterbrochen hätte. Ich war zu Ende des Winters nicht ganz gesund, aus Mangel an Bewegung, vieleicht auch, weil ich die Nectar= und Ambrosiakost, die man in Jena findet, noch nicht genug ertragen konnte; ich half mir durch einen Spaziergang, den ich über Halle nach Dessau und von da über Leipzig zurükmachte. Ich kan Dich nicht mit Reisebeobachtungen plagen, ich mochte das Wesen nie recht leiden, wahrscheinlich, weil ich keine Gaabe dazu habe, ich bin meist mit dem Totaleindruk zufrieden, und

[ ] abgerissen.

[1]) Die auf das Honorar für den Hyperion bezügliche Stelle von Schwab unterdrückt.

denke auch da, wo mir etwas aufstößt, es sei misslich, so im Vorübergehen ein Urtheil zu fällen, besonders ist unser einem nicht zu trauen, der alle Tage, die Gott giebt, durch eine andere Brille sieht, die ihm, wer weis woher? aufgesezt wird. Bei Heydenreich und Göschen war ich recht vergnügt. Heydenreich scheint ein feiner kluger Mensch zu sein, und alle Erfahrungen der Welt gemacht zu haben. Göschen hat bei einer in seiner Lage seltnen Kultur des Verstandes und Geschmaks eine noch seltnere Herzlichkeit und Unbefangenheit übrig behalten.

Jezt geniess' ich den Frühling. Ich lebe auf einem Gartenhause auf einem Berge, der über der Stadt liegt, und wovon ich das ganze herrliche Thal der Saale überschaue. Es gleicht unserem Nekarthale in Tübingen, nur dass die Jenaischen Berge mehr Großes und Wunderbares haben. Ich komme beinahe gar nicht unter die Menschen. Zu Schillern mach' ich immer noch meinen Gang, wo ich izt meist Göthen antreffe, der sich schon ziemlich lange hier aufhält. Schiller läßt Dich grüssen und um einige Gedichte in seinem Allmanach bitten. Du möchtest sie nur mir schiken. Ich freue mich unendlich, daß Du Dich wieder fühlst, Dein lezter Brief machte den vorhergehenden schaamroth, ich nehme die Freude, die Dir Heyne machte, als wäre sie mir wiederfahren — wir wollen mit Eigensinn aushalten, nicht wahr, Lieber? wir wollen uns durch keine Noth der Welt aus dem Wege treiben lassen, den uns unsere Natur wies. Ich begreiffe jezt, wie Du so gerne übersezen magst. Schiller hat mich veranlaßt, Ovids Phaëton in Stanzen für seinen Allmanach zu übersezen, und ich bin noch von keiner Arbeit mit solcher Heiterkeit weggegangen, als bei dieser. Man ist nicht so in Leidenschaft, wie bei einem eigenen Producte und doch beschäfftiget die Musik der Versification den Menschen ganz, der andern Reize, die so eine Arbeit hat, nicht zu gedenken. — Für das erste Bändchen meines Romans hat mir Cotta in Tübingen 100 fl. bezahlt. Ich mochte nicht weiter fordern, um mich keinem Jüdeln auszusezen. Schiller hat mir den Verlag besorgt. Scandalisire Dich nicht an dem Werkchen! Ich schreib' es aus, weil es einmal angefangen, und besser, als gar nichts ist, und tröste mich mit der Hoffnung, bald mit etwas anderem meinen Kredit zu retten.

Diesen Sommer wenigstens werd' ich ganz in Ruhe und Unabhängigkeit leben. Aber wie der Mensch ist! es fehlt ihm immer etwas, auch mir — und das bist Du, vielleicht auch ein Wesen, wie Dein Röschen ist. Es ist sonderbar — ich soll wahrscheinlich nie lieben, als im Traume. War das nicht bisher mein Fall? und seit ich Augen habe, lieb' ich gar nicht mehr. Es ist nicht, als wollt' ich mich von allen Bekantschafften lossagen — gelegentlich! Du wolltest mir einmal von der Lebretin schreiben, thue es doch! — aber halte das gegen Deine Liebe, und ihre Freuden und Schmerzen und bedaure mich! Ist Dein gutes edles Mädchen wieder ganz gesund? Ihr müßt himmlische Tage untereinander haben. Es ist doch das Einzige, was von Glük auf Erden sich findet, das Glük zu lieben, wo man sich achtet, und erprobt hat. Ich glaube, Du wirst mich frömmer und theilnehmender finden, wenn wir einmal wieder beisammen sind, und Du mir wieder halbe Nächte lang von Deinem Röschen erzählst.

Gott erhalte sie und Dich so wie ihr seid! — Wie geht es Dir sonst, lieber Bruder? Wir sind zu wenig umständlich in dem, was wir uns von einander sagen. Aber ich glaube, es ist so mit allem Briefschreiben. Nächsten Herbst komm' ich sicher, wär' es auch nur auf einige Tage. Ich muß einmal wieder erwarmen bei Dir und meiner lieben Familie. — Lieber Bruder! ich wollte Dir allerlei schreiben, aber ich bin in einen Ton hereingekommen, aus dem ich für heute schwerlich mehr herauskäme. Ich würde mich nur wiederhohlen, würde mich auch vielleicht zu sehr erweichen. Nächstens mehr!

Dein

Hölderlin.

Nr. 108.

Hölderlin an Neuffer.

Jena d. 8. Mai 95.

Ich will es versuchen, lieber armer Bruder! ob ich mich so weit sammeln kan von meinem Schmerz, um Dich zu schonen in dem Deinigen. Ich gestehe Dir, es überwältiget mich auch, und ich weis nicht, was ich Dir sagen soll, wenn ich das edle unersezliche Wesen, vor Augen habe, das für Dich lebte, und mir sagen muss: das ist Tod! O mein Freund! ich begreif' es nicht, das

Nahmenloſe, das uns eine Weile erfreut, und dann das Herz zerreiſst, ich habe keinen Gedanken für das Vergehen, wo unſer Herz, das Beſte in uns, das Einzige, worauf zu hören noch der Mühe werth iſt mit allen ſeinen Schmerzen um Beſtand fleht — der Gott zu dem ich betete als Kind, mag es mir verzeihen! ich begreife den Tod nicht in ſeiner Welt — lieber! Du ſollteſt mir heilig ſeyn in Deiner Trauer, ich ſollte die traurige Verwirrung, in der ich über allem bin, die der Schmerz über Dein Schikſaal mir erſt recht fühlbar machte oder — ich weis es ſelbſt nicht — erſt bewirkte, ich ſollte ſie verſchweigen vor Dir. Ich bin ein laidiger Tröſter. Ich tappe herum in der Welt wie ein Blinder, und ſollte dem leidenden Bruder ein Licht zeigen, das ihn erfreute in ſeiner Finſterniſs. Nicht wahr, lieber! Du lernteſt etwas beſſers in der Schule Deiner Geliebten? nicht wahr, Du wirſt ſie wiederfinden? O wenn wir auch nur darum da wären, um eine Weile zu träumen und dann zum Traum eines andern zu werden — haſſe mich nicht um dieſer armſeeligen Worte willen, Du biſt von jeher der Natur treu geblieben, Dein reiner unverwirrter Sinn wird Dich tröſten, die Heilige wird nicht für Dich dahin ſeyn, und daſs Du die lieben Worte nicht mehr hörſt, worinn der edle Geiſt ſich Dir offenbarte, und ſie nicht mehr vor Dir ſteht in ihrer wandelloſen Liebenswürdigkeit — mein Bruder! kann Dein Herz den Troſt ertragen, womit ich das meinige gerne beruhigen möchte — ihr Geiſt wird Dir in jeder Tugend, jeder Wahrheit wieder begegnen, Du wirſt ſie wieder erkennen in jeder Gröſſe und Schönheit, worinn uns dann doch die Welt zuweilen erfreut. Wie ſchwach ich vor Dir erſcheinen muſs! Ich ſehe Deinen Brief wieder an, der mir ewig heilig ſeyn ſoll, ich finde, wie Du mir ſagſt, daß ſie, ſie Dich geleiten werde durchs ganze Leben, daſs ihre ſtete Gegenwart Dich erhalten werde, ſo wie Du bisher um ſie lebteſt in der Höhe und Reinigkeit — wie gönn' ich der lieben Seeligen den ewigen Frühling über ihrem Grabe, den Frühling Deines Herzens! Denn ich hoff' es zu Dir und dem Seegen, womit das Andenken an ſie Dich lohnen wird, der beſſere Theil Deines Herzens wird nie altern, Du wirſt Dich mit jedem Tage freuen können, ihrer würdiger, ihr ähnlicher geworden zu ſein.

Eure Liebe war einzig, ein Wunder in der jezigen herzloſen

kleinen Welt. Iſt ſie nicht eine Liebe für die Ewigkeit? Glaube mir, Freund meiner Seele, Du wirſt mir künftig manchmal ſagen, wenn ich Deines Werths mich freue, und Dir ſage, daß Du der Einzige ſeieſt, der mich die Dürftigkeit des Lebens vergeſſen laſſe, dann wirſt Du mir ſagen, das dank' ich ihr! ſie half mir empor aus der Gleichgültigkeit, die uns das Leben giebt, in ihr erſchien mir mehr, als die Meiſten nur glauben, mehr, als Tauſende ſind, ſie gab mir Glauben an mich, ſie gieng mir voran im Leben und im Tode und ich ring' ihr nach durch die Nacht hindurch — Herzensbruder! ich halte mich an Dich, ich mache den Gang mit Dir, ich theile den Schmerz mit Dir, ich will auch ſeine Früchte mit Dir theilen; Du haſt Recht, unſer Leben ſei die Melodie über ihrem Grabe, eine beſſere, als unſer armes Saitenſpiel ihr geben kann — wunderbar! mein Schmerz war wirklich unausſprechlich, ich hatte nichts als Thränen, und muſste mir Gewalt anthun, um Dir die wenigen armen Worte zu ſagen, und den erſten Troſt ſchöpft' ich wieder aus Deinem Briefe — könnte Dir der meinige etwas ſeyn! o könten wir uns überhaupt mehr ſeyn! Die Entfernung von Dir iſt mir jezt dreifach ſchmerzlich. Ich habe Dir neulich geſchrieben, daß ich auf den Herbſt kommen wollte. Iſts möglich, ſo komm' ich bälder. Wäreſt Du hier, ſo möcht' ich wohl bleiben. Aber ſo halt' ich es wohl ſchwerlich aus. Wir gehn nun ſo beede ſo verarmt in der Welt herum, wir haben beede nichts, als was wir uns ſind, auſſer dem, was eine beſſere Welt in und über uns iſt, mein Neuffer! und wir ſollten nur ſo halb für einander leben? Ich komme bald, Du ſollſt mich dann auf ihr Grab führen. Guter Gott! ein ſolches Wiederſehn hofft' ich nicht. — Könteſt Du mich nicht abholen, lieber Bruder! oder noch früher mich beſuchen? Es wäre Dir gewiß gut. Du würdeſt überall Freunde finden. Thu' es doch, wenn es irgend thunlich iſt. Ich ſchreibe Dir mit nächſtem Poſttag wieder. Kannſt Du es über Dich gewinnen, ſo thue es auch bald. Es leiden viele mit Dir und mir. Wir wollen leiden, wie ſie gelitten hätte an unſerer Stelle. Erhalte Dich der Welt und mir! Leb wohl, guter, edler!

Dein

H.

Nr. 109.

Hölderlin an seine Mutter.

Jena d. 22. May 95.

Ich fühlte heute recht sehr, liebste Mutter! wie mir Ihre gütigen Briefe zum Bedürfniß geworden sind. Ich weiß nicht, ob mir die Zeit, seit ich nichts mehr von Ihrer Hand sah, nur dißmal so ungewöhnlich lange vorkömmt, oder ob Sie mich wirklich etwas länger als sonst, harren lassen; schon eine Woche lang tröstete ich mich immer über meine Besorgnisse, ob Sie gesund seyn möchten, ob Ihnen nicht vieleicht etwas in meinem lezten Briefe missfallen haben möchte, mit der Hoffnung, daß ich heute gewiß einen Brief erhalten würde. Aber ich hoffte umsonst. Verzeihen Sie, liebste Mutter! daß ich diß äusserte. Ich weiß gewiß, daß ich nun nie mehr auf Ihre lieben Briefe so lange schweige, wie es oft der Fall war. Ich nehm es für eine gerechte Strafe. — Hat vieleicht die Reise nach Blaubeuren Sie verhindert? Wenn nur diß die Ursache wäre!

Ich lebte, seit ich Ihnen zum leztenmale Nachricht von mir gab, wie ich immer lebte, seit ich hier bin, zufrieden mit meiner Eingezogenheit und zuweilen fröhlich, wenn ich glaube, es sey mir etwas gelungen an meiner Arbeit. Aber man findet doch immer bald wieder, wie schülerhaft man in manchem ist, und es ist gut, daß man diß so findet, man wird dadurch in Thätigkeit erhalten. Auch bin ich gesünder, als man sich von der hiesigen Lebensart es versprechen kann.

Nun eine Hauptsache! — Es ist mir diese Woche eine Hofmeisterstelle von einem Frankfurter angetragen worden, dem ein hiesiger Studirender mich bekannt machte, während seines Aufenthalts in den dortigen Gegenden, wo er seine Ferien zubrachte. Dieser Frankfurter hat die Kommission von einem Holländischen Kaufman, der sich in Offenbach, eine Stunde von Frankfurt, aufhält, ihm für einen Erzieher zu sorgen. Der Frankfurter rühmt das Haus des Kaufmanns, schreibt es wären 4 Söhne zu unterrichten und in Aufsicht zu haben, der vorige Erzieher hätte tausend Gulden bekommen, der künftige würde wohl nicht weniger bekommen, alles hätte man frei und auf ein achtungsvolles Betragen zu rechnen.

Man wollte nur inzwischen bei mir anfragen, ob ich vieleicht geneigt wäre, die Stelle anzunehmen, um sich dann über die bestimmteren Bedingungen zu vereinigen. Weil die Sache in jedem Falle wieder rükgängig gemacht werden kann und ich doch noch gestern Antwort geben mußte, habe ich inzwischen mit Ja geantwortet und warte nun auf bestimmtere Nachricht vorzüglich aber auf Ihre Entscheidung. Diesen Sommer würde ich wohl bequem hier leben können, ohne Ihnen lästiger zu seyn, als ich es schon war, Cotta in Tübingen wird mir bis auf den September 100 fl. auszahlen für ein unbedeutendes Manuscript, das er von mir in Verlag nahm, ob das aber bis nächsten Winter eben so der Fall wäre, kann ich nicht mit Gewißheit sagen, weil ich den Erfolg meiner Arbeit nicht beurteilen kann. Öffnet sich mir günstigere Aussicht, als so eine Tausendguldenhofmeisterstelle ist, so werd' ich freie Hand haben, auch jene zu ergreifen. Haben Sie die Güte, liebste Mutter! mir bald darüber zu schreiben ohne alle Rüksicht auf irgend eine Neigung, die Sie bei mir voraussezen könnten. Ich kann es Ihnen versichern, daß ich schlechterdings nur das Klügere zu wählen Lust habe. Ich habe mich schon so oft überzeugt, wie heilsam es für mich war, Ihrem mütterlichen Rathe zu folgen. Ich möchte ihn nicht leicht in dieser Sache entbehren. — Sie würden dann wohl auch nicht zürnen, liebste Mutter, wenn ich den Weg über meine Heimath machte. Sehr beträchtlich wäre ja der Umweg nicht. Ich ginge des Tags 8 Stunden, menagirte mich, wie ichs indeß gelernt habe; die Freude des Wiedersehens wäre ja ein paar Tagereisen werth. Wie tausendmal habe ich mir schon Ihren Empfang geträumt! Man lernt sehr, sehr viel in der Fremde, liebste Mutter! Man lernt seine Heimath achten. Wie ein Kind erzähle ich oft meinem Freunde von meinem Hausse, wie mirs da immer so wohl gieng, von meiner Mutter und Grosmutter — und meinen Geschwistern. Tausend Herzensgrüsse an all' die Lieben. Schreiben Sie doch bald. Ich denke immer, ich werde schon mit Anfang nächster Woche einen Brief von Ihnen erhalten. Vieleicht enthält dieser schon etwas, woraus ich auf Ihre Meinung von der Veränderung meiner Lage schliessen kann.

Ewig Ihr

Friz.

*Nr. 110.

Hölderlin an Schiller[1]).

Nürtingen bei Stutgard
d. 23. Jul. 1795.

Ich wuſste wohl, daſs ich mich nicht, ohne meinem Innern merklichen Abbruch zu thun, aus Ihrer Nähe würde entfernen können. Ich erfahr' es izt mit jedem Tage lebendiger. Es iſt ſonderbar, daß man ſich ſehr glüklich finden kann unter dem Einfluſs eines Geiſtes, auch wenn er nicht durch mündliche Mittheilung auf einen wirkt, blos durch ſeine Nähe, und daſs man ihn mit jeder Meile, die von ihm entfernt, mehr entbehren muſs. Ich hätt' es auch ſchwerlich mit all' meinen Motiven über mich gewonnen, zu gehen, wenn nicht eben dieſe Nähe mich von der andern Seite ſo oft beunruhiget hätte. Ich war immer in Verſuchung, Sie zu ſehen, und ſah Sie immer nur, um zu fühlen, daſs ich Ihnen nichts ſeyn konnte. Ich ſehe wohl, daſs ich mit dem Schmerze, den ich ſo oft mit mir herumtrug, nothwendiger weiſe meine ſtolzen Forderungen büſste; weil ich Ihnen ſo viel ſeyn wollte, muſst' ich mir ſagen, daſs ich Ihnen nichts wäre. Aber ich bin mir dann doch zu gut bewuſst, was ich damit wollte, um mich nur leiſe darüber zu tadeln. Wär' es Eitelkeit geweſen, die ſo ihre Befriedigung ſuchte, die von einem groſſen Manne, wenn er einmal dafür anerkannt iſt, einen freundlichen Blik erbettelt, um ſich mit der unverdienten Gaabe über die eigne Armſeeligkeit zu tröſten, der der Mann ziemlich indifferent iſt, wenn er nicht für ihre kleinen Wünſche taugt, hätte mein Herz zu ſo einem beleidigenden Hofdienſte ſich erniedriget, dann freylich würd' ich mich recht tief verachten. Aber ich freue mich, daſs ich ſo gewiſs mir ſagen kann, daſs ich den Werth des Geiſtes, den ich achte, ſo weit ich ihn ermeſſen kann, in mancher guten Stunde rein empfand, und daſs mein Streben, ihm recht viel zu ſeyn, im Grunde nichts anders war, als der gerechte Wunſch, dem Guten und Schönen und Wahren, ſey es unerreichbar oder erreichbar, [ſich]

---

[1]) Die Einſicht des Originals verdanke ich der Güte der Freyin Eliſe von König-Warthauſen in Stuttgart.

mit seinem Individuum zu nähern, und dass man nicht gerne dabei einzig sein Richter ist, ist gewiss auch menschlich, gewiss natürlich.

Es ist sonderbar, dass ich Ihnen diese Apologie gab. Aber eben darum, weil diese Anhänglichkeit in der That mir heilig ist, such' ich sie in meinem Bewusstseyn von allem, was durch eine scheinbare Verwandschaft sie entwürdigen könnte, zu sondern, und warum sollt' ich mich über sie nicht vor Ihnen äussern, wie sie vor mir erscheint, da sie doch Ihnen angehört? Nur alle Monathe möcht' ich zu Ihnen und mich bereichern auf Jahre. Ich suche übrigens mit dem, was ich von Ihnen mitnahm, gut hauszuhalten und zu wuchern. Ich lebe sehr einsam und glaube, dass es mir gut ist. Von meinem Freunde Neuffer lege ich Ihnen einige Gedichte bei. Er will sich die Freiheit nehmen, Ihnen mit noch Einem aufzuwarten, so bald er, wie er noch wünscht, es durchgearbeitet hat.

Erlauben Sie es, so schik' auch ich noch ein paar Gedichte nach.

Bei dem, was ich beilege, betrübte es mich oft, dass das erste, was ich auf Ihren unmittelbaren Antrieb vornahm, nicht besser werden sollte. Ich bin mit ewiger Achtung

Ihr Verehrer

M. Hölderlin.

**Nr. 111.

Hölderlin an Schiller.

Nürtingen bei Stuttgart, den 4. September 1795.

Sie verzeihen, verehrungswürdiger Herr Hofrath! daß ich den Beitrag, wozu Sie mir die Erlaubniß gaben, so spät und so ärmlich gebe.

Maladie und Verdruß hinderten mich, das, was ich wünschte, auszuführen.

Vielleicht zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen dies in einiger Zeit zuschicke.

Ich gehöre ja — wenigstens als res nullius — Ihnen an; also auch die herben Früchte, die ich bringe.

Das Mißfallen an mir ſelbſt und dem, was mich umgibt, hat mich in die Abſtraktion hineingetrieben; ich ſuche mir die Idee eines unendlichen Progreſſes der Philoſophie zu entwickeln, ich ſuche zu zeigen, daß die unnachläßige Forderung, die an jedes Syſtem gemacht werden muß, die Vereinigung des Subjekts und Objekts in einem abſoluten — Ich oder wie man es nennen will — zwar äſthetiſch, in der intellektualen Anſchauung, theoretiſch aber nur durch eine unendliche Annäherung möglich iſt, wie die Annäherung des Quadrats zum Zirkel, und daß, um ein Syſtem des Denkens zu realiſiren, eine Unſterblichkeit eben ſo nothwendig iſt, als ſie es iſt für ein Syſtem des Handelns. Ich glaube dadurch beweiſen zu können, in wie fern die Skeptiker recht haben, und in wie fern nicht.

Es iſt mir oft wie einem Exulanten, wenn ich mich der Stunden erinnere, da Sie ſich mir mittheilten, ohne über den trüben oder ungeſchliffenen Spiegel zu zürnen, worin Sie Ihre Äußerung oft nimmer erkennen konnten.

Ich glaube, daß dies das Eigenthum der ſeltenen Menſchen iſt, daß ſie geben können, ohne zu empfangen, daß ſie ſich auch „am Eiſe wärmen" können.

Ich fühle nur zu oft, daß ich eben kein ſeltener Menſch bin. Ich friere und ſtarre in dem Winter, der mich umgibt.

So eiſern mein Himmel iſt, ſo ſteinern bin ich.

Auf den Oktober werd' ich wahrſcheinlich eine Hofmeiſterſtelle in Frankfurt beziehen.

Ich würde mich über mein Geſchwätz vielleicht damit vor Ihnen entſchuldigen, daß ich es einigermaßen für Pflicht hielte, Ihnen von mir Rechenſchaft zu geben; aber ſo würd' ich mein Herz verläugnen. Es iſt beinahe mein einziger Stolz, mein einziger Troſt, daß ich Ihnen irgend etwas und daß ich Ihnen von mir etwas ſagen darf. Ewig

Ihr Verehrer

Hölderlin.

*Nr. 112.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Du beschämst mich, Lieber! ich erwartete einen Verweis über meine Trägheit, daß ich so selten, wie immer ans Briefschreiben komme, und fand diesen Beweis Deiner Theilnahme an mir, Deines thätigen Andenkens.

Das Verhältniß, von dem Du mich benachrichtigest[2]), wäre mir in mehr, als Einer Rükficht sehr erwünscht. Die Menschen, unter denen ich leben, die Beschäfftigungen, die ich finden würde, wären sicher von Gewinn für mich.

In wie ferne ich mit dem, was ich für Erziehung denken und thun kann, zureiche zu diesem Posten, kann ich noch nicht entscheiden, bis ich das Detail der Bildung, die der junge Mensch genieſſen soll, kenne.

Möchtest Du vorerst fragen, ob das Nähere in der Sache noch so lange könnte aufgeschoben werden, bis ich Antwort von Frankfurt haben werde, auf meine Anfrage, die ich da zu machen habe. Daß ich diß thun muß, wirst Du aus dem beigelegten Briefe sehn.

Ich werde sehen, daſs ich so bald möglich bestimmtere Nachricht von mir geben kann. Ich muß gestehen, daß ich nicht ohne Resignation dieser schönen Hoffnung entsagen würde.

Das Verhältniſs, das mich bestimmte, das Anerbieten, das mir diesen Sommer in Stutgard gemacht wurde, auszuschlagen[3]), dieſes bisarre Verhältniſs, das Du kennst, würde mir wohl diſsmal Ruhe laſſen. Auf meinen lezten gewiß rechtlichen ehrlichen Brief, den ich nach Tübingen schrieb, hab' ich noch keine Antwort, und es war noch einige Tage vor meiner Abreise in's Unterland, daſs ich schrieb. Wohl mir, wenn ein guter Gott mein Herz befreit!

---

[1]) Der Brief kann, seinem Inhalt nach, nur im Herbst 1795 aus Nürtingen geschrieben sein. Die erste größere Hälfte des Briefes von Schwab nicht abgedruckt.

[2]) Nach einem späteren Briefe war es eine Stelle im Hause des Professor Ströhlin in Stuttgart.

[3]) Es wird das Verhältniß zu Elise Lebret gemeint sein.

Wie geht Dirs, lieber Bruder! Ich wünsche Dir oft im Stillen die Ruhe und die Thätigkeit, wobei Du gedeihen kannst.

Hast Du Schillers Gedicht in den Horen gelesen?[1]) Schreibe mir doch Dein durchgängiges Urtheil darüber. Du darfst mich nicht schonen. Die Trunkenheit, womit ich davon sprach, war noch kein Urtheil. Eben das scheint mir die Sache des Geschmaks zu seyn, daß er die unwillkürliche Sensation, die man bei einem Kunstgegenstande erfährt, hinterher untersucht und bestätiget, oder für zufällig erklärt und verwirft.

Mit meinem speculativen pro und contra glaub' ich immer näher ans Ziel zu kommen.

Ich habe mein glüklich müssig Leben so gut genüzt als möglich. Es geht uns, wie den jungen Rossen. Wie wir zusammen unsern Weg anfiengen, flogen wir oder glaubten doch zu fliegen und jezt wär's oft beinahe Noth, dass man Sporen und Peitsche brauchte. Freilich werden wir auch so ziemlich mit Stroh gefüttert. — Wir wollen aber doch das beste hoffen.

Leb wohl Lieber! Schreibe mir bald wieder. Darf ich Dich bitten, mich H. Prof. Ströhlin zu empfehlen?

Dein

Hölderlin.

**Nr. 113.

Hölderlin an Hegel.

Stuttgart den 25. November 1795.

Du thust mir Unrecht, Lieber! wenn Du mein Stillschweigen meiner Nachlässigkeit zuschreibst; ich werde bis jetzt von den Frankfurtern hingehalten wegen dem Kriege, wie sie schreiben; ich wartete von einer Woche zur anderen, um die bestimmte Nachricht zu geben und habe noch jetzt keine, weder in Deiner Sache, noch in meiner eigenen.

Übrigens müßt' ich Dich wohl in jedem Falle in Frankfurt entbehren, weil das Kind vier Jahre alt ist und Du eben nicht sehr geneigt scheinst, Dich damit zu beläftigen. — Du fragst mich wegen der Repetentenstelle? Du willst Dich durch meinen Ent-

[1]) „Das Reich der Schatten".

ſchluß beſtimmen laſſen? Lieber! Da thuſt Du Dir Unrecht. Ich habe vorerſt die Prätenſion gar nicht zu machen, tauge ſchlechterdings nicht dazu, ſo wenig als in irgend ein Verhältniß, wo man verſchiedene Charaktere, verſchiedene Situationen vor ſich hat, und dann hab' ich leider! noch ganz beſondere Gründe, die ich meinen ehemaligen Tübinger Thorheiten danke. Aber für Dich wär' es wohl Pflicht, inſofern Du den Todtenerwecker in Tübingen machen könnteſt; freilich würden die Todtengräber in Tübingen ihr Möglichſtes gegen Dich thun. Wenn ich denke, Du könnteſt vergebens arbeiten, ſo hielt' ichs freilich für Verrath, den Du an Dir ſelbſt begeheſt, wenn Du Dich mit dem armſeligen Volk befaſſen willſt. Ob es aber einen beſſern Wirkungskreis für Dich gibt unter Deinen Schweizern oder unter unſeren Schwaben, das iſt freilich eine ſchwere Frage. Vielleicht könnteſt Du ein Reiſegeld bekommen von hier aus, und das wäre nicht das ſchlimmſte. Wenn ich nicht bald eine gelegene Hofmeiſterſtelle finde, ſo mache ich wieder den Egoiſten, ſuche für jetzt keine öffentliche Beſchäftigung und lege mich aufs Hungerleiden. Renz wird wohl Repetent werden, wie ich höre. Ihr könntet ein ſchönes Leben zuſammen führen. Lege nur nicht Deine literariſchen Beſchäftigungen bei Seite. Ich dachte ſchon, eine Paraphraſe der pauliniſchen Briefe nach Deiner Idee müßte der Mühe wohl werth ſein.

Das nächſte Mal mehr. Ich möchte, das Briefſchreiben ginge zwiſchen uns einmal, wenigſtens auf einige Zeit zu Ende. Wenn wir uns nicht ſprechen, ſo iſt, wenigſtens von meiner Seite, wenig Vortheil für Dich dabei. Lebewohl.

Dein

Hölderlin.

Fichte iſt wieder in Jena und lieſt dieſen Winter über das Naturrecht. Sinklär iſt jetzt in Homburg bei ſeinen Eltern. Er läßt Dich herzlich grüßen; er ehrt Dein Andenken wie immer. Grüße mir Mögling!

Nr. 114.

Hölderlin an Neuffer[1].

Lieber Bruder!

Gerne hätt' ich Dir neulich auch geschrieben, wie ich den Brief, den ich dem Seits[2] ausdrüklich versprochen hatte, in Dein Haus addressirte. Aber die Zeit gebrach mir. Ich bin überhaupt wie ein hohler Hafen, seit ich wieder hier bin, und da mag ich nicht gerne einen Ton von mir geben. Das Unbestimmte meiner Lage, meine Einsamkeit und der Gedanke, daß ich hier allmälig ein lästiger Gast sein möchte, drükt mich nieder, und so wird mir meine Zeit fast unnüz.

Überdiss bin ich noch nicht ganz gesund. Ich weiss mir nicht zu helfen, wenn ich bis Sonntag keinen Brief von Frankfurt erhalte. Denn ich zweifle ob mich unsere Herren in Stutgard werden in Ruhe lassen und so viel ich Dich verstehen konnte, wird aus der Stelle in Ströhlins Hausse schwerlich etwas.

Wär' ich doch geblieben, wo ich war. Es war mein dummster Streich, dass ich ins Land zurükgieng. Jezt sind ich hundert Schwierigkeiten nach Jena zurükzugehn; man konnte mir keine Gewalt anthun, wenn ich blieb, jezt müßt ich Wunderdinge hören, wenn ich wieder hin wollte.

Hast Du indessen an Deinen Gedichten gefeilt? Ich wünschte mir Deine Geduld. Ich war in meinem Leben nicht so impatiens limae wie jezt. Aber wenn man sich niemand mittheilen kann, wenn man immer nur sein Machwerk vor sein eignes Auge halten muss, ists kein Wunder. Es nüzt sich am Ende alles ab. Das Gute fühlt man nicht mehr, und das Schlechte übersieht man.

Ich schäme mich, daß ich Dich so mit meinem Unmuth plage. Aber wenn ich mit Gewalt von meinem armen Individuum abstrahiren wollte, schrieb' ich eine Dissertation und keinen Brief. Das ist das gute und schlimme in der Freundschaft, dass man sich immer giebt wie man ist, daß man die bösen Tage zweimal fühlt, weil man davon sprechen darf, so auch die bessern.

[1] Der Brief wird nicht lange nach dem vorigen geschrieben sein, nachdem Hölderlin von Stuttgart nach Nürtingen zurückgekehrt war.

[2] Ein Wilhelm Friedrich Seiz, aus Stuttgart, war mit Hölderlin und Neuffer im Stift gewesen.

[Folgen Aufträge an den Schneider und an den Kaufmann.]
Leb wohl!

Wo möglich, ſchik ich Dir die verſprochne Elegie in ein paar Woche. Jezt hab' ich wieder zu Kant meine Zuflucht genommen, wie immer, wenn ich mich nicht leiden kan.

Dein

Hölderlin.

Nr. 115.

Hölderlin an Neuffer.

Lieber Bruder!

Ich werde nächſte Woche nach Frankfurt abreiſen[1]). Ich hätte die Trennung ſelbſt ſo nahe nicht geglaubt. Laſs uns ſchweigen davon! Ich bin izt ſo überhäuft zerſtreut, wie Du, von andern Beſchäfftigungen.

[Folgen Aufträge zur Beſorgung von Kleidungsſtücken für die Reiſe.]

Es iſt erbärmlich, daß ich Dir jezt ſolche Dinge ſchreiben muſs; ich werde mich wohl noch einen Tag in Stutgard aufhalten, und da wollen wir noch vom Herzen zum Herzen ſprechen. Schreibe mir, an welchen Tagen, der Poſtwagen nach Heilbronn abgeht. Ärgre Dich nur nicht, über die kleinen unleidlichen Sorgen, die ich Dir mache. Ich muſs ſchlieſſen.

Dein

Hölderlin.

Nr. 116.

Hölderlin an Niethammer[2]).

Löchgau d. 22. Dec. 95.

Mein verehrungswürdiger Freund!

Ich hätte Dir immer ſo vieles ſagen mögen und habe Dir nie nichts geſagt. Ich hoffte Dir manches ſchreiben zu können und habe Dir noch nichts geſchrieben. Aber das weiſt Du ohne

[1]) Der Brief iſt demnach um die Mitte Decembers 1795 geſchrieben.

[2]) Eine getreue Abſchrift dieſes Briefes verdanke ich der Güte des Herrn Profeſſor Erich Schmidt in Berlin.

daß ich es ſage und ſchreibe, wie ſehr ich das Verdienſt in dem Manne ehr, den ich nur meinen Freund nannte, da er doch auch mein Lehrer war, und wie herzlich ich mich darüber freue, daß dieſes Verdienſt mit jedem Tage allgemeiner gerechter anerkannt wird.

Deine Güte für mich läßt mich hoffen, daß ich die Bitte, die ich jezt an Dich mache, nicht vergebens mache.

Mein Freund und Vetter Majer von Löchgau, findet es zwekmäßiger, ſeinen Aufenthalt in Tübingen, wo er ein Jahr im Stipendium zugebracht hat, mit dem glüklichen Jena zu verwechſeln.

Dein Unterricht, Deine Theilnahme würde ihn unendlich ſichern und fördern in ſeiner künftigen Bildung.

Er wird nicht unempfänglich ſeyn, für das, was Du ihm ſeyn könnteſt; er hat Talente und ſein guter Wille wird auch da überwinden, wo die Wiſſenſchaft Dornen hat.

Verſag' ihm nicht die gütige Aufnahme, deren ſchon mancher ſich erfreut hat, und laß Dich mit meinem unendlichen Dank und dem glüklichen Erfolg, den Deine Theilnahme an ihm haben wird, begnügen; denn das weiß ich wohl, daß die Thaten des Fleißes unbelohnbar ſind. Ich beneid' ihn um Deine Gegenwart; ich habe oft das Heimweh nach Jena.

Gerne möcht' ich mich durch Briefe entſchädigen, wozu mich Deine Güte berechtigt, aber es wird mir ſchwer, mich da mitzutheilen, wo ich mit mir ſelbſt noch nicht einigermaaßen im Reinen bin, und ſo muß ich einſam bleiben, wider meinen Willen.

Ich reiſe jezt zu einer Hofmeiſterſtelle nach Frankfurt (zu Banquier Gontard) und wenn ich da Ruhe und Zeit genug gewinnen kann, ſo mach' ich mir vieleicht bald die Freude, mich über einiges von Dir zurechtweiſen zu laſſen.

Schelling iſt, wie Du wiſſen wirſt, ein wenig abtrünnig geworden von ſeinen erſten Überzeugungen. Er gab mir dieſe Woche viele Empfehlungen an Dich auf.

Überall, unter allen, die Dich kennen, fand ich die Achtung, auch die Theilnahme an Deinem Glük, die man Dir ſchuldig iſt, und man trug mir auf, Dich wenn ich könnte, davon zu verſichern.

Es ist sehr günstig für meinen Vetter, daß er schon jezt eben diese Achtung mit mir theilt.

Er ist um so glüklicher, Dein Schüler zu seyn, und unter Deinen Augen zu leben.

Ich schliesse sehr ungern, aber ich bin etwas beeilt.

Ganz der

Deinige

Fr. Hölderlin.

IV.

Zweite Wanderschaft.

Die Familie Gontard war eine der angesehensten und ausgebreitetsten in Frankfurt[1]). Schrieb doch Frau von Staël, welche im Jahre 1803 die Stadt besuchte, in ihr Tagebuch: „Frankfort est une très jolie ville; on y dine parfaitement bien; tout le monde parle français et s'appelle Gontard". Herr Jacob Friedrich Gontard, in dessen Haus Hölderlin jetzt eintrat, war ein Enkel des gleichnamigen Stammvaters am Orte und der jüngere von zwei Brüdern. Bezeichnend für den Sinn der Familie ist es, daß seine jüngste Schwester Margarethe ihrer Liebe zu einem angesehenen Arzte entsagen mußte, weil die Mutter sowohl, wie die Brüder in einer solchen Verbindung eine Erniedrigung ihres Hauses sahen. Herr Gontard selbst hatte eine kränkliche Jugend verlebt, von der ihm eine große nervöse Reizbarkeit geblieben war. Schon als Knabe hatte er sich in einem Anfalle von Heftigkeit eine Gabel, die er in der Hand hielt, in das rechte Auge gestoßen und dessen Sehkraft dadurch vernichtet. Im Sommer 1786 vermählte er sich, 22 Jahre alt, mit Susanne Borkenstein, der einzigen, damals 17 jährigen Tochter (geb. Febr. 1769) einer angesehenen und sehr vermögenden Wittwe in Hamburg[2]). Nach Jügels Erzählung

---

[1]) Meine Angaben über die Familie Gontard sind wesentlich den „Erinnerungen und Familienpapieren" des Herrn Carl Jügel entlehnt. („Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie." Frankfurt 1857), ergänzt durch amtliche Zeugnisse, wie durch mündliche Mittheilungen der Frau Belli-Gontard, einer Nichte des Herrn Jacob Friedrich Gontard, die ich in ihrem 95. Lebensjahre, ein halbes Jahr vor ihrem Tode kennen lernte. S. Neue Mittheilungen über Hölderlin. Archiv für Literaturgeschichte. Band XV S. 63 ff.

[2]) Susanna Borkenstein geb. Brugier (alias Brugnier), vermählt den 16. Mai 1768 mit Hinrich Borkenstein, Kön. Dän. Commercienrath, muthmaßlich einem Sohne von Heinrich Borkenstein (geb. 1705, gest. 1777), Verfasser

wurde die Trauung in der Kirche zu Ottensen, dem Wohnsitz des der Familie befreundeten Klopstock, vollzogen, wo Frau Borkenstein ein kleines Landhaus besaß. Als dem feierlichen Hochzeitszuge, der sich von der Borkensteinschen Stadtwohnung in Hamburg aus durch Altona bewegte, hier am Thore ein Leichenzug entgegenkam, brach die erschreckte Braut in Thränen aus und gewann erst in Ottensen durch Klopstocks Zuspruch ihre Ruhe wieder. Die erste Angabe beruht jedenfalls auf einem Irrthum, denn nach dem Kirchenbuche fand die Trauung am 9. Juli 1786 in der französischen reformirten Kirche[1]) in Hamburg Statt; über die zweite Angabe, die Begegnung mit einem Leichenzuge läßt sich natürlich heute nichts feststellen. Es war bei der Verlobung ausgemacht worden, daß Mutter und Tochter nicht von einander getrennt werden sollten, und so folgte schon wenige Monate nach der Hochzeit Frau Borkenstein ihrer Tocher in die neue Heimath.

Frau Susette Gontard wird von Allen, die sie kannten, als eine Frau von großer Schönheit geschildert, mit dunklen sprechenden Augen, langem schwarzen Haar und blendend weißer Haut. Ein von dem damals berühmten Bildhauer Ohnmacht in Marmor ausgeführtes Relief-Portrait[2]) hat uns die Züge ihres echt griechisch geformten Gesichts bewahrt, in denen Sanftmuth mit Hoheit sich vereinigt. Sie hatte unter den Augen ihrer sie zärtlich liebenden Mutter eine ausgezeichnete Erziehung genossen, war in Sprachen, Literatur, Musik, sowie in den feineren weiblichen Handarbeiten sorgfältig unterrichtet und dabei, trotz aller Anläße zu einer Verwöhnung, natürlich einfach geblieben. Herr Gontard mit seiner Divise: „les affaires avant tout“ war schwerlich im Stande, alle Bedürfnisse ihres Geistes und Herzens zu befriedigen. So mußte die junge Frau ein schmerzliches Entbehren fühlen, als ihr nach

---

des „Boockesbeutel“, Lustspiel in drei Aufzügen. Frankfurt u. Leipzig 1742. S. Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller. Band I Hamburg 1851. S. 347, 400.

[1]) Die Familie Gontard gehörte zu der französischen reformirten Gemeinde in Frankfurt.

[2]) Im Besitz des Herrn Architect Sömmering in Frankfurt, eines Enkels des berühmten, der Familie Gontard befreundeten Arztes, Anatomen u. Physiologen Samuel Thomas von Sömmering.

einer Reihe glücklicher Jahre (1793) die Mutter durch den Tod entrissen wurde. Herr Gontard konnte ihr keinen anderen Ersatz für den Verlust bieten, als daß er ihr im Hauswesen eine Stütze durch eine Haushälterin gab und die Sorge für die Kinder ihr durch die Annahme eines Hauslehrers zu erleichtern suchte. „Den Börsencours", pflegte er zu sagen, „verstehe ich aufs Haar, aber wie die Kinder geleitet werden sollen, oder was sie lernen müssen, das ist nicht meine Sache, dafür muß die Mutter sorgen." Die Wahl des Lehrers war nach längerem Schwanken auf Hölderlin gefallen.

Hölderlin hatte die Reise nach Frankfurt, die er gemeinsam mit einem jüngeren Vetter machte, „beschwerlicher und langwieriger, als gewöhnlich" gefunden. „Ich fühl' es wohl", schrieb er der Mutter, „ich bin so stark nicht mehr, wie vor 2 Jahren. Damals hofft' ich noch Ersaz von der Welt für den Verlust derer, die meinem Herzen näher sind." In Frankfurt wohnte er die ersten Wochen in einem Gasthofe, da sein Zimmer im Gontardschen Hause noch nicht völlig eingerichtet war. Vier Kinder, ein Knabe von 8 Jahren und drei Mädchen zwischen 6 und 4 Jahren waren seiner Erziehung anvertraut. Namentlich von dem Knaben, Henri, der natürlich seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch nahm, empfing er einen sehr günstigen Eindruck und glaubte zuversichtlich, daß er ihn für die traurige Zeit, die ihm sein ehemaliger Zögling gemacht, in nicht geringem Grade schadlos halten werde. Ueber die Eltern äußerte er sich noch vorsichtig. Sie erschienen ihm als „sehr gute und nach Verhältniss seltne Menschen", doch wußte er, daß er bei neuen Bekanntschaften nur zu leicht von Täuschungen ausgehe und geneigt sei, mehr in ihnen zu erblicken, als später die Wirklichkeit ihm bot. Er selbst gefiel sogleich Allen, und Frau Gontard faßte um so leichter Vertrauen zu ihm, als er sonderbarer Weise in seinem Aeußern ihrem Bruder glich. Auch die Kinder gewannen ihn bald seiner Freundlichkeit wegen lieb. Unter allen Hofmeistern, die unser Haus besuchten, erzählt Frau Betti-Gontard in ihren „Lebens-Erinnerungen", war „keiner so freundlich gegen uns Kinder als Hölderlin[1])." Glücklich machte ihn die Nähe

[1]) Lebens-Erinnerungen von M. Belli-Gontard. Frankfurt a./M. 1872. S. 44—45.

seines Freundes Sinclair, den er wiederholt in Homburg aufsuchte. Seine Stellung im Hause entsprach ganz seinen Wünschen. Er könne „mit durchgängiger Ungebundenheit" leben und brauche seinem Zögling, „der schon sein ganzes Herz gewonnen habe", nur den Vormittag zu widmen. So kehrte allmälich eine fröhlichere Stimmung in sein Herz zurück, wenn auch in manchen Stunden noch die Vergangenheit ihre Schatten über sein Leben warf. In denselben Tagen, in welchen er in einem Briefe an Neuffer sein ganzes neues Glücksgefühl voll ausströmen ließ, schrieb er seinem Bruder: „ich bin ohnedieß, wie ein alter Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat, und nur mit Mühe wieder in frischen Boden gesetzt und kaum durch ausgesuchte Pflege vom Verdorren gerettet, aber hie und da noch immer welk und krüpplig ist und bleibt."

Von Niethammer gemahnt hatte Hölderlin bald nach seiner Ankunft in Frankfurt seine philosophischen Arbeiten wieder aufgenommen. „Ich arbeite jetzt", schrieb er seinem Bruder im Februar 1796, „einzig an den philosophischen Briefen, deren Plan Du kennst, um sie an Niethammer zu schicken." Diese Briefe sind nicht gedruckt und haben sich auch, so viel ich weiß, nicht in seinem Nachlaß gefunden. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob er damit zu einem Abschluß gelangte. Denn der neu gewonnene Lebensmuth weckte in ihm sehr bald wieder die Lust zu dichterischer Thätigkeit, die allein ihm wirkliche Befriedigung gewährte, und er kehrte zum Hyperion zurück. Zwar scheint er auch jetzt noch des Weges nicht ganz sicher gewesen zu sein; wenigstens liegen die Spuren einer öfteren Um- und Ueberarbeitung vor[1]). Daneben entstanden auch einige Gedichte in dieser Zeit, darunter das gereimte Gedicht „Diotima" in der ersten Fassung, so wie das bisher ungedruckte Gedicht „An die klugen Rathgeber", welche er im Juli von Cassel aus an Schiller für seinen Almanach sandte[2]).

[1]) S. Hölderlinstudien. 1. Zur Entwicklungsgeschichte Hyperions. A. a. O.

[2]) In Schillers Redactions-Nachlaß, dessen Einsicht, soweit er Hölderlin betrifft, ich der Güte des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm verdanke, befindet sich das Manuscript des letztgenannten Gedichts mit Namensunterschrift, in doppelter Fassung, in der ersten mit mehrfachen Correcturen von Schillers

Hölderlin wendet sich in dem letzten gegen diejenigen, welche ihm den Rath gegeben hatten, er möge sich, der Kunst entsagend, den Forderungen des täglichen Lebens anbequemen. Es ist ihm indeß auch in der zweiten Bearbeitung nicht gelungen, seinen Gedanken und Empfindungen einen klaren dichterischen Ausdruck zu geben.

Zu Anfang Juni's 1796 befürchtete man seit dem Rückzuge der Kaiserlichen Armee von Wetzlar her und dem Vormarsche der Franzosen unter Jourdan, nicht ohne Grund, daß die Gegend von Frankfurt einen Haupttheil des Kriegsschauplatzes abgeben werde, und so entschloß sich Herr Gontard, seine Familie in Begleitung Hölderlins nach Hamburg zu schicken. Die Flüchtlinge gingen zunächst nach Cassel und da Frau Gontard großes Gefallen an dem Orte fand, wurde die Fortsetzung der Reise nach Hamburg aufgegeben. Die schöne Umgebung von Cassel, so wie die dortigen Kunstschätze verfehlten auch auf Hölderlin ihren Eindruck nicht. Der Verkehr mit einigen Künstlern, der sich ihm hier eröffnete, wirkte gleichfalls wohlthuend auf ihn. Vor Allem aber war es die Bekanntschaft mit Heinse, der sich von Aschaffenburg hierher geflüchtet hatte, welche ihm den Aufenthalt lieb machte. „Er ist wirklich", schrieb er seinem Bruder, „ein durch und durch trefflicher Mensch. Es ist nichts Schöneres, als so ein heiteres Alter, wie dieser Mann hat." Heinse war, wie ich einem Briefe von ihm an Sömmering aus dem Anfang des Jahres entnehme, mit der Gontardschen Familie schon länger befreundet. Die Neigung, welche Hölderlin ihm entgegentrug, erwiederte er in herzlicher Weise. War doch der junge Dichter eine ihm in manchen Stücken verwandte Natur. Beide begegneten sich in der lebhaften Empfindung für landschaftliche Schönheit, in dem warmen Sinn für Freundschaft, in dem tiefen Freiheitsgefühl, in der Begeisterung für die Kunst, in der Liebe zur Musik, in der Schwärmerei für die alten Griechen, durch welche sie vor allen Völkern das Ideal schöner Menschlichkeit verwirklicht sahen.

Nach Verlauf eines Monats verließ die Familie Cassel und ging von da nach dem Bade Driburg. Heinse begleitete sie.

Hand, in der zweiten mit der Ueberschrift: „Der Jüngling an die klugen Rathgeber".

Sie führten hier ein stilles Leben unter sich, ohne weitere Bekanntschaften zu suchen. Hölderlin badete ein wenig, trank den Brunnen und fühlte sich durch beides ungewöhnlich erfrischt. Die Gegend erinnerte ihn an die Wälder und Berge seiner Heimath, und als er eines Tags an der Stelle stand, wo Hermann die Legionen des Varus schlug, kam ihm wieder der Sonntagnachmittag in den Sinn, an dem er als Knabe in dem Walde bei Hardt auf dem Felsen die Hermannsschlacht mit seinem Bruder gelesen. Im September kehrte er mit der Familie nach Frankfurt zurück.

Vielleicht war dieser Sommer der glücklichste in Hölderlins Leben seit den Tagen der Kindheit. Unmittelbar vor seiner Abreise mit der Familie nach Cassel hatte er zum ersten Male Neuffer sein Herz geöffnet über das Glück, dessen er im Umgange mit der Mutter seiner Zöglinge genoß. „Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist ein stetiges Eins in diesem Wesen." — — „Du weist ja, wie ich war, wie mir gewöhnliches entlaidet war, weist ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend; komt' ich werden, wie ich jezt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht diss, diss Eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit seinem Frühlingslichte?" Da der Vater die Erziehung der Kinder ganz der Mutter überließ, so ergab sich ungezwungen daraus für diese ein vertraulicher Verkehr mit dem Lehrer, der berufen war, sie in der Erfüllung ihrer Aufgabe zu unterstützen. Hölderlin brachte ihr auch Bücher und las ihr öfters das Beste der neuesten Erscheinungen vor. Herr Gontard wußte dies und sah es selbst nicht ungern. Tags auf dem Comptoir beschäftigt, war er gewohnt, jeden Abend seine Partie zu machen und zufrieden, seine Frau bis zu seiner Heimkehr angenehm unterhalten zu wissen. Natürlich theilte Hölderlin ihr auch Manches von seinen eigenen Angelegenheiten mit und weihte sie namentlich in seine Freundschaft mit Neuffer ein. „Was Du mir mittheiltest", heißt es in demselben Briefe an ihn, „hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es gelesen, hat sich gefreut, hat geweint über Deinen Klagen." Die Stille des ländlichen Aufenthalts in Cassel und Driburg konnte das Freundschaftsband

zwischen Hölderlin und Frau Gontard nur enger knüpfen. Auch der Wiedereintritt in das geräuschvollere Frankfurter Leben störte sein Glück Anfangs nicht. „Noch bin ich immer", schrieb er am 16. Februar 1797 an Neuffer, „glüklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in diss arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüth besänftiget, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden." Und in einem Briefe vom folgenden Tage an seine Schwester heißt es: „Du würdest Deine große Freude haben, wenn Du sähest, wie gut mirs geht, und wie ich anfange, immer mehr nach Deinem Sinne zu werden, zufriedner zu seyn, mehr Gleichgewicht in mir zu haben".

Es ist begreiflich, daß Hölderlin unter diesen Umständen eine Veränderung seiner Lage durchaus nicht wünschte. Er lehnte daher eine Präceptorstelle, welche ihm im Herbst 1796 — wie es scheint, von Nürtingen aus — angetragen wurde, entschieden ab. Er dürfe, schrieb er seiner Mutter, ein Haus, dem er „die schöne Freundschaft", die er „täglich erfahre", nur zum kleinsten Theile erst habe vergelten können, nicht verlassen, gerade in dem Zeitpuncte, wo sein Zögling anfange „sein Herz und seinen Unterricht eigentlicher zu verstehen". Er liebte den Knaben, in dem er sich selbst, mit seinen „ursprünglichen Eigenheiten" wieder zu erkennen glaubte, und auch dieser, meint er, ahne in ihm „ein gleichgeschaffen Gemüth". Der Aufgabe, 40 Knaben in einer Weise zu erziehen, die ihn befriedigen würde, fühlte er sich körperlich und gemüthlich nicht gewachsen. Sie würde ihn überdies nöthigen, fast ganz den Beschäftigungen zu entsagen, die „durch Natur und Gewohnheit ihm unentbehrliches Bedürfniß geworden und ohne welche für ihn kein Glück der Erde genießbar sei". Auch das Anerbieten einer Pfarrstelle, das ihm bald darauf gemacht wurde, beantwortete er ablehnend. Er fürchtete, daß ein solches Amt ihm eben so wenig, wie das Präceptorat gestatten werde, die „vielen Bedürfnisse, sich zu bilden und zu wirken", die er in seinem Alter noch habe, zu befriedigen. Dazu hegte er gegen das Amt selbst eine wachsende Abneigung. Er fühlte sich „tüchtiger zum Erzieher,

als zum Predigtamt". Verschiedene Aeußerungen in seinen Briefen lassen schließen, daß ihm durch seinen letzten Aufenthalt in der Heimath „die Lumpereien des politischen und geistlichen Würtembergs" noch mehr verhaßt geworden waren. „Das Stipendium", hatte er im October 1796 an Hegel geschrieben, „riecht durch ganz Würtemberg und die Pfalz herunter mich an, wie eine Bahre, worin schon allerlei Gewürm sich regt." „Ich würde", fährt er in dem ablehnenden Briefe an seine Mutter fort, „schwerlich in den Vortrag, der bei unsern Gemeinden eingeführt und unumgänglich ist, so gut einstimmen und so leicht als nötig wäre". Und in einem Briefe, den er einige Wochen später seiner Schwester schrieb, sagt er zum Schluß: „Es sollte mir äusserst laid thun, wenn meine Familie es nicht billigte, daß ich für jezt, wohl auch für künftig, auf einem solchen Wege mein Glük nicht suche". Offenbar hatte das Anerbieten der Pfarrstelle in dem Herzen der Mutter den lebhaften Wunsch erweckt, daß der Sohn dadurch bestimmt werden möge sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Aber in dieser Hinsicht sich zu binden, war Hölderlin jetzt weniger, als je gewillt. „Wie viele Foderungen", antwortet er, „mach' ich an den Menschen überhaupt, wie unendlich viele würd' ich machen an das Wesen, das ausschließend und daurend mich interessiren sollte?" Gerade, weil er sich selbst verstehe, wolle er der Natur folgen und sich frei erhalten, so lange er könne.

Die gehobene dichterische Stimmung, in der sich Hölderlin seit dem Sommer 1797 befand, machte ihn der Philosophie mehr und mehr abwendig. Nur mit dem Naturrecht, zu dessen Studium Fichte ihn angeregt hatte, beschäftigte er sich gern[1]). Daneben trieb er Mathematik, „die einzige Wissenschaft, die der möglichen wissenschaftlichen Vollkommenheit des Naturrechts an die Seite gesetzt werden kann".

Schon im Juni 1796 hatte er an Neuffer geschrieben: „daß ich jezt lieber dichte, als je, kannst Du Dir denken". Und in

[1]) Fichtes „Grundlage des Naturrechts" war in diesem Sommer erschienen. Wahrscheinlich hatte Hölderlin in Jena auch seine Vorlesung über Naturrecht gehört. Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich von Hölderlins Hand das Bruchstück eines Entwurfs „über den Begriff der Strafe", sowie ein Fragment „über den Naturzustand".

einem Briefe an ihn vom Februar 1797 heißt es: „Ich dichte wenig und philosophire beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll Lust; und wenn das heilige Schicksaal mir mein glüklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher." Er hatte dem Briefe das gereimte Gedicht „Diotima" beigelegt, das, schon zu Ende des vorigen Winters entstanden, auf Schillers Rath von ihm umgearbeitet und gekürzt war. Der Gedanke einer geistigen Verwandtschaft zweier Seelen ist wohl nirgends schöner und eigenartiger ausgedrückt, als in den Worten:

Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich Dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne Dich gekannt".

Die ursprüngliche Fassung des Gedichts hatte Schiller wegen ihrer zu großen Länge mit Recht getadelt[1]). „Weniger bedeutende Züge", schrieb er, „in ein einfaches Ganzes verbunden, würden es zu einem schönen Gedichte gemacht haben." Doch auch dem umgearbeiteten und gekürzten Gedicht, das Hölderlin ihm, nachdem er es sich von Neuffer zurückerbeten, im August 1797 zusandte, versagte er, aus nicht erkennbaren Gründen, die Aufnahme in seinen Almanach.

Hölderlins Hauptthätigkeit blieb nach der Rückkehr von Driburg auf den Hyperion gerichtet. Schon im November 1796 glaubte er dem Abschlusse nahe zu sein. „Mein Hyperion", schrieb er damals seinem Bruder, „wird wohl bis nächste Ostern auf einmal ganz erscheinen. Zufälle haben seine Erscheinung verzögert." Doch erschien Ostern 1797 nur der erste Band, dem, wie es in der Vorrede heißt, der zweite „so schnell wie möglich" folgen sollte. Was ihn damals bewog, diesen noch zurückzuhalten, ist nicht klar. Er selbst schrieb an Schiller, als er ihm im Juni 1797 das Werk zusandte: „Ich fühle, daß es unklug war, den ersten Band ohne den zweiten auszustellen, weil jener gar zu wenig selbstständiger Theil des Ganzen ist". Wahrscheinlich war er, wie gewöhnlich,

[1]) Uebrigens stimme ich Köstlin darin bei, daß Manches in dieser Fassung ungezwungener und herzlicher ausgedrückt ist, als in der späteren.

durch das Fertige bald nicht mehr befriedigt und wünschte noch hie und da zu ändern und zu bessern, mogte aber doch die Veröffentlichung nicht so lange hinausschieben, bis er mit dem Ganzen im Reinen sein würde. Er konnte eben das Feilen und Umarbeiten nicht lassen. Denn obwohl er zu Ende des Sommers 1797 seinem Bruder schrieb: „Mein Hyperion hat mir schon manches schöne Wort eingetragen. Ich freue mich, bis ich vollends mit ihm zu Ende bin. Ich habe den ganzen detaillirten Plan zu einem Trauerspiele gemacht, dessen Stoff mich hinreißt", so verging noch über ein Jahr, bis der zweite Band gedruckt wurde.

Auch ältere Arbeiten unterwarf er in diesem Winter einer Durchsicht. So bat er im November 1796 seinen Bruder, ihm „die zwei schwäbischen Almanache" zu schicken, in denen seine früheren Gedichte ständen. Er wolle sie gern durchfeilen und habe kein Manuscript davon. Um die gleiche Zeit ersuchte er Schiller, ihm „die unglücklichen Verse" zurückzusenden, die in seinem diesjährigen Almanach keinen Platz gefunden. Er werde nicht ruhen, bis er „durch irgend etwas Errungenes und Gelungenes wieder einmal ein Zeichen seiner Zufriedenheit erbeute".

Uebrigens wurden seine Arbeitsstunden durch häusliche Unruhe mehr, als ihm lieb war beschränkt. Das Gontardsche Haus war ein sehr geselliges. Schon der ausgebreitete Kreis der Familie brachte einen lebhaften Verkehr mit sich. Hölderlin lernte hier zuerst in diesem Winter die vornehme Gesellschaft kennen. Von näheren Beziehungen zu andern Kreisen, als denen, welche er dort sah, melden die Briefe nichts. Heinse, welchen seine Freundschaft mit Sömmering öfter nach Frankfurt führte und der auch im Gontardschen Hause aus- und einging, bewahrte ihm seine Theilnahme. Nach dem Erscheinen des Hyperion schrieb er am 24. October 1797 an Sömmering: „Hyperions Briefe sind voll lebendiger Empfindung und tiefem Gefühl. Er ist ein Apostel der Natur. Es sind Stellen darin, als von S. 86 an[1]) so warm und eindringend, daß sie selbst den alten Kant ergreifen und von seinem

[1]) Schilderung der Fahrt nach Kalaurea und des ersten Nachmittags auf der Insel, wo Hyperion in einem einsamen Thale zuerst die Geliebte erblickt.

bloßen Schein aller Dinge bekehren sollten[1])". — „Meinen Segen dem jungen Helden auf seiner Laufbahn[2])". Und einige Tage später kommt er nochmals auf den Hyperion zurück. „Was den Hyperion betrifft, so darf man bei einem angehenden Schriftsteller nicht strenge sein. Zarter Sinn und Gefühl für Schönheit der Natur ist darin unverkennbar und lebhafte Darstellung derselben An Komposition poetischer Wahrscheinlichkeitscharactere ist er bis jetzt freilich noch ein so ziemlich ungelecktes Bärlein. Kurz, wir werden mündlich in unserem Urteil nicht sehr von einander abweichen[3])".

Mit Sömmering, der zugleich Arzt und Freund des Gontardschen Hauses war, hatte Hölderlin, vermuthlich schon bevor er Heinse kennen lernte, Beziehungen angeknüpft, die durch diesen nur verstärkt werden konnten. Zweifellos hatte Sömmerings bedeutende Persönlichkeit ihren Eindruck auf Hölderlin nicht verfehlt; namentlich mußte er sich durch Sömmerings ausgebildetes Gefühl für plastische Kunst, von dem seine „Abbildungen des menschlichen Auges" ein glänzendes Zeugniß ablegen, zu ihm hingezogen fühlen. Sömmerings Frau, die, wie sein Biograph sagt, Schönheit und Liebenswürdigkeit mit einer feinen und doch freien natürlichen Bildung vereinigte, entstammte einer angesehenen Frankfurter Familie. Sie starb in jugendlichem Alter in demselben Sommer, der Frau Gontard den Tod brachte. „Sie war", schrieb Sömmering nach ihrem Hingang an Heyne, „die Perle von Frankfurt. Ohne alle Eitelkeit besaß sie den erhabensten Geist. Ich verdanke ihr viel moralische Bildung und Leitung[4])." Ob Hölderlin auch ihr näher getreten war, habe ich nicht ermitteln können; seine harten Urtheile über die Frankfurter Gesellschaft lassen es fast bezweifeln. Nur eine Spur seiner Verbindung mit dem Sömmeringschen Hause hat sich erhalten. Sömmering veröffentlichte im Jahre 1796 eine Kant gewidmete Schrift: „Ueber das Organ der Seele", die großes

[1]) Samuel Thomas von Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Von Rudolf Wagner. Leipzig 1844. Abth. I S. 369.

[2]) Laut brieflicher Mittheilung des Herrn Oberlehrer Schober in Aschaffenburg, nach dem Original.

[3]) Gleichfalls nach brieflicher Mittheilung des Herrn Schober, nach dem Original.

[4]) Sömmerings Leben pp. Abth. II S. 107.

Aufsehen erregte. In seinem, mit vielen Randbemerkungen von ihm versehenen Handexemplar, das ich im Hause seines Enkels in Frankfurt sah, finden sich auf einem eingeklebten Blatte die folgenden, an die Xenien gemahnenden Distichen von Hölderlins Hand:

„Sömmerings Seelenorgan und das Publikum."

„Gerne durchschau'n sie mit ihm das herrliche Körpergebäude,
Doch zur Zinne hinauf werden die Treppen zu steil."

„Sömmerings Seelenorgan und die Deutschen."

„Viele gesellten sich ihm, da der Priester wandelt' im Vorhof,
Aber ins Heiligthum wagten sich wenige nach."

Zu den freudigsten Ereignissen dieses Winters rechnete Hölderlin seine Wiedervereinigung mit Hegel, der im Januar 1797, gleichfalls als Hofmeister, in das Haus des Herrn Gogel, eines angesehenen Frankfurter Kaufmanns eintrat. Hölderlin selbst hatte die Sache eingeleitet und die Verhandlungen mit der Familie geführt. „Du wirst", hatte er dem Freunde im October 1796 geschrieben, „an Herrn und Frau Gogel anspruchslose, unbefangene, vernünftige Menschen finden, die mit den Frankfurter Gesellschaftsmenschen und ihrer Steifigkeit und Geist- und Herzensarmuth nicht sich befassen und verunreinigen." Er hatte ihm dann sein eigenes Verlangen ans Herz gelegt, eines Menschen, der in allem Wechsel des Lebens ihm treu geblieben sei „und dem zu seiner schönen Lage nichts fehlt, als Du". Auch in Hegel lebte die Sehnsucht nach dem Freunde, wie sie aus seinem Gedicht „Eleusis", das er schon im August ihm gesandt hatte, voll herausklingt; sie hatte jetzt einen wesentlichen Antheil an seiner „geschwinden Entschließung" gehabt. „Wir wollen", antwortet ihm Hölderlin, „brüderlich Müh' und Freude mit einander theilen, alter Herzensfreund! Es ist recht gut, daß mich die Höllengeister, die ich aus Franken mitnahm, und die Luftgeister mit den metaphysischen Flügeln, die mich aus Jena geleiteten, seitdem ich in Frankfurt bin, verlassen haben. So bin ich Dir noch etwas brauchbar." Er glaubte bemerkt zu haben, daß der Freund nicht mehr so heiter sei, als sonst. Und es war in der That so. Als Hegel auf dem Wege nach Frankfurt einige Zeit bei den Seinigen in Stuttgart verweilte, fanden ihn diese sehr in sich gekehrt, fast trübe und nur in ganz engem Kreise thaute er zu der Munterkeit

auf, die man früher so gern an ihm gehabt hatte. Leider sind wir über die Art, in welcher das Verhältniß der beiden Freunde zu einander nach dem Wiedersehen sich gestaltete, und ihren gegenseitigen Einfluß wenig unterrichtet. Es liegt nur eine Aeußerung Hölderlins darüber vor in einem Briefe, den er wenige Wochen nach Hegels Ankunft an Neuffer schrieb: „Hegels Umgang ist sehr wohlthätig für mich. Ich liebe die ruhigen Verstandesmenschen, weil man sich so gut bei ihnen orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist." Beide waren mit Sinclair befreundet, der durch seine philosophischen und dichterischen Neigungen vielfache Berührungspuncte mit ihnen hatte. Die Nähe von Homburg machte einen öfteren persönlichen Verkehr möglich. Hegel, der sich in der Schweiz vorwiegend mit theologischen und historischen Studien beschäftigt hatte, wandte sich in Frankfurt mehr und mehr der speculativen Philosophie zu und brachte langsam sein System in sich zur Reife. Wie weit Hölderlin an dieser Thätigkeit des Freundes Theil nahm, entzieht sich unserer Beurtheilung; nur wissen wir, daß die Philosophie seinem Denken jetzt ferner lag, als in früheren Jahren. David Müller[1]) hat die Bemerkung gemacht, daß der cultur- und religionsphilosophische Abriß über die Entwicklung des alten Athenervolks im Hyperion in manchen Zügen an Hegels Philosophie der Geschichte erinnere und es als eine „interessante, aber schwerlich zu lösende Frage" hingestellt, „wie viel Hegel, der in Frankfurt wieder persönlich mit Hölderlin zusammentraf, diesem an befruchtenden Ideen zu danken habe — oder umgekehrt". Auf die fragliche Stelle im Hyperion wird der persönliche Verkehr mit Hegel keinen Einfluß gehabt haben, da sich mit Sicherheit annehmen läßt, daß sie bereits niedergeschrieben war, ehe Hegel nach Frankfurt kam. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß Hegel in dem Umgange mit Hölderlin einen Antrieb zu erneuten dichterischen Versuchen fand, die wie das vorerwähnte Gedicht „Eleusis" bei unverkennbarer Gedankentiefe ein mühsames und oft erfolgloses Ringen mit der Form verrathen[2]).

[1]) Friedrich Hölderlin. Eine Studie. Preußische Jahrbücher. 17. Band. Berlin 1866. S. 563.

[2]) Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben, beschrieben durch Karl Rosenkranz. Leipzig 1844. S. 82—85.

Im April 1797 erfüllte sich Hölderlins lange gehegter Wunsch, seinen Bruder bei sich zu sehen. Die Liebe zwischen beiden hatte sich im Laufe der Jahre immer mehr befestigt. „Ich fühle", hatte ihm Hölderlin bald nach seiner Ankunft in Frankfurt geschrieben, „daß wir immer mehr Freunde werden. Lieber! Freundschaft ist ein großes Wort, faßt sehr viel in sich." Alle Briefe an ihn — die Briefe des Bruders besitzen wir leider nicht — zeigen, wie warm er dessen Schicksal in seinem Herzen trug. Ausführlich berichtete er jetzt seiner Schwester von ihrem Zusammensein und den gemeinschaftlichen Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung bis nach Mainz herunter. Das plötzliche Vorrücken der Franzosen gegen Frankfurt hatte sie genöthigt, sich rasch zu trennen; inzwischen war die drohende Kriegsgefahr glücklich abgewandt. Eine angenehme Aussicht für ihn war es, daß er hoffen durfte, schon in der nächsten Woche mit der Familie ein Landhaus bei der Stadt, mit freiem Blick aufs Gebirg zu beziehen. „Je älter ich werde, ein desto größer Kind bin ich mit dem Frühlinge, wie ich sehe." Doch klingt der Brief sehr sehnsüchtig mit einer gewissen Resignation aus. „Du glaubst nicht, wie mirs Freude macht, an Dein häuslich genügsam Wesen zu denken! Es ist nicht übel, wenn man in der Jugend oben hinaus will; aber das reifere Leben neigt sich wieder zum Menschlichen und Stillen." Es ist derselbe Gedanke, den er mit verstärkter Wehmuth — vielleicht nicht viel später — in die einfachen und doch so ergreifenden Worte faßt[1]):

„Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam."

Denn die Zeit seines kurzen Glückes näherte sich bereits ihrem Ende. Er wurde schweigsam gegen die Seinigen, gegen Neuffer. Erst im Juli 1797 entringt sich seiner Brust ein halbes Geständniß gegen diesen, seinen liebsten Freund, den er jetzt mehr als je vermißte. Ihn ersetzte Hegel ihm nicht. „Ich habe es auch", schreibt er, „fast ganz verlernt, so ganz vertrauend einem Freunde mich zu

[1]) „Lebenslauf" in der ursprünglichen kürzeren Fassung; zuerst gedruckt in Neuffers Taschenbuch u. s. w. auf das Jahr 1799.

öffnen." — „Ich schweige und schweige und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß." — „Ich bin zerrissen von Liebe und Haß." Nur im Dichten fand er Trost. „Die einzige Freude, die ich mir selber gebe, ist, daß ich mir zuweilen ein paar Zeilen, die ich aus warmer Seele hinschrieb, in dem ersten Augenblike wohlgefallen lasse; aber wie vergänglich diese Lust ist, weist Du selber." Ein Lichtstrahl fiel daher in sein Gemüth, als er nach langem Harren von Schiller wieder ein Zeichen der Anerkennung empfing. Er hatte ihm im Juni dieses Jahres zugleich mit dem ersten Bande des Hyperion zwei Gedichte: „Der Wanderer" und „An den Aether" geschickt, mit dem Wunsche, daß sie einer Stelle in seinem Musenalmanache gewürdigt werden mögten. Die wiederholte Zurückweisung, die seine Gedichte von Schiller erfahren, hatte ihn verzagt gemacht; in seiner trostbedürftigen Lage verlangte ihn daher, vor dem öffentlichen Erscheinen des Almanachs sein Schicksal zu wissen und so bat er Schiller, „etwas Uebriges zu thun und ihm mit ein paar Linien zu sagen, was er der Aufnahme werth gefunden habe". Leider scheint der für ihn so bedeutungsvolle Brief Schillers (vom 28. Juli 1797), in welchem dieser ihm die Aufnahme der Gedichte in den Almanach, bez. die Horen zusagt, verloren gegangen zu sein. „Ihr Brief", antwortet ihm Hölderlin, „wird mir unvergesslich seyn, edler Mann! Er hat mir ein neues Leben gegeben. Ich fühle tief, wie treffend Sie meine wahrsten Bedürfnisse beurtheilt haben, und ich folge um so freiwilliger Ihrem Rath, weil ich wirklich schon eine Richtung nach dem Wege genommen hatte, den Sie mir weisen."

Schiller hatte die Gedichte vorher an Goethe zur Beurtheilung gesandt, weil er „über Producte in dieser Manier kein reines Urtheil" habe und „gerade in diesem Falle recht klar zu sehen wünsche, weil sein Rath und Wink auf den Verfasser Einfluß haben werde"[1]). Goethes Antwort lautet: „Denen beiden mir überschickten Gedichten, die hier zurück kommen, bin ich nicht ganz ungünstig und sie werden im Publico gewiß Freunde finden. Freilich ist die Afrikanische Wüste und der Nordpol weder durch sinnliches noch

[1]) Jena den 27. Juny 1797. Briefwechsel zwischen Schiller u. Goethe. Vierte Ausgabe. Stuttgart 1881. I. Band Nr. 332.

durch inneres Anschauen gemalt, vielmehr sind sie beide durch Negationen dargestellt, da sie denn nicht, wie die Absicht doch ist, mit dem heiteren deutsch-lieblichen Bilde genugsam contrastiren. So sieht auch das andere Gedicht mehr naturhistorisch als poetisch aus und erinnert einen an die Gemälde wo sich die Thiere alle um Adam im Paradiese versammeln. Beide Gedichte drücken ein sanftes, in Genügsamkeit sich auflösendes Streben aus. Der Dichter hat einen heitern Blick über die Natur, mit der er doch nur durch Ueberlieferung bekannt zu sein scheint. Einige lebhafte Bilder überraschen, ob ich gleich den quellenden Wald als negirendes Bild gegen die Wüste, nicht gern stehen sehe. In einzelnen Ausdrücken, wie im Versmaß wäre noch hie und da einiges zu thun. — Ehe man mehreres von dem Verfasser gesehen hätte, daß man wüßte ob er noch andere Moyens und Talent in andern Versarten hat, wüßte ich nicht was ihm zu rathen wäre. Ich möchte sagen in beiden Gedichten sind gute Ingredienzien zu einem Dichter, die aber allein keinen Dichter machen. Vielleicht thäte er am besten, wenn er einmal ein ganz einfaches Idyllisches Factum wählte und es darstellte, so könnte man eher sehen, wie es ihm mit der Menschenmalerei gelänge, worauf doch am Ende alles ankommt. Ich sollte denken, der Aether würde nicht übel im Almanach und der Wanderer gelegentlich ganz gut in den Horen stehen[1])." — „Es freut mich", schrieb ihm Schiller zurück, „daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlenen nicht ganz ungünstig sind. Das Tadelnswürdige an seiner Arbeit ist mir sehr lebhaft aufgefallen, aber ich wußte nicht recht, ob das Gute auch Stich halten würde, das ich darin zu bemerken glaubte. Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich mahnte. Er hat eine heftige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist. Indessen finde ich in diesen neuern Stücken doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vormaligen Arbeiten halte; denn kurz, es ist Hölderlin, den Sie vor etlichen Jahren bei mir ge-

[1]) Weimar den 28. Juni 1797. A. a. O. Nr. 333.

sehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eignen Gesellschaft zu bringen, und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurt, und ist also in Sachen des Geschmacks und der Poesie bloß auf sich selber eingeschränkt, und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben[1])." — „Ich will Ihnen nur auch gestehen", erwiederte Goethe darauf, „daß mir etwas von Ihrer Art und Weise aus den Gedichten entgegensprach, eine ähnliche Richtung ist wohl nicht zu verkennen; allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen recommandirt diese Gedichte, wie ich schon gesagt habe, eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, besonders da Sie frühere Verhältnisse zu ihm haben, daß Sie das mögliche thun, um ihn zu lenken und zu leiten[2])."

In dem Gedicht „Der Wanderer" hatte Hölderlin zum ersten Male, nachdem er das Brod der Fremde gekostet, den Gegensatz zwischen dieser und der Heimath als dichterischen Vorwurf gewählt. Wir wissen, wie er mit ganzem Herzen an seiner Heimath hing, und immer wieder drängte sich ihm jener Gegensatz in veränderten Lebenslagen und Stimmungen auf und trieb ihn zu dichterischer Gestaltung. So entstanden die späteren Gedichte: „Die Heimath", in ihrer doppelten Fassung, „Rückkehr in die Heimath" und „Heimkunft". Nur bei der letzten Heimkehr aus Frankreich war sein Sinn bereits zu verdüstert, um seine Empfindungen künstlerisch in Worte zu fassen. Dabei sehen wir, wie Anfangs mit dem wechselnden Leid sein dichterisches Können wächst und die Gedichte inniger und mehr unmittelbarer Ausdruck der Empfindung werden. Im „Wanderer" nimmt einen Haupttheil noch die äußere Schilderung der Fremde ein und zwar einer Fremde, die er nicht aus Anschauung kennt, von der nur seine Phantasie sich ein immerhin unvollkommenes Bild gemacht hat. Warm wird ihm und dem Leser erst, als er die ihm vertraute Heimath malt und den Zauber, den sie auf den Rückkehrenden ausübt. Ich vermuthe, daß der Plan

[1]) Jena den 30. Juny 1797. A. a. O. Nr. 334.
[2]) Weimar den 1. July 1797. A. a. O. Nr. 335.

dieses Gedichts schon in den Sommer 1795 zurückreicht, als er nach dem ersten kurzen Ausfluge in die Welt die Heimath wiedersah und nach den bitteren Enttäuschungen, die er dort erfahren, einem Menschen sich vergleichen durfte, der inmitten einer durch ihre Oede und Fremdartigkeit abstoßenden Natur früh gealtert sei. Das Gedicht „An den Aether" drückt in wechselnden Bildern jene Naturverehrung aus, die schon sein Knabenherz empfunden.

„Ich verstand die Stille des Aethers,
Der Menschen Worte verstand ich nie."

Was Schiller in diesen beiden Gedichten als der „Anfang einer gewissen Verbesserung" erschien, war offenbar die Abkehr von den philosophischen Stoffen, vor denen er ihn als den „undankbarsten" gewarnt hatte. Doch giebt sich Hölderlins eigenstes Wesen in diesen Versen noch nicht zu erkennen. Sie sind allerdings, wie Schiller wünschte, „der Sinnenwelt näher" geblieben, aber obwohl der Dichter verstanden hatte, diese bis zu einem gewissen Grade zu beseelen, so vermissen wir doch die Tiefe der Empfindung, die seinen späteren Dichtungen solche Macht verleiht. Auch das Gedicht „Die Eichbäume", welches die Horen etwas später, als den „Wanderer" brachten, haftet in ähnlicher Weise am Sichtbaren.

In demselben Briefe, in welchem Schiller Hölderlin die Aufnahme seiner Gedichte in den Almanach, bez. die Horen zusicherte, hatte er ihm die nahe Ankunft Goethes in Frankfurt gemeldet. In den ersten Tagen des August traf dieser dort ein. Aber erst am 22. August entschloß Hölderlin sich zu ihm zu gehen. „Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen", schreibt Goethe an Schiller; „er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte[1])." Welchen Eindruck Höl-

[1]) Frankfurt den 23. August 1797. A. a. O. Nr. 356. Von einer Neigung Hölderlins zu den mittleren Zeiten ist sonst, so viel ich weiß, nichts bekannt.

derlin von Goethe empfing, wissen wir nicht, da keine Briefe von ihm aus dieser Zeit vorhanden sind. Vor Hölderlin hatte Goethe noch einen zweiten jungen Dichter, Siegfried Schmid aus Friedberg, der gleichfalls durch Schiller an ihn empfohlen war, gesehen. Sein Urtheil über ihn lautete weniger günstig[1]). „Ich möchte wissen", heißt es in Schillers Antwort, „ob diese Schmidt, diese Richter, diese Hölderlins absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einseitig geblieben wären? ob es an etwas primitivem liegt, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen, und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealischen Hang, diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt das letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so däucht mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht[2])." Schmid hatte in Jena studirt und hier Reinhold und Fichte gehört, war mit Hölderlin jedoch erst in Frankfurt bekannt geworden. In Schillers Musenalmanach auf das Jahr 1798 befinden sich vier Gedichte von ihm, deren Aufnahme von einer großen Nachsicht des Herausgebers, im Vergleich mit der gegen Hölderlin beobachteten Strenge zeugt. Hölderlin scheint sich an ihn, der auch mit Sinclair befreundet war, enger angeschlossen zu haben. Näheres über das Verhältniß beider zu einander habe ich jedoch nicht ermitteln können. Das Gedicht „Die Herbstfeier" hat Hölderlin bekanntlich ihm gewidmet. Ein uns erhaltener Brief Schmid's an ihn aus Friedberg vom 3. Februar 1801, nach Hauptwyl gerichtet, spricht offenbar den Dank für die Zusendung desselben aus, dessen Entstehung demnach in den Herbst 1800 zu verlegen ist. Ein älterer Brief Schmid's an Hölderlin, vom Mai 1799, ist aus Basel datirt. Schmid diente damals in der Oesterreichischen Armee und trug sich mit Todesgedanken. Eine gewisse Ueberspanntheit ist in beiden Briefen nicht zu verkennen[3]).

---

[1]) Ohne Datum. A. a. O. Nr. 352.

[2]) Jena den 17. August 1797. A. a. O. Nr. 355.

[3]) Ueber Schmid's Lebensschicksale berichtet Schwab in seinen „Beiträgen zur Biographie Hölderlins". (Westermann's Jahrbuch (1871). Bd. 30 S. 660—62) und widerlegt die Angabe Goedeke's, daß Schmid im Irrenhause gestorben sei.

Goethe hatte Hölderlin gedrückt und etwas kränklich aussehend gefunden und er war es in der That. Das reine Glücksgefühl, das ihn während des ersten Jahres in Frankfurt erfüllte und seine Kräfte hob, hatte einer zwischen Licht und Dunkel wechselnden Stimmung Platz gemacht, seine Ruhe war dahin. In dem oben erwähnten Briefe an Neuffer kommt zuerst diese Empfindung zum Ausdruck. Herzlich verlangte ihn jetzt nach einem Wiedersehen des bewährten Freundes.

„O Bruder komm' nach jahrelanger Trennung
An meine Brust! Vielleicht gelingt es uns,
Noch einen jener schönen Abende,
Die wir so oft am Herzen der Natur
Mit reinem Sinn und mit Gesang gefeiert
Zurükzuzaubern und noch einmal froh
Hineinzuschauen in das Leben! —
— — — — — — — — — — — — — —
Komm', eh der Herbst der Gärten Schmuck verderbt,
Bevor die schönen Tage von uns eilen,
Und laß durch Freundschaft uns des Herzens Wunden heilen[1])."

Nach Schwabs Mittheilung erfüllte Neuffer seine Bitte und kam nach Frankfurt. Hölderlin stellte ihn auch der Frau des Hauses vor und flüsterte ihm beim Weggehen zu: „Nicht wahr, eine Griechin?" Sonstige Andeutungen über diesen Besuch habe ich nicht gefunden.

Auch in den Briefen an seinen Bruder aus dieser Zeit klingt der innere Zwiespalt und die Sehnsucht nach dem verlorenen Frieden durch. Seiner Mutter suchte er Anfangs die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, zu verbergen. Erst im November 1797, nachdem er lange geschwiegen, entdeckte er sich ihr und deutete die Möglichkeit an, daß er eine Lage werde verlassen müssen, „wo sich immer zwei Parthien für und gegen mich bilden, wovon die eine fast mich übermüthig, und die andere sehr oft niedergeschlagen, trüb und manchmal etwas bitter macht". Er habe dieses Schicksal schon „in den ersten Monathen unwidersprechlich vorausgesehen". Während Frau Gontard ihm dauernd Freundschaft und Vertrauen bewies, und die Kinder seine Liebe von Herzen erwiederten, fühlte er sich durch die Zurücksetzung und

[1]) Hölderlinstudien. 3. „Einladung" an Neuffer. A. a. O. S. 26—30.

Nichtachtung, die er von anderer Seite im Hause erfuhr, wenigstens zu erfahren glaubte, gekränkt. Herr Gontard besaß jedenfalls kein Verständniß für seine geistige Bedeutung und die Ansprüche, welche diese ihm gab. Namentlich aber war es die vornehme Gesellschaft, welche sich in dem gastfreien Hause versammelte und der er sich „der Schiklichkeit wegen" nicht entziehen durfte, welche ihn seine untergeordnete Stellung als „bezahlter" Hofmeister bitter empfinden ließ. Sein verletzbares Gemüth wurde um so schmerzlicher dadurch verwundet, als er diese Demüthigungen unter den Augen der von ihm verehrten und geliebten Frau erdulden mußte. Er war nicht kräftig genug organisirt, um unausgesetzten Einwirkungen der Art gegenüber seine innere Ruhe und Heiterkeit zu bewahren. Für den Kampf war er nicht geschaffen. Er wurde sich nur tiefer des Gegensatzes bewußt, den die Welt, in der sein Geist lebte, von der Welt, die ihn umgab, trennte und mehr und mehr bemächtigte sich seiner das Gefühl, daß er in ihr ein Fremdling und daß die Welt des Homer seine eigentliche Heimath sei.

Es ist eine verbreitete Annahme, daß die anfängliche Freundschaft, welche Hölderlin mit der Mutter seiner Zöglinge verband, im Stillen zu leidenschaftlicher Liebe gewachsen sei und daß diese Liebe Erwiederung gefunden habe. Zwar giebt man die völlige Reinheit des Verhältnisses zu, das in seinen Aeußerungen niemals die Grenzen des Erlaubten überschritten; dennoch habe es mit Nothwendigkeit Hölderlin in schwere innere Kämpfe verstrickt, unter deren Druck sein Gemüth sich zunehmend verdüsterte. Zeugnisse, welche diese Annahme bestätigten, sind nicht vorhanden. Weder in den Briefen an Neuffer und an die Seinigen, noch in seinen Gedichten an Diotima spricht sich eine heftige Leidenschaft aus. Noch im Februar 1797, also mehr als ein halbes Jahr nach dem ersten Geständniß seines Glückes und lange nach dem stillen Zusammenleben mit der verehrten Frau in dem kleinen westphälischen Bade, hatte er sein Verhältniß zu ihr „eine ewige fröhliche heilige Freundschaft" genannt. Freundschaft war Hölderlins tiefstes Bedürfniß von Jugend auf und auch seine Liebe zu dem weiblichen Wesen, in dem er sein Schönheitsideal verkörpert sah, bewahrte diesen keuschen Character. Diotima blieb ihm eine

schwesterliche Freundin, sie war sein „Schutzgeist“. Wie er ihr in der Sorge um ihre Lieblinge rathend und helfend zur Seite stand, so fand er bei ihr ein volles Verständniß für Alles, was ihn innerlich bewegte. Die sanfte Ruhe der wenn auch nur wenig älteren, doch in sich gefestigteren Frau wirkte wohlthuend und heilend auf sein nur zu verwundbares Gemüth.

„Viel der heil'gen Herzenstränen
Hab' ich schon vor ihr geweint,
Hab' in allen Lebenstönen
Mit der Holden mich vereint,
Hab' ins tiefste Herz getroffen,
Oft um Schonung sie gefleht,
Wenn so klar und heilig offen
Mir ihr eig'ner Himmel steht.“

„Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn in einem Blick und Laut
Seine Ruhe, seine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn der Gott, der mich begeistert,
Mir an ihrer Stirne tagt;
Von Bewundrung übermeistert,
Zürnend ihr mein Nichts geklagt.“

„Dann umfängt ihr himmlisch Wesen
Süß im Kinderspiele mich,
Und in ihrem Zauber lösen
Freudig meine Bande sich;
Hin ist dann mein dürftig Streben,
Hin des Kampfes letzte Spur,
Und ins volle Götterleben,
Tritt die sterbliche Natur[1]).“

„Abbitte.“

„Heilig Wesen! gestört hab' ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren
Tiefern Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.“

„O vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin, und du
Ruhst und glänzest in Deiner
Schöne wieder, du süßes Licht![2])

[1]) Aus dem Gedicht „Diotima“ in der ersten Fassung.

[2]) Das Gedicht erschien zuerst in Neuffers Taschenbuch auf das Jahr 1799, mit der zweifellos richtigen Lesart „gelernt“ im 4. Vers der 1. Strophe.

Keine Zeile, weder der Briefe, noch der Diotima-Gedichte läßt schließen, daß Frau Gontard andere, als freundschaftliche Gefühle für Hölderlin gehegt habe. Es ist Thatsache, daß, nachdem er ihr Haus verlassen, ein Briefwechsel zwischen beiden geführt wurde[1]). Kann man glauben, daß eine so zartfühlende Frau in einen solchen Verkehr eingewilligt hätte, wenn ihr Verhältniß nicht frei von aller Leidenschaft gewesen wäre? Aber sie vermochte nicht, so lange er dort blieb, die Kränkungen von ihm fern zu halten, denen er durch Andere, vielleicht durch ihren Gatten selbst ausgesetzt war, und die seinen Stolz empörten. „Nur in der Gesellschaft, wo die goldne Mittelmässigkeit zu Haus ist", heißt es in einem Briefe an seine Schwester um Ostern 1798, „ist noch Glük und Friede und Herz und reiner Sinn zu finden, wie mir dünkt: hier z. B. siehst Du, wenig ächte Menschen ausgenommen, lauter ungeheure Karikaturen. Bei den meisten wirkt ihr Reichthum, wie bei Bauern neuer Wein; denn gerad' so täppisch, schwindlich grob und übermüthig sind sie. Aber das ist auch gewissermassen gut; man lernt schweigen unter solchen Menschen, und das ist nicht wenig." Und einige Monate später schreibt er ihr: „Könnt' ich doch nur auch recht grosse Augen machen vor der Herrlichkeit der Welt! Ich wäre glüklicher und vieleicht ein ganz erträglicher junger Mensch! So aber kann man mir nicht imponiren, wenn man mir nicht durch Karakter imponirt und durch Genie, und weil das in der Welt so seltne Dinge sind, so war ich laider! auch so selten in der Welt demüthig, wie es sich gehört. Jezt bin ichs freilich, seit ich etwas mehr gelitten habe, doch ist das die rechte Art nicht."

Völlig verbittert wurden seine Gefühle, als der Argwohn in ihm aufstieg, daß man sein Verhältniß zu der verehrten und geliebten Frau mißdeute. Jügel[2]) erzählt, daß die mit Hölderlin

---

Weshalb die Herausgeber der Gedichtsammluug von 1826 sie in „getrennt" umänderten, weiß ich nicht. In Schwab's Nachlaß fand sich das Gedicht nicht. Er hatte es, wie er schreibt, mit der Lesart „gelernt" einem Autographensammler gegeben.

[1]) S. „Hölderlinstudien. 2. Die Diotimabriefe". Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Band II S. 431.

[2]) A. a. O. S. 388—89.

gleichzeitig eingetretene Haushälterin, „ein hübsches, einer guten Familie angehörendes Mädchen", ein Auge auf ihn geworfen und sich bemüht habe, seinen unschuldigen Verkehr mit der Frau des Hauses zu stören und Herrn Gontards Eifersucht zu wecken. Ob sie ihren Zweck erreichte, habe ich nicht mehr feststellen können[1]). Daß aber Hölderlin von Verdächtigungen ähnlicher Art etwas zu Ohren gekommen war, glaube ich aus einer Stelle in einem Briefe an Neuffer vom Juni 1798 schließen zu müssen, die nicht wohl eine andere Deutung zuläßt. Neuffer hatte ihn gebeten, die Dichterin Sophie Mereau um Beiträge für sein Taschenbuch zu ersuchen. „Der Mereau", antwortet Hölderlin, „konnt' ich nicht wohl schreiben, weil man sagt, ich habe einen Liebeshandel mit ihr oder wer weiß mit wem? in Jena gehabt. — Ach! Lieber! es sind so wenige, die noch Glauben an mich haben; und die harten Urtheile der Menschen werden wohl so lange mich herumtreiben, bis ich am Ende, wenigstens aus Deutschland fort bin." Der Briefwechsel mit Neuffer war während des letzten Jahres fast gänzlich in Stocken gerathen. Nach ein Paar flüchtigen Zeilen im März, in denen Hölderlin sein langes Stillschweigen mit „Maladien, Geschäfften, Zerstreuungen" entschuldigt, ist dies der erste Brief. „Manche Leiden haben mich auch indolent gemacht. Vergieb, bester! und lass um unserer alten Tage willen! mich Dein Herz nicht auch verlieren, denn ich brauch es sehr. Beiliegenden Brief an Dich hab' ich schon lange geschrieben." Leider fehlt dieser Brief, in dem er sich vermuthlich offener ausgesprochen hatte[2]). Was er innerlich in jenen Tagen litt, sagt das unvollendete Gedicht[3]):

---

[1]) Die gewaltsame Scene, deren Schilderung Jügel jener Mittheilung folgen läßt, gehört jedenfalls zu den nachträglich in der Frankfurter Gesellschaft über Hölderlin erzeugten Mythen. (S. „Neue Mittheilungen über Hölderlin". Archiv für Literaturgeschichte. Band XV S. 65 ff.) Jügel war erst 1808 nach Frankfurt gekommen und viel später noch in den Kreis der Gontardschen Familie eingetreten.

[2]) Vielleicht, daß Hölderlin ihn im letzten Augenblick zurückbehielt.

[3]) Das Concept des von Schwab mit der Ueberschrift: „Abschiedsworte an Diotima" veröffentlichten Gedichts befindet sich auf der K. Bibliothek in Stuttgart, mit der einfachen Ueberschrift: „Abschied".

„Wenn ich sterbe mit Schmach, wenn an den Frechen nicht
Meine Seele sich rächt, wenn ich hinunter bin,
Von des Genius Feinden
Ueberwunden ins feige Grab,"

„Dann vergiß mich, o dann rette vom Untergang
Meinen Namen auch du, gütiges Herz, nicht mehr,
Dann erröthe, die du mir
Hold gewesen, doch eher nicht."

„Aber ahnd' ich es nicht? Wehe von dir, von dir,
Schutzgeist! Ferne von dir spielen zerreißend bald
Alle Geister des Todes
Auf den Saiten des Herzens mir."

„O so bleiche dich denn, Locke der muthigen
Jugend! heute noch du lieber, als morgen mir"

. . . . . .

. . . . . .

Länger, als ein Jahr trug Hölderlin sich mit dem Gedanken, das Gontardsche Haus zu verlassen, ohne zu einem Entschluß kommen zu können. Es wurde ihm unsäglich schwer, von seinem „Schutzgeist" sich zu trennen; auch die Liebe zu den Kindern hielt ihn mit festen Banden. Er wollte nicht in Unfrieden aus dem Hause scheiden, wo er neben schwerem Leid soviel Glück erfahren und wußte es auf eine sanfte Art nicht anzufangen. Er fürchtete seine Mutter durch einen solchen Schritt zu beunruhigen; er schreckte zurück vor dem Sprunge in unbekannte Verhältnisse und fühlte doch, daß seine Kraft dem Druck der gegenwärtigen Lage auf die Dauer nicht gewachsen sei. Mehr als je verlangte ihn jetzt, die Seinigen wiederzusehen. „Ich suche Ruhe, mein Bruder!", schrieb er diesem im März 1798, „die werd' ich finden an Deinem Herzen und im Umgang mit unserer theueren Familie. Bester Karl! ich suche nur Ruhe." — „Weißt Du", fährt er fort, „die Wurzel alles meines Uebels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, daß ich oft so herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nährt." — — „Nicht wahr, ich bin ein schwacher Held, daß ich die Freiheit, die mir nöthig ist, mir nicht ertrotze. Aber sieh, Lieber! Dann leb' ich wieder im Krieg, und das ist auch der Kunst nicht günstig.

Laß es gut seyn! Ist doch schon mancher untergegangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht." Doch, sich selbst wieder aufrichtend, schreibt er im Juli, als auch der Bruder über seine Lage geklagt hatte, an ihn: „Schwimm' hindurch, braver Schwimmer, und halte den Kopf nur immer oben! Bruderherz! ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief, und dennoch, mein' ich, das Beste, was an mir ist, sey noch nicht untergegangen." So rückte der Herbst heran. Da entschloß er sich zu dem schweren Abschied, dem er „so lange" und mit so „viel Mühe und Sorge ausgewichen war." Am 10. October meldete er seiner Mutter von Homburg aus den gethanen Schritt. „Ich erklärte Herrn Gontard, daß es meine künftige Bestimmung erfordere, mich auf eine Zeit in eine unabhängige Lage zu versezen, ich vermied alle weitere Erkärungen und wir schieden höflich aufseinander".

Was Hölderlin in jenen dunklen Tagen vielleicht mehr noch, als alles andere bedrückte, waren die Zweifel an seinem dichterischen Können, die bange Sorge, ob er das Ziel, dem er mit ganzer Seele zustrebte, jemals erreichen werde. „Ich habe offenbar zu früh hinausgestrebt," schrieb er seinem Bruder im Februar 1798, „zu früh nach etwas Großem getrachtet und muß es wohl, so lang ich lebe, büßen; schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchsloser Sorgenlosigkeit ausreifen ließ." Doch bricht immer wieder der Glaube an seine dichterische Bestimmung durch. „Ich weiss es wohl", heißt es in einem Briefe an Neuffer vom August des Jahres, „daß ich noch nichts bin, und vieleicht, ich werde nie nichts werden. Aber hebt das meinen Glauben auf? und ist mein Glaube darum Einbildung und Eitelkeit? Ich denke nicht. Ich werde sagen, dass ich mich nicht recht verstanden habe, wenn hienieden mir nichts Treffliches gelingt." Uebrigens war er sich der Gränzen seines Talents wohl bewußt. „Es fehlt mir," schreibt er wenige Wochen, nachdem er Frankfurt verlassen, von Homburg aus an Neuffer, „weniger an Kraft, als an Leichtigkeit, weniger an Ideen, als an Nüancen, weniger an einem Hauptton, als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht, wie an Schatten und das alles aus Einem Grunde; ich

scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehr." Die Zeichensprache der stummen Natur war ihm lieb und vertraut. Aber seine Phantasie mit einer seinen Idealen widersprechenden Menschenwelt zu erfüllen und die Gestalten derselben dichterisch zu beleben, war ihm versagt. Und wenn er einmal in den kurzen Tagen seines Glückes glaubte, diesem Ziele näher gekommen zu sein, so hatte er sich selbst getäuscht.

Den Hyperion hatte er im Entwurf gewiß schon lange vollendet. Ein Brief an seinen Bruder vom Juli 1798 enthält ein Citat aus einem der letzten Briefe des Romans. Dennoch erschien der zweite Band erst zu Ostern 1799. Wie viel er bis dahin im Einzelnen noch geändert und gebessert, kann ich nicht feststellen. Möglicher Weise ist der heftige Ausfall gegen die Deutschen am Schlusse des Romans, der so wenig zu dem Ganzen stimmt, erst nach seinem Scheiden aus Frankfurt in der bitteren Stimmung, welche ihn damals beherrschte und unter dem Eindruck, den er in Rastadt vom Congreß empfing, nachträglich von ihm eingefügt.

Jahre lang hatte er mit dem Stoffe gerungen. Eine Reihe von Bearbeitungen liegt uns vor, bis auf die letzte freilich nur in größeren oder kleineren Bruchstücken. In allen erzählt der Dichter von seiner Vergangenheit. Aber die Form der Darstellung wechselt. Nachdem er die erste metrische Erzählung in Prosa aufgelöst hatte, sehen wir ihn fortwährend zwischen der Ich-Erzählung und der Briefform schwanken, bis er in der letzten Bearbeitung sich endgültig für diese entscheidet. Die ruhigere, mehr objective Haltung, welche die Form der Ich-Erzählung mit sich brachte, mogte seinem erregten Gemüth damals am wenigsten genügen, wo dasjenige, was seine Darstellung in die Vergangenheit verlegt, zum Theil Wirklichkeit für ihn war. Daher sind mehr noch, als in den älteren Briefen die Bilder, welche scheinbar aus einer fernen Zeit die Erinnerung heraufholt, in die volle Gluth unmittelbarer Empfindung getaucht, um dann stellenweise von eben so lebhaften Gefühlsäußerungen aus der als Gegenwart gesetzten Lage heraus durchbrochen zu werden.

Wahrscheinlich erfuhr der ursprüngliche Plan im Laufe der Jahre mehrfache Aenderungen, deren Umfang wir freilich bei der Unvollständigkeit, in welcher die älteren Fassungen auf uns ge-

kommen sind, nicht mit Sicherheit ermessen können. Die älteste Prosa-Erzählung berechtigt zu dem Schlusse, daß der Dichter damals einen anderen Entwicklungsgang seines Helden im Auge hatte, als später. Möglich ist es ferner, daß er in dem Thalia-Fragment der Liebe, die ihm bis dahin nur im Traume erschienen war, keinen so hervorragenden Platz zugedacht hatte, als er ihr in der letzten Fassung einräumte, nachdem er sie in Wirklichkeit erfahren und ihre Seligkeit und ihre Schmerzen kennen gelernt hatte. Nochmals aber muß ich betonen, daß seine Liebe in diesem Falle eine eigenartige, ein der Freundschaft verwandteres Gefühl war, frei von dem unerfüllbaren Verlangen nach Besitz und darum frei von dem Bewußtsein einer Schuld.

Die älteren Bearbeitungen unterscheiden sich von der letzten durch eine größere Mannigfaltigkeit und eine mehr ins Einzelne gehende Schilderung der Situationen. Auch der Kreis der Personen ist in dieser enger geworden und die Nebengestalten sind nur mit flüchtigen Strichen angedeutet. Neben Hyperion und Diotima[1]) treten allein Adamas und Alabanda und gegen das Ende auch Notara bestimmter hervor. Adamas und Alabanda sind Geschöpfe der dichtenden Phantasie; der Freund, den Hölderlin im Leben am meisten geliebt, Neuffer, hat zu Alabanda's Bilde keine Züge geliehen. Hyperion aber ist Hölderlin selbst. Als er im April 1797 seine Schwester das Buch zu lesen bat, setzte er hinzu: „Es ist auch ein Theil von mir". Das Urbild Diotima's, die an die Stelle von Melite getreten, ist die von ihm geliebte und verehrte Herrin des Hauses und wie sie ihm nicht blos im Traum, sondern lebendig vor Augen stand, so ist auch in der Dichtung ihre Gestalt vom wärmsten Leben erfüllt. Doch wäre es ein Irrthum, wenn wir die Empfindungen, die Hyperion in derselben ihr entgegenbringt, einfach als den Ausdruck der persönlichen Gefühle des Dichters für die Lebende ansehen wollten. „Ueberhaupt", schreibt er bei einer anderen Gelegenheit seiner Mutter, „muß ich Sie bitten, nicht alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen."

[1]) Vielleicht hatte eine der von dem Philosophen Franz Hemsterhuis der Fürstin Gallitzin unter dem Namen Diotima gewidmeten Schriften den Anstoß zur Wahl des Namens gegeben.

Aus der Ich-Erzählung ist ein lyrisches Gedicht geworden, in welches Hölderlin sein ganzes Innenleben ausströmt, in einer Sprache, deren musicalischer Wohllaut uns entzückt und die bei dem höchsten Schwunge und allem Bilderreichthum wunderbar einfach bleibt. Freilich vermißt man oft, wie er selbst gesteht, neben dem Hauptton mannigfaltig geordnete Töne, neben dem Licht den Schatten. Alles, was je das Gemüth des Dichters bewegte: Freundschaft und Liebe, die Trauer um die untergegangene Herrlichkeit des alten Hellas, der Schmerz über die Erniedrigung des eigenen Vaterlandes, das leidenschaftlich-wehmüthige Gefühl, unter den Menschen seiner Zeit ein Fremdling zu sein, dagegen das innige Einssein mit der Natur, der wandellosen, stillen und schönen, von der er ausgegangen und in deren Arme er zurückzukehren sich sehnt, hat in diesem Gedicht einen Ausdruck gefunden, der ergreifender nicht gedacht werden kann.

Im letzten Jahre, welches Hölderlin in Frankfurt verlebte, während er fortfuhr, im Einzelnen noch am Hyperion zu bessern und den Plan seines Trauerspiels auszuführen begann, schuf er daneben eine Reihe kleinerer Gedichte, in denen seine dichterische Eigenart zu immer freierer Entfaltung gelangte. Nicht der Sonnenschein des Glücks, es war das Leid, welches sie zeitigte; er war eine Nachtigall, die am schönsten singt, wenn es dunkel wird. Im Sommer 1797 hatte Schiller ihn durch die günstige Aufnahme des „Wanderer“ und des „Aether“ glücklich gemacht; bald aber aufs Neue gekränkt, indem er die Gedichte „Diotima“ und „An die klugen Rathgeber“, auch nachdem Hölderlin sie umgearbeitet hatte, zurückwies. Erst nach Jahresfrist wagte Hölderlin wieder, an ihn zu schreiben. „Halten Sie es nicht für Unbescheidenheit“, beginnt sein Brief vom 30. Juni 1798, „daß ich Ihnen wieder einige Gedichte zuschicke, wenn ich mich schon zu der Hoffnung Ihres Beifalls nicht berechtiget finde.“ Die übersandten Gedichte, die sich in Schillers Redactions-Nachlaß gefunden, waren: „dem Sonnengott“, „der Mensch“, Sokrates und Alcibiades“, „Vanini“, „An unsere Dichter“. Ein Urtheil Schillers über sie liegt nicht vor; doch haben nur „Sokrates und Alcibiades“ und „An unsere Dichter“ in seinem Musenalmanach auf

1799 einen Platz gefunden[1]). Sie haben sämmtlich etwas Kühles; auch ist der Gedanke nicht immer klar ausgeprägt. Fast scheint es, als ob Hölderlin nach den gemachten Erfahrungen Schiller gegenüber sein tiefstes Empfinden zurückgehalten hätte.

Warm dagegen pulsirt sein inneres Leben in den Gedichten, die er seinem Freunde Neuffer gab. Neuffer bereitete im Sommer 1798 die Herausgabe eines „Taschenbuchs für Frauenzimmer von Bildung" auf das Jahr 1799 vor, das im Herbst 1798 — die Vorrede ist vom 12. October datirt — erschien. „Nehme vorlieb mit den kleinen Gedichtchen", hatte Hölderlin ihm im Juni geschrieben. „Wenns mir möglich ist, schik' [ich] Dir noch ein grösseres nach." Und im August schreibt er: „Es freut mich, Bester! daß Du so fürlieb genommen hast mit meinen Kleinigkeiten. In einer Zeit, wo mir das Schiksaal, das ich auch im Unglük liebe, diese Liebe vieleicht mit Ruh und Heiterkeit vergelten wird, da will ich auch Dir kräftiger dienen." — — „Hier noch einige Gedichtchen. Zu dem, was ich im letzten Briefe Dir versprochen hatte, gebrach es an Zeit." Vierzehn Gedichte sind es, die er beisteuerte. Ein Theil derselben erschien unter dem Namen Hillmar: „Das Unverzeihliche"[2]), „Die Liebenden"[3]), „Ihre Genesung", „An ihren Genius", „Abbitte", „der gute Glaube", „die

---

[1]) Das in demselben Jahrgange enthaltene Gedicht „Die weiblichen Erscheinungen", welches Goedeke (Schillers Briefwechsel mit Körner) gleichfalls Hölderlin zuschreibt, rührt sicher nicht von diesem her. Die Unterschrift D, welche Goedeke verleitet zu haben scheint, kommt auch anderen Dichtern in Schillers Almanach zu. Das Gedicht „Dem Sonnengott" erschien später gekürzt unter der Ueberschrift „Sonnenuntergang" in Neuffers Taschenbuch. „Der Mensch" zählt im Manuscript zwei Strophen mehr, als das Fragment in der Gedichtausgabe von 1826. In „Sokrates und Alcibiades" hat der letzte Vers im Almanach durch einen Druckfehler einen störenden Doppelsinn erhalten. „Vanini" ist bisher nicht gedruckt. „An unsere Dichter" (im Manuscript „An unsere großen Dichter") ist später unter der Ueberschrift „Dichterberuf" von Hölderlin breiter ausgeführt und in der Flora, Deutschlands Töchtern geweiht, auf das Jahr 1802 veröffentlicht.

[2]) Die erste Strophe des späteren Gedichts „Die Liebe", in etwas abweichender Fassung.

[3]) Die erste Strophe des späteren Gedichts „Der Abschied", mit einer unbedeutenden Abweichung.

Heimath“[1]); die übrigen unter eigenem Namen: „Ehmals und Jetzt“, „An die Deutschen“[2]), „An die jungen Dichter“, „Lebenslauf“[3]) „Die Kürze“, „An die Parzen“, „Diotima“[4]).

Aus der Mehrzahl dieser Gedichte weht eine ächte Lyrik uns an, ein tiefes ursprüngliches Empfinden, das, in die knappsten, durch ihre Einfachheit ergreifenden Worte gefaßt, selbst durch das, was unausgesprochen bleibt, sich verräth und die Herzen bewegt. Wenn je einem Dichter gegeben ward, „zu sagen, was ich leide“, so ist es Hölderlin. In seiner Einfachheit steht er jetzt Goethe näher, als seinem früheren Vorbild Schiller. Man darf es vielleicht beklagen, daß er so ganz auf den Reim verzichtet hat. Wohl tönt Musik durch seine leicht fließenden antiken Rythmen, aber sangbar sind sie nicht und deshalb dem Volke fremder geblieben[5]). Ihre Formenschönheit gemahnt an die Ruhe griechischer Marmorbilder und dieser Ruhe entspricht die innere Mäßigung, die stille Ergebung, die auch über die Aeußerungen des bittersten Schmerzes ihr verklärendes Licht ausgießt. Ueber die einzelnen Gedichte habe ich nur wenig hinzuzufügen. Das Gedicht „die Heimath“ ist wahrscheinlich um Ostern 1798 entstanden, wo er ernstlich daran dachte, die Seinigen zu besuchen, Umstände aber ihn nöthigten, den Plan der Reise aufzugeben. In dem kurzen „die Liebenden“ überschriebenen Gedicht wird die Trennung von der Geliebten in die Vergangenheit verlegt:

---

[1]) Die beiden ersten Strophen des späteren gleichnamigen Gedichts, in etwas abweichender Fassung.

[2]) Das nur aus zwei Strophen bestehende Gedicht wurde später von ihm erweitert.

[3]) In der ersten kürzeren Fassung.

[4]) Die aus zwei Strophen bestehende Ode wurde später von ihm erweitert.

Muthmaßlich sind auch die Distichen „An Diotima“: „Komm und besänftige mir pp.“, die zuerst in der Gedichtausgabe von 1826 gedruckt wurden, jetzt in Frankfurt entstanden. Denn nicht nur, daß der Inhalt dafür spricht, es findet sich auch ein Entwurf des Gedichts in demselben Hefte, in welchem die Entwürfe der Gedichte „Der Wanderer“, „An den Aether“, „Die Eichbäume“ stehen.

[5]) Wirkungsvoll verwendet Hölderlin nicht selten die Allitteration.

„Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum schrökt uns[1]) wie Mord die That?
Ach, wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns."

Demnach werden die Verse schon vor dieser Katastrophe gedichtet sein, da die letzte Sendung für das Taschenbuch an Neuffer schon im August von Frankfurt abgegangen war.

Vielleicht ist es auch der Beachtung werth, daß Hölderlin in der Ode „Diotima" bei der späteren Erweiterung die Ausdrücke der Eingangsstrophe milderte. Denn während es im Taschenbuche heißt:

„Du schweigst und duldest, und sie verstehn dich nicht,
Du heilig Leben! welkest hinweg und schweigst,
Denn ach, vergebens bei Barbaren
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte."

lautet die spätere Fassung:

„Du schweigst und duldest, denn sie verstehn dich nicht,
Du edles Leben! siehest zur Erd' und schweigst
Am schönen Tag, denn ach! umsonst nur
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte."

Den tiefsten Einblick in sein Inneres gewährt das Lied „An die Parzen", das eines Commentars nicht bedarf[2]):

„Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe."

„Der Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen;"

„Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinab geleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter und mehr bedarfs nicht."

---

[1]) In der mir vorliegenden Reinschrift des erweiterten Gedichts aus dem Hamelschen Nachlaß heißt es nicht, wie im Taschenbuche „schrökt uns", sondern „schrökte", ebenso in der Gedichtausgabe von 1826, sowie in allen späteren Ausgaben.

[2]) Der Text des Taschenbuchs stimmt mit der mir vorliegenden Reinschrift überein.

Ruhe suchte Hölderlin, als er Frankfurt verließ, Ruhe zur Vollendung des Werkes, auf welches er seine ganze Hoffnung jetzt setzte. Was er bisher geleistet, genügte ihm nicht; jedenfalls fehlte ihm der äußere Erfolg, den er sich geträumt hatte.

In Homburg bei seinem Freunde Sinclair glaubte er die Ruhe zu finden, deren er bedurfte. Sinclair, mit dem er von Frankfurt aus in ununterbrochenem herzlichen Verkehr geblieben war, hatte ihn aufgefordert, ganz dort zu ihm zu ziehen. Hölderlin hatte dies abgelehnt, um auch dem Freunde gegenüber unabhängig zu bleiben. Er hatte sich eine bescheidene Wohnung gemiethet, gegen das Feld hinaus, vor seinen Fenstern Gärten und ein Hügel mit Eichbäumen und kaum ein Paar Schritte davon ein schönes „Wiesthal". „Da geh' ich dann hinaus, wenn ich von meiner Arbeit müde bin, steige auf den Hügel und seze mich in die Sonne, und sehe über Frankfurt in die weiten Fernen hinaus." Durch Sparsamkeit war es ihm möglich geworden, von seinem Einkommen in Frankfurt eine Summe zurückzulegen, die ihn bei seinen bescheidenen Ansprüchen, wie er meinte, für ein Jahr lang äußerer Sorgen überhob. Sinclair hatte nach beendigtem Universitätsstudium gewünscht, in Preußische Dienste zu gehen, um einem größeren Staatswesen anzugehören, aber seiner Mutter zu Liebe, die vor wenigen Jahren auch ihren zweiten Gatten durch einen Unglücksfall verloren, darauf verzichtet. Er lebte jetzt mit dieser zusammen. Für die Aufgabe seines Wunsches hatte ihn einigermaßen das persönliche Vertrauen des Landgrafen entschädigt, der ihm, dem Sohne seines geliebten Erziehers, schon als Knabe eine warme Theilnahme bewiesen und ihn an dem Unterrichte zweier jüngerer Söhne hatte Theil nehmen lassen. Rasch zum Regierungsrath aufgerückt, war Sinclair des Fürsten rechte Hand und besorgte für ihn alle diplomatischen Geschäfte; auch die ganze Vermögensverwaltung und die Aufsicht über die auswärtigen Besitzungen des Landgrafen lag in seinen Händen. Der Umgang mit diesem treuen Freunde war Hölderlin in seiner Einsamkeit ein großer Trost; ihm durfte er sein Herz vertrauensvoll öffnen und die Gemeinsamkeit ihrer geistigen Interessen knüpfte das Band zwischen ihnen täglich fester. „Es wird auch wirklich", schrieb er im November an seine Mutter, „wenig Freunde geben, die sich

gegenseitig so beherrschen und so unterthan[1]) sind." Auch Sinclair's Mutter, eine Frau von großer Geistes- und Herzensbildung, hatte den älteren Freund ihres Sohnes mit zuvorkommender Güte aufgenommen und erfreute ihn durch das mütterliche Vertrauen, welches sie ihm entgegenbrachte.

Durch Sinclair trat Hölderlin auch bald nach seiner Ankunft in Homburg mit dem Hofe in Berührung. „Am Hofe", schrieb er schon in dem ersten Briefe von dort an seine Mutter, „hat mein Buch einigermassen Glük gemacht und man hat gewünscht, mich kennen zu lernen. Die Familie des Landgrafen besteht aus ächtedeln Menschen, die sich durch ihre Gesinnungen und ihre Lebensart vor andern ihrer Klasse ganz auffallend auszeichnen. Ich bleibe übrigens entfernt, aus Vorsicht und um meiner Freiheit willen, mache meine Aufwartung und lasse es dabei bewenden." Landgraf Friedrich, damals im 51. Jahre, war einer der vorzüglichsten Fürsten seiner Zeit, ein wahrhaft frommer Mann, einfach und schlicht in seinem ganzen Wesen, von großer Herzensgüte und Freundlichkeit und dabei voll geistiger Interessen. Mit einer Reihe von Gelehrten und Dichtern stand er in persönlicher Verbindung, sah sie gern als Gäste in seinem Schlosse und besuchte sie, wenn er konnte, auf seinen Reisen. Ein besonders nahes Verhältniß hatte er zu Klopstock und Lavater. Nächst diesem fühlte er in der Schweiz sich am meisten hingezogen zu Bonnet; gleich bei der ersten Begegnung hatten beide Männer sich als Freunde gefunden. Die Landgräfin war ebenfalls eine hochgebildete Frau und in inniger Frömmigkeit eins mit ihrem Gatten. Die zärtlichste Liebe verband die Eltern mit den Kindern, sowie die Geschwister unter einander; diesen blieb unter allen Wechselfällen ihres späteren Lebens die dankbare Erinnerung an ihr Elternhaus und ihre glückliche Jugend ein unverlierbarer Schatz.

Als Hölderlin nach Homburg kam, waren von den eilf dem Landgräflichen Paare erhaltenen Kindern nur die vier jüngsten noch bei den Eltern: zwei Töchter, Auguste, die spätere Erbgroßherzogin von Mecklenburg, welche 22, und Marianne, die spätere

[1]) Der Ausdruck kehrt in dem Gedicht „An Eduard" wieder.

Prinzessin Wilhelm von Preußen, welche erst 13 Jahre zählte und zwei Söhne, Ferdinand und Leopold, jener 15, dieser 11 Jahre alt. Die vier ältesten Söhne standen in auswärtigen Kriegsdiensten, die drei älteren Töchter waren auswärts vermählt; alle aber benutzten jede Gelegenheit, die sich ihnen bot, die Eltern und Geschwister und die geliebte Heimath wiederzusehn. Hölderlins Briefe geben über die Entwicklung seines Verhältnisses zur Landgräflichen Familie keinen Aufschluß. Am nächsten wird er der Prinzessin Auguste getreten sein; bei der ersten Wiederkehr ihres Namenstages — 3. August 1799 — widmete er ihr eine Ode, die eine tiefe Verehrung für sie ausspricht und mit dem Wunsche schließt[1]):

„O daß von diesem heiligen Tage mir
Auch meine Zeit beginne, daß endlich auch
Mir ein Gesang in deinen Hainen,
Edle! gedeihe, der deiner werth sey."

Als aber dann, ehe er dieses Ziel erreicht, sein Geist sich verdüsterte und die Kraft zu eigener Dichtung dahinschwand, widmete er ihr seine Uebersetzung des Sophokles[2]) mit dem wehmüthigen Geständniß: „Sie haben mich vor Jahren mit einer gütigen Zuschrift ermuntert und ich bin Ihnen indessen das Wort schuldig geblieben. Jezt hab' ich, da ein Dichter bei uns auch sonst etwas zum Nöthigen oder zum Angenehmen thun muß, dieß Geschäft gewählt, weil es zwar in fremden, aber festen und historischen Gesezen gebunden ist. Sonst will ich, wenn es die Zeit giebt, die Eltern unsrer Fürsten und ihre Size und die Engel des heiligen Vaterlands singen."

Daß auch der Landgraf, welcher in früheren Jahren selbst sich als Dichter versucht hatte, Antheil an Hölderlin nahm, zeigt ein in seinem Nachlaß gefundenes Heft, in welches er außer einem

---

[1]) Die Vermuthung Schwabs (Westermanns illustrirte Monatshefte Bd. 30 S. 262 Anm.), daß die letzten 5 Strophen des „Gesang des Deutschen" (Ausgabe von 1846 Band I S. 35) ein Theil und zwar der Schluß dieser Ode seien, beruht jedenfalls auf einem Irrthum. Jene Strophen sind offenbar zu einer späteren Zeit — beim Jahresschluß — an die Prinzessin gerichtet.

[2]) Die Trauerspiele des Sophokles. Uebersetzt von Friedrich Hölderlin. Erster Band. Frankfurt a./M. 1804.

eigenen Gedichte: „Meiner Jugend Ideale" und Schillers Gedicht „Die Ideale" die beiden Gedichte Hölderlins „Der Gott der Jugend" und „Sonnenuntergang" eingeschrieben hatte[1]). In seinem Nachlaß hat sich ferner ein dramatischer Versuch in Prosa: „Agis, Trauerspiel in drei Acten" gefunden[2]). Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Verkehr mit Hölderlin Anlaß gab, daß der Landgraf, wie er in einer „Nachschrift" sagt, „nach 25 Jahren" diese „Jugendarbeit" wieder hervorsuchte und daß sie einen Gegenstand ihrer Unterhaltung bildete. Schwab läßt in seiner Biographie Hölderlins diesen ebenfalls ein Trauerspiel „König Agis" und zwar schon in Frankfurt beginnen, an dem er in Homburg Anfangs noch weiter gearbeitet, ohne es zu vollenden, weil inzwischen der Empedokles sein ganzes Interesse in Anspruch genommen habe. Eine Spur dieses „König Agis" ist jedoch nirgends zu Tage gekommen. Die Angabe Schwabs, es sei das Drama um 1809 oder 1810 von Conz an die Zeitung für die elegante Welt zum Behufe von Mittheilungen eingesandt, beruht, wie ich nachgewiesen habe, auf einem Irrthum[3]). In keinem der Briefe Hölderlins wird das Stück genannt, und es scheint mir geradezu unglaublich, daß Hölderlin, dem es schon im gewöhnlichen Leben schwer fiel, seine Gedanken von einem Gegenstande auf einen anderen zu richten, zwei solche Stoffe, wie den Empedokles und den Agis gleichzeitig in Angriff genommen haben sollte. Möglicher Weise hatte er durch seine Gespräche mit dem Landgrafen über dessen „Agis" ein lebhafteres Interesse an dem Gegenstande genommen und Aeußerungen, in denen er dies zu erkennen gab, mogten später bei Anderen die Meinung erweckt haben, daß der Stoff von ihm selbst bearbeitet sei.

Hölderlin hatte wohl nicht ohne Grund gefürchtet, daß seine Mutter durch die Nachricht von der Veränderung seiner Lage sehr beunruhigt sein werde. So war er ihr doppelt dankbar für das „gütige Zutrauen" zu ihm, mit welchem sie diese aufnahm. Er hatte sich sogleich wieder an die Arbeit gemacht. „Es ist etwas

---

[1]) Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie. Von Karl Schwartz. Rudolstadt 1878. Band II S. 206.

[2]) A. a. O. Band II S. 226—250.

[3]) S. „Hölderlinstudien". 4. Das Drama „König Agis". Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Band II S. 436—440.

über einen Monath", schrieb er am 12. November an Neuffer, „daß ich hier bin, und ich habe indessen ruhig, bei meinem Trauerspiel, im Umgang mit Sinklair und im Genuß der schönen Herbsttage gelebt. Ich war durch mancherlei Leiden so zerrissen, daß ich das Glük der Ruhe wohl den guten Göttern danken darf." Sein Briefwechsel mit Frau Gontard ist uns leider nicht erhalten. Wir würden in ihm sicherlich nur die Bestätigung dessen gefunden haben, was ich über das Verhältniß beider zu einander gesagt. Wohl mogte auch sie den Freund schmerzlich vermissen, von dem sie sich ganz verstanden wußte. Hölderlin beobachtete sowohl den Seinigen, als auch seinem Freunde Neuffer gegenüber völliges Schweigen über die Fortdauer seiner Verbindung mit ihr. In keinem der auf uns gekommenen Briefe wird der Name der Frau Gontard wieder genannt. Besonders schwer war ihm auch der Abschied von seinem Zögling. „Ich muß", hatte er in dem ersten Briefe aus Homburg an seine Mutter geschrieben, „fast alle Gedanken an ihn mir aus dem Sinne schlagen, wenn ich mich nicht zu sehr erweichen will. Er ist ein treflicher Knabe, voll seltner Anlagen, und in so manchem ganz nach meinem Herzen. Er vergisst mich nie, so wie ich niemals ihn vergesse." Und erst gegen das Ende seines Homburger Aufenthalts kommt er noch einmal auf ihn zurück. „Mein lieber H.", schreibt er im Januar 1800 der Mutter, „ist jezt in einem Erziehungsinstitute in Hanau. Ich schrieb blos deßwegen so selten von ihm, weil ich nie ohne Wehmuth an diesen vortrefflichen Knaben denken kann. Es ist recht gut für ihn, daß er aus Frankfurt weg ist, wo jeder Tag seine wahrhaft edle Natur wo nicht verdarb, doch entstellte."

Das Trauerspiel, welches jezt Hölderlins Thätigkeit ganz in Anspruch nahm, war „der Tod des Empedokles", dessen Plan er schon vor einem Jahre in Frankfurt entworfen hatte. Aber wie sehr auch der Stoff, wie er seinem Bruder damals schrieb, ihn hinriß, so ward er doch bei dieser Arbeit mehr, als je der Gränzen seines Talentes inne. „Das Lebendige in der Poesie", schrieb er in dem erwähnten Briefe vom November an Neuffer, „ist jezt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäfftiget. Ich fühle so tief, wie weit ich noch davon bin, es zu treffen und dennoch ringt meine ganze Seele danach" — — — „Ach die

Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurükgescheucht, und daran leid' ich noch immer." Schmerzlich empfand er sein Unvermögen etwas, das außerhalb seiner inneren idealen Welt lag, dichterisch zu gestalten. So gerieth er bald mit seiner Arbeit ins Stocken, und der Vorschlag Sinclair's, welcher im Auftrage des Landgrafen zum Congreß nach Rastadt ging, seine Thätigkeit auf kurze Zeit zu unterbrechen und ihn auf dieser Reise zu begleiten, war ihm daher willkommen. Er hoffte dort neue, erfrischende Eindrücke zu empfangen und vor Allem auch die Gelegenheit zu einem Besuche der Seinigen zu finden. Aber was er in Rastadt vom öffentlichen Leben sah und hörte, konnte nur sein vaterländisches Gefühl verletzen, und die Fußreise nach Würtemberg mußte er theils eines Unwohlseins, theils des schlechten Wetters wegen aufgeben. Einen zweifelhaften Ersatz dafür gewährte ihm die Masse von Fremden, der er hier begegnete, allerdings mannigfaltig genug, um das Auge gewöhnen zu können, „sich mehr und mehr in die Welt zu finden". „Der eigentliche Gewinn", schrieb er seinem Bruder, „den mir bis jezt mein hiesiger Aufenthalt gegeben hat, sind einige junge Männer voll Geist und reinen Triebs." Er nennt unter ihnen den Philosophen Muhrbek aus Greifswald, den schwedischen Legationssecretair von Pommereſche aus schwedisch Pommern, mit denen er auch noch später in Berührung blieb und „einen herrlichen Alten", den Kriegsrath Schenk aus Düsseldorf, einen Freund Jacobi's, der sich mit jugendlicher Wärme an sie angeschlossen hatte, „daß wir so recht eine durch und durch harmonische Familie machen". Aber auch in solcher Umgebung wich die Erinnerung an „eine demüthigende Vergangenheit" nicht von ihm und ließ ihn nicht so hoffend, wie er wünschte, in die Zukunft sehen. „Meine jetzige Arbeit", fährt er fort, „soll mein letzter Versuch sein, liebste Mutter, auf eignem Wege, wie Sie es nennen, mir einen Werth zu geben; mißlingt mir der, so will ich ruhig und bescheiden, in dem anspruchlosesten Amte, das ich finden kann, den Menschen nützlich zu werden suchen."

Nach Homburg zurückgekehrt, nahm er die Arbeit am Empedokles mit neuem Eifer wieder auf. Eine ihm jetzt angebotene Hofmeisterstelle lehnte er ab. Es sei „seine Natur und sein Schik-

saal" auszuharren bei dem Werke, das er begonnen. Es sollte, wie er der Mutter schrieb, „seines Herzens tiefere Meinung" der Welt offenbaren, die er in seinen bisherigen „unbedeutenden Stüken" nur „von ferne angefangen habe, unter denen, die ihn hörten, vorzubereiten" und die er bei der herrschenden „Gedankenlosigkeit und Irreligion" der „trägen und eigenliebigen" Menschen, „noch lange vieleicht nicht völlig sagen könne". Er hatte gehofft, die Arbeit bis zum Frühling zu vollenden. Doch wurde er zu Anfang des Jahres durch eine mehrwöchentliche „Maladie" darin unterbrochen. Der Arzt verlangte, daß er seine bisherige Kost mit einer besseren, gesundheitgemäßeren vertausche. Mußte in seiner Lage ihn schon der unfreiwillige Zeitverlust mit Kummer erfüllen, so steigerten natürlich die gleichzeitig vermehrten Ausgaben seine Sorge. Zu der kostspieligeren Diät kam „die enorme Holztheurung" des Winters hinzu. Oft wurde es Abends ihm in seinem Zimmer zu kalt, so daß er das Bett aufsuchte, um sich zu erwärmen. Mit Schmerz sah er den Zeitpunct, wo er hoffen durfte, mit seiner Arbeit fertig zu sein, in immer weitere Ferne rücken, während sein kleiner Geldvorrath bedenklich zusammenschmolz. Und wie schwer es ihm auch ward, so war er doch schon um Ostern genöthigt, seine Mutter um ein Darlehen anzusprechen.

Sein Umgang beschränkte sich in diesem Winter fast allein auf Sinclair und auf Muhrbek, welcher ihnen von Rastadt nach Homburg gefolgt war und ihnen zu Liebe einige Monate blieb. Er war ein Gegner des Kantischen Systems und es mogte dieses, wenn auch Hölderlin der Philosophie sich mehr entfremdet hatte, nicht selten Anlaß zu einem Meinungsaustausch zwischen beiden werden. Eine Freude war für Hölderlin ein kurzes Wiedersehen mit von Pommereſche, der, in seine Heimath zurückkehrend, beim Abschied ihm anbot, dort eine Hofmeisterstelle für ihn zu besorgen, „wo er mit einem jungen Menschen die Universität besuche" — ein Anerbieten, das Hölderlin nicht geradezu ablehnen mogte. Tröstend und erheiternd wirkte, wie immer, auf ihn ein einsamer Gang ins Freie. „Es ist so gut", heißt es in einem Briefe an seine Schwester, „als ob man in der Kirche gewesen wäre, wenn man so mit reinem Herzen und offenem Auge Licht und Luft und die schöne Erde gefühlt hat."

Oft wandten sich seine Gedanken jetzt wieder zurück in die Vergangenheit, er überschaute sein bisheriges Leben, er gedachte der Hoffnungen, mit denen er in die Welt eingetreten war und von denen keine sich ihm bisher erfüllt hatte. In den Briefen an die Seinigen schüttet er sein Herz aus. „Wie manches", schreibt er in der letzten Stunde des Jahres 1798 seinem Bruder, „möcht' ich Dir oft mit Blut hinschreiben, wenn ich zurücksehe auf die Jahre, die ich wohl zur Hälfte in Gram und Irren verlor, und die für Dich noch unverbraucht sind." In einem Briefe an die Mutter vom Januar 1799 klagt er sein „zerstörbares" Gemüth an, als die Quelle, aus der die meisten seiner Leiden entsprungen. Jetzt sei er wohl geduldiger, aber immer noch trotz redlichen Kämpfens verletzbarer, als andere „fester Gebildete". „Freilich," setzt er hinzu, „ist es jetzt auch natürlich, daß mich jeder augenblickliche Mißklang stärker trifft, wo ich kaum aus tausendfältiger Unruhe mich herausgerettet habe und nun am Wohllaut des Guten und Wahren und Schönen mich sammeln und stillen mag." Die Liebe zur Poesie werde in ihm bleiben, so lange er lebe. Wenn er in der Kunst ein Meister noch nicht geworden, so sei es vielleicht aus dem Grunde, weil er dies Geschäft „vom Knabenalter an niemals in eben dem Grade zu treiben wagte, wie manches andere, was er vielleicht zu gutmüthig gewissenhaft seinen Verhältnissen und der Meinung der Menschen zu lieb trieb. Und doch erfordert jede Kunst ein ganzes Menschenleben." Er sieht die Zeit kommen, wo er genöthigt sein wird, ein Amt zu suchen. Dann müsse es das „anspruchloseste" sein, das es für ihn geben könne, „eine Pfarrstelle auf dem Dorfe, recht weit von der Hauptstadt und den hohen geistlichen Herren weg". Für die nächsten Jahre will er indeß nicht auf seine Freiheit verzichten. „Wenn ich hier mit dem Buche, an dem ich schreibe, und mit meinem Gelde zu Ende bin, so will ich eben wieder Hofmeister werden."

Auch in das religiöse Leben Hölderlins gewähren uns diese Briefe tiefere Einblicke. Er empfand das Bedürfniß, seine Mutter in diesem Puncte zu beruhigen und ihr ein Zeugniß seines „lebendigen Glaubens" abzulegen. Das Gedicht, welches er auf ihre Bitte der 72 jährigen Großmutter zum Geburtstage machte, und in welchem zum ersten Male wieder das „himmlische Bild" des

„allversöhnenden" Mannes erscheint, hatte ihn selbst mächtig ergriffen. „Du wirst Dich wundern", heißt es in dem Briefe an seinen Bruder, „wenn Du die poetisch so unbedeutenden Verse zu Gesicht bekommst, wie mir dabei so wunderbar zu Muthe seyn konnte. Aber ich habe gar wenig von dem gesagt, was ich dabei empfunden habe. Es gehet mir überhaupt manchmal so, daß ich meine lebendigste Seele in sehr flachen Worten hingebe, daß kein Mensch eigentlich weiß, was ich sagen wollte, als ich." So ahnte er selbst nicht die Gewalt seiner einfachen Sprache, die so oft mehr sagt, als sie in Worten ausdrückt und dadurch um so tiefer das Herz des Lesers ergreift.

In einem Briefe, den er zwei Jahre später seinem Bruder aus der Schweiz schrieb, kommt er auf die Kämpfe zurück, in denen seine nach Frieden ringende Seele während dieses Winters sich abarbeitete. „Ein Unglaube an die ewige Liebe hatte sich meiner bemächtiget. Ich sollte auch dahinein gerathen, in diesen furchtbaren Aberglauben an das, was eben Zeichen der Seele und Liebe, aber so mißverstanden ihr Tod ist. Glaub' es, Theuerster! ich hatte gerungen bis zur tödtlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen festzuhalten, ja! ich hatte unter Leiden gerungen, die, nach allem zu schließen, überwältigender sind, als alles andre, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten im Stande ist." Doch jetzt schließt er: „A Deo principium. Wer dies versteht und hält, ja bei dem Leben des Lebens! der ist frei und kräftig und freudig, und alles Umgekehrte ist Chimäre und vergehet in soferne in Nichts."

Mit dem Eintritt des Frühlings besserte sich Hölderlins Befinden. „Die gute Gesundheit", schreibt er im April 1799 seiner Mutter, „der ich jezt geniesse, macht einen grossen Theil meines Glüks aus, und meine Freunde nehmen herzlichen Antheil. „Ach! jezt seh' ich doch einmal wieder Freude in diesem Auge!" rief vor einiger Zeit mein edler Morbek, als er mich ansah." — — „Ich habe mich wieder mit dem Frühlinge verjüngt, und sehe mit neuem Muth und neuen Kräften ins Leben." Zu allen Zeiten übte der Frühling eine große Macht über ihn aus, bis tief in seine Geistesnacht hinein. „Wenn ich einmal ein Knabe mit grauen Haaren bin", heißt es in einem Briefe vom Sommer an seine Schwester,

„so soll der Frühling und der Morgen und das Abendlicht mich Tag für Tag ein wenig noch verjüngen, bis ich das lezte fühle und mich ins Freie seze und von da aus weggehe — zur ewigen Jugend."

Das günstige Urtheil, welches A. W. Schlegel in der allgemeinen Jenaer Literaturzeitung über seine Gedichte im Neuffer'schen Taschenbuche gefällt hatte, trug nicht wenig zu seiner Ermuthigung bei. So rückte er denn mit seinem Trauerspiel, an dem er „mit langsamer Liebe und Mühe" hing, allmälich vor und zu Anfang Juni's konnte er Neuffer melden, daß er bis auf den letzten Act damit fertig sei. Zugleich theilte er ihm den Plan einer „poetischen Monatsschrift" mit, die er herauszugeben beabsichtigte. Er glaubte darin das Mittel gefunden zu haben, sich bei seinen bescheidenen Ansprüchen eine unabhängige Existenz zu sichern und hoffte, wie er ganz für das Unternehmen leben werde, so auch von ihm leben zu können. Auf Beiträge von Heinse, Heidenreich, Bouterweck, Matthisson, Conz, Siegfried Schmid meinte er Aussicht zu haben. Von eigenen poetischen Arbeiten konnte er für die ersten Stücke außer „lyrischen und elegischen Gedichten" über sein Trauerspiel, den Tod des Empedokles, verfügen. Der Buchhändler Steinkopf in Stuttgart, der Verleger von Neuffers Taschenbuch, schien geneigt, auch den Verlag der Zeitschrift zu übernehmen. Er wünschte aber, um Hölderlin dem Publicum bekannter zu machen, eine größere Dichtung von ihm für das Taschenbuch, und so gedrängt, schrieb Hölderlin rascher, als es sonst seine Art war, die poetische Erzählung in Briefform: „Emilie vor ihrem Brauttage".

Zu Anfang Juli's entschloß Hölderlin sich, den Plan seines „humanistischen Journals", wie er es jetzt nennt, auch Schiller vorzulegen und ihn um Beiträge zu ersuchen. Er verhehlt sich nicht die Bedenken, die es habe, wenn er seine „literarischen und poetischen Versuche" in dieser Form herausgebe. „Ich würde", schreibt er, „es lieber abwarten, ob mir nicht endlich ein Produkt gelänge, von dessen Werth und Glück ich gewisser seyn könnte, wenn mir die Umstände die ruhige Independenz ließen, die dazu erforderlich wäre." Um so mehr müsse er wünschen, daß „die Autorität eines bewährten großen Namens" seinem Unternehmen zur Seite stehe.

Auch an Schelling wandte er sich in einem herzlich gehaltenen Briefe mit der gleichen Bitte. Er versichert ihn, daß er „treu und ernst an seiner Sache und an seinem Ruhme Theil genommen habe". Er zweifelt, ob er das Zutrauen, welches der Freund ehemals in seine philosophischen und poetischen Kräfte gesetzt habe, noch in dem vorigen Grade besitze. „In jedem Falle, Freund meiner Jugend! wirst Du mir verzeihen, daß ich mich mit dem alten Zutrauen an Dich gewandt und den Wunsch geäußert habe, Du möchtest durch Deine Theilnahme und Gesellschaft in dieser Sache meinen Muth mir erhalten, der durch meine Lage und andere Umstände indessen vielfältige Stöße erlitten hat, wie ich Dir wohl gestehen darf."

Nur die Antwort Schillers liegt vor. Sie ist vom 24. August datirt. Er schreibt freundlich, lehnt aber, wie vorherzusehen war, die Theilnahme an dem Journal ab. Im Gegentheil warnt er ihn „als ein aufrichtiger Freund" vor einem solchen Unternehmen, das auch in Rücksicht auf das Lukrative nur scheinbar vortheilhaft sei. „Vielmehr komme ich auf meinen alten Rath zurück, daß Sie sich ruhig und unabhängig auf einen bestimmten Kreis des Wirkens concentriren möchten." Er wünscht, ihm die Mittel zur Ausführung dieses Rathes zu erleichtern. „Wenn Sie mich mit Ihrer jetzigen Lage bekannter machen wollen, so bin ich vielleicht eher im Stande, etwas vorzuschlagen, was Ihrem Wunsche gemäß ist."

Den größten Theil des Sommers über wiegte Hölderlin sich noch in Hoffnungsträumen. Durch das Journal sah er im Geiste seine Zukunft gesichert, er freute sich der wiedergekehrten Gesundheit und arbeitete mit Ruhe, ja mit Heiterkeit. Alle Briefe an die Seinigen bezeugen seine gehobene Stimmung. „Ich habe aber auch", schreibt er am 18. Juni 1799 an seine Mutter, „in der Tiefe meines Wesens eine Heiterkeit, einen Glauben, der noch oft in wahrer, voller wahrer Freude hervorgeht, nur lassen sich zu dieser so leicht nicht Worte finden, wie zum Laide." Seine Hauptthätigkeit blieb dem Empedokles gewidmet. Daneben schrieb er die „Emilie" und vielleicht entstand auch die Mehrzahl der Gedichte, welche er zu Neuffers Taschenbuch beisteuerte, in dieser Zeit. Den eigenen Gedichten legte er noch einige Gedichte von

Böhlendorff und Emmerich bei, mit denen ihn dieser Sommer zusammengeführt hatte. Böhlendorff, ein junger Kurländer, der später durch Selbstmord endete und dessen phantastische Natur sich zu Hölderlin hingezogen fühlen mogte, hatte auf der Rückreise aus der Schweiz nur einige Tage in Homburg verweilt; vielleicht aber bestanden schon von Jena her, wo Böhlendorff in den Jahren 1794 und 1795 studirt hatte, Beziehungen zwischen beiden. Ueber Emmerichs Persönlichkeit habe ich nichts weiter ermitteln können, als was Goedeke über ihn mittheilt[1]). Auch er wurde, wie Böhlendorff, in Folge widerwärtiger Schicksale gemüthskrank und starb noch nicht 30 Jahre alt im Hospital zu Würzburg. Hölderlin dachte von seinem Talent nicht gering und glaubte, ihm eine Zukunft verheißen zu dürfen. Neuffer nahm jedoch von jedem der beiden nur ein Gedicht in sein Taschenbuch auf. Ein näheres Verhältniß hatte Hölderlin zu Franz Jung in Mainz, dem Sinclair ihn einst als Hofmeister empfohlen hatte. Er erzählt Neuffer von einem Besuche bei ihm im Sommer. Jung hatte sich seit 10 Jahren mit einer Uebersetzung Ossians beschäftigt, konnte sich aber nicht zur Herausgabe entschließen. Hölderlin drang deßwegen in ihn[2]) und hoffte, wie er an Neuffer schreibt, Stücke derselben für sein Journal zu bekommen.

Schillers Antwort hatte Hölderlin in seinem Vorhaben doch etwas stutzig gemacht. Er entschloß sich deshalb, auf andere Bedingungen hin mit dem Verleger zu unterhandeln; er lehnte die eigentliche Herausgabe und ganze Besorgung des Journals als zu zeitraubend ab und verpflichtete sich nur zu monatlichen Beiträgen, die ihm der Bogen mit einer Karolin bezahlt werden sollten. Freilich mußte er sich sagen, daß diese Einnahme „doch wohl nicht ganz hinreiche zu einer gesunden Lebensart" und so bat er Schiller, unter Schilderung seiner Lage, „daß er ihm in seiner Nähe, wenn es möglich, irgend einen kleinen Posten verschaffen möchte, der ihn nicht ganz beschäfftigte, und noch ein kleines Einkommen zu seinen schriftstellerischen Erwerbnissen ihm zugäbe".

---

[1]) Grundriß Abth. III S. 174—75. Abth. IV S. 1401.

[2]) S. Jungs Brief an Fichte. Joh. Gottl. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel. Herausgegeben von seinem Sohne F. G. Fichte. Sulzbach 1830/31. Bd. II S. 412.

Es ist mir wahrscheinlich, daß er dabei auch wieder an eine Docentenstellung in Jena dachte. Vor mir liegt der Brief — Schluß und Unterschrift fehlen — eines Freundes, muthmaßlich eines Landsmannes, den dieser ihm im September 1799, bald nachdem er sich von ihm getrennt hatte, aus Jena geschrieben. „Ich möchte", heißt es darin, „meinen Rath, daß Du Dich nach Jena wenden solltest, fast zurücknehmen." Die Vorlesungen, welche Schelling und A. W. Schlegel für diesen Winter angekündigt hätten[1]), ließen es ihm zweifelhaft erscheinen, ob Hölderlin jetzt dort ein Publicum finden werde. Für den nächsten Sommer würden die Aussichten bessere sein. Wie dem auch sei, Hölderlin wiegte sich in Hoffnungen auf Schillers thätigen Beistand, rühmte seiner Mutter, wie vortheilhaft Schillers Umgang ihm in mancher Rücksicht sein werde und beschäftigte sich ernstlich mit der Möglichkeit, demnächst „nach Sachsen" gehen zu müssen.

Inzwischen suchte er „in täglichem Fleisse", wie er zu Anfang Septembers seiner Mutter schrieb, dem Werke, das er unter den Händen habe, noch alle Vollkommenheit zu geben, die in seinen Kräften liege. „Und kann ich auch für dismal nicht die Aufmerksamkeit meines deutschen Vaterlands so weit verdienen, dass die Menschen nach meinem Geburtsort und meiner Mutter fragen, so will ich es, so Gott will! in Zukunft noch dahin bringen." — — „Überdiss bin ich jezt besonders gesund, und danke es dem gütigen Himmel, der mir meine Jugendkräfte unter manchem Laide bis hieher so weit noch erhalten hat."

Schiller antwortete nicht. Sein Kalender läßt uns zum Theil die Gründe seines Schweigens erkennen. Am 20. September hatte er Hölderlins Brief empfangen; am 11. October wurde ihm eine Tochter geboren; in der zweiten Woche erkrankte seine Frau sehr schwer, mehr als eine Nacht wachte er bei ihr. Und am 3. December verließ er Jena und siedelte mit seiner Familie nach Weimar über. Den Musenalmanach gab er jetzt auf und so war vielleicht auch sein Interesse an Hölderlin geringer geworden, da er nicht

[1]) Schelling hatte für das Wintersemester 1799/1800 angekündigt: Publice: philosophiae artis principes rationes —

Schlegel: Historiam litterarum Graecarum et Romanarum junctim privatis lectionibus.

mehr „in dem verzweifelten Falle", wie er einst an Goethe schrieb, sich befand, „daß ihm daran liegen mußte, ob andere Leute etwas taugen und ob aus ihnen etwas werden kann".

„Wenn ich bei meiner gegenwärtigen Lebensart", schrieb Hölderlin im November an seine Mutter, „nicht die unvermeidliche Inconvenienz erführe, dass sie für den Anfang zu meinem zeitlichen Auskommen nicht hinreicht, so wäre ich auf immer damit zufrieden." Ihm war wohl bei seiner stillen Arbeit. „Ich bin mir tief bewusst", heißt es in demselben Briefe, „dass die Sache, der ich lebe, edel und dass sie heilsam für die Menschen ist, sobald sie zu einer rechten Aeusserung und Ausbildung gebracht ist. Und in dieser Bestimmung und diesem Zwecke leb' ich mit ruhiger Thätigkeit und wenn ich oft erinnert werde (wie unvermeidlich ist) dass ich vieleicht billiger geachtet würde unter den Menschen, wenn ich durch ein honettes Amt im bürgerlichen Leben für sie erkenbar wäre, so trage ich es leicht, weil ichs verstehe, und finde meine Schadloshaltung in der Freude am Wahren und Schönen, dem ich von Jugend auf im Stillen mich geweiht habe, und zu dem ich aus den Erfahrungen und Belehrungen des Lebens nur um so entschlossner zurükgekehrt bin." Aber es wurde ihm doch allmälich klar, daß es jetzt fast unmöglich sei, „blos von der Schriftstellerei zu leben, wenn man nicht gar zu dienstbar hierin seyn will", und da Schiller fortdauernd schwieg und die Verhandlungen mit seinem Verleger, wie es scheint, im Sande verliefen, mußte er sich nothgedrungen nach einer anderen Erwerbsquelle umsehen. Der Beruf eines „Hofmeisters oder Hausinformators" dünkte ihm immer noch der begehrenswertheste, da er ihm für seine Lieblingsbeschäftigungen am meisten Freiheit lassen würde. Schon früher hatte er einmal den Plan geäußert, „nach Stutgard zu gehen, und da einer kleinen Anzahl erwachsener junge Leute Privatvorlesungen zu halten". Den Zwang eines bürgerlichen Amtes scheute er nach wie vor, da er „weder gerne die Schriftstellerei dem Amte, noch das Amt der Schriftstellerei aufopfern mochte". So lehnte er noch im Januar 1800 ein Predigtamt ab, das ihm in Aussicht gestellt war. Er wünsche, schrieb er seiner Mutter, „eine Laufbahn, die in keinem Falle sehr ungünstig enden kann, so lange fest zu verfolgen, bis sich irgend ein gewisser

Erfolg zeigt". Durch neue Zuschüsse von seiner Mutter war er über augenblickliche Noth hinweggehoben. „In jedem Falle muß ich noch bis Ostern bleiben, weil ich meine Arbeiten jetzt unmöglich so weit unterbrechen kann."

Endlich aber schlug die Stunde, da er von Homburg scheiden mußte. Ein trauriges Ereigniß kam hinzu, das ihn in die Heimath zurückzog — der Tod seines Schwagers Bräunlin († 2. März 1800). „Ich denke", schrieb er nach diesem seiner Schwester, „dass ich zu Dir taugen werde, weil ich manches in der Welt zu ertragen gelernt habe, und nach mancherlei Erfahrungen die Anhänglichkeit an Dich und die Unsrigen nur gründlicher und ewiger geworden ist." — „Sorge nur für Deine Gesundheit, Liebe! und lebe gerne. Es ist denen wohl zu gönnen, die von uns gehen zur Ruhe und zu neuer Jugend; aber auch dieses Leben ist gut, Gott ist auch hier." — „Und so ists mein gewisser Glaube, dass am Ende alles gut ist, und alle Trauer nur der Weg zu wahrer heiliger Freude ist".

Wohl wurde der Abschied von Homburg ihm schwer. Kehrte er doch abermals als ein Enttäuschter heim. Von allen Hoffnungen, die er von Frankfurt noch hinweggenommen, hatte sich keine zu voller Blüthe entfaltet. Und es war nicht freier Wille, sondern die tägliche Noth, welche ihn zurück in die Heimath trieb. Nur widerstrebend hatte er sich entschlossen, die neue Bahn in Stuttgart zu betreten. Im Mai war er zur Abreise gerüstet. „Könnte ich", schrieb er noch in den letzten Augenblicken an seine Mutter, „von meiner Gesundheit immer so gewiss seyn, wie ich es jezt bin, so würde ich auch denken, dass ich meine schriftstellerischen Arbeiten immer so ununterbrochen würde fortsezen können, um davon zu leben. Aber ich finde es denn doch gut, nicht so einzig mich darauf zu verlassen, und so will ich mich eben kurz und gut zu den Nebengeschäfften entschliessen, die ich in Stutgard treiben kann."

Diese Aeußerungen beweisen zur Genüge, wie sehr er auch jetzt noch über seine Arbeitskraft sich täuschte. Schon im Juni 1799 hatte er an Neuffer geschrieben, daß er mit seinem Trauerspiel bis auf den letzten Act fertig sei und nach beinahe Jahresfrist lag es noch unvollendet vor ihm. Aus den Bruchstücken, die

uns erhalten sind[1]), ergiebt sich, daß der ursprüngliche, schon in Frankfurt entworfene Plan während der Ausführung eingreifende Veränderungen erlitt. Nach jenem war das Stück auf fünf Acte berechnet; es sollte im Beginn uns Empedokles auf der Höhe seines Ansehens bei seinen Mitbürgern zeigen, die ihm eine Statue errichten; Weib und Kinder sollten an das Leben ihn knüpfen. Von diesem Allen findet sich in den vorliegenden Fragmenten nichts. Sie gehören erweislich verschiedenen Perioden an[2]) und sind von Schwab nur in eine gewisse äußere Ordnung gebracht, ohne den Versuch, die durch die verschiedene Entstehungszeit bedingten Widersprüche auszugleichen: Auch verrathen die einzelnen Theile deutlich, daß noch nicht überall die letzte Hand angelegt wurde. Eine Scene ist selbst noch größtentheils in Prosa, allerdings in einer rhythmischen, dem Vers sehr nahe stehende Prosa geschrieben. Wie viel unausgeführt geblieben, wie viel verloren gegangen ist, wissen wir nicht. Der ältere Freund Hölderlins, Conz, dem in der Krankheit des Dichters die Familie seine Papiere zur eventuellen Veröffentlichung übergeben hatte, schrieb im September 1809 an die Redaction der Zeitung für die elegante Welt, daß sich darunter außer einem prosaischen Aufsatze und vielen, größtentheils ungedruckten Gedichten „der Anfang — ungefähr 2 Acte — eines Drama in Jamben — Empedokles auf Aetna" befinde[3]). Mehr war also schon damals von dem Stück nicht vorhanden. Von diesem Material scheint den ersten Herausgebern der Gedichte Hölderlins (1826) nur der kleinere Theil zugänglich gewesen zu sein. Dagegen verfügte Schwab bei der Herausgabe der sämmtlichen Werke (1846) offenbar über das ganze, das wohl spätestens nach Conz' Tode (1827) in die Hände der Familie zurückgelangt war. Es ist mir um so wahrscheinlicher, daß die von Schwab zusammengestellten Scenen dem Manuscript entnommen sind, welches Conz 37 Jahre früher „als Anfang des Drama"

---

[1]) Schwab a. a. O. Bd. I S. 124—213. Bd. II S. 300—305.

[2]) Nicht nur tragen in den einzelnen Bruchstücken dieselben Personen verschiedene Namen, sondern auch das Verhältniß der Personen zu einander wechselt.

[3]) S. „Hölderlinstudien. 1. Das Drama, König Agis." Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Band II S. 438.

der Zeitung für die elegante Welt vergeblich angeboten hatte, als auch bei jenen sich, wie Schwab nachträglich berichtet[1]), die Ueberschriften „Erster Act" und „Zweiter Act" finden. Jedenfalls hatte Hölderlin, als er diese Scenen schrieb, bereits darauf verzichtet, uns dem ersten Plane gemäß seinen Helden noch in dem ungetrübten Besitze seiner Macht und seines Einflusses zu zeigen. Wir sehen vielmehr Empedokles niedergebeugt, innerlich vereinsamt durch das Bewußtsein einer schweren Schuld. Er, der Geliebte, der Freund der Natur, der mit ihr sich Eins fühlte, hat in stolzer Verblendung ihrer sich überhoben, sich selbst Gott genannt. Ihn verlangt nach Buße. Noch einmal gedenkt er seines früheren Glückes:

— — — — „O jene Zeit!
Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, geweckt,
Die kindlich schlummernde, sich öffnete,
Lebendig sie, die Immerjugendlichen,
Des Lebens große Genien
Erkannte — schöne Sonne! Menschen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb mein eigen Herz
Unsterblich liebend zu Unsterblichen,
Zu dir, zu dir, ich konnte Göttlichers
Nicht finden, stilles Licht! und so wie du
Das Leben nicht an deinem Tage sparst
Und sorgenfrei der goldnen Fülle dich
Entledigest, so gönnt' auch ich, der Deine,
Den Sterblichen die beste Seele gern
Und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der schicksalvollen, ihr in Jünglingsfreude
Das Leben so zu eignen bis zuletzt;
Ich sagt' ihr's oft in trauter Stunde zu,
Band so den theuern Todesbund mit ihr.
Da rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain,
Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —
All' deine Freuden, Erde! wahr, wie sie —
Und warm und voll — aus Müh' und Liebe reifen,
Sie alle gabst du mir. Und wenn ich oft
Auf stiller Bergeshöhe saß und staunend
Der Menschen Irrsal übersann,
Zu tief von deinen Wandlungen ergriffen,

[1]) Schwab a. a. O. Band II S. 304.

Und nah mein eigenes Welken ahnte,
Dann athmete der Aether, so wie dir
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und, wie Gewölk der Flamme, löseten
Im hohen Blau die Sorgen mir sich auf[1])."

Das Glück ist dahin. Er dünkt sich ein Ausgestoßener jetzt, wünscht sich den Tod.

— — — — „Und mögen
Die Götter mich zernichten, wie sie mich
Geliebt."

Das innere Strafgericht hat also schon begonnen, ehe das äußere ihm sich naht. Sein Hauptgegner ist der Priester Hermokrates. Er haßt den Empedokles, weil dieser dem Volke das Band von den Augen genommen, ihm göttliche Geheimnisse verrathen habe. Es gelingt ihm, den Archonten Kritias[2]) und das Volk gegen ihn aufzureizen. Sie gedenken nicht mehr der früher von ihm empfangenen Wohlthaten. Empedokles wird von ihnen aus der Stadt gewiesen und verbannt. Er läßt ihnen seinen Fluch zurück.

Empedokles hat sich mit seinem Lieblingsschüler Pausanias zu einer Bauernhütte am Aetna geflüchtet. Der Bauer weigert „dem Verfluchten von Agrigent" die Aufnahme[3]). Ein Trunk aus dem nahen Wiesenquell erquickt den Ermatteten. Er dankt dafür den Göttern, „den alten freundlichen". Seine Stimmung ist verwandelt; es reift in ihm der Entschluß, durch einen freiwilligen Tod sein Unrecht zu sühnen.

Ein Haufe Volkes zieht den Berg hinan. Es sind seine Mitbürger, die voll Reue ihn bitten, zurückzukehren, selbst die die Königskrone ihm antragen. Er schlägt sie aus. Sie dringen

---

[1]) Es ist die Stelle, welche Hölderlin im Juni 1799 für seinen Bruder abschrieb, damit er ungefähr sehen könne, „weß Geistes und Tones die Arbeit sei".

[2]) Kritias wird in den Entwürfen auch Mekades genannt, an anderen Stellen als ein Bruder des Empedokles bezeichnet.

[3]) Diese Scene, welche im Manuscript die Ueberschrift „Zweiter Act" trägt, erinnert an die Scene in Schillers Jungfrau von Orleans (z. e. 1802), in welcher die Köhlerfamilie der „Hexe von Orleans" im Ungewitter die Hülfe versagt.

stürmischer in ihn, sie wollen sich genügen lassen, wenn er einsam auch nur in ihrer Nähe wohne. Empedokles widersteht allen Bitten; aber er entläßt sie versöhnt, indem er ihnen, als ein Vermächtniß, sein lange verschwiegenes „Heiligthum" offenbart:

— — — — „Ihr botet
Mir eine Kron', ihr Männer, nehmt von mir
Dafür mein Heiligthum. Ich spart' es lang.
In heitern Nächten oft, wenn über mir
Die Welt sich öffnet und die heil'ge Luft
Mit ihren Sternen allen als ein Geist
Voll freudiger Gedanken mich umfing,
Da wurd' es oft lebendiger in mir;
Mit Tagesanbruch dacht' ich euch das Wort,
Das ernste, langverhaltene zu sagen.
Doch immer schloß mein Herz sich wieder, hofft'
Auf seine Zeit und reifen sollte mir's.
Heut ist mein Herbsttag und es fällt die Frucht
Von selbst."
— — — — — — — — — — — —
„O gebt euch der Natur, eh' sie euch nimmt!"
— — — — — — — — — — — —
— — „Was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,
Gesetz' und Bräuch', der alten Götter Namen,
Vergeßt es kühn und hebt, wie Neugeborne,
Die Augen auf zur göttlichen Natur!
Wenn dann der Geist sich an des Himmels Licht
Entzündet, süßer Lebensodem euch
Den Busen, wie zum erstenmale tränkt
Und goldner Früchte voll die Wälder rauschen
Und Quellen aus dem Fels, und euch das Leben
Der Welt ergreift, ihr Friedensgeist, und euch's
Wie heil'ger Wiegensang die Seele stillet,"
— — — — — — — — — — — —
— — — „dann reicht die Hände
Euch wieder, gebt das Wort und theilt das Gute,"
— — — — — — — — — — — —
„Und euern Bund befest'ge das Gesetz."

Zugleich kündigt er ihnen seinen Entschluß zu sterben an. Sein Leben sei schön gewesen, doch jetzt sei die Zeit gekommen, zu scheiden. Denn

— — — — — „wenn ich dann
Das schöne Leben überfann, da bat

Ich herzlich oft um Eines nur die Götter:
Sobald ich einst mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendstärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geistes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur schnell in's Herz
Ein unerwartet Schicksal mir zu senden,
Zum Zeichen, daß die Zeit der Läuterung
Gekommen sey, damit bei guter Stund'
Ich fort zu neuer Jugend noch mich rettet'"
— — — — — — — — — — — —
„Sie haben mir's gehalten; mächtig warnt'
Es mich zwar Einmal nur, doch ist's genug."
— — — — „und wenn ihr morgen
Mich nimmer findet, sprecht: — — — —
— — — „ungesehen ging
Er weg und keines Menschen Hand begrub ihn,
Und keines Auge weiß von seiner Asche;
Denn anders ziemt es nicht für ihn, vor dem
In todesfroher Stund' am heil'gen Tage
Das Göttliche den Schleier abgeworfen,
Den alle Himmlischen liebten, dem der Geist,
Der Geist der Welt den eignen Geist erweckte,
In dem sie sind, zu dem ich sterbend kehre."

Empedokles auf dem Aetna. Er erwacht vom Schlafe. Es ist friedlich und still in seiner Brust geworden.

„Allduldende Natur! du hast mich nun.
Du hast mich, und es dämmert zwischen dir
Und mir die alte Liebe wieder auf.
Du rufst, du ziehst mich nah und näher an,
Und hier ist kein Bedenken mehr. Es ruft
Der Gott" —

Noch einmal versucht Pausanias, ihn dem Leben wiederzugewinnen. Umsonst; sein Entschluß, zu sterben steht fest.

Pausanias hat ihn verlassen. Da tritt ihm auf seinem letzten Gange eine räthselhafte Gestalt, ein Greis, Manes, dem er schon einmal „am fernen Nil" begegnet war, mit finsterer Mahnung in den Weg.

„Versuchst du noch, noch immer mich und kömmst
Mein böser Geist zu mir in solcher Stunde,
Was läßt du mich nicht stille gehen, Mann?"

Seine Kindheit, sein voriges Leben ziehen an seinem Geist vorüber:

„Ein Knabe war ich, wußte nicht, was mir
Ums Auge fremd am Tage sich bewegt',
Und wunderbar umfingen mir die großen
Gestalten dieser Welt, die freudigen,
Mein unerfahren schlummernd Herz im Busen.
Und staunend hört' ich oft die Wasser gehn,
Und sah die Sonne blühn, und sich an ihr
Den Jugendtag der stillen Erd' entzünden.
Da ward in mir Gesang, und helle ward
Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet, —
Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärt'gen,
Die Götter der Natur, mit Namen nannte,
Und wie der Geist im Wort, im Bilde sich,
Im seligen, des Lebens Räthsel lös'te.
So wuchs ich still herauf und anderes
War schon bereitet. Denn gewaltsamer
Wie Wasser, schlug die wilde Menschenwelle
Mir an die Brust" — — — —
— — — — — — — — — — — —
„Es ist geschehn, den Sterblichen gehör' ich
Nun nimmer an.
O Ende meiner Zeit!
O Geist, der uns erzog, der du geheim
Am hellen Tag und in der Wolke waltest,
Und du, o Luft! und du, o Mutter Erde!
Hier bin ich ruhig, denn es wartet mein
Die längst bereitete, die neue Stunde,
Nun nicht im Bilde mehr, und nicht, wie sonst,
Bei Sterblichen, im kurzen Glück, — ich find',
Im Tode find' ich den Lebendigen,
Und heute noch begegn' ich ihm; denn heute
Bereitet er, der Herr der Zeit, zur Feier,
Zum Zeichen ein Gewitter mir und sich.
Kennst du die Stille rings? kennst du das Schweigen
Des schlummerlosen Gotts? erwart' ihn hier!
Um Mitternacht wird er es uns vollenden.
Und wenn du, wie du sagst, des Donnerers
Vertrauter bist, und, Eines Sinns mit ihm,
Dein Geist mit ihm, der Pfade kundig, wandelt,
So komm mit mir, wenn jetzt zu einsam sich
Das Herz der Erde klagt und eingedenk
Der alten Einigkeit die dunkle Mutter

Zum Aether aus die Feuerarme breitet,
Und izt der Herrscher kommt in seinem Strahl:
Dann folgen wir, zum Zeichen, daß wir ihm
Verwandte sind, hinab in heil'ge Flammen."
— — — — — — — — — — — —
— — — „Laß mich izt; wenn dort der Tag
Hinunter ist, so stehest du mich wieder."

Mit diesen Worten schließt das Fragment.

Neben den Männern treten im Stück in gesonderten Scenen noch zwei weibliche Gestalten auf: Panthea, die Tochter des Archonten Kritias, und ihre Freundin Delia. Panthea, der Empedokles einst durch seine Heilkunst das Leben gerettet, hat die hohe göttliche Natur des Mannes erkannt, doch ihr ahnend Herz weissagt ihr seinen frühen Untergang. Ihre Reden werfen auf die Persönlichkeit des Empedokles ein eigenartig verklärendes Licht. Nach seiner Verbannung gehen beide Mädchen aus, ihn zu suchen. Sie begegnen dem zurückkehrenden Pausanias und hören von ihm, daß Empedokles zu sterben entschlossen sei. Trauer im Herzen, preisen Panthea und Pausanias doch sein Ende:

„So gehest du festlich hinab,
Du, das Gestirn, und trunken
Von deinem Lichte glänzen die Thäler."

Vergleichen wir die vorhandenen Fragmente mit dem ursprünglichen Plan, so sehen wir, daß, wie im Hyperion, auch hier während der Arbeit der thatsächliche Inhalt sich mehr verflüchtigt hat, der Kreis der Personen enger geworden ist. Neu ist das Motiv, daß Empedokles, indem er in stolzer Ueberhebung sich selbst Gott nennt, eine Schuld auf sich ladet, die Sühne fordert. Aber diese Schuld ist in die Vergangenheit zurückverlegt; wir erfahren sie nur aus dem Munde seiner Gegner und durch seine Selbstanklage. Dadurch ist das Drama wieder näher an die Sphäre der Lyrik gerückt. Empedokles ist das Gefäß, in welches der Dichter seine tiefsten persönlichen Anschauungen und Empfindungen niederlegt: das Gefühl der Vereinsamung, der Fremdlingschaft unter den Menschen, mit denen er lebt; den innigen Glauben an eine seinem Geist verwandte Seele in der stummen Natur und das dunkle Verlangen, im Tode Eins zu werden mit ihr, verknüpft mit dem frommen Glauben an eine geheimnißvolle Macht

über ihr, an „den Lebendigen", „den Herrn der Zeit". Doch sind auch die Nebenfiguren, namentlich die weiblichen Gestalten, nicht ohne Liebe gezeichnet, und der Dichter hat sich bemüht, ihnen, so viel er konnte, ein individuelles Gepräge zu geben. Er hatte im September 1799 an Schiller geschrieben, daß er zur Vorbereitung für sein Trauerspiel die Composition der Räuber und des Fiesco studirt habe. Indeß sein wirkliches Vorbild war die Sophokleische Tragödie, in der er den Ton erkannt zu haben glaubte, „der seiner natürlichen ungestörtesten Sinnesart am nächsten zu liegen schien". Ihre einfache Hoheit zu erreichen rang er mit ganzer Seele. Und bei aller Subjectivität des Inhalts, durch welchen, wie Haym treffend bemerkt[1]), „unter der griechischen Einkleidung und der pantheistischen Naturverehrung sehr deutlich die evangelische Geschichte und der Ideenkern des Christenthums hindurchschimmert", dürfen wir sagen, daß Hölderlin hier in Sprache und Ton der antiken Schönheit näher gekommen ist, als irgend ein moderner Dichter.

Während des Sommers 1799 war auch das längere Gedicht „Emilie vor ihrem Brauttage" entstanden, eine Elegie oder vielmehr ein Idyll in Briefform. Hölderlin hatte für einen modernen „sentimentalen" Stoff die Form der Heroide gewählt. Weitläufig spricht er sich gegen Neuffer über die „Methode und Manier" aus, in der er die Emilie geschrieben. „So wie nun die tragischen Stoffe", meint er, „gemacht sind, um in lauter grossen selbstständigen Tönen harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und mit möglichster Ersparniss des Accidentellen ein Ganzes voll kräftiger bedeutender Theile darzustellen, so sind die sentimentalen Stoffe, z. B. die Liebe, ganz dazu geeignet, zwar nicht in grossen und stolzen, vesten Tönen, und mit entscheidender Verläugnung des Accidentellen, aber mit dieser zarten Scheue des Accidentellen, und in tiefen vollen elegisch bedeutenden, und durch das Sehnen und Hoffen, das sie ausdrüken, vielsagenden Tönen harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und das Ideal eines lebendigen Ganzen zwar nicht mit dieser angestrengten Kraft der Theile, und diesem hinreissenden Fortgang, mit dieser schnellen Kürze, aber geflügelt,

[1]) Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 321.

wie Psyche und Amor ist, und mit inniger Kürze darzustellen." Wiederholt aber kommt er darauf zurück, daß er bei der „Eilfertigkeit", mit der er habe zu Werke gehen müssen, die „Dichtart", die er schon ziemlich lange projectirt, nicht so habe ausdrücken können, wie er gewünscht hätte. Das Gedicht sei „leichtsinnig genug hingeworfen, aus Nothwendigkeit und Dienstfertigkeit". Dabei läßt sich nicht verkennen, daß Hölderlin sich hier auf einem Gebiete bewegte, das seiner Natur ferner lag; die geschilderten Verhältnisse sind einfache, selbst gewöhnliche zu nennen, zu denen die tragischen Töne, die er anschlägt, nicht recht stimmen; unter der Scheu des Accidentellen hat die Darstellung der Situationen, wie der Charaktere an individuellem Leben eingebüßt, die Motive sind oft nur angedeutet[1]).

Schon im Juli 1799 hatte Hölderlin das Gedicht an Neuffer gesandt. Im August ließ er dann noch einige kleinere Gedichte folgen. Da er die Arbeit am Empedokles nicht auf lange unterbrechen wollte, so gab er ihm eben, „was er da liegen hatte und für das Taschenbuch nicht ganz unbrauchbar schäzte". Doch meinte er selbst, daß einige derselben „vieleicht zu wenig populär" seien. Die Vorrede des Taschenbuchs auf das Jahr 1800 ist vom 6. September 1799 datirt. Es brachte von Hölderlin unter dem Namen Hillmar nur das Gedicht „Menschenbeifall"; unter eigenem Namen außer der Emilie das ältere gereimte Gedicht „Diotima" in der kürzeren Fassung; ferner die Gedichte: „Die Launischen", „der Tod fürs Vaterland", „Stimme des Volks[2])", „Sonnenuntergang[3])", „der Zeitgeist" und „die scheinheiligen Dichter". Drei andere Gedichte: „des Morgens", „Abendphantasie" und „der Main", welche im brittischen Damenkalender für das Jahr 1800 erschienen, hatte er diesem vielleicht schon früher eingeschickt; wenigstens sind die dem Kalender angehängten Nachträge bereits zu Ende Juli 1799 geschlossen.

---

[1]) Für Gervinus ungerechtes Urtheil über Hölderlin ist es bezeichnend, daß er von seinen größeren Dichtungen nur die Emilie bespricht und den Hyperion und Empedokles nicht einmal nennt.

[2]) Das Gedicht wurde später von Hölderlin erweitert und erschien in dieser Form unter gleicher Ueberschrift in der Flora auf das Jahr 1802.

[3]) S. o. S. 318 Anm.

Die genannten Gedichte sind also sämmtlich vor Ablauf des ersten Jahres, welches Hölderlin in Homburg verlebte, entstanden, einige wohl schon in Frankfurt, so jedenfalls das Diotima-Gedicht[1]). In diesen lyrischen Gedichten, in welchen Hölderlin seine innersten Gedanken und Empfindungen, in antiker Weise verallgemeinert, mit sinnlicher Klarheit zum Ausdruck bringt, offenbart sich seine volle Kraft. Hier, auf dem Gebiete der Ode und der Elegie, beherrschte er auch die Composition mit bewußter Sicherheit. Bezeichnend dafür sind die Worte, mit denen er die Zusendung von Emmerichs Gedichten an Neuffer begleitet. „Seine Gedichte", sagt er, „enthalten, wie Du finden wirst, zum Theil treffliche Gedanken. Aber auf der einen Seite wechseln die Töne nicht genug, auf der andern stimmen sie nicht genug zu einem karakteristischen Ganzen zusammen, und das ist ihm wohl zu vergeben, denn es ist mehr oder weniger das Schiksaal nahmhafter Dichter unserer Zeit gewesen." Eben dasjenige, dessen Mangel Hölderlin in Emmerichs Gedichten rügt, der Wechsel der Töne, in zarter Abstufung gegen einander und ihre Verbindung zu einem harmonischen Ganzen macht einen Hauptreiz seiner eigenen Gedichte aus. Zu den erst in Homburg gedichteten Oden gehören zweifellos die beiden Stimmungsbilder: „des Morgens" und „Abendphantasie". Sie drücken in rührender Innigkeit so ganz die Empfindungen aus, die dort oft wohl bei der Arbeit sein Herz bewegt hatten[2]).

Des Morgens.

„Vom Thaue glänzt der Rasen; beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke[3]) neigt
Ihr schwankes Haupt und im Geblätter
Rauscht es und schimmert; und um die grauen

[1]) Die genauere Zeitbestimmung, ja selbst die richtige Deutung einzelner Hölderlinscher Gedichte ist ohne eingehende textkritische Untersuchungen, unter sorgfältiger Vergleichung der Drucke mit den vorhandenen Manuscripten kaum möglich.

[2]) Die dem Kalender beigegebenen Kupferstiche: „Morgen Morning" und „Abend Evening" nach Taylor sind vom Verleger offenbar erst nachträglich zu den Gedichten in Beziehung gebracht. Vgl. Wirth in Arch. f. Literaturgeschichte. Band XIV S. 300—1.

[3]) Im Kalender steht „Buche". Die Lesart „Birke", welche alle späteren Drucke nach einer auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindlichen Reinschrift bringen, muß als Verbesserung gelten.

Gewölke streifen röthliche Flammen dort,
Verkündende, sie wallen geräuschlos auf;
Wie Fluthen am Gestade, woogen
Höher und höher die Wandelbaren.

Komm nun, o komm und eile mir nicht zu schnell,
Du goldner Tag zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du freudiger! zu, so lang du

In deiner Schöne jugendlich blickst und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
Du möchtest immer eilen, könnt' ich
Göttlicher Wandrer, mit dir! — doch lächelst

Des frohen Uebermüthigen du, daß er
Dir gleichen möchte; segne mir lieber denn[1])
Mein sterblich Thun und heitre wieder,
Gütiger! heute den stillen Pfad mir."

Abendphantasie.

„Vor seiner Hütte ruhig im[2]) Schatten sizt
Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Heerd.
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren izt die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verrauscht des Markts
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh'
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühen[3]) die Rosen und ruhig scheint

---

[1]) Im Kalender steht „dann", vielleicht ein Druckfehler, der in den späteren Drucken nach der erwähnten Reinschrift berichtigt ist. Indeß findet sich in den älteren Briefen Hölderlins nicht selten „dann" für „denn", „wann" für „wenn".

[2]) Die Lesart „ruhigem", welche alle späteren Drucke haben, ist entschieden fehlerhaft. Ein Manuscript der Ode habe ich nirgends gefunden.

[3]) Die späteren Herausgeber haben „blühen" des Metrums wegen in „blüh'n" geändert. Wohllautender ist „blühen", und vielleicht hatte Hölderlin eben deßhalb „blühen" geschrieben.

Die goldne Welt; o dorthin nehmt[1]) mich,
Purpurne Wolken! und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb' und Leid! —
Doch, wie verscheucht von thöriger Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wirds[,] und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich —

Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend! verglühst du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter."

In dem Gedicht „der Main" bringt Hölderlin wieder die Heimath in einen Gegensatz zur Fremde, aber in anderer Weise, als im „Wanderer" und den verwandten Gedichten. Die Fremde ist jetzt für ihn „das trauernde Land der Griechen", „die schönen Inseln Joniens", mit den Zeugen alter Herrlichkeit — ein Ziel seiner Sehnsucht. Aber lieb bleibt ihm dennoch die Heimath und er ist dankbar für Alles, was sie ihm geschenkt. „Nimmer vergeß ich Dich So fern ich wandre." „Der Main" beginnt mit der Schilderung jener Fremde, die den breitesten Raum einnimmt. Und es ist nicht die engere Heimath, die er ihr gegenüberstellt, sondern der „stolze Strom", der ihn „gastfreundlich" aufgenommen und ihm „still hingleitende Gesänge" und „geräuschlos Leben" gelehrt. Das Gedicht ist muthmaßlich erst, nachdem er Frankfurt verlassen, entstanden, denn das Glück, auf welches der Dichter zurückblickt, liegt in der Vergangenheit[2]). Dasselbe Motiv liegt in characteristischer Umwandlung wieder in zwei Gedichten: „der Neckar" und „Heidelberg", die in der Aglaja auf das Jahr 1801 erschienen und wenig später, als „der Main" gedichtet sein werden. Im „Neckar" steht das Lob der engeren Heimath voran:

„In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben" —

---

[1]) Im Kalender steht „nimmt", wie wahrscheinlich Hölderlin geschrieben hatte.

[2]) In einem mir vorliegenden Entwurf des Gedichts ist die ursprüngliche Ueberschrift „der Nekar" geändert in „der Main"; es war also Anfangs ein anderer Schluß beabsichtigt.

Die Züge, mit denen er hier das Bild der Fremde ausstattet, sind zum Theil dem „Main" entlehnt[1]). Dem Schluß hat Hölderlin, wie er bei Umarbeitungen zu thun pflegt, eine mildere versöhnende Fassung gegeben. Denn während er im „Main" sagt:

„Zu euch vielleicht, ihr Inseln! geräth noch einst
Ein heimathloser Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden und die
Erde, die freye, sie muß ja leider!
Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt,
Und wenn er stirbt — doch nimmer vergeß ich dich" ꝛc.

schließt „der Neckar":

„Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden."

In dem letzten der drei Gedichte „Heidelberg", welches, wie ich glaube, das jüngste ist, finden wir die Sehnsucht in die Ferne nur leise angedeutet. Das Bild der schönen Heimath tritt, enger umgränzt und im Einzelnen sorgfältiger ausgeführt, ganz in den Vordergrund.

Auffallen könnte es, daß unter den von Hölderlin in dieser Zeit veröffentlichten Gedichten keines, mit Ausnahme der schon von Frankfurt aus an Neuffer gesandten Verse dem Andenken Diotimas gewidmet ist. Doch hieße es das Herz des Dichters verkennen, wenn man daraus schließen wollte, er habe nach der schwer erkauften Trennung seinem Schmerz und seiner Sehnsucht niemals im Liede Worte geliehen. Mir wenigstens ist es nicht zweifelhaft, daß der Elegien-Cyclus „Menons Klage um Diotima" in Homburg wenigstens begonnen wurde und daß auch die Gedichte „Nachruf", „Am Abend" und „Achill" dieser Zeit angehören. Eine begreifliche Scheu, jetzt seine heiligsten Gefühle der Oeffentlichkeit Preis zu geben, mogte Hölderlin abgehalten haben, diese Gedichte in die Taschenbücher zu liefern. Die drei letztgenannten wurden erst in der Gesammtausgabe von 1846 aus den

[1]) In dem erwähnten Entwurf des „Main" findet sich auch das Bild „blinkend aus grüner Nacht", welches im Druck beseitigt, aber in das spätere Gedicht „der Neckar" hinübergenommen wurde.

Handschriften veröffentlicht. „Menons Klage um Diotima" war allerdings schon in den Jahren 1802 und 1803 in Vermehrens Musenalmanach abtheilungsweise erschienen; doch legt die Art der Veröffentlichung die Vermuthung nahe, daß der Herausgeber das Manuscript nicht vom Dichter selbst empfangen hatte[1]). Es gehört dieser Cyclus zu dem Schönsten und Eigenartigsten, was Hölderlin gedichtet, es ist eine Liebeselegie hohen Stils, in welcher mit vollendeter Kunst in frommer, nicht hoffnungsloser Ergebung die Bilder verlorenen Glückes, wie der Schmerz des Verlustes in ein verklärendes Licht getaucht sind.

„Täglich geh' ich heraus und such' ein Anderes immer,
Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Lands;
Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle besuch' ich,
Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,
Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es am Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquickt sein grünes Lager das Herz ihm,
Jammernd und schlummerlos treibt es der Stachel umher.
Nicht die Wärme des Lichts und nicht die Kühle der Nacht hilft,
Und in Wogen des Stroms taucht es die Wunden umsonst.
Und wie ihm vergebens die Erd' ihr fröhliches Heilkraut
Reicht und das gährende Blut keiner der Zephyre stillt,
So, ihr Lieben, auch mir, so will es scheinen, und Niemand
Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen Traum?"

Diese erste Elegie kann, wie ich glaube, Hölderlin nur in Homburg gedichtet haben, als die Wunden, die ihm die Trennung geschlagen, noch frisch bluteten. Vollendet wurde das Gedicht vielleicht erst später, wenn auch die Schlußverse der siebenten Elegie keineswegs wörtlich zu nehmen sind:

„Denn so lange, so lang auf matten Pfaden der Erde
Hab' ich, deiner gewohnt, dich in der Irre gesucht,
Freudiger Schutzgeist! aber umsonst, und Jahre zerrannen,
Seit wir ahnend um uns glänzen die Abende sahn[2])."

---

[1]) Der Jahrgang 1802 enthält die erste bis vierte, der Jahrgang 1803 die fünfte bis neunte Elegie. Außerdem findet sich im Jahrgang 1802 unter dem besonderen Titel „Elegie" die sechste Elegie mit Auslassung zweier Verse abgedruckt.

[2]) In der mir vorliegenden Reinschrift einer älteren, ursprünglich „Elegie" — mit dem späteren Zusatze „Menons Klage um Diotima" — überschrie-

Dem gleichen Gedankengang, in kürzerer Fassung, begegnen wir in der Ode „Nachruf“ [1]). In der Ode „Am Abend“ verweilt die Erinnerung des Dichters allein dankend auf den Tagen des Glücks, während er im „Achill“ den Göttersohn beneidet, der sein „heimliches Leid“ der Mutter klagen durfte[2]), und die Götter um Sänftigung seiner Leiden anfleht:

„Daß die Seele mir nicht früh, ach! zu frühe verstummt,
Daß ich lebe und euch, ihr hohen himmlischen Mächte,
Noch am fliehenden Tag danke mit frommem Gesang,
Danke für voriges Gut, für Freuden vergangener Jugend,
Und dann nehmet zu euch gütig den Einsamen auf.“

Schon kurz vor seinem Abschied von Frankfurt hatte Hölderlin ein aus zwei Strophen bestehendes Gedicht „die Heimath“ seinem Freunde Neuffer für sein Taschenbuch gesandt. Als er dann von Homburg aus zur Heimkehr sich anschickte, führte er das Gedicht weiter aus und auf die bange Frage, ob die Heimath ihm die Ruhe noch einmal wiedergeben werde, lautete nun die Antwort:

— — — „aber ich weiß, ich weiß
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen[3]).“

---

benen Fassung, in der die einzelnen Theile nicht gesondert und die Lesarten des Druckes als spätere Aenderungen oder Varianten eingetragen sind, lauten die Verse:

„Denn so lange, so lang auf matten Pfaden der Erde
Bin ich, Deiner gewohnt, einsam gegangen indeß,
O mein Schutzgeist! Denn wie der Nord die Wolke des Herbsttags,
Scheuchten von Ort zu Ort feindliche Geister mich fort.
So zerrann mein Leben, ach! so ist's anders geworden,
Seit, o Liebe, wir einst gingen am ruhigen Strom.“

[1]) Die Ode erinnert unverkennbar an eine Stelle in einem Briefe, den Hölderlin im December 1798 seiner Schwester schrieb. Auch findet sich der Entwurf derselben auf der freien Seite eines an Hölderlin nach Homburg (während seines ersten Aufenthalts) adressirten Couverts.

[2]) Demselben Gedanken begegnen wir schon in der ersten metrischen Fassung des Hyperion, wo dieser von seiner Jugend erzählt. S. „Hölderlinstudien“ A. a. O. S. 410.

[3]) Zuerst erschienen in dem „Würtembergischen Taschenbuch“ auf das Jahr 1806.

Seine Empfindungen, als er dann wirklich die Heimath wiedersah, drückt das Gedicht „Rückkehr in die Heimath[1])“ aus, mit dem wehmüthigen Schluß:

„Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

Schwer drückte in der That der Abschied von Homburg auf Hölderlins Gemüth. Er hatte sich aus Diotimas Nähe entfernt und auch der briefliche Verkehr mit ihr scheint jetzt, wenn nicht schon früher sein Ende erreicht zu haben. So wenig wir über die Natur dieses Briefwechsels unterrichtet sind, so wenig kennen wir die Ursachen, welche ihm schließlich ein Ziel setzten. Nur so viel steht fest, daß Diotimas Briefe sämmtlich nach Homburg adressirt waren.

Schmerzlich empfand Hölderlin auch die Trennung von seinem Freunde Sinclair, der Freud und Leid mit ihm getheilt hatte, in dessen treue Brust er Alles, was ihn bewegte, ohne Rückhalt niederlegen durfte. Von der Innigkeit ihrer Freundschaft legt die Ode „An Eduard“ ein schönes Zeugniß ab. Aus Inhalt und Ton glaube ich übereinstimmend mit Schwab schließen zu dürfen, daß sie in Homburg vor der jetzigen Trennung gedichtet wurde, da der Gedanke an den „Tod fürs Vaterland“ Hölderlins Seele erfüllte[2]).

Als Hölderlin Homburg verließ, hatte er eben sein dreißigstes Lebensjahr vollendet. Beim Abgange von der Universität hatte er seiner Mutter geschrieben: „O was ich mir vor ungefär 6 Jaren für Vorstellungen machte von dem, was ich in meinen jezigen Jaren sein werde“. Und jetzt, nach weiteren 7 Jahren — was hatte er erreicht? Aeußere Noth, die ihn zwang, nach Mitteln des Erwerbs zu suchen, ihm nicht erlaubte, was seines Herzens tiefstes Sehnen blieb, mit freiem Sinn der Kunst zu leben. Und wie wenig hatte er hier an Erfolg aufzuweisen. Seinem Hyperion, der Frucht jahrelanger Arbeit, war die Liebe der Deutschen, die

[1]) Zuerst erschienen in der Ausgabe der Gedichte (von 1826).

[2]) Gedruckt wurde die Ode erst in der Ausgabe der Gedichte von 1826 „aus den hinterlassenen Papieren“. Die mir zugänglichen Manuscripte zeigen indeß erhebliche Abweichungen vom Druck.

er ihm so gern versprochen hätte, nicht geworden; wohl nur Wenige hatten das Buch gelesen und verstanden. Das Trauerspiel, an welches er seine letzte Kraft gesetzt, lag unabgeschlossen da; ihm selbst mogte der Muth entfallen sein, es zu vollenden. Und seine eigensten Schöpfungen, seine Oden und Elegien, in all ihrer Formenschönheit, in die er seine ganze Seele hineingelegt, waren theils noch ungedruckt, theils fast ungehört verhallt. Daß sie den Beifall der Menge nicht finden würden, darüber hatte er sich schwerlich getäuscht. Aber auch die Meister hielten mit ihrer Anerkennung zurück. Der einzige A. W. Schlegel hatte in einer kurzen Besprechung des Neuffer'schen Taschenbuchs seinem Genius Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von Schiller, der ihm ein väterlicher, wenn auch streng richtender Freund gewesen, mußte er sich aufgegeben wähnen. Auch sein Jugendfreund Schelling, der einst von ihm Anregung empfangen hatte und dessen Ruhm jetzt schon in hellem Glanze strahlte, schien seiner vergessen zu haben. Hegel stand im Begriff, Frankfurt zu verlassen, um sich in Jena neben Schelling seinen Weg zu bahnen. Daß Hölderlin nach der Trennung mit ihm noch in Fühlung geblieben, läßt sich aus den Briefen nicht ersehen. So war es einsam um ihn geworden.

Obwohl Hölderlin während des letzten Jahres in Homburg seiner Mutter wiederholt die gute Gesundheit gerühmt hatte, deren er, nach anfänglichem Kränkeln sich erfreue, fanden die Seinigen bei seiner Rückkehr sein Aeußeres doch sehr verändert. Sie glaubten, wie Schwab erzählt, „einen Schatten zu sehen; so sehr hatten die inneren Kämpfe und Leiden den einst blühenden Körper angegriffen". Er war in hohem Grade reizbar geworden; „ein zufälliges unschuldiges Wort, das gar keine Beziehung auf ihn hatte, konnte ihn aufbringen". Bei der Mutter fand er auch die Schwester wieder, die nach ihres Mannes Tode zu ihr gezogen war. Die Liebe, mit welcher die Seinigen ihn aufnahmen, that seinem verwundeten Gemüthe wohl. „Ich war", schrieb er später an die Mutter, „so fremde geworden unter den Menschen und hab' es unter euch erst wieder und vielleicht zum erstenmale ganz gefühlt, wie unter euch mein Leben lang mir eine Zuflucht für mein Herz bleibt und eine unvergängliche Freude, die mir niemand nehmen kann." Er machte kleine Ausflüge in die nähere und

fernere Umgebung und sah auch seinen Geburtsort Lauffen wieder, dem er in der Elegie „die Herbstfeier" Worte der Erinnerung widmete. Doch litt es ihn nicht lange unter dem mütterlichen Dache und er ging nach Stuttgart, um sich hier eine neue Existenz zu gründen. Ein Freund daselbst, der Kaufmann Landauer, an den auch mehrere Gedichte von ihm gerichtet sind, hatte ihm ein Logis bei sich angeboten, das er „ganz nach seinem Wunsche" fand, und in dem er sich bescheiden einrichtete. Die warme Theilnahme dieses Freundes war ihm ein großer Trost. „Überhaupt", schrieb er der Mutter, „haben mich meine alten Bekannten so gutmüthig empfangen, daß ich wohl hoffen darf, hier eine Zeit in Frieden zu leben, und ungestörter, als bisher mein Tagewerk thun zu können." Zu den alten Freunden gehörte auch Neuffer, der seit einem Jahre als Prediger an dem dortigen Waisenhause angestellt war. Welche Fülle schmerzlicher Erinnerungen mußte das Wiedersehen dieses treuen Menschen in Hölderlins Seele wecken! Wenn auch in den Briefen an die Seinigen sein Name nicht ausdrücklich genannt wird, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß es gerade der Verkehr mit diesem ältesten und gleichgestimmten Freunde war, welcher ihm die neue Lebensbahn verschönte. Er hatte mehre „Anerbieten zu Lectionen" bekommen, die ihm „alle angenehm" waren. Freilich reichte die Einnahme von ihnen, bei aller Sparsamkeit nicht hin, selbst seine bescheidenen Ansprüche ganz zu decken und er konnte daher eines Zuschusses von seiner Mutter nicht entbehren. „Es betrübt mich genug", schrieb er ihr bald nach seiner Ankunft in Stuttgart, „da ich andern Menschen und besonders den Meinigen nur Freude machen möchte, daß ich für jezt nur immer mehr empfangen muß, als geben kann." Und in einem wenig späteren Briefe heißt es: „Glauben Sie nur, wenn ich Sie manchmal stillschweigend ansah, und das Alter in Ihrer mir öfters gegenwärtigen Miene bemerkte, da dachte ich im Herzen, so opfert sich eines für das andre, und ja! Sie haben mir und mir besonders viele Liebe und manche Kraft geopfert, die sich [in] Besorgnissen und Bemühungen um mich verzehrte. Und wenn ich Ihnen selten so etwas ausspreche, so ist es nur, weil ich solche Gedanken lieber in mir bewahre, um sie womöglich in einem Leben, das Ihrer würdig ist, zu offenbaren."

Uebrigens schien es, daß die neuen Verhältnisse Anfangs einen günstigen Einfluß auf Hölderlins körperlichen und geistigen Zustand ausübten. „Wenn ich denke", schrieb er im Juli seiner Mutter, „wie viel stärker und gesunder ich mich seit der Veränderung meines Aufenthalts fühle, und wie sich meine jetzige Lage täglich angemessener für meine Bestimmung und sicherer zu meinem Auskommen bildet, so fühle ich eine Zufriedenheit und Ruhe, die ich lange entbehrte." — — — „Meine Feierstunden bringe ich in guter wohlmeinender Gesellschaft zu, und mein eigenstes Geschäft gehet, wie es scheint, mir jetzt auch leichter und reiner von Herzen." Freilich konnte er die „alten Leiden" nicht ganz vergessen, und es verließ ihn auch nicht das Gefühl, daß die Vergangenheit seine Arbeitskraft nachhaltig geschädigt habe. „Ich bin", schrieb er seiner Schwester, „durch das böse malade Jahr, das ich überstanden habe, etwas langsamer in meinem Geschäfte geworden, und muß oft mit einem halbmüssigen Nachsinnen manche gute Stunde zubringen, darf mich dann nicht öfter unterbrechen, als es die Noth erfordert" — — Doch, setzt er sich selbst tröstend hinzu, „fühl' ich mich nach und nach auch wieder stärker zu dem, was ich aus Liebe und Pflicht den Tag durch arbeite und schaffe."

Ueber das, was Hölderlin in dieser Zeit sein „eigenstes Geschäft" nannte, sprechen die Briefe sich nicht näher aus. Daß er die Arbeit an seinem Trauerspiel wieder aufgenommen habe, mögte ich bezweifeln. Dazu fehlte ihm wohl die nöthige innere Ruhe und der Muth. Die kleine Ode „Empedokles" mit ihrer Todessehnsucht, die neben den bereits genannten Oden „Der Neckar" und „Heidelberg", sowie der Ode „Die Götter" in der Aglaja auf das Jahr 1801 erschien, könnte jetzt gedichtet sein; doch ist es mir wahrscheinlicher, daß diese Oden sämmtlich schon in Homburg entstanden waren. Die Stimmung der Ode „Die Götter" entspricht ganz der mancher Briefe aus jenen Tagen[1]). Das pro-

[1]) Die Vorrede des Taschenbuchs ist vom September 1800 datirt. Eine mit dem Text des Taschenbuchs wesentlich übereinstimmende Reinschrift der vier Oden findet sich im Hamelschen Nachlaß auf Einem Foliobogen beisammen. In einem auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindlichen Concept lauten die Schlußverse der Ode „Empedokles" abweichend:

„Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Stunde mich nicht, dem Helden."

saische Fragment „Grund zum Empedokles“ gehört dagegen offenbar einer späteren Zeit an. Es trägt zu sehr die Spuren einer geistigen Verwirrung an sich, deren Anfänge keinesfalls über den Herbst 1801 zurückreichen. Ich vermuthe, daß Hölderlin es schrieb, als er die Tragödie des Sophokles übersetzte (1803), eine Arbeit, die seine Gedanken wohl auf sein eigenes Trauerspiel zurücklenken mogte.

Die nach Hölderlins Rückkehr von Homburg im Mai 1800 bis zum December 1801, wo er seine letzte Wanderschaft antrat, entstandenen Gedichte lassen sich gegen die der späteren Jahre mit ziemlicher Sicherheit abgränzen. Aber die Vertheilung derselben über den genannten Zeitraum ist schwierig und bleibt zum Theil dem subjectiven Ermessen anheimgestellt. Nur der kleinste Theil dieser Gedichte wurde noch in Hölderlins gesunden Tagen gedruckt, die Mehrzahl erst viel später, ohne seine Mitwirkung, aus den Handschriften veröffentlicht. Doch lassen sich immerhin aus dem Inhalt der Gedichte, verglichen mit den in den Briefen dieser Tage sich offenbarenden Stimmungen und auch mit Rücksicht auf die Jahreszeit, welcher die eine oder die andere Dichtung angehört, Anhaltspuncte für unser Urtheil gewinnen.

Die Siegfried Schmid gewidmete Elegie „Die Herbstfeier“ wurde, wie wir aus dem Dankbriefe des Freundes schließen dürfen, jedenfalls im Herbst 1800 gedichtet[1]). In mehr als einem Briefe rühmt Hölderlin die Schönheit gerade dieses Herbstes, sie stimmte ihn, „des Herbstes alte Sitte“ — das Fest der Weinlese — im Gesang zu feiern. Er ladet den Freund ein, am Feste Theil zu nehmen, das er nun im Geiste an sich vorüberziehen läßt. Er ist ihm entgegengekommen

„Bis an die Gränze des Lands, wo mir den lieben Geburtsort
Und die Insel des Stroms blaues Gewässer umfließt.
Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt.
Dort begegnen wir uns“ — — — — —

[1]) Sie wurde zuerst — ohne Hölderlins Zustimmung — veröffentlicht in von Seckendorf's Musenalmanach auf das Jahr 1807. Eine Reinschrift im Hamelschen Nachlaß trägt die Ueberschrift „Stutgard. An Siegfried Schmidt.“

In Gedanken wandert er nun mit ihm den Neckar hinauf durch das reichgesegnete Thal, mit seinen Erinnerungen der Vorzeit, bis zur Stadt Stuttgart, der „Fürstin der Heimath". Hier, bei nahender Nacht, fordert er die Freunde auf, mit ihm das Herbstfest feiernd zu begehn. Aber jetzt besinnt er sich, es ist ja nicht Wirklichkeit

„Denn allein ja
Bin ich und Niemand nimmt mir von der Stirne den Traum[1])."

Er tröstet sich mit der Hoffnung, daß den Enkeln einst eine schönere Feier winke.

Wohl gleichzeitig entstand das überaus schöne Stimmungsbild „Die Nacht", ebenfalls zuerst von Seckendorf in seinem Musenalmanach 1807 veröffentlicht:

„Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen
Immerquillend und frisch rauschen am duftenden Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommt ein Wehn und regt die Wipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild[2]) unserer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen
Ueber Gebirgeshöhn[3]) traurig und prächtig herauf."

---

[1]) Hier kehrt das düstere Bild aus „Menons Klage um Diotima" (Schlußzeilen der ersten Elegie) wieder.

[2]) In der mir vorliegenden Reinschrift als Variante über das ursprüngliche „Schattenbild" geschrieben.

[3]) Lesart des Almanachs: „Gebirganhöhn"; der Ausgabe von 1878 „Gebirgsanhöhn"; alle übrigen Ausgaben, so wie die erwähnte Reinschrift lesen: „Gebirgeshöhn".

Clemens Brentano, der, wie es scheint, das Gedicht schon vor dem Erscheinen des Musenalmanachs kannte, war so begeistert von ihm, daß er im December 1816 in seiner eigenthümlichen Weise darüber an eine Freundin schrieb: „Ich wünsche, daß sie die wunderbare Gewalt dieses einfachen Gedichtes so fühlen könne, wie ich, der es viel hundertmal seit zwölf Jahren gelesen und in mancherlei Zuständen Frieden und Erhebung darin gefunden, ja es nie ohne tiefe Bewegung und ohne neue Bewunderung empfunden hat. Es ist dies eine von den wenigen Dichtungen, an welchen mir das Wesen eines Kunstwerks durchaus klar geworden ist. Es ist so einfach, daß es Alles sagt: Das ganze Leben, der Mensch, seine Sehnsucht nach einer verlorenen Vollkommenheit und die bewußtlose Herrlichkeit der Natur ist darin. Ist das Alles? Wo ist denn die Erbarmung und die Erlösung? Fragt sie vielleicht, und ich sage: sie lese es als ein Ebenbild aller Geschichte und sie wird auch Erbarmung und Erlösung darin finden. Sind die ersten sechs Verse nicht das weltliche Treiben ins Reale bis zur Ermüdung, die folgenden sechs nicht die Sehnsucht der Zeit und das Gefühl der Verlorenheit? Tritt im siebenten Vers nicht der Rückblick zur verlorenen Unschuld ein und sprechen die immerquillenden Brunnen nicht von dem ewigen Quell der Verheißung, an dem die Gerechten sich laben? Mahnt diese die Glocke nicht durch die den Klang verhüllende Welt zu harren und zu beten und rufet der Wächter nicht die Erfüllung der Zeit aus? Ist der dreizehnte Vers nicht der Vorläufer des Heils, die Stimme des Predigers in der Wüste, der dem Herrn seinen Weg bereitet und seine Steige richtig macht? Und tritt mit dem vierzehnten Vers nicht der Herr auf: „Sieh' er kommt mit den Wolken und es werden ihn sehen alle Augen". Im sechzehnten Vers aber steht: „Und das Licht schien in die Finsterniß und die Finsternisse haben's nicht begriffen". — Es wäre wohl eine schöne Aufgabe, dieses Lied nochmals zu dichten und es ganz auf die Christnacht zu beziehen, es wäre sehr leicht. Ich wünsche, sie versuchte es, oder vielmehr, sie fände sich dazu gerührt."

---

[1]) Clemens Brentano, gesammelte Briefe von 1795 bis 1842. Frankfurt a./M. 1855. Band I S. 217—18.

Während aber in Seckendorfs Musenalmanach das Gedicht als ein in sich abgeschlossenes erscheint, wird es von allen späteren Herausgebern als „Fragment" bezeichnet. Und in der That ist es in den vorhandenen Manuscripten die erste eines aus neun Elegien bestehenden Cyclus, mit der Ueberschrift: „Brod und Wein. An Heinze[1])". Aber offenbar gehören die folgenden, zu einer Feier des alten Hellas hinübergleitenden Elegien einer späteren Zeit an, da der Genius des Dichters bereits umwölkt war, so daß sie, wenn gleich gedankenvoll, dunkel und unklar geblieben sind und des festen Zusammenhangs entbehren.

Auch die Oden „Das Ahnenbild" und „Mein Eigenthum" sind als eine Frucht dieses Herbstes zu bezeichnen, in dem Hölderlin zum ersten Male wieder seit langer Zeit das Glück des Familienlebens rein empfand. Zum „Ahnenbild" mogte sein Besuch in Lauffen den ersten Anstoß gegeben haben. Denn das Haus, das er in demselben schildert, ist offenbar das Haus, in dem er geboren ward, das unfern des Neckar in einem Seitenthal an die rebenbewachsene Hügelwand sich lehnt, in dem Vater und Großvater gewohnt. In der Ode „Mein Eigenthum" kommt die Sehnsucht nach einem eigenen Heerd zum wehmüthigen Ausdruck. Die Fülle des Herbsttags mahnt ihn an die Tage seiner Kindheit, in denen auch er einst glücklich war — „doch wie Rosen vergänglich War das fromme Leben". — „Ein frommes Weib Am eignen Heerd in friedlicher Heimath" ist ihm nicht geworden. Eine „bleibende Stätte" ist ihm allein sein Gesang.

„Sey du, Gesang! mein freundlich Asyl! sey du
Beglückender, mit sorgender Liebe mir
Gepflegt, du Garten, wo ich wandelnd
Unter den Blüthen, den immer jungen,

In sichrer Einfalt wohne, wenn draußen mir
Mit ihren Wellen allen die mächt'ge Zeit,
Die wandelbare, fern rauscht und die
Stillere Sonne mein Wirken fördert.

[1]) Im Hamelschen Nachlaß befindet sich eine schöne Reinschrift des vollständigen Gedichts, mit vielen, gegen das Ende hin sich häufenden Varianten aus späterer Zeit. Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich gleichfalls eine Reinschrift, mit wenigen z. Th. mit Bleistift geschriebenen Varianten, die mehrfach von der obigen Reinschrift abweicht; ferner Fragmente eines Concepts mit der Ueberschrift: „Der Weingott. An Heinze."

Ihr segnet gütig jedem der Sterblichen,
Ihr reinen Himmelskräfte, sein Eigenthum,
O segnet meines auch und daß zu
Frühe die Parze den Traum nicht ende."

Das Vollendetste, was Hölderlin während dieses Jahres in der Heimath dichtete, ist die große Elegie „Der Archipelagus"[1]). Seine Trauer um die untergegangene Herrlichkeit Griechenlands findet Trost und Linderung in dem Anschauen der wandellosen Natur, in dem Glauben an die Wiederkehr einer schöneren Zeit, den Anbruch eines neuen Tages für sein Vaterland. Es ist diese Elegie ein würdiges Seitenstück der großen Liebeselegie „Menons Klage um Diotima". Begonnen wird sie schon in Homburg sein, als ein Frühlingsgesang, während der Schluß die Hoffnungen wiederspiegelt, die er in einem der letzten Briefe des Jahres gegen den Bruder ausspricht. Seinem Heimweh nach der Welt der Griechen hat er einen rührenden Ausdruck gegeben in den Worten:

„Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachsen,
Wo sein einsames Haupt in Wolken der heilige Berg hüllt,
Zum Parnassos will ich, und wenn im Dunkel der Eiche
Schimmernd, mir Irrenden dort Kastalias Quelle begegnet,
Will ich, mit Thränen gemischt, aus blüthenumdufteter Schale
Dort auf keimendes Grün das Wasser gießen, damit doch,
O ihr Schlafenden all', ein Todtenopfer euch werde.
Dort im schweigenden Thal, an Tempe's hängenden Felsen,
Will ich wohnen mit euch, dort oft, ihr herrlichen Namen!
Her euch rufen bei Nacht, und wenn ihr zürnend erscheinet,
Weil der Pflug die Gräber entweiht, mit der Stimme des Herzens
Will ich, mit frommem Gesang, euch sühnen, heilige Schatten!
Bis, zu leben mit euch sich ganz die Seele gewöhnet."

Doch lebt in seinem Herzen die Hoffnung, daß auch unserem Volke schönere Tage beschieden seien:

— — — — „schon hör' ich ferne des Festtags
Chorgesang auf grünem Gebirg, und das Echo der Haine,
Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des Volks sich

[1]) Nach Köstlin soll diese Elegie zuerst 1804 erschienen sein, doch nennt er die Quelle nicht. Mir ist kein Druck vor der Ausgabe der Gedichte von 1826 bekannt. Auf der K. Bibliothek in Stuttgart sind jetzt nur noch Conceptfragmente vorhanden; dagegen befindet sich im Hamelschen Nachlaß eine schöne Reinschrift, mit sehr wenigen Aenderungen, die nur hier und da von der Ausgabe von 1826 abweicht.

Still vereint im freieren Lied, zur Ehre des Gottes,
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale sind heilig."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern
Überall, o Natur! und, wie vom Quellengebirg, rinnt
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke;
Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Thaten in Sparta!
Köstliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unser
Herbst kömmt, wenn ihr, gereift, ihr Geister alle der Vorwelt!
Wiederkehret und siehe! des Jahrs Vollendung ist nahe!
Dann erhalte das Fest auch euch, vergangene Tage!
Hin nach Hellas schaue das Volk, und weinend und dankend
Sänftige sich in Erinnerungen der stolze Triumphtag!"

Wie sehr Hölderlin neben seinem persönlichen Leid die großen Geschicke des Tages, die Leiden des Vaterlandes beschäftigten, wie er unter dem Druck der Gegenwart an der Hoffnung seiner Wiedergeburt festhielt, zeigen uns auch einige Oden, deren Entstehung ich, gerade mit Rücksicht auf diese Stimmung, die auch wiederholt in den Briefen laut wird, in die Zeit seines jetzigen Aufenthaltes in der Heimath verlegen mögte. In der uns nicht vollständig vorliegenden Ode „Der Frieden"[1]) stellt er den Schrecken des Krieges, die, eine andere Sündfluth, sich über die Erde verbreitet haben, den Frieden in der Natur, als ein Unterpfand der Hoffnung gegenüber.

Bewußter spricht sich die Hoffnung auf den Anbruch einer schöneren Zeit für unser Vaterland in einer Erweiterung der älteren Ode „An die Deutschen" aus, die gleichfalls zuerst von Schwab in der Gesammtausgabe von 1846 aus den Handschriften veröffentlicht wurde[2]). Der Dichter schaut vorahnend eine Zukunft

— — — „wenn unsere Städte nun
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll,
Und die Berge des deutschen
Landes Berge der Musen sind,

[1]) Die Ode wurde zuerst von Schwab in der Gesammtausgabe 1846 aus einer Handschrift veröffentlicht, die sich jedoch in seinem Nachlaß nicht gefunden zu haben scheint.

[2]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart habe ich jetzt nur ein Concept des Gedichts von der siebenten Strophe ab, mit der Ueberschrift „Genius unseres Volks" gefunden; außerdem zerstreute Conceptfragmente.

Wie die herrlichen einst, Pindos und Helikon
Und Parnassos, und rings unter des Vaterlands
Goldnem Himmel die freie
Klare, geistige Freude glänzt."

Aber er fürchtet, daß er selbst diese Zeit nicht mehr sehen werde.

„Wohl ist enge begränzt unsere Lebenszeit,
Unserer Jahre Zahl sehen und zählen wir,
Doch die Jahre der Völker
Sah ein sterbliches Auge sie?

Wenn die Seele dir auch über die eigene Zeit
Sich, die sehnende, schwingt, trauernd verweilest du
Doch am kalten Gestade
Bei den Deinen und kennst sie nicht.

Am innigsten tönt die Liebe zum Vaterlande und das Vertrauen auf seine Zukunft uns aus der Ode „Gesang des Deutschen" entgegen, deren Schluß leider zu fehlen scheint[1]).

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben."
— — — — — — — — — — — —

„Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele läugnest."

Doch erkennt der Dichter in Manchem schon das Morgenroth eines schöneren Tages; er rühmt den Werkfleiß der deutschen Städte, deutsche Wissenschaft und Kunst. Athen ist gefallen, aber

— — — „noch waltet der Athener
Seele, die sinnende, still bei Menschen"

und

— — „wie der Frühling wandelt der Genius
Von Land zu Land."

---

[1]) Auch diese Ode wurde zuerst von Schwab in der Gesammtausgabe 1846, nach dem jetzt auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindlichen Concept veröffentlicht; später aber mit Recht die letzten fünf Strophen, als nicht zugehörig, abgetrennt.

Er lebt verborgen in der Brust der deutschen Jünglinge; er kündet sich in dem friedvollen Walten der deutschen Frauen, in den Schöpfungen unserer Dichter, der „freundlichen und frommen", unserer Weisen, der „kalten und kühnen, unbestechbaren".

„Gegrüßt in deiner Schöne, mein Vaterland,
Mit neuem Namen, reifeste Frucht der Zeit,
Du letzte und du erste aller
Musen, Urania, sey gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sey.

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie erräth dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

. . . . . .

In der letzten Ode, die ich dem Tone nach, der auch in einem Briefe an die Schwester aus diesen Tagen anklingt, hierher rechnen mögte: „Ermunterung"[1]), wendet sich der Dichter an das eigene „verstummende" Herz und weist es tröstend und hoffend auf die blühende Natur, das stille Walten des Geistes und der Liebe, als eine Mahnung der Himmlischen hin.

Gegen das Ende des Herbstes wurde Hölderlin durch den Antrag einer Hofmeisterstelle, den ein Herr Gonzenbach, der Besitzer einer großen Leinwandhandlung in Hauptwyl bei St. Gallen, ihm machte, in eine nicht geringe Aufregung versetzt. Seine Stuttgarter Freunde suchten ihn zur Ablehnung zu bestimmen. Landauer hoffte, ihm noch mehre Lectionen zu verschaffen, so daß seine Zukunft sicher gestellt sein würde. Hölderlin selbst aber zweifelte nach den gemachten Erfahrungen, ob das hier Erreichbare zu seinem Auskommen genügen werde. Auch mogte ein Ruf nach der Schweiz, von der er als Jüngling so erhebende Eindrücke empfangen, etwas Verlockendes für ihn haben, ihm wenigstens das

[1]) Die Ode wurde zuerst in der Ausgabe der Gedichte 1826 gedruckt. Ich kenne davon drei Reinschriften, deren eine mit dem Druck übereinstimmt, während die beiden anderen sowohl vom Druck, als unter sich mehrfach abweichen.

Aufgeben seiner Freiheit leichter machen. Bevor er sich entschied, wünschte er den Rath der Seinigen einzuholen. „Der Himmel weiß", schrieb er seiner Schwester, „daß ich nur frage, was nothwendig sei? und daß ich mich in alles Nothwendige zu schiken bereit bin." Nur wenige Tage konnte er für den Besuch der Seinigen erübrigen; aber es waren „glükliche Augenblike" für ihn. Eine besondere Freude hatte er, der Kinder so sehr liebte, bei diesem Wiedersehen an den Kindern seiner Schwester. „Dein Brief", schrieb er ihr nach der Rückkehr von Stuttgart aus, „hat mich sehr bewegt; aber eine wohlthätige Ruhe hat mir dann auch der Gedanke gegeben, daß ich mit Dir, Gute und den Meinigen doch so im Wahrsten und Heiligsten verbunden bin. Diß erhält mein Herz, das am Ende nur zu oft in allzugrosser Einsamkeit seine Stimme verliert und vor uns selber verschwindet. Und was ist alle Weisheit ohne diese kindliche fromme Stimme in uns? — Deine lieben Kinder sind ein Gut für mich." So ward ihm, obwohl er der Zustimmung seiner Familie gewiß war, der Entschluß, sich von ihr und von den Freunden in der Heimath zu entfernen, nicht leicht. Die Fortdauer des Krieges, wenn gleich die Seinigen durch denselben bisher nicht unmittelbar gelitten hatten, machte ihm die Trennung doppelt schwer. Sehnlich wünschte er den gehofften Frieden herbei. Indeß waren die Verhandlungen mit der Schweiz noch nicht zum Abschluß gediehen, während die Freunde ihn „fast unbarmherzig" bestürmten, zu bleiben. Da erschien zu Anfang Decembers ein Sohn des Herrn Gonzenbach bei ihm in Stuttgart, dessen gewinnende Persönlichkeit, in Verbindung mit den Aufschlüssen, die er ihm über seine künftige Lage geben konnte, die Sache zur Entscheidung brachte. Hölderlin nahm, obwohl nicht ohne inneren Kampf, die angetragene Stelle an. „Ich gestehe Dir", schrieb er darauf der Schwester, „daß ich meinen Entschluß, so sehr er meinem Herzen widersprach, doch immer mehr mit meinem Herzen zu reimen weiß. Ich habe in mir ein so tiefes, dringendes Bedürfniß nach Ruhe und Stille — mehr als Du mir ansehn kannst, und ansehn sollst. Und wenn ich dies in meiner künftigen Lage finde, so erhalte ich mein Herz meinen unvergeßlichen Verwandten und Freunden nur um so wärmer und treuer" — — — „in der That, ich fühle mich oft wie Eis, und fühle es

nothwendig, so lange ich keine stillere Ruhestätte habe, wo alles was mich angeht, mich weniger nah und eben deßwegen weniger erschütternd bewegt."

Er begann jetzt langsam sich aus seinen Verhältnissen in Stuttgart zu lösen. Zum Weihnachtsfest ging er noch einmal nach Nürtingen, um von den Seinigen Abschied zu nehmen. Sein Bruder Karl war nicht mehr dort; er war zu Anfang des Herbstes auf einen neuen vortheilhaften Posten „versetzt" und hatte vor seinem Abgange dahin den Bruder in Stuttgart besucht. Auf dem Wege nach Nürtingen erhielt Hölderlin von ihm einen Brief, der durch Landauer ihm nachgeschickt war. „So traf er mich", heißt es in der Antwort, „unter mancherlei Gedanken, die mir die Abreise aus Stuttgart und die offene Straße und die offene Welt eingab. Ich fühlte den ewigen Lebensmuth, der uns, voll liebenden Vertrauens, durch alle Perioden des Daseyns oft still-mahnend, oft in seiner vollen frohen Kraft hindurchführt, diesen Geist der Jugend und der Weisheit fühlt' ich einmal wieder, recht wie er erscheinen muß, wenn wir ihn erkennen sollen, und Deine treuen frommen Abschiedsworte konnten diese Stimmung nur noch reinigen und verschönern." Eine stille, fast wunderbare Freudigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Der Friede, „der jetzt im Werden ist", hatte sein Herz, das so warm für sein Vaterland schlug, mit neuen frohen Hoffnungen für Deutschlands Zukunft erfüllt. Er sieht eine Zeit anbrechen, in welcher „der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte", eine Zeit, in welcher „das deutsche Herz erst recht aufgehn, und geräuschlos, wie die wachsende Natur, seine geheimen weitreichenden Kräfte entfalten wird, dies mein' ich, dies seh' und glaub' ich, und dies ist's, was vorzüglich mit Heiterkeit mich in die zweite Hälfte meines Lebens hinaussehn läßt".

Nach den Feiertagen kehrte er nach Stuttgart zurück, um das Letzte zu ordnen. Die Briefe, die er von hier aus noch an die Seinigen richtete, sind voll Liebe und Dank, selbst hoffnungsvoll. „Gewiß, ich kann es nicht anders glauben, wenn ich das Meinige thue, so werd' auch ich auf dieser Erde meine Bestimmung menschenmöglich erfüllen, und nach den Prüfungstagen meiner Jugend noch zufrieden seyn." Umstände nöthigten ihn, seine Ab-

reise nach Hauptwyl bis zur zweiten Woche des Januar zu verschieben. An Beweisen der Liebe und Theilnahme fehlte es ihm in dieser Zeit nicht. „Mein guter Landauer will mich mit den übrigen Freunden noch bis Tübingen auf eine Art geleiten, die mir auf das Uebrige des Weges wohl thun wird." Der letzte Brief aus Stuttgart ist an die Schwester: „Ich bin völlig reisefertig. Alles ist gepackt und bestellt. Gestern habe ich nach Hauptwyl geschrieben, und meine ganze Sorge ist nun, unter meinen Freunden mir die nöthige Heiterkeit zu erhalten". — „Lebt eben wohl, Ihr Guten, und bleibet zufrieden und freudig im Geiste, in dem Geiste, der uns auch unter den schmerzlichsten Stunden des Abschieds das ganze Glück verwandter Herzen zu fühlen giebt, — — den Dank für alles, was Ihr mir seyd, und an mir thatet, will ich nimmer aussprechen, aber treu und lebend in meiner Seele bewahren." So trat er seine „dritte Wanderschaft" an.

Briefe.

1795 bis 1800.

Nr. 117 bis 217.

Nr. 117.

Hölderlin an seine Mutter.

Frankfurt
den vorlezten Dec. 95.

Liebste Mutter!

Ich kan Ihnen noch nicht von meiner hiesigen Lage sagen. Nehmen Sie damit vorlieb, daß ich Sie von meiner glüklichen Ankunft versichern kann; ich bin gesünder, als ich von Ihnen gieng, wenn schon die Reise dißmal beschwerlicher und langwieriger, als gewöhnlich war.

Ich fühle nun erst den Werth der glüklichen ruhigen Tage, die ich bei Ihnen genoß. Oft bin ich noch in Gedanken bei Ihnen, bei meinem Karl — ich kann nicht danken, kann es auch nicht vergelten, kann mir es auch nicht selbst geben, find' es auch nicht mehr anders wo, was ich von dem Herzen meiner Lieben empfieng.

Mein Karl soll eben seine Einsamkeit ertragen, wie ich sie auch ertragen will. Es ist doch besser, in der Schreibstube einsam zu seyn, als unter dem unbedeutenden Lärme der Menschen, die einen nichts angehen.

Unser Vetter schikte sich recht gut in die Entfernung. Er war meist heiter und ruhig, und klug, menagirte sich auch, wie ich. Lezten Dienstag, den Tag nach unserer Ankunft reiste er ab. Der Abschied wurd uns freilich noch schwer. Meine besten Wünsche und Hofnungen begleiten ihn.

Ich schreibe noch diese Woche meiner lieben Schwester und meinem Karl, und dann kann ich vieleicht mehr von mir sagen.

Ich könnte von hier aus alle Tage schreiben. Die Post geht alle Tage.

Lassen Sie mich doch recht genau wissen, wie Sie leben! Werden Sie nur heiter, liebste Mutter! Ich werfe mir's sonst

vor, ich denke, wenn Sie mehr Freude an mir hätten, fühlten Sie das Unangenehme des Lebens weniger. Wenn nur Ihre Gesundheit sich auch bald befestiget. Ich hoffe, die Reise nach Blaubeuren soll auch das ihrige thun.

Hat das Schikſaal meines Karls sich noch nicht entſchieden?

Ich freue mich innigſt, recht bald etwas von ihm selber zu hören.

Nun will ich auch noch, meinem Verſprechen gemäß an Hrn. Oncle ſchreiben. Sie können denken, wie die guten Leute auf Nachrichten warten.

Leben Sie wohl! Ich ſuche mich damit zu tröſten, daß ich doch bald wieder ſchreiben kann. Es iſt freilich ein trauriger Troſt! Ich brauche guten Muth und ſuch' ihn mir zu geben, ſo gut ich kann. Aber ich fühl' es wohl, ich bin ſo ſtark nicht mehr, wie vor 2 Jahren. Damals hoffſt' ich noch Erſaz von der Welt für den Verluſt derer, die meinem Herzen näher ſind.

Leben Sie recht wohl! Leb wohl, lieber Karl!

Euer

Friz.

[Am Rande:]

Meine Adreſſe iſt für jezt

an

M. Hölderlin

in

Frankfurt am Main

in der Stadt Mainz abzugeben.

Nr. 118.

Hölderlin an Pfarrer Majer

in Böchgau.

Frankfurt

den lezten Dec. 95.

Verehrungswürdiger Herr Oncle!

Es freut mich unendlich, daß ich Ihnen für Ihre Güte, Ihre Theilnahme doch etwas geben kan — gute Nachricht; Und ich weiß, wie viel diß für Sie iſt.

Wir kamen bei aller Beſchwerlichkeit und Langſamkeit der Reiſe doch glüklich und geſund lezten Montag hier an.

Digitized by Google

Ich kann Ihnen sagen, daß mein Freund die bittre Entfernung mit einem Muth ertrug, den ich an ihm bewundere, da ich sein Gemüth, seine Liebe für seine Familie kenne, und da ich an meinem eignen Herzen erfahre, wie viel er verlor.

Am Morgen des Tags nach unserer Ankunft reiste er ab.

Es war für uns beede eine traurige Stunde. Doch hatt' ich den Trost, daß mein Freund wenigstens so viel von ihm selbst abhängt, seine Reise so glüklich, so nach allen Theilen erwünscht, fortsezen würde, wie sie angefangen war. Daß wir, unter anderem, auch gut ökonomisirten, mag Ihnen beweisen, daß mein lieber Vetter mit 2 Karolinen und einer Kleinigkeit drüber, bis hieher ausreichte; er sezte mich auf diese Art ausser Stand, ihm einen Beweis meiner Dienstfertigkeit zu geben.

Was mich weiter über seine Reise beruhigt, ist, daß er bei dem besten Wetter, in einem bedekten Postwagen und nur in Gesellschaft eines einzigen sehr artigen Mannes, eines Frankfurter Professionisten, abreiste, und so wahrscheinlich jezt in Eisenach angekommen seyn wird, von wo aus er nur noch 2 kleine Tagereisen hat. Seine Äusserungen während der Reise, in Augenbliken, wo wir uns gegenseitig ganz, ohne irgend einen Schatten von Zwang, vor uns öffneten, die Mittheilung seiner Überzeugungen und Wünsche bestätigte mich immer mehr in den fröhlichen Hoffnungen, die ich schon zuvor hegte.

Von mir kann ich noch nichts bestimmtes sagen. Heute werd' ich nähere Bekantschaft mit meinen Leuten machen.

Gestern Abends besuchte mich mein künftiger Zögling, und ich habe für jezt allen Grund, zu glauben, daß er mich in nicht geringem Grade schadlos halten wird für die traurige Zeit, die mir mein ehemaliger machte. Haben Sie die Güte, diß meiner Mutter zu schreiben. Ich hatte schon den Brief an sie geschlossen, ehe der Kleine bei mir war. Tausend Grüsse und Empfehlungen im ganzen theuren Zirkel der Meinigen und besonders Trost und Hoffnung für die beiden verehrungswürdigen Mütter in Ihrem Hausse. Ewig

Ihr

ergebenster

M. H.

** Nr. 119.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 11. Januar 1796.

Ich kann Dir jetzt nicht schreiben wie ich wünschte, lieber Karl! Ich möcht' es nicht gerne einen Tag länger anstehen lassen, Nachricht von meiner Lage zu geben, und habe doch eben jetzt keine Stunde, wo ich unzerstreut mein Inneres Dir mittheilen könnte. Davon, von mir, im eigentlichen Verstande, brauchst Du auch für jetzt noch keine Nachricht; denn es hat sich in diesem Sinne nichts verändert, wird sich auch, der Hauptsache nach, wie ich meine, nicht leicht etwas ändern; aber um mich ist indeß manches vorgegangen, wovon das Neueste ist, daß ich nun wirklich mein Verhältniß angetreten, daß ich, nach meinem, freilich noch nicht festen, unwiderruflichen Urtheil, die besten Menschen zu Freunden, und an den Kindern dieser Menschen Zöglinge habe, wie man sie wohl nicht leicht wieder finden dürfte, wenn man Unbefangenheit, reine Natur, ohne Rohheit, sucht, daß ich in keinem Stücke genirt bin bei meinem Verhältniß. — —

Von sehr interessanten Menschen, die ich kennen lernte, besonders während meines Aufenthalts in Homburg, bei Sinklair, der Dich grüßen läßt, von mancher Freude, mancher Bemerkung, überhaupt von meinem bisherigen mannigfaltigen Leben geb' ich Dir vielleicht ein andermal Rechenschaft.

Ich denke an Dich in stillen Augenblicken, ich fühle, daß wir immer mehr Freunde werden. Lieber! Freundschaft ist ein großes Wort, faßt sehr viel in sich.

Was macht die liebe Mutter? ich freue mich über mein gutes Schicksal, weil ich denke, daß es zu ihrer Erheiterung beitragen wird. — Gerne schrieb' ich noch an meine theure Mutter, aber ich habe heute nicht einen Augenblick mehr übrig. Sie soll doch ja nicht glauben, als wär' es Mangel an der brüderlichen Liebe, die sie gewiß immer in mir gefunden haben wird. Ich habe dieser Tage etliche Briefe zu schreiben, und der an meine Schwester wird der erste seyn. Sollten Briefe an mich angekommen seyn, oder ankommen, so sey so gut, sie mir so bald als möglich zuzuschicken. Paquete schickst Du mir unfrankirt.

Ich wohne noch in der Stadt Mainz, einem Gasthofe, weil mein Zimmer in G.'s Hause noch nicht ganz zurecht gemacht ist. Adressire die Briefe dahin.

Leb wohl, lieber Bruder! Laß uns einander treu bleiben!

Dein

Hölderlin.

* Nr. 120.

Hölderlin an Neuffer[1]**.**

Frankfurt am Main
d. 15. Jan. 96.

Lieber Bruder!

Ich hätte Dir nicht wohl ohne Zerstreuung schreiben können, wenn ich nicht bis jezt gewartet hätte, auch jezt noch wirst Du die Folgen des Umherirrens, des unsteten getheilten Interesses, das einem so eine Lage unwillkührlich giebt, an mir finden. Ich weiss wohl, dass es einmal Zeit wäre, mich weniger durch Neuheit beunruhigen zu lassen; aber ich mußte wieder finden, daß, bei aller Vorsicht, das Unbekannte für mich sehr leicht mehr wird, als es wirklich für mich seyn kann, daß ich bei jeder neuen Bekantschaft von irgend einer Täuschung ausgehe, daß ich die Menschen nie verstehen lerne, ohne einige goldne kindische Ahndungen aufzuopfern.

Ich weiss, daß ich in Deinen Augen nichts verliere durch dieses demüthigende Geständniss.

Glaube übrigens desswegen nicht, als wäre meine neue Lage nicht so, dass man nicht gewissermaassen damit zufrieden seyn könnte.

Ich lebe, wie es scheint, unter sehr guten und wirklich, nach Verhältniss, seltnen Menschen; sie könnten wohl noch mehr seyn, ohne dass ich das obige zurüknehmen müßte.

Du verstehst mich gewiss, wenn ich Dir sage, daß unser Herz auf einen gewissen Grad immer arm bleiben muss. Ich werde mich auch wohl noch mehr daran gewöhnen, mit Wenigem fürlieb zu nehmen, und mein Herz mehr darauf zu richten, dass ich der ewigen Schönheit mehr durch eignes Streben und Wirken

[1]) Von Schwab theilweise abgedruckt.

mich zu nähern suche, als dass ich etwas, was ihr gliche, vom Schiksaal erwartete. Du hast wohl recht, mit Deiner treuen Lehre, die Du mir manchmal gabst, daß man desswegen die fröhlichen Stunden des Lebens nicht von sich weisen soll, daß auch das Lachen, was doch sicher kein hohes Glük ist, gut sei für den Menschen; aber Du fühlst wohl auch, dass sich das nicht leicht lernt; es ist Naturgaabe, die ich gewiss nicht verwerfen würde, wenn ich sie hätte. — Es war für mich Bedürfniß, Lieber! Dir das mitzutheilen, was gerade mein Gemüth beschäftigte, und so wirst Du nicht zürnen, daß ich nicht von was anderem sprach.

Die Bedingungen unter denen ich mein Verhältniss eingieng, sind vortheilhaft genug. Ich kann mit durchgängiger Ungebundenheit leben, brauche meinem Zögling, der schon mein ganzes Herz gewonnen hat, durch seine reine freie Unbefangenheit, nur den Vormittag zu widmen, und bekomme jährlich 400 fl, bei dem, dass ich alles frei habe.

Für Seits[1]) konnt' ich noch nichts bestimmtes ausmachen. Wenigstens hat mir Dr. Ebel bis jezt noch nichts auf meine Fragen geantwortet, das für oder wider unseres Freundes und mein Interesse entschiede. Ebel wird, wie er mir heute sagte, nächster Tage selbst an Seits schreiben. Lebe wohl.

Dein

Hölderlin.

[Am Rande:]

Grüsse alle meine Freunde von mir. Hofrath Jung läßt Dich grüssen.

**Nr. 121.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 11. Februar 1796.

Lieber Bruder!

Ich danke Dir ganz herzlich für die brüderliche Theilnahme an meinem Schicksale, wie auch unserer lieben Mutter. Du hast mich in bösen Tagen gesehen und Geduld mit mir gehabt, ich wollte nun auch, Du könntest die fröhlichere Periode mit mir theilen.

[1]) Seiz. S. Nr. 114. S. 282.

Es war auch Zeit, daß ich mich wieder etwas verjüngte, ich wäre in der Hälfte meiner Tage zum alten Manne geworden. Mein Weſen hat nun wenigſtens ein paar überflüſſige Pfunde an Schwere verloren und regt ſich freier und ſchneller, wie ich meine.

Deus nobis haec otia fecit. Du wirſt mir das gönnen, Lieber! wirſt nicht gerade deßwegen denken, daß meine alte Liebe roſten werde über meinem neuen Glück. Aber Glück wirſt Du meine Lage auch nennen, wenn Du ſelbſt ſiehſt und hörſt, und das kann ich, wenigſtens, was die Reiſekoſten und Logis und Koſt in Frankfurt betrifft, ſehr bald und ſehr leicht möglich machen.

Von weiteren Planen ſprech' ich mit Dir, wenn ich mehr in dieſer Rückſicht mich umgeſehen habe. Ich war ſchon wieder in Homburg auf Sinklairs dringendes Bitten. Er geht wahrſcheinlich an den Berliner Hof, um da als Geſchäftsmann von der Pique auf zu dienen, betrachtet dies aber nur als eine nicht unzweckmäßige Vorübung für beſſere Tage. Er läßt Dich herzlich grüßen.

Ich bedaure Dich, Lieber! daß Deine zum Theil wirklich alberne Lage Dir böſe Launen abnöthigt. Vergiß Dich in Ideen: das iſt freilich ein kurzer Rath, ein kalter Troſt, aber gewiß Deiner und meiner würdig. Glaube, mein Karl! daß ich Alles für Dich thun werde, was ich kann, und denke, daß Du doch in hieſiger Gegend Menſchen haſt, die Dich zu ſchätzen wiſſen. Werde nur nicht müde. — Ich arbeite jetzt einzig an den philoſophiſchen Briefen, deren Plan Du kennſt, um ſie an Profeſſor Niethammer zu ſchicken, der mich an mein Verſprechen mahnte und mich um Aufſätze bat in dem Briefe, den Du mir überſchickteſt.

Weißt Du nichts Neues von meinem Roman? Hat Schiller noch nichts an mich geſchickt?

Sey ſo gut, mir meine Flöte, ſicher gepackt, zu ſchicken. Sie muß noch in Nürtingen liegen.

Was macht denn unſer guter Fripon? Das Thier liegt mir ſonderbar am Herzen, das macht, daß er mir Freude machte in Stunden, wo ich über die Menſchen trauerte. Es iſt ein herzlich tröſtend Gefühl, die Verwandtſchaft, in der wir ſtehen mit der weiten frohen Natur, zu ahnden und ſo viel möglich, zu verſtehen. Auf den Sommer werd' ich mich wohl auch einmal auf Botanik

legen. Ueber meine Erziehungsgeschäfte und über ihre Freuden ein andermal.

Der lieben Mutter nochmal tausend Dank für Ihre guten mütterlichen Aeußerungen. Schreib' mir auch von Ihr, von Ihrer Gesundheit, Ihrer Gemüthsstimmung.

Dein

Fritz.

*Nr. 122.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Frankfurt. im März 96.

Lieber Bruder!

Ich wunderte mich nicht, dass Du so lange nicht schriebst. Ich weiss ja, wie das geht; man möchte gerne dem Freunde etwas sagen, was man nicht gerade eine Woche später zurüknehmen muss, und doch wiegt sich die ewige Ebb' und Fluth hin und her, und was in der einen Stunde wahr ist, können wir ehrlicherweise in der nächsten Stunde nicht mehr von uns sagen, und indess der Brief ankommt, den wir schrieben, hat sich das Laid, das wir klagten, in Freude, oder die Freude, die wir mittheilten, in Laid verwandelt, und so ists mehr oder weniger mit den meisten Äusserungen unsers Gemüths und Geistes. Die Augenblike, wo wir Unvergängliches in uns finden, sind so bald zerstört, der Unvergängliche wird selbst zum Schatten und kehrt nur, zu seiner Zeit, wie Frühling und Herbst, lebendig in uns zurük. Das ists, warum ich wenigstens nicht gerne schreibe.

Du willst Rath für Dein Herz von mir, Lieber! Du musstest beinahe vorausehn, daß ich dazu nicht der Mann war. Wär' ich weise genug, um die mächtige Stimme der Natur nicht zu achten, so könnt ich Dir wohl eine gutgemeinte altkluge Predigt schiken, wär ich thöricht genug, um dem unbedachtsamen Zuge des Herzens das Wort zu reden, so würd' ich Dir vieleicht noch einen grössern Gefallen thun. Aber ich bin, laider oder gottlob! keines von beiden.

Ich kann Dir nicht sagen, als was ich Dir schon einmal sagte; findest Du, dass das liebliche Geschöpf für Dich und nur

[1]) Von Schwab nur zum kleineren Theil abgedruckt.

für Dich gemacht, das heißt, unter allem was lieben kan, Deinem Wesen am nächsten ist, dann lache der Klugheit ins Angesicht und wags im Nahmen der heiligen Natur, vor der das Menschenwerk, die bürgerlichen Verhältnisse, so wenig gelten, als unsre Regeln von Schiklichkeit und Anstand vor den Kindern.

Ist es aber blos ein Behelf Deines verlassenen Herzens, ist es blos die Armuth des Lebens, die das Schiksaal Dich fühlen ließ, daß Du so hohen Werth in dieses Wesen legst, ist es mehr ein Kind der Noth, mehr von zufälligen Umständen Dir abgedrungen, als die reine unvermischte Äusserung Deines Innersten, dann freilich wird' ich um Dich trauern, wenn Du durch Dich die künftigen Blüthen und Früchte Deines Geistes, Deine ewig jugendliche ruhige Heiterkeit, die häuslichen Freuden, die Dich vieleicht anderswo erwarteten und vieleicht noch manches andre aufs Spiel sezteſt.

Laß Dich das nicht irre machen, lieber alter Freund! Denke, dass hierinn eigentlich keiner dem andern etwas sagen kann, dass ich also, im Grunde genommen, auch nichts gesagt habe.

Mir geht es so gut, wie möglich. Ich lebe sorgenlos, und so leben ja die seeligen Götter.

Daß Schiller den Phaëton nicht aufnahm, daran hat er nicht Unrecht gethan, und er hätte noch besser gethan, wenn er mich gar nie mit dem albernen Probleme geplagt hätte; daß er aber das Gedicht an die Natur nicht [aufnahm], daran hat er, meines Bedünkens nicht recht gethan. Übrigens ist es ziemlich unbedeutend, ob ein Gedicht mehr oder weniger von uns in Schillers Allmanache steht. Wir werden doch, was wir werden sollen, und so wird Dein Unglük so wenig kümmern, wie meines.

Sei glüklich, Lieber! und nehm es geduldig an, wenn bei grosser Freude grosser Schmerz ist! —

Für die Nachricht von der Lebretin dank' ich Dir; ich hätt' es auch nicht um sie verdient, wenn sie nicht gut von mir gedacht hätte.

Dein

Hölderlin.

**Nr. 123.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 2. Juni 1796.

Lieber Bruder!

Dein letzter Brief hat mir unendliche Freude gemacht. Goethe sagt irgendwo: „Lust und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten". — So ist's auch mit der Wahrheit; wer sie liebt, wird sie finden; wessen Herz sich über den ängstlichen, egoistischen Gesichtskreis erhebt, in dem die meisten heranwachsen und den wir leider auf dem Fleck Erde, der uns zur Ruh' und Wanderung gegeben ist, fast überall wieder finden, wessen Gemüth nicht bornirt ist, dessen Geist ist es gewiß auch nicht im eigentlichen Sinne.

Dein Streben und Ringen macht Deinen Geist immer stärker und gelenker, lieber Karl! Du scheinst mir tiefer zu gehen und nach mehr als einer Seite Dich zu richten.

Dies ist denn auch die wahre Gründlichkeit, nämlich: vollständige Kenntniß der Theile, die wir begründen und in Eins zusammen begreifen müssen, und tiefe bis ans äußerste Ende des Wissens durchdringende Kenntniß des Begründenden und Begreifenden. Die Vernunft, kann man sagen, legt den Grund, der Verstand begreift. Die Vernunft legt den Grund mit ihren Grundsätzen, den Gesetzen des Handelns und Denkens, insofern sie blos bezogen werden auf den allgemeinen Widerstreit im Menschen, nämlich auf den Widerstreit des Strebens nach Absolutem und des Strebens nach Beschränkung. Jene Grundsätze der Vernunft sind aber selbst wieder begründet durch die Vernunft, indem sie von dieser bezogen werden auf das Ideal, den höchsten Grund von Allem; und das Sollen, das in den Grundsätzen der Vernunft enthalten ist, ist auf diese Art abhängig vom (idealischen) Seyn. Sind nun die Grundsätze der Vernunft, welche bestimmt gebieten, daß der Widerstreit jenes allgemeinen, sich entgegengesetzten Strebens soll vereiniget werden (nach dem Ideal der Schönheit), sind diese Grundsätze im Allgemeinen ausgeübt an jenem Widerstreit, so muß jede Vereinigung dieses Widerstreits ein Resultat geben, und diese Resultate der allgemeinen Vereinigung des Widerstreits sind dann die allgemeinen Begriffe des

Verstandes, z. B. die Begriffe von Substanz und Accidens, von Wirkung und Gegenwirkung, Pflicht und Recht ꝛc. Diese Begriffe sind nun dem Verstande eben das, was der Vernunft das Ideal ist; so wie die Vernunft nach dem Ideale ihre Gesetze, so bildet der Verstand nach diesen Begriffen seine Maximen. Diese Maximen enthalten die Kriterien und Bedingungen, unter welchen irgend eine Handlung oder ein Gegenstand jenen allgemeinen Begriffen muß unterworfen werden. Z. B. ich habe das Recht, eine Sache, die nicht unter Disposition eines freien Willens steht, mir zuzueignen. Allgemeiner Begriff: Recht. Bedingung: sie steht [!] unter der Disposition eines freien Willens. Die dem allgemeinen Begriffe unterworfene Handlung: Zueignung einer Sache.

Ich schreibe Dir dieses hin, wie man eine flüchtige Zeichnung oder sonst etwas in den Brief legt, zu einer viertelstündigen Unterhaltung.

Daß Dir Dein Schicksal oft schwer aufliegt, das glaub' ich Dir gerne, liebes Herz! Sey ein Mann und siege. Die Knechtschaft, die von allen Seiten auf unser Herz und unsern Geist in früher Jugend und im Mannesalter hineindringt, die Mißhandlung und Erstickung unserer edelsten Kräfte gibt uns auch das herrliche Selbstgefühl, wenn wir dennoch unsere besseren Zwecke durchführen. Ich will auch das Meinige thun. Eine andere Stelle kann und will ich Dir nicht verschaffen. Du brauchst jetzt schlechterdings Muße; Du mußt Dir selbst leben können, ehe Du für Andere lebst. Aus dieser Rücksicht schlag' ich Dir, gegen meine sonstigen Aeußerungen, nach reiferer Ueberlegung, vor, daß Du eine Universität besuchst. Wenn mich mein wankelmüthiges Schicksal in meiner gegenwärtigen Lage erhält, kann ich zu Ende des nächsten Winters ganz gut 200 fl. entbehren; die schick ich Dir und Du gehst nach Jena und kannst, wie ich glaube, jedes Jahr auf dieselbe Summe, wohl auch auf etwas mehr, bei mir rechnen, und den kleinen Zuschuß, dessen Du noch benöthigt seyn dürftest, wird Dir unsere liebe Mutter nicht versagen. Danke mir nur nicht, meine Ueberzeugung gebietet es mir, und die Erfüllung eines Gebots läßt ja nicht wohl eine andere Vergeltung zu, als die, daß wir unseren Zweck erreichen. Und wie könnten wir daran zweifeln, lieber Bruder!

Von wichtigen Bekanntschaften in dem Sinne, wie Du es meinst, kann ich Dir leider! wenig oder gar nichts schreiben.

Laß die Welt ihren Gang gehn, wenn er nicht aufgehalten werden kann, wir gehn den unsern.

Ich hoffe diesen Sommer mehr zu thun, als bisher. Der Trieb, aus unserem Wesen etwas hervorzubringen, was zurückbleibt, wenn wir scheiden, hält uns doch eigentlich einzig ans Leben fest.

Freilich sehnen wir uns oft auch, aus diesem Mittelstand von Leben und Tod überzugehn in's unendliche Seyn der schönen Welt, in die Arme der ewig jugendlichen Natur, wovon wir ausgingen. Aber es geht ja Alles seine stete Bahn, warum sollten wir uns zu früh dahinstürzen, wohin wir gelangen.

Die Sonne soll uns doch nicht beschämen. Sie gehet auf über Bösen und Guten! so können ja auch wir eine Weile unter Menschen und ihrem Thun und in unserer eigenen Schranke und Schwachheit verweilen. — Für Deinen Freund H. will ich sorgen, wenn es möglich ist. Sinklär, den ich erst neulich wieder besuchte, läßt Dich herzlich grüßen. Er trauert, wie wir.

Fichte hat ein Naturrecht herausgegeben, diesen Augenblick bekomm ich es vom Buchhändler, kann es also noch nicht beurtheilen. Uebrigens glaub' ich Dir dennoch mit gutem Grunde rathen zu können, daß Du es kaufst.

Tausend Grüße an unsere liebe Mutter und übrigen Verwandten und Freunde!

Leb' wohl, mein Karl!

Dein

Hölderlin.

**Nr. 124.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., im Juni 1796.

Du bist glücklich, mein Karl, durch das, was Du Dir selbst bist, und ich wollte, Du sähest das ein, wie ich. Du würdest weniger den Mangel empfinden, der von außen Dich umgibt. Sieh'! deßwegen finden auch die meisten Menschen überall wunderschöne Dinge, wundergroße, wundererfreuliche Dinge, weil sie alles, was begegnet, an ihrer inneren Armuth und Beschränktheit messen,

weil sie sogar nicht verwöhnt sind durch sich selbst. Weil sie sich selbst zum Sterben Langeweile machen, dünkt's ihnen überall so amüsant, und weil sie fühlen, es sey so eigentlich nicht so sehr der Mühe werth, daß sie das Glück begünstige, sind sie auch so äußerst dankbar gegen dieses, und nennen auch höflicher Weise das weise und gerechte Schicksal gnädig.

(Bei Gelegenheit! ich möchte doch wissen, was eigentlich Gnade wäre?) — Aber wenn Du schon Dir selbst sehr viel bist, so bedarfst Du deßwegen auch der rechten Pflege für Dein Herz und Deinen Geist. Genuß der Wahrheit und der Freundschaft! Könnt' ich ihn so voll und stark und rein Dir geben, als Du es werth bist! Aber Einer ist nicht Alles, und ich bin ohnedieß wie ein alter Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist, und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat, und nun mit Mühe wieder in frischen Boden gesetzt und kaum durch ausgesuchte Pflege vom Verdorren gerettet, aber doch hie und da noch immer welk und krüpplig ist und bleibt. Ich werde deßwegen ganz gewiß, so lange ich lebe, allem aufbieten, um, so weit es von mir abhängt, und Du meiner bedürfen magst, Dein Leben auch anderwärts Dir angenehm, d. h. den Bedürfnissen Deines edlern Wesens angemessen zu machen.

Ich kann unmöglich glauben, daß unsere theure Mutter den soliden Gründen, die ich ihr vorlegen werde, ihren Beifall versagen und ihren Willen und Segen Dir nicht zu einer Reise nach Jena geben wird.

Du wirst die Wahrheit finden und doch wenigstens einen ganzen Freund, wie ich hoffe! Den Plan zu Deinem Studium möcht' ich zuvor von Dir selbst hören, um ganz in Beziehung auf Deinen eigenthümlichen Wunsch und Charakter meinen Vorschlag zu machen. Es läßt sich im Allgemeinen Vieles plaudern, aber, um nützlich zu seyn, müssen wir einander auch auf das, was jeder besonders ist und hat, aufmerken.

An Aussichten kann es Dir zur rechten Zeit nicht fehlen. Du magst ein Fach ergreifen, welches Du willst, so bin ich gewiß, daß Du es darin nicht bei der Mittelmäßigkeit wirst bewenden lassen, und Männer, die im Kameralfach oder in der Rechtspflege und Wissenschaft mehr als mittelmäßig, sind eben ihrer Seltenheit

wegen jetzt überall zum Lehrstuhl oder zum Geschäftsleben äußerst gesucht.

In jedem Falle kannst Du Hofmeister werden so gut wie ich, und glücklich seyn, und all' die Lumpereien des politischen und geistlichen Würtembergs und Deutschlands und Europa's auslachen so gut wie ich.

Den 10. Juni 1796.

So weit hatt' ich neulich geschrieben. Jetzt bin ich auf frappante Art unterbrochen. Die Kaiserl. Armee ist jetzt auf ihrer Retirade von Wetzlar her begriffen, und die Gegend von Frankfurt dürfte wohl zunächst einen Haupttheil des Kriegsschauplatzes abgeben. Ich reise deßwegen mit der ganzen Familie noch heute nach Hamburg ab, wo sich Verwandte meines Hauses befinden. Herr G. bleibt allein hier. Es wird wichtige Auftritte geben. Man sagt, die Franzosen seyen in Würtemberg. Ich hoffe, die Sache wird wenigstens denen, die mich da zunächst angehn, nicht sehr viel reelles Uebel bringen. Sey ein Mann, Bruder! Ich fürchte mich nicht vor dem, was zu fürchten ist, ich fürchte mich nur vor der Furcht. Sage das der lieben Mutter. Beruhige sie! Wär' ich nicht auf diese Art pflichtmäßig nützlich, ich käme zu Euch. Muth und Verstand braucht jetzt Jeder. Hitze und Aengstlichkeit sind jetzt nicht mehr gangbare Münzen.

Lebt wohl, Ihr Lieben alle!

Euer

Fritz.

*Nr. 125.

Hölderlin an Neuffer.

Frankfurt.

Hätt' ich Dich doch bei mir, lieber Bruder! daß wir uns einmal wieder Freude machen könnten mit unsern Herzen. Die Buchstaben sind für die Freundschaft, wie trübe Gefässe für goldnen Wein. Zur Noth schimmert etwas durch, um ihn vom Wasser zu unterscheiden, aber lieber sieht man ihn doch im kristallnen Glase.

Ich möchte wissen, wie Dir's jezt gerade geht. Ich wollt', es gienge Dir, wie mir. Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sey, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund!

es giebt ein Weſen auf der Welt, woran mein Geiſt Jahrtauſende verweilen kann und wird, und dann noch ſehn, wie ſchülerhaft all unſer Denken und Verſtehn vor der Natur ſich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geiſt und Gemüth und Geſtalt iſt Ein ſeeliges Eins in dieſem Weſen. Du kannſt mir glauben, auf mein Wort, daß ſelten ſo etwas geahndet, und ſchwerlich wieder gefunden wird in dieſer Welt, Du weiſt ja, wie ich war, wie mir gewöhnliches entlaidet war, weiſt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich ſo karg geworden war mit meinem Herzen, und darum ſo elend; konnt ich werden, wie ich jezt bin, froh, wie ein Adler, wenn mir nicht diſs, diſs Eine erſchienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, geſtärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit ſeinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblike, wo all' meine alten Sorgen mir ſo durchaus thöricht ſcheinen, ſo unbegreiflich, wie den Kindern.

Es iſt auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas ſterbliches zu denken und eben deſswegen läſst ſo wenig ſich von ihr ſagen.

Vieleicht gelingt mirs hie und da, einen Theil ihres Weſens in einem glüklichen Zuge zu bezeichnen, und da ſoll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muß eine feſtliche durchaus ungeſtörte Stunde ſeyn, wenn ich von ihr ſchreiben ſoll.

Daß ich jezt lieber dichte als je, kannſt Du Dir denken. Du ſollſt auch bald wieder etwas von mir ſehen.

Was Du mir mittheilteſt, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es geleſen, hat ſich gefreut, hat geweint über Deinen Klagen.

O ſei glüklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Groſſer Schmerz und groſſe Luſt bildet den Menſchen am beſten. Aber das Schuſtersleben, wo man Tag für Tag auf ſeinem Stuhle ſizt, und treibt, was ſich im Schlafe treiben läßt, das bringt den Geiſt vor der Zeit ins Grab.

Ich kann jezt nicht ſchreiben. Ich muſs warten, bis ich weniger mich glüklich und jugendlich fühle. Leb wohl, treuer, geprüfter, ewiglieber Freund! Könt' ich ans Herz Dich drüken! Das wäre jezt die wahre Sprache für Dich und mich!

Dein

Hölderlin.

D. 10. Jun.[1])

Ich reise heute noch nach Hamburg ab, wegen dem Kriege. Leb wohl, mein Bruder! Die Zeit dringt mich. Ich schreibe, wo möglich, Dir bald wieder.

**Nr. 126.

Hölderlin an Schiller.

Cassel, den 24. Juli 1796.

Ich bin so frei, verehrungswürdiger Herr Hofrath, Ihnen einen kleinen Beitrag zur künftigen Blumenlese zu schicken. Lieber hätt' ich ihn gebracht, und mich wieder Ihrer Nähe gefreut. Sie sind gesünder, wie man mir sagt, und das ist ein Trieb mehr für mich, zu Ihnen zu wallfahrten und Sie zu sehen. Aber bis dahin muß ich wenigstens noch einige Monate geduldig seyn. Ich bin jetzt auf der Flucht mit der Familie, bei der ich seit vorigem Winter in Frankfurt sehr glücklich lebe. Es sind wirklich seltene Menschen, unter denen ich bin, und um so schätzbarer für mich, weil ich sie so zu rechter Zeit fand, weil einige bittere Erfahrungen mich wirklich gegen Verhältnisse aller Art hatten mißtrauisch gemacht.

Ich wollte Ihnen einmal wieder in meiner ganzen Bedürftigkeit erscheinen, wollte Sie um Ihre Meinung fragen über manches, was mich jetzt beschäftigt, und wollte durch allerhand Umwege eine paar freundliche Worte mir von Ihnen erbeuten; aber ich bin genöthigt abzubrechen.

Wollen Sie die Güte haben, mich der Frau Hofräthin zu empfehlen. Ganz der

Ihrige

M. Hölderlin.

**Nr. 127.

Hölderlin an seinen Bruder.

Kassel, den 6. August 1796.

Ich hoffe, mein Karl, daß es wegen der Posten jetzt möglich ist, Dir einmal wieder Nachricht zu geben und dann auch solche wieder von Dir zu erhalten; denn Du kannst Dir leicht denken,

[1]) Die Nachschrift von Schwab nicht abgedruckt.

daß es in mancher Rücksicht für mich großes Bedürfniß ist, die besondern Umstände von den großen Begebenheiten, die sich bei Euch zugetragen haben, und besonders alles, was meine theure Familie dabei betrifft, genau zu wissen.

Ich würde mich wohl mehr mit beunruhigenden Wahrscheinlichkeiten plagen, wenn nicht die Phantasie auch in den Rheingegenden mit dem Kriege vertrauter würde.

Unsere gute Mutter bedaur' ich herzlich, und bin besorgt für sie, weil ich weiß, wie viel sie unter solchen Umständen durch ihren Sinn und ihre Demuth leidet.

Dir, mein Karl, kann die Nähe eines so ungeheuern Schauspiels, wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken.

Es ist doch was ganz leichters, von den griechischen Donnerkeulen zu hören, welche vor Jahrtausenden die Perser aus Attika schleuderten über den Hellespont hinweg bis hinunter in das barbarische Susa, als so ein unerbittlich Donnerwetter über das eigne Haus hinziehen zu sehen.

Freilich seht ihr auch nicht unentgeltlich dem neuen Drama zu. Doch, mein' ich, seyd ihr noch so ziemlich gut hinweggekommen. Eben heute las ich in der Zeitung, daß General St. Cyr über Tübingen, Reutlingen und Blaubeuren den Oesterreichern nachgeeilt sey, und bin dadurch in Unruhe gesetzt wegen unserer lieben Schwester und ihrem Hause; auch bin ich bange wegen der Condéischen Unthiere, die noch die Erde verunreinigen und so häßlich unter Euch hausen. Schreibe doch nach Empfang dieses Briefs auf der Stelle, lieber Karl! Meiner Lage fehlt nichts, als Ruhe und die Meinigen. Ich lebe seit drei Wochen und drei Tagen sehr glücklich hier in Kassel; wir reisten über Hanau und Fuld — ziemlich nahe bei dem französischen Kanonendonner, doch noch immer sicher genug, vorbei. Ich schrieb Dir an dem Tage meiner Abreise, daß wir nach Hamburg gingen, aber der hiesige Ort ist in so manchen Rücksichten interessant für Madame G., daß sie beschloß, sich einige Zeit hier aufzuhalten, da wir hier angekommen waren. (Sie läßt die liebe Mutter und Dich grüßen und räth Euch, Eure Lage so heiter als möglich anzusehen.) Auch Herr Heinse, der berühmte Verfasser des Ardinghello, lebt mit uns hier.

Er ist wirklich ein durch und durch trefflicher Mensch. Es ist nichts Schöneres, als so ein heiteres Alter, wie dieser Mann hat.

Wir haben auch hier seit einiger Zeit unsere Schauspiele, nur daß sie friedlicher waren, als die Euern. Der König von Preußen war bei dem hiesigen Landgrafen auf Besuch und wurde ziemlich feierlich bewirthet.

Die Natur, die einen hier umgibt, ist groß und reizend. Auch die Kunst macht einem Freude; der hiesige Augarten und der weiße Stein haben Anlagen, die unter die ersten in Deutschland gehören. Auch haben wir Bekanntschaft mit braven Künstlern gemacht.

Die Gemäldegallerie und einige Statuen im Museum machten mir wahrhaft glückliche Tage. Nächste Woche reisen wir ins Westphälische, nach Driburg (einem Bad in der Nähe von Paderborn) ab. Ich lege Dir die Adresse bei, unter der ich Deinen Brief sicher erhalte. Wird es Friede, so sind wir mit Anfang des Winters in Frankfurt.

Leb' wohl, mein Karl! Gib keine Deiner rechtmäßigen Hoffnungen auf! schreibe mir bald und viel und genau und ja auch dabei aus Deinem Herzen.

Grüße unsere gute Mutter und all die lieben Unsrigen tausendmal und versichere sie meiner herzlichen Theilnahme.

Dein

Fritz.

** Nr. 128.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 13. Oktober 1796.

Ich bin Dir nun wieder um ein gut Theil näher als vor einiger Zeit, und fühl' es. Meinen letzten Brief erhieltest Du aus Kassel. Von da reisten wir in das deutsche Böotien, nach Westphalen, durch viele schöne Gegenden über die Weser, über kahle Berge, schmutzige, unbeschreiblich ärmliche Dörfer und noch schmutzigere, ärmlichere, holperige Wege. Das ist meine kurze und getreue Reisebeschreibung.

In unserem Bade lebten wir sehr still, machten weiters keine Bekanntschaften, brauchten auch keine, denn wir wohnten unter

herrlichen Bergen und Wäldern und machten unter uns selbst den besten Cirkel aus. Heinse reiste und blieb mit uns. Ich brauchte das Bad ein wenig und trank das köstliche, stärkende und reinigende Mineralwasser und befand und befinde mich ungewöhnlich gut davon. Was Dich besonders freuen wird, ist, daß ich sagen kann, daß wir wahrscheinlich nur eine halbe Stunde von dem Thale wohnten, wo Hermann die Legionen des Varus schlug. Ich dachte, wie ich auf dieser Stelle stand, an den schönen Sonntagnachmittag, wo wir in dem Walde bei Hahrd bei einem Kruge Obstwein auf dem Felsen die Hermannsschlacht zusammen lasen. Das waren doch immer goldne Spaziergänge, Lieber, Treuer! Sie sollen, wie ich hoffe, noch schöner seyn, wenn wir einmal wieder beisammen sind. Ich wünschte der lieben Mutter ernstliche Meinung zu vernehmen über meinen Vorschlag, den ich diesen Sommer zu Verbesserung Deiner Lage that.

Wir wollen sie nicht bestürmen; sie wird uns genau die ökonomischen Gründe sagen, die sie bestimmen, wenn sie gegen unsere Meinung ist.

Philosophie mußt Du studiren, und wenn Du nicht mehr Geld hättest, als nöthig ist, um eine Lampe und Oel zu kaufen, und nicht mehr Zeit, als von Mitternacht bis zum Hahnenschrei. Das ist es, was ich in jedem Falle wiederhole, und das ist auch Deine Meinung.

Professoren und Universitäten kannst Du freilich im Nothfall entbehren, aber ich möchte Dir denn doch gönnen, lieber Junge! daß Du weniger leiden müßtest, um Dein edelstes Bedürfniß zu befriedigen.

Es sollte mich so herzlich freuen, einmal in Dir den Denker und Geschäftsmann, wie es sich gehört, vereint zu sehen.

Geht es nicht nach Jena, so soll es wenigstens nach Frankfurt gehn. Du sollst Dich einmal tüchtig mit mir freun. Ich schicke Dir vor den Weihnachtsfeiertagen (denn gerade um diese Zeit wird's völlig ruhig auf den Straßen seyn); also vor den Weihnachtsfeiertagen schick' ich Dir das Reisegeld, Du kaufst Dir einen warmen Mantel, setzest Dich auf den Postwagen, bleibst einige Tage hier, besuchst den lieben Sinklair in Homburg, und dann geht's rüstig wieder in die Arbeitsstube, ohne irgend einen Aufwand.

Das, im Falle Du nicht nach Jena gehſt!

Mir geht es gut. Du wirſt mich weniger im revolutionären Zuſtand finden, wenn Du mich wieder ſiehſt; ich bin auch ſehr geſund. Ich ſchicke Dir hier ein Stückchen Kaſimir zu einer Weſte. Unſere Meſſe iſt diesmal ſehr leer. Wenn nur Württemberg und meine theure Familie auch jetzt vor neuen Ungelegenheiten geſichert iſt! Ich mag nicht viel über die politiſchen Sachen ſprechen. Ich bin ſeit geraumer Zeit ſehr ſtille über alles, was unter uns vorgeht.

Grüße Alles! die theure Mutter und Schweſtern und Großmama, und alle Andere in Löchgau und Blaubeuren beſonders!

Wenn's der lieben Mutter nicht unbequem iſt, bitt' ich ſie, auch ein wenig das Nächſtemal an mich zu ſchreiben. Mich verlangt, auch einmal etwas von ihr zu ſehen; ſie iſt doch wohl und iſt mir noch gut?

Dein

Fritz.

**Nr. 129.

Hölderlin an Hegel.

Frankfurt, den 24. Oktober 1796.

Endlich geht es denn doch einmal.

Du erinnerſt Dich, daß ich zu Anfang des Sommers von einer äußerſt vortheilhaften Stelle ſchrieb, und daß es mein ganzer Wunſch um Deinet- und meinetwillen wäre, daß Du hierher kämeſt zu den braven Leuten, von denen die Rede war.

Kriegsunruhen waren wohl die Haupturſache, warum ich ſo lange keine Antwort bekam. Ich war auch den ganzen Sommer über in Kaſſel und Weſtphalen, alſo vollends außer Stande, Dir einige Nachricht hierüber zu geben.

Vorgeſtern kommt Herr Gogel ganz unvermuthet zu uns und ſagt mir, wenn Du noch frei ſeyſt und Luſt zu dieſem Verhältniß hätteſt, würd' es ihm lieb ſeyn. Du würdeſt zwei gute Jungen zunächſt zu bilden haben, von neun bis zehn Jahren, würdeſt durchgängig ungenirt in ſeinem Hauſe leben können, würdeſt, was nicht unwichtig iſt, ein eigenes Zimmer bewohnen, wo Du Deine Buben nebenan hätteſt, würdeſt mit den ökonomiſchen Bedingungen ſehr zufrieden ſeyn, von ihm und ſeiner Familie ſoll ich übrigens

nicht zu viel Gutes ſchreiben, weil geſpannte Erwartung immer ſchlecht befriedigt würde, wolleſt Du aber kommen, ſo ſtehe ſein Haus Dir alle Tage offen.

Nun den Commentar! Weniger als vierhundert Gulden bekömmſt Du ſchwerlich. Das Reiſegeld würde Dir bezahlt werden, wie mir, und Du kannſt wohl auf zehn Carolin rechnen. Alle Meſſe wirſt Du ein ſehr beträchtlich Geſchenk bekommen. Und alles wirſt Du frei haben, etwa Friſeur, Barbier und was ſonſt Kleinigkeiten ſind, ausgenommen. Du wirſt ſehr guten Rheinwein oder franzöſiſchen Wein über Tiſch trinken. Du wirſt in einem Hauſe wohnen, das eins der ſchönſten in Frankfurt iſt und auf einem der ſchönſten Plätze in Frankfurt, dem Roßmarkte, ſteht.

Du wirſt an Herrn und Frau Gogel anſpruchsloſe, unbefangene, vernünftige Menſchen finden, die, ſo viel ſie Beruf zum geſelligen Leben haben, durch ihre Jovialität und ihren Reichthum, doch größtentheils ſich ſelbſt leben, weil ſie und beſonders die Frau mit den Frankfurter Geſellſchaftsmenſchen und ihrer Steifigkeit und Geiſt- und Herzensarmuth nicht ſich befaſſen und verunreinigen und ihre häusliche Freude verderben mögen.

Glaube mir, durch das Letztere iſt alles geſagt! Endlich, Lieber, laß mich auch das Dir ans Herz legen — ein Menſch, der unter ziemlich bunten Verwandlungen ſeiner Lage und ſeines Charakters dennoch mit Herz und Gedächtniß und Geiſt Dir treu geblieben iſt und gründlicher und wärmer als je Dein Freund ſeyn wird und jede Angelegenheit des Lebens willig und freudig mit Dir theilen, und dem zu ſeiner ſchönen Lage nichts fehlt, als Du, dieſer Menſch wohnt gar nicht weit von Dir, wenn Du hierher kömmſt.

Wirklich, Lieber, ich bedarf Deiner und glaube, daß Du auch mich wirſt brauchen können.

Wenn wir einmal auf dem Sprunge ſind, Holz zu ſpalten oder mit Stiefelwachs und Pomade zu handeln, dann laß uns fragen, ob es nicht etwa noch beſſer wäre, Repetent in Tübingen zu werden. Das Stipendium riecht durch ganz Würtemberg und die Pfalz herunter mich an, wie eine Bahre, worin ſchon allerlei Gewürm ſich regt. Im Ernſte, Lieber, Du darfſt Deinen Geiſt nicht ſo muthwillig auf eine ſo unleidliche Probe ſetzen.

Daß Du Dich auf das, was ich Dir über das Oekonomiſche geſagt habe, verlaſſen kannſt, muß dadurch Dir bewieſen werden, daß alle hieſigen Kaufleute in dieſer Rückſicht beinahe durchaus daſſelbe beobachten. Von der Hauptſumme kannſt Du ganz ſicher ſeyn. Das weiß ich aus ſicheren Händen. Ich habe Herrn Gogel geſagt, ich werde Dich bitten, Du möchteſt in einem Briefe an mich Deine Gedanken über dieſes Verhältniß und Deine Wünſche, ſo weit Du es für nöthig findeſt, äußern und das woll' ich ihm zu leſen geben. Du kannſt alſo auf dieſe Art noch alles berichtigen oder, wie Du lieber willſt, ohne alles weitere hierher kommen. Laß uns nur jetzt machen, daß die Sache ſo ſchnell als möglich vor ſich geht. Uebrigens ſagt mir Herr Gogel, daß er auch im Nothfalle noch ein paar Monate warten könne. Ich hätte noch Manches Dir zu ſagen, aber Deine Hierherkunft muß die Vorrede zu einem langen, langen intereſſanten, ungelehrten Buche von Dir und mir ſeyn. Dein

Hölderlin.

**Nr. 130.

Hegel an Hölderlin.

Tſchugg bei Erlach 1796.

Liebſter Hölderlin!

So wird mir doch einmal die Freude, wieder etwas von Dir zu vernehmen; aus jeder Zeile Deines Briefes ſpricht Deine unwandelbare Freundſchaft zu mir, ich kann Dir nicht ſagen, wie viel Freude es mir gemacht hat, und noch mehr die Hoffnung, Dich bald ſelbſt zu ſehen und zu umarmen.

Ohne länger bei dieſer angenehmen Vorſtellung zu verweilen, laß mich gerade von der Hauptſache ſprechen. Dein Wunſch allein, mich in der Lage zu ſehen, von der Du mir ſchreibſt, bürgt mir dafür, daß dieſes Verhältniß nicht anders als vortheilhaft für mich ſeyn kann; ich folge alſo ohne Bedenken Deinem Rufe und entſage andern Ausſichten, die ſich mir darboten. Mit Vergnügen trete ich in die vortreffliche Familie ein, in der ich hoffen kann, daß der Antheil, den ich an der Bildung meiner zukünftigen Zöglinge nehmen werde, von glücklichem Erfolge ſeyn wird; den

Kopf derſelben mit Worten und Begriffen zu füllen, gelingt zwar gewöhnlich, aber auf das Weſentlichere der Charakterbildung wird ein Hofmeiſter nur wenig Einfluß haben können, wenn der Geiſt der Eltern nicht mit ſeinen Bemühungen harmonirt. — In Anſehung der ökonomiſchen und anderen Verhältniſſe im Hauſe iſt es zwar oft der Klugheit gemäß, ſich im Voraus genau darüber zu erklären; ich glaube aber hier dieſer Vorſicht entbehren zu können und überlaſſe es Dir, mein Intereſſe zu beſorgen, da Du auch am beſten wiſſen wirſt, was in Frankfurt in dieſer Rückſicht gewöhnlich iſt und in welchem Verhältniſſe die Bedürfniſſe des Lebens und das Geld gegen einander ſtehen.

Was die Reiſe betrifft, ſo ſehe ich voraus, daß die Koſten derſelben nicht über zehn Karolins kommen werden, und wünſchte, daß Du mit Herrn Gogel vorläufig davon ſprächeſt und, wie Du es dann für ſchicklich findeſt, ihn erſuchteſt, mir durch Dich einen Wechſel zu überſchicken, oder mir, wenn ich nach Frankfurt komme, die Koſten zu vergüten.

So leid es mir thut, nicht ſogleich mich auf den Weg machen zu können, ſo iſt es mir doch unmöglich, eher als gegen das Ende des Jahres das Haus, in dem ich mich wirklich befinde, zu verlaſſen, und vor der Mitte des Jenners in Frankfurt einzutreffen. Da Du nun einmal angefangen haſt, Dich für mich in dieſer Sache zu intereſſiren, ſo muß ich Dir es ſchon noch zumuthen, das Weſentliche meines Briefes Herrn Gogel mitzutheilen und ihn dabei meiner Hochachtung zu verſichern; er wird zwar ſelbſt einſehen, daß ein Theil deſſen, was Du ihm von mir magſt geſagt haben, um ihm das Zutrauen einzuflößen, deſſen er mich würdigt, mehr auf Rechnung Deiner Freundſchaft für mich zu ſetzen ſeyn werde, oder daß ſich ein Freund nicht immer nach dem andern ſicher beurtheilen laſſe.

Verſichere ihn indeß, daß ich mir alle Mühe geben werde, um Deine Empfehlung zu verdienen. Wie viel Antheil an meiner geſchwinden Entſchließung die Sehnſucht nach Dir habe, wie mir das Bild unſeres Wiederſehens, der frohen Zukunft, mit Dir zu ſeyn, dieſe Zwiſchenzeit vor Augen ſchweben wird — davon nichts. Lebe wohl. Dein

Hegel.

**Nr. 131.

Hölderlin an Hegel[1]).

Frankfurt den 20. November 1796.

Liebſter Hegel!

Die ganze Sache iſt ins Reine gebracht. Du bekommſt, wie ich im Voraus wußte, vierhundert Gulden, haſt freie Wäſche und Bedienung im Hauſe und die Reiſekoſten will Herr Gogel vergüten, wenn Du hierher kömmſt oder, wenn Du es nöthig finden ſollteſt, Dir den Wechſel nach Bern ſchicken. Ich ſchreibe Dir ſeine eigenen Worte, die ich dieſen Augenblick von ihm erfahre. Wollteſt Du den Wechſel nach Bern haben, um anderweitige mögliche Inconvenienzen zu vermeiden, ſo ſchreib' es mir mit nächſtem, ich will ſehen, daß ich es mit Schicklichkeit beſorge und ohne Dich im mindeſten zu exponiren.

Daß Du erſt in der Mitte des Jenners kommſt, erträgt Herr Gogel geduldiger als ich; ich wollte wir hätten heute Neujahrsabend. Herr Gogel hat Deinen Brief geleſen und war, wie ich wohl denken konnte, ſehr vergnügt darüber. Wenn Du noch der Alte biſt, ſo wirſt Du in ſeinem Charakter und ſeiner Art ſich zu äußern, ſehr viel Beziehung mit Deiner Eigenthümlichkeit finden.

Die Materie und Form des Unterrichts wird, wie natürlich, Deiner Einſicht überlaſſen. Deine Gewandtheit in der franzöſiſchen Sprache, nimmt Herr G. wie ein ſeltenes und bedeutendes Geſchenk.

Seine Jungen, zwei an der Zahl, ſeyen gut, ſagte er, eines ſeiner Mädchen, denen Du aber nur gelegentlich hie und da was beibringſt, iſt etwas hartköpfig. Das kann Dich aber nicht ſehr verdrießen. Daß Deutſchland in Europa liegt, behält Dir wohl jede. Wer unterhält ſich nicht gern mit ſo einem guten Ding eine Viertelſtunde?

Mit den Jungen wirſt Du, ſo ſehr der erſte Unterricht unſeren Geiſt oft drücken muß, Dich dennoch lieber beſchäftigen, als mit Staat und Kirche, wie ſie gegenwärtig ſind. Auch werden

---

[1]) Zwiſchen dieſem und dem vorigen Briefe ſind offenbar noch Briefe gewechſelt, die wir nicht beſitzen.

gewöhnlich zum Unterrichte im Schönſchreiben, Rechnen, Zeichnen, Tanzen, Fechten oder was ſonſt Dinge ſind, die nicht gerade von uns erwartet werden können, Meiſter genommen, denen man das Kind ganz wohl anvertrauen kann, ſo daß Du hinlänglich wirſt ausruhen können.

Wir wollen brüderlich Müh' und Freude theilen, alter Herzensfreund! Es iſt recht gut, daß mich die Höllengeiſter, die ich aus Franken mitnahm, und die Luftgeiſter mit den metaphyſiſchen Flügeln, die mich aus Jena geleiteten, ſeitdem ich in Frankfurt bin, verlaſſen haben. So bin ich Dir noch etwas brauchbar. Ich ſehe, daß Deine Lage Dich auch ein wenig um den wohlbekannten immer heitern Sinn gebracht hat. Siehe nur zu! Du wirſt bis nächſten Frühling wieder der Alte ſeyn. Was Du von Leiten und Führen ſchreibſt, Lieber, Theurer! das hat mir wehe gethan. Du biſt ſo manchmal mein Mentor geweſen, wenn mein Gemüth zum dummen Jungen mich machte, und wirſt's noch manchmal ſeyn müſſen.

Du wirſt Freunde finden, wie man ſie nicht überall findet.

Vorige Woche habe ich Sinklär in Homburg beſucht. Er freut ſich auch unendlich, daß Du kommſt. Ich ſage Dir, Lieber! Du brauchſt nichts als Dein und mein Haus, um recht glückliche Tage zu haben. Der Tag des Wiederſehens wird uns ziemlich verjüngen. Ich komme Dir bis Darmſtadt entgegen, wenn ſich's nur immer einrichten läßt. Dann nehm' ich Dich erſt zu mir und freue mich ſatt an Dir und dann bring' ich Dich dem guten Gogel ins Haus.

Ich habe vorgeſtern von Dir geträumt, Du machteſt noch allerlei weitläufige Reiſen in der Schweiz herum, und ich wollte mich todt ärgern. Nachher hatt' ich herzliche Freude an dem Traume.

Leb' wohl, lieber Hegel! Schreibe mir bald wieder. Wärſt Du nur ſchon aus dem Bernergebiet weg! Dein

Hölderlin.

** Nr. 132.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., im November 1796.

Lieber Karl!

Ich kann diesmal nur das Echo Deines ersten lieben Briefes machen, nur vorerst mein herzlich Ja! sagen zu allem, was Du gesagt, und muß es auf ein Andermal ersparen, umständlicher mich über die nöthige Geistesbildung und eine zweckmäßige Lage, die jene unterstützen, und die Richtung, die jene nehmen soll, gegen Dich zu erklären.

Du hast äußerst richtig und schön in Deinen geäußerten Gesinnungen das Feuer jugendlicher Thätigkeit, die in's Unendliche geht, mit der Einschränkung derselben auf ein freies häusliches Leben gepaart. Darin besteht alle Lebensweisheit, daß wir uns nicht zu sehr ausdehnen und nicht zu sehr concentriren, und ein Mensch, der bei ausgebreitetem Geiste doch mit einfachem Herzen seinen eignen Boden pflanzt und seine Kinder erzieht, also der Mensch, der Du sehr leicht werden wirst, scheint mir nach allem, was ich gedacht und erfahren, der glücklichste und der menschlichste, also der vollkommenste Mensch zu seyn. Du wirst sicher bald eine Lage finden, wo Du doch ein paar Stunden des Tages wirst Deinen Geist aus der ermüdenden Unthätigkeit, in der er freilich durch die meisten bürgerlichen Geschäfte erhalten wird, erheben können.

Wir wollen uns also trösten, bis auf bessere Zeit, die Du dann doppelt kräftig und glücklich benützen wirst, weil Du sie durch Entbehren schätzen gelernt hast. Es ist auch noch etwas, das Dich trösten muß, nämlich die unläugbare Wahrheit, daß jeder nicht gemeine Kopf die Sphäre, wo er sich findet, sie sey auch welche sie wolle, zuweilen zu enge finden muß. Ich sage zuweilen! denn er besinnt sich auch wieder und sagt sich, daß ein unendlicher Spielraum die Entwicklung des Geistes wohl noch weniger dürfte begünstigen, als ein beschränkter.

Du hast bisher mit Deiner Lage wie ein edler Kämpfer gerungen. Thue es noch eine Weile und die schlimmste Periode wird überstanden seyn.

Ueber die vorgeschlagene Reise nach Frankfurt sagst Du mir gar nichts.

Ueber Fichte's Naturrecht will ich Dir das Nächstemal schreiben. Ich möchte Dir gerne etwas Gründliches und Vollständiges sagen und habe jetzt nicht Zeit dazu.

Mein Hyperion wird wohl bis nächste Ostern auf einmal ganz erscheinen. Zufälle haben seine Erscheinung verzögert.

Sey so gut, Lieber! und schicke mir die zwei schwäbischen Almanache, worin meine früheren Gedichte gedruckt sind, ich möchte sie gerne durchfeilen und habe kein Manuscript davon.

Lebe wohl, mein Karl! Nimm vorlieb für diesmal.

Dein

Fritz.

** Nr. 133.

Hölderlin an Schiller.

Frankfurt a. M., den 20. November 1796.

Verehrungswürdigster!

Es macht mich oft traurig, daß ich Ihnen nimmer, wie ich sonst wohl durfte, ein Wort aus meiner Seele sagen kann, aber Ihr gänzlich Verstummen gegen mich macht mich wirklich blöde, und ich muß immer wenigstens irgend eine Kleinigkeit vorschützen können, wenn ich mich dazu bringen soll, meinen Namen Ihnen wieder zu nennen.

Diese Kleinigkeit ist diesmal die Bitte, daß Sie die unglücklichen Verse, die keinen Platz finden konnten in Ihrem diesjährigen Almanache, mir wieder zur Durchsicht geben möchten, denn das Manuscript, das ich Ihnen im August von Kassel aus zuschickte, war das einzige, das ich hatte.

Möchten Sie es doch nicht für verlorne Mühe halten, Ihr Urtheil beizusetzen, denn auch hierin kann ich alles leichter ertragen, als Ihr Stillschweigen.

Ich erinnere mich noch sehr gut jedes kleinsten Zeichens Ihrer Theilnahme an mir. Sie haben mir auch, da ich noch in Franken lebte, einmal ein paar Worte geschrieben, die ich immer wiederhole, so oft ich verkannt bin.

Haben Sie Ihre Meinung von mir geändert? Haben Sie mich aufgegeben?

Verzeihen Sie mir dieſe Fragen. Eine Anhänglichkeit an Sie, gegen welche ich oft vergebens anging, wenn ſie Leidenſchaft war, eine Anhänglichkeit, die noch immer mich nicht verlaſſen hat, nöthigt ſolche Fragen mir ab.

Ich würde mich darüber tadeln, wenn Sie nicht der einzige Mann wären, an den ich meine Freiheit ſo verloren habe.

Ich weiß, daß ich nicht ruhen werde, bis ich durch irgend etwas Errungenes und Gelungenes wieder einmal ein Zeichen Ihrer Zufriedenheit erbeute.

Glauben Sie nicht, daß ich feire, wenn ich nicht von meinen Beſchäftigungen ſpreche. Aber es iſt ſchwer, gegen die Niedergeſchlagenheit auszuhalten, die einem der Verluſt einer Gewogenheit gibt, wie diejenige war, die ich beſaß oder mir träumte.

Ich bin verlegen, ſcrupulös über jedes Wort, das ich Ihnen ſage, und doch bin ich ſonſt ſo ziemlich, wenn ich andern Menſchen gegenüber mich finde, über jugendliche Aengſtlichkeit weg.

Sagen Sie mir ein freundlich Wort, und Sie ſollen ſehen, wie ich verwandelt bin.

Ihr wahrer Verehrer

Hölderlin.

Nr. 134.

Hölderlin an ſeine Mutter.

Frankfurt den 20.[1])

Liebſte Mutter!

Ich ſchreibe diſsmal an Sie, weil ich Ihnen zunächſt von dem Entſchluſſe, zu dem ich mich durch wohlgeprüfte Gründe beſtimmt habe, wegen der Präceptorſtelle, Rechenſchaft zu geben ſchuldig bin. Seyn Sie verſichert, daß es mich nicht weniger Verläugnung koſtet, als Sie und meinen Karl, Ihre tägliche Gegenwart, und Ihren herzlichen Umgang entbehren zu müſſen. Meine

[1]) Das weitere iſt abgeriſſen. Die auf Hegel bezügliche Stelle beweiſt, daß der Brief gegen Ende des Jahres 1796 geſchrieben wurde, wie ich vermuthe, den 20. November, da Hölderlin öfter ſeine Briefſchulden an einem Tage erledigte.

Lage ist sehr glüklich, aber wo in der Welt vermisst man gerne seine Mutter und solch einen Bruder und seine Familie? Sie können also wohl glauben, daß es mir nicht so leicht wird, den günstigen ehrenhaften Ruf meiner guten Mitbürger unbenüzt zu lassen. Aber einmal wär es doch nicht dankbar, ein Haus, dem ich bisher nicht einen Zehendtheil der schönen Freundschaft, die ich täglich erfahre, vergelten konnte, und meinen hofnungsvollen Zögling zu verlassen, gerade in einem Zeitpuncte, wo er anfängt, mein Herz und meinen Unterricht eigentlicher zu verstehen. Denn ob ein anderer ihm gerade das seyn würde, was ich ihm seyn kann, ist ungewiß. Das Kind ist von der Natur beinahe ganz so gemacht, wie ich, so viel ich weiß, aus ihren Händen ging. Ich finde mich tausendmal mit meinen ursprünglichen Eigenheiten in ihm, auch das Kind ahndet in mir ein gleichgeschaffen Gemüth und das gerade erleichtert mir meine Erziehung so sehr, das gerade scheint mir immer mehr die unumgängliche Bedingung jeder glüklichen Erziehung zu seyn.

Ferner müßt' ich fürchten, daß meine Gesundheit, von der ich meinen Geist und meinen Karakter so sehr oft abhängig fühlen musste, leicht wieder ihr gewonnenes Gleichgewicht verlieren könnte in einer Lage, wie die angebotene seyn würde. Sie wissen, liebste Mutter, wie ich körperlich, und gröstentheils darum auch am Gemüthe litt, den Sommer über, den ich in Nürtingen zubrachte. Ich bin jezt völlig hergestellt. Aber würd' es wohl so bleiben können bei einem so unruhigen Amte, und würd' ich es lange mit dem gehörigen Aufwande von Kräften versehen können? Schulmeistern könnt' ich unmöglich, und 40 Knaben nach reinen Grundsäzen und mit anhaltendem belebendem Eifer zu erziehen, ist wahrhaftig eine Riesenarbeit, besonders wo häusliche Erziehung und anderweitige Anstalten so sehr oft entgegenwirken.

Ferner würden die Beschäfftigungen, die, durch Natur und Gewohnheit, mir unentbehrliches Bedürfniß geworden sind, und ohne welche für mich kein Glük der Erde genießbar ist, diese frohen, wenigstens unschuldigen Beschäfftigungen würden beinahe ganz unterbleiben müssen, wenn ich nicht jede Mitternacht zum Tage machen wollte und das darf und kann ich nicht, wenn ich nicht in Einem Jahre fertig seyn will.

Das ſind, wie ich glaube, drei ſolide Gründe. Ich könnte noch manches hinzu ſezen, aber ich halt' es nicht für nötig, da ich weiß, wie ſehr Sie alles, was ich bisher geſagt, ſelbſt empfinden.

Wir wollen uns durch Beſuche und fröhliche Nachrichten, ſo viel es möglich iſt, für den verſagten näheren Umgang ſchadlos halten. Sie haben, wie ich noch wohl weiß, ſelbſt ſehr oft geäuſſert, daß Sie mir nie entſchieden zu einer ſolchen Lage rathen würden.

Danken Sie in meinem Nahmen überall, wo meiner inſofern gedacht wird, recht herzlich! Sagen Sie, daß ich das Andenken meiner Mitbürger zu ſchäzen wiſſe, und zu verdienen ſuche.

Dem lieben Karl will ich, wenn es möglich, noch morgen den erſten ſeiner zwei lieben Briefe beſonders beantworten.

Ihnen, liebſte Mutter, dank ich innigſt für Ihren langen gütigen Brief. Was Sie mir über unſre ökonomiſchen Verhältniſs ſagen, nehm' ich mit Beſcheidenheit und Überzeugung an. Ich weiß gewiß, Sie werden für unſern Karl, der uns und dem Vaterlande ſo viel verſpricht, in der Folge thun, was Sie können, was auch ich gewiſſenhaft verſpreche. Freuen wird Sie die Nachricht, daß einer meiner ſchäzbarſten Univerſitätsfreunde, M. Hegel aus Stutgard, durch meine Vermittlung wahrſcheinlich zu Anfang des nächſten Jahres als Hofmeiſter hieher in Eine der glüklichſten hieſigen Familien kommen wird. Könt' ich doch meinen Karl auch in die Nähe bringen, auf einige Zeit. Aber das darf ich vor Ihnen nicht laut ſagen.

Bleiben [Sie] nur immer recht geſund und genieſſen Sie Ihr und Ihrer Kinder Glük mit ungeſtörtem Herzen.

Grüſſen Sie alles von mir! Was macht die liebe Schweſter und ihre Familie? Es hat mich unendlich gefreut, daß all' die lieben Meinigen in dem raſenden Kriege ſo unbeſchädigt geblieben ſind. Leben Sie wohl, liebſte Mutter!

Ihr

Friz.

**Nr. 135.

Schiller an Hölderlin.

Jena, den 24. November 1796.

Ich habe Sie keineswegs vergeſſen, lieber Freund, wie Sie denken: blos Zerſtreuungen und Geſchäfte, neben meiner gewöhnlichen Briefſcheu haben die Antwort auf Ihre freundſchaftlichen Briefe ſo lange verzögert.

Ihre neueſten Gedichte kamen für den Almanach um mehrere Wochen zu ſpät, ſonſt würde ich von dem einen oder andern gewiß Gebrauch gemacht haben. Dafür, hoffe ich, ſollen Sie an dem künftigen deſto größern Antheil haben. Da es mir heute an Muße fehlt, dieſe letzt überſandten Stücke durchzugehen, ſo behalte ich ſie vor der Hand noch da, um meine Bemerkungen beizuſchreiben.

Große Freude machte mirs, wenn ich in dem nächſten Almanach einige reife und bleibende Früchte Ihres Talents aufſtellen könnte. Nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachſamkeit zuſammen, wählen Sie einen glücklichen poetiſchen Stoff, tragen ihn liebend und ſorgfältig pflegend im Herzen, und laſſen ihn, in den ſchönſten Momenten des Daſeyns, ruhig der Vollendung zureifen; fliehen Sie wo möglich die philoſophiſchen Stoffe, ſie ſind die undankbarſten, und in fruchtloſem Ringen mit denſelben, verzehrt ſich oft die beſte Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, ſo werden Sie weniger in Gefahr ſeyn, die Nüchternheit in der Begeiſterung zu verlieren, oder in einen gekünſtelten Ausdruck zu verirren.

Auch vor einem Erbfehler deutſcher Dichter möchte ich Sie noch warnen, der Weitſchweifigkeit nämlich, die in einer endloſen Ausführung und unter einer Fluth von Strophen oft den glücklichſten Gedanken erdrückt. Dieſes thut Ihrem Gedicht an Diotima nicht wenig Schaden. Wenige bedeutende Züge in ein einfaches Ganzes verbunden, würden es zu einem ſchönen Gedichte gemacht haben. Daher empfehle ich Ihnen vor allem eine weiſe Sparſamkeit, eine ſorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren einfachen Ausdruck deſſelben. Doch wie kann ich alles das ſpecificiren, was ich wünſchte? Sie haben Moſes und die Propheten; halten Sie ſich an die ſchönſten Muſter und bilden ſich daraus die Regeln ſelbſt, die ohne das nur Worte ſeyn würden.

Verzeihen Sie mir diese Aufforderungen, diese Warnungen, theilnehmende Freundschaft hat beide eingegeben.

Leben Sie recht wohl und lassen mich fleißig von sich hören.

Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.

**Nr. 136.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 19. Januar 1797.

Lieber Karl!

Die Briefe von unserer lieben Mutter und Dir waren des langen Harrens wohl werth. Es freute mich jede Sylbe darin.

Daß Deine Lage sich so günstig verändert hat, freut mich besonders. Ich glaube wirklich, daß B. der Mann ist, Dich zu schätzen und von Dir geschätzt zu werden. Du kennst ihn auch so weit, daß Du hoffen kannst, mit ihm in vernünftigen Gesprächen Deinen Geist, wo nicht zu bereichern, doch zu beleben. Er ist Mathematiker, und es wird Dir sehr wohl thun, nach Vollendung des naturrechtlichen Studiums, an die Mathematik zu gehen, die, wie Du finden wirst, die einzige Wissenschaft ist, die der möglichen wissenschaftlichen Vollkommenheit des Naturrechts an die Seite gesetzt werden kann. Ich beschäftige mich jetzt häufig mit dieser herrlichen Wissenschaft und finde, um es noch einmal zu sagen, daß diese und die Rechtslehre, wie sie werden kann und muß, die einzigen in diesem Grade vollkommenen reinen Wissenschaften sind im ganzen Gebiete des menschlichen Geistes. Ich will besonders mündlich mich sehr viel gegen Dich über das Naturrecht, und dann auch über die Parallele, in die ich es gesetzt habe, erklären. Aber was mir jetzt eigentlich am Herzen liegt, ist die Hoffnung, Dich wieder zu sehen. Ich danke Dir recht sehr, lieber Karl, daß Du mir so meinen Willen thust und kommst. Es soll Dich nicht reuen. Es wird Dein Wesen unendlich befreien, Dich einmal außer den Grenzen von Gesellschaft und Land, worin Du bisher gelebt, zu sehen. Für einen, der so eingezogen lebte, wie Du, ist eine Reise nach Frankfurt ein eben so reichhaltiger Genuß, als vielleicht für manchen Andern eine durch halb Europa. All'

meine Freuden, alles, was in meinem Herzen Jugendliches ist, will ich an Dein Herz drücken. Du wirst mich gesundern, ordentlicheren Sinnes finden. Für Dein Logis ist gesorgt. Wie gedenkst Du Deine Reise zu machen? Für jeden Fall schick' ich Dir vier Caroline. Ist's nicht genug, so sag' es gerade heraus. Für die Rückreise will ich dann schon auch wieder sorgen, wenn es noth thut.

Sage der lieben Mutter tausend Dank für ihren gütigen Brief. Ich will das Nächstemal an sie schreiben, und auch an die liebe Schwester. Jetzt hab' ich noch beinahe ein Halbdutzend Briefe zu expediren. Ueber meine Arbeiten noch immer kein Wort! Laß mir den Eigensinn, lieber Karl! Ich denke am Ende denn doch Deine brüderliche Theilnahme zu befriedigen.

Sey so gut, Lieber! schreib' mir diesmal recht bald wieder, wenn ich schon diesmal so kurz weg schreibe, so geschieht es aus Nothwendigkeit.

Dein

Fritz.

Nr. 137.

Hölderlin an seine Mutter.

d. 30. Januar 97.[1])

Liebste Mutter!

Ich bin glüklich und unglüklich durch Ihre Güte. Ich sollte sie erwiedern, durch völlige Befriedigung Ihrer mütterlichen Wünsche, und ich könnte doch diß nur auf eine Art, die Ihnen selbst über kurz oder lange unangenehm seyn müßte. Wenn Sie meinen Karakter beurtheilten, wie ich ihn selber beurtheilen muß, so würden Sie ziemlich resignirt seyn, wenn ich zwar die Ehre, die mir durch das bewußte Anerbieten geschiehet, mit ungeheucheltem Dank annehme, aber das Glük, das ich bei jeder andern Art zu denken und zu empfinden, gewiß ergriffen haben würde, nicht benüze.

Liebe Mutter! man begehrt einen tauglichen Menschen. Bin ich denn das, wenn ich ehrlich seyn will?

---

[1]) Geschrieben „96". Daß der Brief 1797 geschrieben wurde, ergiebt sich aus dem Briefe an seine Schwester vom 17. Februar 97 (Nr. 139), der auf ihn Bezug nimmt.

Ist das Alter und die Stimmung, worin ich lebe tauglich zu irgend einem festen häuslichen Verhältniß? Wie viele Bedürfnisse, mich zu bilden und zu wirken, hab' ich noch, die in einer Lage, wie meine künftige seyn würde, unmöglich sich befriedigen lassen würden? Wie viele Foderungen mach' ich an den Menschen überhaupt, wie unendlich viele würd' ich machen, an das Wesen, das ausschließlich und daurend mich interessiren sollte? Man muß älter, muß durch mancherlei Versuche und Erfahrungen genügsamer geworden seyn, um sich zu sagen: hier will ich stehen bleiben und ruhn.

Ich bitte, halten Sie diß für keine Grillen, keine Phantasien, wie man gewöhnlich unter meinen Landsleuten derlei Äusserungen zu nehmen pflegt. Es ist kein Unverstand, daß ich hierinn der Natur folge und in jener Rükficht mich frei erhalte, so lang ich kann; gerade weil ich mich und jeden, der mir hierinn gleicht, besser, als gewöhnlich ist, verstehe, gerade darum folg' ich der Natur.

Es wird schon einmal anders werden. Ein ruhiger Ehemann ist eine schöne Sache; nur muß man einem nicht sagen, daß er in den Hafen einlaufen soll, wenn er von seiner Fahrt die Hälfte kaum zurükgelegt hat.

Und dann fühl ich auch mich tüchtiger zum Erzieher als zum Predigtamt. Ich würde schwerlich in den Vortrag, der bei unsern Gemeinden eingeführt und unumgänglich ist, so gut einstimmen und so leicht, als nötig wäre, da ich hingegen ein Amt, wie mein gegenwärtiges ist, würd' es auch ausgebreiteter, so ziemlich erfüllen zu können glaube. Das Lehramt ist auch überhaupt, so viel ich sehe, bei den jezigen Zeiten wirksamer, als das Predigtamt. Ich glaube, ich habe Ihnen diß schon in dem lezten Briefe geäussert, auch mündlich, so viel ich mich erinnere.

Auch werden Sie mir nicht verdenken, wenn ich gestehe, daß ich für mein Wesen, und seine Bedürfnisse, meine gegenwärtige Lage für die angemessenste halte. Der l. Bruder soll Ihnen bei seiner Zurükkunft sagen, ob es leicht sei, edle Menschen zu verlassen, wie diese bei denen ich lebe, und einen gebildeten Umgang aufzugeben, wie der ist, den ich täglich genieße. Herr und Frau Gontard fühlen ganz mit mir, wie sehr es Ihrem mütterlichen

Herzen angelegen seyn muß, mich nahe zu haben. Wir haben mit herzlichem Antheil über Ihren Brief zusammen gesprochen. Wir haben Sie gewiß verstanden, liebste Mutter!

Aber Sie verlieren ja gar nichts, wenn ich hier bleibe. Ich hätt' in der Entfernung, die Sie mir bestimmten, Sie jährlich einmal besucht. Das kann und will ich auch von hier aus.

Ich hätt' Ihnen alle Wochen Nachricht gegeben. Das kann und will ich auch von diesem Tage an von hier aus. Sie hätten an meinem ökonomischen Zustand Freude gehabt. Das können Sie auch jezt und mehr!

Ich bin auch so gesund noch seit langer Zeit noch keinen Winter gewesen, und ich bin gewarnt genug, in dieser Rükksicht ohne Zwang die Lage nicht zu wechseln. Die Eile verbietet mir, alles mögliche auszuführen, was Sie über meinen Entschluß beruhigen und erheitern kann. Geben Sie deswegen Ihre Theilnahme an meinem Wohlseyn nicht auf, theuerste Mutter! Machen Sie sich alle guten Hofnungen von meiner und Ihrer Zukunft! Denn ich denke, sie sollen sich erfüllen.

Der lieben Schwester und dem Karl schreib ich morgen und schik' ihm zugleich das kleine Reisegeld.

Ewig

Ihr

treuer Sohn

Hölderlin.

*Nr. 138.

Hölderlin an Neuffer.

Frankfurt d. 16. Febr. 97.

Mein Theuerer!

Ich habe eine Welt von Freude umschifft, seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte Dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals stille gestanden wäre und zurükgesehen hätte. Die Wooge trug mich fort; mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken.

Und noch ist es so! noch bin ich immer glüklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in diß arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsinn ist nun vor

Störung ſicher. Er orientirt ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüth beſänftiget, erheitert ſich täglich in ihrem genügſamen Frieden. Ich ſage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich ſonſt betrift, ſo bin ich auch ein wenig mit mir zufrieden. Ich dichte wenig und philoſophire beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen, mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schikſaal mir mein glüklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu thun, als bisher.

Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig ſeyn wirſt, umſtändlicher von meinem Glüke mich ſprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe ſchon oft genug geweint und gezürnt über unſere Welt, wo das Beſte nicht einmal in einem Papiere, das man einem Freunde ſchikt, ſich nennen darf. Ich lege Dir ein Gedicht an Sie bei, das ich zu Ende des vorigen Winters machte[1]).

Den Sommer über hab' ich in Kaſſel und in einem Weſtphäliſchen Bade, in der Gegend der alten Hermannsſchlacht, gelebt, gröſtentheils in Geſellſchaft von Heinze[2]), den Du als Verf. des Ardinghello kennſt. Er iſt ein herrlicher alter Mann. Ich habe noch nie ſo eine gränzenloſe Geiſtesbildung bei ſo viel Kindereinfalt gefunden.

Von meinem Hyperion wird der erſte Band bis nächſte Oſtern erſcheinen. Zufällige Umſtände verzögerten die Herausgabe ſo lange.

Meine Auswanderung aus Frankfurt und die Zerſtreuungen der Reiſe waren Schuld, daſs ich nicht zu rechter Zeit in den Schillerſchen Allmanach etwas ſchiken konnte. Nächſtes Jahr hoff' ich auch wieder an Deiner Seite zu erſcheinen, Lieber! Das Lied, das ich von Dir darinn fand, iſt ſehr ausgearbeitet. Schreibe mir recht viel von Deinen Arbeiten, Deinem Geſchmak, Deiner Stimmung! Wir wollen wieder ſchneller die Briefe wechſeln. Hegels Umgang iſt ſehr wohlthätig für mich. Ich liebe die ruhigen Verſtandesmenſchen, weil man ſich ſo gut bei ihnen orientiren

[1]) Vgl. Brief 139 S. 412.

[2]) Heinſe.

kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist.

Ich wollte Dir so viel schreiben, bester Neuffer! aber die armen Momente, die ich habe dazu, sind so sehr wenig, um das Dir mitzutheilen, was in mir waltet und lebt! Es ist auch immer ein Tod für unsre stille Seeligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber so hin in fröhlichem schönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke nicht ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen und so brauchte es keiner Worte mehr! Sie ist schön, wie Engel. Ein zartes geistiges himmlisch reizendes Gesicht! Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seeliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde!

Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süsses Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist alles ist in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Theurer! „Wen die Götter lieben, dem wird grosse Freude, grosses Laid zu Theil."

Auf dem Bache zu schiffen ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schikſaal in den Meersgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann.

Dein

Hölderlin.

Nr. 139.

Hölderlin an seine Schwester.

Frankfurt a. M. d. 17. Febr. 97.

Beste Schwester!

Du hast mir grosse Freude gemacht mit Deinem Brief. Ich finde es nicht übel, den schönen Genuß, den er mir gab, mir so oft, als möglich zu vervielfältigen und verspreche Dir deswegen, mit strengster Gewissenhaftigkeit jeden Deiner Briefe zu beantworten und wenn alle Tage einer käme. Diß wird nun nicht der Fall seyn, aber ich rechne doch von nun an auf 2 des Monats. Deine Neuigkeiten waren mir alle interessant. Daß Camerer[1]) sich meiner

[1]) Seit dem Herbst 1796 Stadt- und Amts-Physicus in Blaubeuren.

noch oft erinnert, freut mich äuſſerſt. Er iſt einer von den wenigen Menſchen, die mich eigentlich kennen, und das iſt ihm ſehr leicht geworden, denn er ſah mich in Jena faſt alle Tage, an Leib und Seele im höchſten Negligee. Mir iſt er durch dieſen Umgang aufs ganze Leben lieb geworden, und ich freue mich deswegen recht ſehr, daß er in Blaubeuren und in Deiner Geſellſchaft lebt. Ich glaube, Deine Freundin hat an ihm den Mann gewählt, der ihr einzig angemeſſen iſt. Eine Frau von lebendigem Geiſt iſt am beſten berathen durch einen ruhigen geſezten Mann, wie Kammerer iſt.

Ich wünſchte jezt manchmal Deine Felſen und Wälder und Berge und Dein Blauthal ſtatt meiner Promenaden um mich zu haben; natürlich müßteſt Du auch dabei ſeyn.

Du würdeſt Deine große Freude haben, wenn Du ſäheſt, wie gut mirs geht, und wie ich anfange, immer mehr nach Deinem Sinne zu werden, zufriedner zu ſeyn, mehr Gleichgewicht in mir zu haben.

Wär' es nicht möglich geweſen, daß unſer Karl in Geſellſchaft Deines lieben Mannes hätte zu mir kommen können? Du ſollteſt doch einmal Deine Überredungskunſt an ihm verſuchen. Iſt es jezt nicht möglich, daß er die freundſchaftliche, geſunde Reiſe macht, ſo findet ſich vieleicht doch noch ein günſtigerer Zeitpunct. Ich darf es ja doch ſo ſchnell nicht wagen, zu Euch zu kommen, wenn ich nicht des Heimwehs will verdächtig werden.

Ich glaube, Du wirſt es unter den Gründen, die ich genannt, nicht unvernünftig finden, daß ich den bekannten Vorſchlag wegen der Pfarrſtelle ſo und nicht anders beantwortet habe. Es ſollte mir äuſſerſt laid thun, wenn meine Familie es nicht billigte, daß ich für jezt, wohl auch für künftig, auf einem ſolchen Wege mein Glük nicht ſuche.

Deine lieben Kinder grüſſe von mir. Sie ſollen nur geſund bleiben. Ich glaube, Chriſtian wird Dir immer mehr Freude machen, je mehr es Zeit ſeyn wird, wo ſein guter Kopf ſich entwikeln muß. Der kleinen Puppenkönigin möcht' ich einmal zuſehn!

Schreibe mir bald wieder, beſte Schweſter!

Dein

treuer Bruder

Friz.

Nr. 140.

Hölderlin an seine Schwester.

Frankfurt d.[1]) April 79.

Liebste Schwester!

Ich kann mir denken, daß Du unsern Bruder im Geiste hieher begleitet hast; ich wollt', es hätte wirklich geschehen können.

Sein Besuch hat mir sehr heitere Tage gemacht. Ich war weit weniger gesezt beim ersten Empfang; den armen Jungen hatte der Postwagen so gesezt gemacht. Er thaute mir aber bald auf. Er mußte gleich den andern [Tag] mit mir nach Homburg hinüber, zu Sinklär, einem ganz vorzüglichen jungen Manne, der mein Freund ist, im gründlichsten Sinne des Wortes. Tags darauf gieng es von Homburg auf das Gebirge der Gegend, von dessen Spize wir viele Meilen hinauf den königlichen Rhein und seinen kleinern Bruder, den Main und die grünen unendlichen Ebenen sahen, die zwischen den beeden Strömen liegen, und Frankfurt mit den lieblichen Dörfern und Wäldchen, die drum herum liegen, und das stolzere Mainz und die herrlichen Fernen, die fränkischen Gebirge und Wälder den Spessart und das Rhöngebirge, auf einer Seite, auf [der] andern den Hundsrüken, weiter hinauf die Berge an der Bergstrasse und die im Elsaß und hinter uns die höchsten Gebirgspizen in der Gegend von Bonn u. s. w.

Dann gieng es herab nach Mainz; das Innere der Stadt komnt' uns wenig interessiren; die großen Vestungswerke konnte man nicht wohl sehen, ohne sich dem Militair auszusezen; die Kirchen sind niedergeschossen oder zu Magazinen gemacht, interessante Menschen sind jezt auch nicht zahlreich da, übrigens freute es doch den Karl, einen meiner Bekannten, den Prof. Vogt, kennen zu lernen, der durch seine Schikssaale, die durch die entfernte Theilnahme an der Mainzer Revolution veranlaßt wurden, noch mehr aber durch seinen reinen einfältigen Karakter und seinen Geist und seine Kenntnisse wirklich ein merkwürdiger Mann in meinen Augen ist.

Über die Mainzer Gegend soll Dir Karl selbst etwas sagen. Von Herzen gehts ihm gewiß! Dann blieben wir noch einige Tage hier zusammen, machten kleine Exkursionen, und wären wahr-

[1]) Der Tag nicht genannt.

ſcheinlich noch einige Tage länger zuſammengeblieben, hätten nicht die Herrn Republikaner uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Wir ſahn des Morgens einen kleinen Theil der Kaiſerlichen retraite. Ein Zug aus dieſer Phyſiognomie ſagte uns genug. Wir beſchloſſen, daß unſer Abſchied ſchon Nachmittags darauf geſchehen ſollte. Ich begleitete den guten Bruder noch eine Stunde weit und ſo kamen wir, ſehr ſchnell und ſehr ſchwer von einander.

Den zweiten Tag nach Karls Abreiſe war die Franzöſiſche Kavallerie ſchon vor unſern Thoren, beinahe in demſelben Augenblike, da ein Kurier von Buonaparte an Gen. Hoche hier durchkam, und die ganze Stadt mit Friedensjubel erfüllt hatte. Es war eine ganz eigne Situation. — Die Franzoſen vor den Thoren wollten auf die Friedensnachricht keine Rükſicht nehmen, (ſie wollten ihrer ordre folgen, auch die Frankfurter Meſſe ein kleinwenig plündern). Gen. Hoche, an den der Kurier war, war noch nicht gegenwärtig, und ſo war man einen ganzen Mittag ungewiß, wie es werden würde, denn einen ernſtlichen Angriff hätte die kaiſerliche Garniſon nicht abgewartet. Aber die beederſeitigen Generäle kamen denn doch zu einem Waffenſtillſtand endlich überein; die Franzoſen zogen ſich hinter die Nied[1]), ein paar Stunden von hier zurük, und wir leben jezt wieder ganz ruhig.

Nächſte Woche ziehn wir wahrſcheinlich in ein Landhaus bei der Stadt, das Herr Gontard gemiethet hat. Das Haus ſelbſt iſt treflich gemacht und man wohnt mitten im Grünen, im Garten unter Wieſen, hat Kaſtanienbäume um ſich herum und Pappeln, und reiche Obſtgärten und die herrliche Ausſicht aufs Gebirg. Je älter ich werde, ein deſto größer Kind bin ich mit dem Frühlinge, wie ich ſehe. Ich will mich noch aus allen Herzenskräften an ihm freuen. Laß Dir ihn auch wohlbekommen, liebe Schweſter! Man muß alles Beſte thun und empfangen, ehe man alt wird. Wenn Du ein Buch findeſt, Hyperion betitelt, ſo thue mir den Gefallen und lies es bei Gelegenheit. Es iſt auch ein Theil von mir[2]), und verkürzt deswegen Dir gewiß einige Stunden.

[1]) Nidda.

[2]) Dieſe Worte ſind der Tinte nach nicht von Hölderlin, ſondern von anderer Hand — ob ſeiner Schweſter? — unterſtrichen.

Ich ſollte Dir es von Rechtswegen ſchiken, aber die Exemplare, die ich für mich beſtellte, hat die l. Mutter geradezu hieher geſchikt, und ich vergaß es, an Cotta deswegen zu ſchreiben.

Hier iſt etwas weniges, aus der Meſſe. Nehme fürlieb!

Was machen Deine lieben Kinder? Ich werde tauſend Freude an ihnen haben, wenn ich einmal wieder unter Deinem Dache bin.

Schreibe mir nur immer Deine fröhlichen Neuigkeiten. So iſt es mir am liebſten, wenn ich wie mit Augen ſehen kann, wie Dirs geht. Je mehr Kleinigkeiten, deſto beſſer!

Das Allgemeine iſt in Lehrbüchern recht gut, aber in unſern Briefen wollen wir recht unvernünftig von uns ſelbſt, und unſern unwichtigen und wichtigen Angelegenheiten zu einander ſprechen. — Du glaubſt nicht, wie mirs Freude macht, an Dein häuslich genügſam Weſen zu denken! Es iſt nicht übel, wenn man in der Jugend oben hinaus will; aber das reifere Leben neigt ſich wieder zum Menſchlichen und Stillen. Lebe wohl, meine Liebe! Einen herzlichen Gruß an Deinen Mann und Deine Kinder; grüße alle Bekannten von mir.

Dein

Friz.

**Nr. 141.

Hölderlin an Schiller.

Frankfurt a. M., den 20. Juni 1797.

Mein Brief und was er enthält, käme nicht ſo ſpät, wenn ich gewiſſer wäre, von dem Empfang, deſſen Sie mich würdigen werden. Ich habe Muth und eigenes Urtheil genug, um mich von andern Kunſtrichtern und Meiſtern unabhängig zu machen, und in ſo fern mit der ſo nöthigen Ruhe meinen Gang zu gehen, aber von Ihnen dependir' ich unüberwindlich; und weil ich fühle, wie viel ein Wort von Ihnen über mich entſcheidet, ſuch' ich manchmal Sie zu vergeſſen, um während einer Arbeit nicht ängſtig zu werden. Denn ich bin gewiß, daß gerade dieſe Ängſtigkeit und Befangenheit der Tod der Kunſt iſt, und begreife deswegen ſehr gut, warum es ſchwerer iſt, die Natur zur rechten Aeußerung zu bringen, in einer Periode, wo ſchon Meiſterwerke nah' um

einen liegen, als in einer andern, wo der Künstler fast allein ist mit der lebendigen Welt. Von dieser unterscheidet er sich zu wenig, mit dieser ist er zu vertraut, als daß er sich stemmen müßte gegen ihre Autorität, oder sich ihr gefangen geben. Aber diese schlimme Alternative ist fast unvermeidlich, wo gewaltiger und verständlicher als die Natur, aber eben deswegen auch unterjochender und positiver, der reife Genius der Meister auf den jüngern Künstler wirkt. Hier spielt das Kind nicht mit dem Kinde, hier ist nicht das alte Gleichgewicht, worin der erste Künstler sich mit seiner Welt befand, der Knabe hat es mit Männern zu thun, mit denen er schwerlich so vertraut wird, daß er ihr Uebergewicht vergißt. Und fühlt er dies, so muß er eigensinnig oder unterwürfig werden. Oder muß er nicht? Wenigstens möcht' ich mir nicht helfen wie die schwachen Herren, die in solchem Falle, wie Sie wissen, gewöhnlich den Weg der Mathematiker einschlagen, und durch unendliche Verkleinerung das Unendliche dem Beschränkten gleich und ähnlich machen. Könnte man sich auch die Infamie verzeihen, die man an dem Besten begeht, so ist's dann doch ein gar zu schlechter Trost: $0 = 0$!

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen den ersten Band meines Hyperions beizulegen. Sie haben sich des Büchleins angenommen, da es, durch den Einfluß einer widrigen Gemüthsstimmung und fast unverdienter Kränkungen gänzlich entstellt, und so dürr und ärmlich war, daß ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit freierer Ueberlegung und glücklicherm Gemüthe von Neuem angefangen, und bitte Sie um die Güte, es bei Gelegenheit durchzulesen und mich durch irgend ein Vehikel Ihr Urtheil wissen zu lassen. Ich fühle, daß es unklug war, den ersten Band ohne den zweiten auszustellen, weil jener gar zu wenig selbstständiger Theil des Ganzen ist.

Möchten die Gedichte, die ich beilege, doch einer Stelle in Ihrem Musenalmanache gewürdigt werden können! — Ich gestehe Ihnen, daß ich zu sehr dabei interessirt bin, als daß ich ohne Unruhe mein Schicksal bis zur öffentlichen Erscheinung des Musenalmanachs abwarten könnte, und bitte Sie deswegen, etwas Übriges zu thun, und mir mit ein paar Linien zu sagen, was Sie der Aufnahme werth gefunden haben. Wenn Sie es erlauben, schick'

ich Ihnen noch eins oder zwei der Gedichte, die voriges Jahr zu spät kamen, umgearbeitet nach.

Ich erscheine freilich, wenn ich so spreche, etwas bedürftig vor Ihnen, aber ich schäme mich nicht der Aufmunterung eines edeln Geistes zu bedürfen. Ich kann Sie versichern, daß ich mich um so weniger mit eiteln Befriedigungen tröste, und daß ich sonst sehr still bin über das, was ich wünsche und treibe.

Ich bin mit tiefer Achtung

Ihr ergebenster

M. Hölderlin.

*Nr. 142.

Hölderlin an Neuffer.

Frankfurt den 10. Juli 1797.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben. Es ist auch oft unmöglich. Indeß ich Dir sagen will: so ist es! ist es schon anders geworden. Das Schiksaal treibt uns vorwärts und im Kreise herum, und wir haben so wenig Zeit, bei einem Freunde zu verweilen, wie einer, mit dem die Rosse davongegangen sind. Aber der Genuß ist auch um so grösser, wenn man wieder stille hält, und dem vertrauten Herzen zu sagen sucht, woran man ist, und so sich selber wieder sagen lernt, woran man ist. — Du fehlst mir oft, mein Bester! Philosophiren, Politisiren u. s. w. läßt es sich mit Manchem. Aber die Zahl der Menschen, denen man sein Schwächstes und sein Stärkstes offenbart, die mag man nicht so leicht verdoppeln. Ich hab' es auch fast ganz verlernt, so ganz vertrauend einem Freunde mich zu öffnen. Ich möchte bei Dir sizen, und erst an Deiner Treue wieder recht erwarmen — dann sollt' es wohl von Herzen gehn! — O Freund! ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrüken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar ist, wie sonst. Ich will es Dir gestehn, daß ich glaube, ich sei besonnener gewesen als jezt, habe richtiger als jezt geurtheilt von andern und mir in meinem 22 sten Jahre, da ich

noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine Jugend wieder, ich bin zerriſſen von Liebe und Haſs.

Aber ich kann Dir nicht gefallen mit derlei unbeſtimmten Äuſſerungen. Deswegen bin ich lieber ſtille.

Auch Du biſt glüklicher geweſen, als Du biſt. Doch haſt Du Ruhe. Und ohne ſie iſt alles Leben ſo gut, wie der Tod. Ich möchte ſie auch haben, mein Lieber!

Du haſt die Harfe, wie Du ſchreibſt, eine Zeit lang an der Wand hängen gehabt. Das iſt auch gut, wenn man ohne Gewiſſensbiſſe es thun kann. Dein Selbſtgefühl ruht auch noch auf andrer glüklicher Thätigkeit; und ſo biſt Du nicht vernichtet, wenn Du nicht Dichter biſt. Mir iſt ſonſt alles Mögliche, was ich allenfalls treiben könnte, verlaidet, und die einzige Freude, die ich mir ſelber gebe, iſt die, daß ich mir zuweilen ein paar Zeilen, die ich aus warmer Seele hinſchrieb, in dem erſten Augenblike wohlgefallen laſſe; aber wie vergänglich dieſe Luſt iſt, weiſt Du ſelber. Meine Amtsgeſchäffte haben, ihrer Natur gemäſs, ein zu geheimes Reſultat, als daſs ich meine Kraft in ihnen fühlen könnte.

Willſt Du mir nicht ſchreiben, ob und wie der erſte Band von meinem Hyperion bei euch aufgenommen wird, und was Dein ſpezielles Urtheil darüber iſt.

Ich habe das Gedicht an Diotima, das ich Dir das lezte-mal ſchikte, ſchon für Schillern beſtimmt, ich kann [es] alſo nicht wohl in dem Langiſchen Allmanache druken laſſen, und weil das Exemplar, das Du haſt, das korrekteſte iſt, und ich keine Abſchrift davon habe, ſo bitt' ich Dich, im Zutrauen auf Deine Nachſicht, mir eine Kopie davon ſo bald Dir nur möglich iſt, zu ſchiken, weil es ſonſt zu ſpät ſeye, es an den Mann zu bringen.

Du würdeſt mir Freude machen, wenn Du etwas von dem Deinen beilegteſt.

Lebe wohl, mein Lieber!

Wie immer

Dein

Hölderlin.

Nr. 143.

Hölderlin an seine Mutter.

Frankfurt d. 10. Jul. 1797.

Liebste Mutter!

Ich habe mit derselben Unruhe auf einen Brief von Ihnen gewartet, mit der Sie mein Stillschweigen aufnahmen. Ich machte mir manchmal Gedanken, hoffte manchmal vergebens, und war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, was ich Ihnen und der lieben Schwester zu laid gethan hätte, daß ich auf meine gutgemeinten Briefe keine Antwort bekäme — aber Ihr lieber Brief hielt mich hinlänglich schadlos. Ich bin nun auch sehr begierig, was mir die l. Schwester schreibt. Ich habe den Brief, den Sie mir versprechen, noch nicht.

Unser Karl schrieb mir schon von dem Verdrusse, den Ihnen die Veränderung Ihrer Hausmiethe macht. Ich wundre mich, daß Sie genöthiget werden, auszuziehen, da Sie doch, wo ich nicht irre, es zur Bedingung des Kauffes machten, daß Sie eine gewisse Anzahl von Zimmern, so lang' es Ihnen dienlich wäre, für Hauszinns bewohnen könnten. Und dann wundre ich mich, daß Sie nicht lieber das fatale Nürtingen ganz verlassen und sich in Blaubeuren oder Löchgau oder in der Nähe dieser Orte eine Wohnung gemiethet haben. Die Beschwerlichkeiten einer solchen Veränderung können gar nicht berechnet werden, gegen den günstigen Einfluß, den eine neue, nach Ihrer Einsicht gewählte Lage auf Ihren Körper und Ihren Geist hätte haben müssen.

Ich müßte mich sehr irren, liebste Mutter! wenn nicht in Ihnen noch sehr viel gesunde Kräfte lägen, die sich durch einen guten Muth und frische Luft und einen heitern Blik auf das unschuldige Leben der Natur recht sehr leicht wirksam machen liessen. Oder wollt' ich Ihnen rathen, so viel Sie könnten, neben Ihrer Arbeit durch Lectüre Ihren Geist zu beschäfftigen, weil der sonst aus natürlicher Lebhaftigkeit, sich Arbeit und Sorge macht, wo ein anderer vieleicht ruhig wäre. Wollen Sie diß nicht, liebste Mutter! so schreiben Sie recht oft und recht lange Briefe an mich, ich will Ihnen mit gleichem Maasse vergelten, und das gäbe doch auch vieleicht Ihrem Gemüth zuweilen eine heitere Richtung.

Ihre Kinder sind jezt alle auf eignen Füssen, sind gesund, sind alle in Lagen, die man gewiß nicht drükend nennen kann, wenn man die Welt ein wenig kennt, und weiß, was drükend ist, von allen sind Sie geliebt und verehrt, von andern Verhältnissen, z. B. mit dem Nürtinger Volke, können Sie sich befreien, wenn Sie nur wollen, an Mitteln, sich das Leben leicht und angenehm zu machen, fehlt es Ihnen nicht, so bald Sie nur sich Ihren Kindern nicht opfern, und um dieser willen, aus einer Tugend, die ich Ihnen nicht vergeben kann, Ihr theures Leben durch leicht vermeidliche Sorgen sich verkürzen wollen. Ich wollte, wenn ich mich so weit durch die Welt hindurchgearbeitet und meine Pflicht so redlich erfüllt hätte, wie Sie, ich wollte mir ein bequemer Alter machen wie Sie! Ich weiß es liebste Mutter, daß sich nicht alles vermeiden, und daß Ihr zartempfindendes Gemüth sich nicht so leicht abhärten läßt, aber Sie sollten nur nicht in einen geheimen Bund sich mit dem Schmerz einlassen und nicht zu generos ihn in sich walten lassen. Wenn es möglich ist, besuch' ich Sie zu Ende dieses Sommers auf ein paar Tage mit meinem Zögling. Sollten Sie zu enge wohnen, so würd' es nicht unschiklich seyn, wenn wir, so viel es nötig wäre, im Gasthof logirten. Doch kann ich nichts gewisses versprechen.

Die guten Löchgauer bedaur' ich recht sehr. Ich hätte schon lange an Hrn. Oncle geschrieben, aber ich weiß wahrhaftig nicht, was ich über meinen Vetter schreiben soll. Die Krankheit hat bei diesem ihren Nuzen vieleicht. Nach Blaubeuren meine herzlichen Grüsse. Der l. Frau Grosmamma meine herzlichsten Wünsche für dauerhaftere Gesundheit. Ewig

Ihr

Friz.

[Randbemerkung.] Meinen guten Bekannten gratulir' ich zu ihren Präzeptoraten. Ich wollte, ich könnte mich auch zu so etwas entschliessen. Man hat doch s. eignen Heerd.

**Nr. 144.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M.[1]) [Sommer 1797].

Lieber Karl!

Deine Besorgnisse waren ganz unbegründet. Ich habe Deinen Brief nicht gleich bei der Hand und die Zeit ist zu kurz, um ihn zu suchen, sonst wollt' ich Deine Zweifel Dir umständlich lösen.

Du fragst mich über meine Gemüthsstimmung, über meine Beschäftigungen. Die erste ist aus Licht und Schatten gewebt, wie überall, nur daß die Massen oft stärker, abstechender sind bei mir. Meine Beschäftigungen sind um so mehr sich gleich. Ich dichte, unterrichte meine Kinder, und lese zuweilen ein Buch. Ich verlasse auch meine Tagesordnung sehr ungern. Wer es nie entbehrt hat, wie ich, der weiß nicht, wie viel ein Tag, wo man so hinarbeitet, und ruhigen Gemüthes bleibt, werth ist. Den Meisten ist das Leben zu schläfrig. Mir ist es oft zu lebendig, so klein auch der Kreis ist, worin ich mich bewege. Es war mir noch vor wenig Jahren unbegreiflich, daß irgend eine Situation, die unsere Kraft zurückhält, in irgend einer Rücksicht, eine günstige genannt werden könne. Jetzt fühl' ich manchmal, welch ein Glück darin liegt, wenn ich sie mit andern vergleiche, die uns oft zu viel aus uns entfernen, die für uns das sind, was der Rübsamen für die Aecker, die zu viel Kraft aus uns ziehen und uns für die Folgezeit unbrauchbar machen.

Laß Dein Leben immerhin so unbedeutend bleiben, wie es ist! Es wird noch Bedeutung genug bekommen. Ich wollte Dir manches vorräsonniren. Aber die Nacht ist wunderschön. Der Himmel und die Luft umgibt mich, wie ein Wiegenlied, und da schweigt man lieber. Mein Hyperion hat mir schon manches schöne Wort eingetragen. Ich freue mich, bis ich vollends mit ihm zu Ende bin. Ich habe den ganzen detaillirten Plan zu einem Trauerspiele gemacht, dessen Stoff mich hinreißt.

---

[1]) Das Datum fehlt. Schwab hatte den Brief zuerst in das Frühjahr 1796, dann in den Sommer 1797 verlegt. Er ist zweifellos in diesem Sommer, nach dem 28. Juli geschrieben, wo Schiller Hölderlin die Aufnahme des „Wanderer" zugesichert hatte.

Ein Gedicht, der Wanderer betitelt, kannst Du auch von mir im neuesten Stücke der Horen lesen.

Einiges wirst Du auch von mir im nächsten Schillerischen Almanach finden.

Ich bin etwas müde, lieber Karl! von den Geschäften des Tags. Sey also so gut, und dispensire mich diesmal von weiteren Aeußerungen. Ich schreibe Dir bald wieder, und wacher, und wärmer! Wie immer

Dein

Fritz.

Nr. 145.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mutter!

Es freut mich, dass Sie Veranlassung bekommen haben, an mich zu schreiben. Ich war eben im Begriff, Ihnen Ihren vorlezten lieben Brief zu beantworten, und bin jezt Ihr doppelter Schuldner. Besondern Antheil nehme ich an der Freude, die Sie haben über den Beifall, womit Blum[2]) von unserm Karl spricht. Ich bin gewiß, daß es dem Kopf und dem natürlichen Karakter meines Bruders nur an dem hinlänglichen Wirkungskreise fehlt, um sich auf das vortheilhafteste zu zeigen. Sie dürfen meiner Beurteilung in so weit gewiß trauen, wenn ich Ihnen sage, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist, und daß er mit etwas mehr Muth und Gedult, was sich aber gar leicht in ihm entwickeln kan, auf eine Stufe sich hinarbeiten kann, die unter seinen Umständen nicht jeder erreicht. Sie fragen mich über mein Verhältniß, meine Bekantschafften, meine Hoffnungen. Bei allen Schwierigkeiten, die immerhin bei jedem Verhältnisse meiner Art sich häuffen, such' ich denn doch für jezt nichts anders; ich weiß auch wohl, daß jede andre Lage, in die ich mich begeben könnte, so wie Sie mich jezt beurtheilen, Ihren völligen Beifall nicht haben könnte, und das mit Recht! Denn jedes Amt, das ich führen könnte und möchte, will einen reifen Mann, und der bin ich noch nicht.

---

[1]) Auch diesem Briefe fehlt das Datum. Seinem Inhalt nach ist er im Sommer 1797 und wie der vorige, nach dem 28. Juli geschrieben.

[2]) Oberamtmann in Mark-Gröningen und Karls Vorgesetzter.

Das Neueste, was ich Ihnen von meinen Bekantschafften sagen kann, ist, daß mein Verhältniß mit Schiller, das eine Weile ein wenig unterbrochen schien, durch die angenehmsten Äusserungen von seiner Seite wieder wärmer, als je, zu leben angefangen hat. Hoffnungen sind sehr unbestimmt, und ich wollte nicht, daß ich andere hätte. Freiheit und Ruhe ist das einzige, was ich suche und brauche, und das hoff' ich zu finden. — Ich bedaure, liebste Mutter! daß ich den Besuch im Unterlande, der Ihnen und mir so innigst freudig wäre gewesen, noch izt nicht realisiren kann. Ich weiß nemlich nicht, ob ich nicht bis nächste Ostern mit meinem Zöglinge um der französischen Sprache willen nach Genf muß, und weil ich dann doch über Würtemberg käme, so wäre eine Reise im Herbste schon leichter zu verläugnen, und in dieser Hoffnung glaub' ich ökonomischen Gründen folgen zu müssen, und versage mir den schönen Genuß einstweilen, aber, blos um ihn aufzuschieben. Meiner lieben Schwester will ich schreiben. Das traurige Schikſaal des guten Fehleisens[1]) wußt' ich schon. Seine Familie bedaure ich äusserst. — Ich wollte, Sie würden von unangenehmen Zufälligkeiten, wie die Veränderung Ihrer Wohnung ist, verschont! Nur Ruhe möcht' ich Ihnen gönnen, Stille und Ruhe! Die Kommission besorg' ich recht gerne. Ich muß noch so viele Briefe schreiben und bitte Sie desswegen, mich für dismal zu dispensiren. Tausend herzliche Grüße an meine theure Grosmutter von dem ältesten Enkel! Ewig

Ihr

Friz.

*Nr. 146.

Hölderlin an Schiller[2]).

Ihr Brief wird mir unvergeslich seyn, edler Mann! Er hat mir ein neues Leben gegeben. Ich fühle tief, wie treffend Sie meine wahrsten Bedürfnisse beurtheilt haben, und ich folge um so

[1]) Fehleisen, Stadt- und Amts-Physicus in Blaubeuren war im October 1796 gestorben. Sein Nachfolger war Hölderlins Freund Camerer, s. Nr. 139.

[2]) Das Original dieses Briefes verdanke ich der Güte des Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin. Die einfache Namensunterschrift, ohne den

freiwilliger Ihrem Rath, weil ich wirklich schon eine Richtung nach dem Wege genommen hatte, den Sie mir weisen.

Ich betrachte jezt die metaphysische Stimmung, wie eine gewisse Jungfräulichkeit des Geistes, und glaube, dass die Scheue vor dem Stoffe, so unnatürlich sie an sich ist, doch als Lebensperiode sehr natürlich und auf eine Zeit so zuträglich ist, wie alle Flucht bestimmter Verhältnisse, weil sie die Kraft in sich zurükhält, weil sie das verschwenderische jugendliche Leben sparsam macht, so lange, bis sein reifer Überfluss es treibt, sich in die mannigfaltigen Objecte zu theilen. Ich glaube auch, dass eine allgemeinere Thätigkeit des Geistes und Lebens, nicht blos dem Gehalte, dem Wesen nach *vor* den bestimmtern Handlungen und Vorstellungen, sondern dass auch wirklich der Zeit nach in der historischen Entwiklung der Menschennatur die Idee vor dem Begriffe ist, so wie die Tendenz vor der (bestimmten regelmässigen) That. Ich betrachte die Vernunft als den Anfang des Verstandes, und wenn der gute Wille zaudert und sich sträubt, zur nüzlichen Absicht zu werden, so find ich es ebenso karakteristisch für die Menschennatur überhaupt, als es für Hamlet karakteristisch ist, dass es ihn so schwer ankömmt, *etwas* zu thun, aus dem *einzigen* Zweke, seinen Vater zu rächen.

Ich hatte von je den Brauch, mein überflüssig Räsonnement Ihnen vorzuplaudern, aber ich habe so eine Art von Eingang nötig, um mich eigentlicher an Sie zu adressiren, und Sie sehen den Grund davon und verzeihens.

Sie werden fragen, wie ich dazu komme, die neue Übersezung von *Kabale und Liebe*[1]), die Ihnen der Englische Übersezer zuschikt, durch meine Hände gehen zu lassen.

Ein Freund von mir, Secretär Mögling aus Stutgard, der sich mit dem Würtembergischen Prinzen einige Zeit in London

---

sonst nie fehlenden Ausdruck der Verehrung, läßt indeß der Vermuthung Raum, daß es vielleicht nur eine Reinschrift des Entwurfs sei, die s. Z. auch Schwab vorgelegen. Es ist die Antwort auf Schillers Brief vom 28. Juli 1797, der leider verloren gegangen zu sein scheint. Ihren Empfang hat Schiller in seinem Kalender am 22. August 1797 vermerkt.

[1]) Unter dem Titel „The minister“ ins Englische übersetzt von Lewis. London 1797.

aufhielt, beſuchte mich bei ſeiner Rükreiſe und weil er weiſs, daſs ich die Ehre habe, Ihnen bekannt zu ſeyn, gab er mir den Auftrag oder eigentlich, er wollte mir die Freude laſſen, es Ihnen zu überſchiken. Der Verleger des Buchs, der es meinem Freunde zunächſt zuſtellte, empfiehlt ſich Ihnen ebenfalls und äuſſert den Wunſch, Ihre neueſten Werke, ſogleich bei ihrer Erſcheinung zu bekommen, er habe es unternommen, eine Überſezung von all' Ihren Schriften zu liefern. Sollt' es Ihnen läſtig ſeyn, dieſen Wunſch ſelbſt zu befriedigen, ſo würde ich es mir zur Ehre rechnen, nach Ihrer Diſpoſition mich mit dem Verleger in Korreſpondenz zu ſezen.

Ich danke Ihnen innigſt für Ihre gütige Aufnahme des Wanderers in die Horen. Glauben Sie, daſs ich dieſe Ehre zu ſchäzen weiſs. Auch freut es mich äuſſerſt, daſs Sie den Äther Ihres Allmanachs würdig gefunden haben. Ihrer Erlaubniſs gemäſs, ſchik' ich Ihnen das Gedicht an die klugen Rathgeber. Ich hab' es gemildert und gefeilt, ſo gut ich konnte. Ich habe einen beſtimmteren Ton hineinzubringen geſucht, ſo viel es der Karakter des Gedichts leiden wollte. Ich lege Ihnen noch ein Lied bei. Es iſt das umgearbeitete und abgekürzte Lied an Diotima, das Sie ſchon von mir beſizen. Ich nähre die Hoffnung, daſs es in dieſer Geſtalt wohl eine Stelle in Ihrem Allmanache finden dürfte.

Sie ſagen, ich ſollte Ihnen näher ſeyn, ſo würden Sie mir ſich ganz verſtändlich machen können; von Ihnen bedeutet mir ein ſolches Wort ſo viel!

Aber glauben Sie, daſs ich denn doch mir ſagen muſs, daſs Ihre Nähe mir nicht erlaubt iſt. Wirklich, Sie beleben mich zu ſehr, wenn ich um Sie bin. Ich weiſs es noch ganz gut, wie Ihre Gegenwart mich immer entzündete, daſs ich den ganzen Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. So lang ich vor Ihnen war, war mir das Herz faſt zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zuſammenhalten. Ich bin vor Ihnen, wie eine Pflanze, die man erſt in den Boden geſezt hat. Man muſs ſie zudeken um Mittag. Sie mögen über mich lachen, aber ich ſpreche Wahrheit.

Hölderlin.

**Nr. 147.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 2. November 1797.

Mein Theurer!

Es ist mir unendlich viel werth, mein Wesen so wirksam und so freundlich aufgenommen in einer Seele zu finden, wie die Deine ist. Es stillt und besänftiget mich nichts mehr, als ein Tropfen lauterer, unverfälschter Liebe, so wie im Gegentheil die Kälte und geheime Unterjochungssucht der Menschen mich, bei aller Vorsicht, deren ich fähig bin, doch immer überspannt und zu unmäßiger Anstrengung und Bewegung meines innern Lebens aufreizt. Lieber Karl! es ist ein so schönes Gedeihn in allem, was wir treiben, wenn es mit gehaltner Seele geschieht, und uns das stille, stete Feuer belebt, das ich besonders in den alten Meisterwerken aller Art, als herrschenden Charakter, immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält in schöner Stellung sich, wenn er sich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn alles hin und her stößt? Und wer vermag sein Herz in einer schönen Grenze zu halten, wenn die Welt auf ihn mit Fäusten einschlägt? Je angefochtener wir sind vom Nichts, das, wie ein Abgrund, um uns her uns angähnt, oder auch vom tausendfachen Etwas der Gesellschaft und der Thätigkeit der Menschen, das gestaltlos seel- und lieblos uns verfolgt, zerstreut, um so leidenschaftlicher und heftiger und gewaltsamer muß der Widerstand von unserer Seite werden. Oder muß er nicht? Das ist's ja eben, was Du auch an Dir erfährst, mein Lieber! Die Noth und Dürftigkeit von außen macht den Ueberfluß des Herzens Dir zur Dürftigkeit und Noth. Du weißt nicht, wo Du hin mit Deiner Liebe sollst und mußt um Deines Reichthums willen betteln gehn. Wird so nicht unser Reinstes uns verunreinigt durch Schicksal, und müssen wir nicht in aller Unschuld verderben? O, wer nur dafür eine Hülfe wüßte? Kann man nur thätig seyn, kann man nur über irgend einem Stoffe sich ermüden, so ist Vieles gut. Man stellt dadurch doch immer einen Schatten des Vollkommnen vors Auge, und das Auge weidet sich von einem Tage zum andern daran. Mit dieser

Stimmung las ich ehemals Kant. Der Geist des Mannes war noch ferne von mir. Das Ganze war mir fremd, wie irgend einem. Aber jeden Abend hatt' ich neue Schwierigkeiten überwunden! das gab mir ein Bewußtseyn meiner Freiheit; und das Bewußtseyn unserer Freiheit, unserer Thätigkeit, woran sie sich auch äußere, ist recht tief verwandt mit dem Gefühl der höhern göttlichen Freiheit, das zugleich Gefühl des Höchsten, des Vollkommnen ist. Auch im Gegenstande selber, mag er noch so fragmentarisch seyn, sobald nur irgend eine Ordnung in ihn gebracht wird, ist ein Schatten des Vollkommnen. Wie fände sonst manch schönes weibliches Gemüth in seiner aufgeräumten Stube seine Welt?

Das Gedicht an den Äther mit D unterschrieben im neuen Schiller'schen Almanache ist von mir. Vielleicht bekommst Du's vor's Gesicht, und findest einige Befriedigung für Dein Herz darin. — Mache doch einmal einen Gang nach Vaihingen zu Helfer Conz. Es wird Dich sicher nicht reuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich denke, er wird Dich auch recht lieb gewinnen. Versichere ihn meines innigsten Andenkens, und dank' ihm in meinem Namen für den schätzbaren Gruß, den er mir durch Neuffer geschickt, und für die freundliche Aufnahme meines Hyperion. Sag' ihm, ich wartete nur die Erscheinung des zweiten Bandes ab, um das Ganze ihm zuzuschicken, und über einiges, was mir sehr am Herzen liege, bei Gelegenheit des Büchleins, ihn zu fragen. — Ich bin mit dem gegenwärtig herrschenden Geschmack so ziemlich in Opposition, aber ich lasse auch künftig wenig von meinem Eigensinn nach, und hoffe, mich durchzukämpfen. Ich denke wie Klopstock:

Die Dichter, die nur spielen,
Die wissen nicht, was sie und was die Leser sind,
Der rechte Leser ist kein Kind,
Er will sein männlich Herz viel lieber fühlen,
als spielen.

Heinse, der Verfasser des Ardinghello, hat bei Dr. Sömmering sich sehr aufmunternd über Hyperion geäußert.

Das Übrige, was in Deinem Briefe zu beantworten ist, beantwort' ich gewissenhaft das Nächstemal und bald. Ich

habe jetzt nur ſo viel zu ſchreiben. Fürchte nur nicht, irgend einen Auftrag entgelten zu müſſen. Wie müßt' ich klein ſein? und wie unendlich weniger müßteſt Du mir gelten? Dir bleib' ich ſicher treu. Denn wir ſind Brüder, wenn wir's auch nicht heißen.

Dein

Hölderlin.

Nr. 148.

Hölderlin an ſeine Mutter.

Frankfurt d.[1]) Nov. 97.

Liebſte Mutter!

Wundern Sie ſich nicht, wenn ich ſo lange mit einer Antwort zögerte. Es giebt ſo manche Stimmungen, wo es nothwendig wird zu ſchweigen. Wenn ich nun geſchrieben hätte, in Augenbliken, wo ich fühlte, in den mannigfaltigen Zerſtreuungen, denen ich durch mein Verhältniß ausgeſezt bin, ſei es faſt unmöglich, meinen Karakter zu retten, und meine beſſeren Kräfte, wenn ich da geſchrieben hätte und geſagt, ſo günſtig meine Lage ſcheint, ſo ungünſtig iſt ſie von mancher Seite für mein wahres Intereſſe und ich muß lieber ein ſtilleres Leben wählen, wenn ſeine Auſſenſeite auch unangenehmer ſcheint, als Beharren in einer dem Scheine nach ſehr angenehmen Situation, wenn dieſe mein ruhiges Bewußtſeyn und die ungeſtörte Thätigkeit meiner Seele mir nicht läßt — wenn ich ſo geſchrieben hätte, wie hätten Sie es aufgenommen? was hätten Sie geantwortet? und doch kount' ich ſehr gegründete Veranlaſſung haben, ſo zu ſchreiben; von der andern Seite mußte es meinem Gemüth ſehr ſchwer ankommen, Ihnen auf dieſe Art nothwendig eine trübe Stunde zu machen, und vor Ihnen als der alte unzufriedne, unſtäte, ungedultige, unkluge Menſch zu erſcheinen. Mußt' ich da nicht mit einem Briefe zaudern, wenn ich Ihnen nicht etwas zum Schein hinſagen wollte, wovon mein Herz nichts wußte, und Sie wiſſen, diß leztere iſt unter uns nicht eingeführt.

Sie fragen, was denn jezt, im gegenwärtigen Augenblike, da

[1]) Der Tag nicht genannt.

ich schreibe, meine Gesinnung sei? Wenn ich aufrichtig reden soll, so muß ich Ihnen sagen, daß ich mit mir selbst im Streit bin. Von einer Seite scheint die vernünftige Sorge für meinen Karakter der unter so manchen widersprechenden Eindrüken die ich leide, kaum sich aufrecht hält, und das gerechteste Bedürfniß meines Geistes zu erfordern, eine Lage zu verlassen, wo sich immer zwei Parthien für und gegen mich bilden, wovon die eine fast mich übermüthig, und die andre sehr oft niedergeschlagen, trüb und manchmal etwas bitter macht. Das war die ganzen zwei Jahre über mein beständiges Schikſaal, und mußt' es seyn, und ich sah' es in den ersten Monathen unwidersprechlich voraus. Das Beste wäre freilich gewesen, sich still und in Entfernung und mit beeden Theilen die Beziehungen so allgemein, als möglich, zu erhalten. Aber diß geht wohl an, wenn einer sein eignes Haus und keine besondern Verhältnisse hat, wo man oft in häufige Beziehungen gerathen muß. Sie können es sich denken, daß man in meiner Lage nicht immer seiner Einsicht folgen kann, sofern man diese Lage beibehalten will. Also mehr oder weniger mußt' ich mich den ganz verschiedenen Begegnungen ausſezen, die in gewissem Grade jeder hier erfahren wird, der mein Verhältniß hier versucht und sich nicht ganz zur Null zu machen weiß. Nur wiederhohl' ich, daß ich einerseits sehr überzeugt bin, daß ich mehr oder weniger immerhin an meinem Karakter und an meinen Kräften leiden muß, wenn ich meine 2jährigen Erfahrungen noch länger fortzuſezen genötigt bin, und so scheint die Wahl eines andern weniger zerstreuenden Verhältnisses meine Pflicht zu seyn. Ich würde zum Beispiel weit weniger Kollisionen der genannten Art erfahren, wenn ich, wie Neuffer in Stutgard, hier oder in Mannheim oder in einer andern großen Stadt in verschiedenen Häussern Unterricht gäbe, und es ist hier schon oft der Fall gewesen, daß ein Hofmeister auf diese Art seine Lage veränderte. Ich würde auch mehr eigne Zeit gewinnen und das Einkommen würde zu meinem Lebensunterhalt hinreichen. — Aber von der andern Seite fühl' ich auch, daß es überall schwer ist, uns in einem gewissen Grade gut und stark zu erhalten, und daß eine Lage die man schon kennt, und schon handzuhaben ein wenig gelernt hat, immer im Allgemeinen einer fremden vorzuziehen ist, wo man wieder

von neuem anfangen muß, die Dinge um uns zurecht zu bringen. Dann ſind auch die Menſchen unter denen ich lebe, doch nicht ſo, daß ich es über mich bringen könnte, im Unfrieden zu ſcheiden, und auf eine ſanfte Art fortzukommen, hält ſehr ſchwer, wenigſtens wüßt' ich es für jezt nicht wohl anzufangen. Dann verlaß ich auch meine Kinder nicht gerne, zum Theil, weil ſie mir wirklich lieb ſind, und zum Theil, weil ich ſie nach und nach gewohnt bin. Dann giebt auch eine Veränderung der Lage eine Störung in meinen Beſchäfftigungen, die ich jezt ſehr ungern unterbreche. Vorzüglich aber hält mich diß feſt, weil ich Sie zu beunruhigen fürchte. Es iſt alſo für izt nichts anders zu thun, als alle Kunſt und alle Vorſicht zu gebrauchen, um die Geſellſchaft, worinn ich lebe, nicht ſehr ſtörend auf mich wirken zu laſſen, und ſtill und veſt auf meinem eignen Weſen zu beruhen. Vorzüglich muß ich eben in Gedanken haben und behalten, daß das Leben eine Schule iſt, und daß die ruhigen, ächt glüklichen Augenblike auch nur Augenblike ſind. Vieleicht wirds auch nun ſtiller in unſerem Hauſſe. Dieſes ganze Jahr haben wir faſt beſtändig Beſuche, Feſte und Gott weiß! was alles gehabt, wo dann freilich meine Wenigkeit immer am ſchlimmſten wegkommt, weil der Hofmeiſter beſonders in Frankfurt überall das fünfte Rad am Wagen iſt und doch der Schiklichkeit wegen muß dabei ſeyn. Amen! ich weiß nicht, wie viele Blätter lang ich Ihnen einmal wieder ein Klagelied geſungen habe. Man muß eben denken, daß man die Ehre, unter die gebildetere Klaſſe zu gehören, überall mit etwas Schmerz bezahlen muß. Das Glük iſt hinter dem Pfluge. Laſſen Sie ſich aber ja nicht beunruhigen, beſte Mutter! Wenn Sie nur nicht ſorgen müſſen, daß mein Weſen unter meinem Schikſaal leidet! und ſo weit ſoll es auch nie kommen. Schweigen durft ich nicht ganz. Um mich für jezt und künftig zu beurtheilen, müſſen Sie auch von meinen Umſtänden das Nöthige wiſſen.

— — — — — — — — — — — — —[1])

Dem lieben Karl ſchreib ich geradezu nach Gröningen[2]). Der

---

[1]) Aufzählung der für die einzelnen Familienglieder beſtimmten Geſchenke.

[2]) Mark-Gröningen.

lieben Schwester schreib' ich diese Woche noch. Der lange Brief an Sie, liebste Mutter, hat mir die Zeit weggenommen.

Tausend herzliche Empfehlungen an alle.

Ihr

ergebenster Sohn

Hölderlin.

Nr. 149.

Hölderlin an seine Schwester[1]).

Liebe Schwester!

Ich rechnete seit langer Zeit darauf, den Herbst zum Theil mit Dir, in Deinem Hausse, unter Deinen Kindern, Deinen Freunden, besonders auch mit Deinem Manne zuzubringen, mit dem ich lange schon in näherer Beziehung einmal wieder zu leben mich sehnte. Ich freue mich äusserst, seine Bekantschaft wie von neuem zu machen, wenn ich einmal bei euch bin. Ich ehre und verstehe Menschen von seinem Karakter immer mehr. Ich möchte manchmal zu ihm können, und bei seiner Ruhe und Menschenkenntniß in die Schule gehn.

Du, meine Liebe, bist nun ganz Mutter, hoffende Mutter, und ich theile Dein Glük und Deine Sorgen. Ich weiß nichts achtungswertheres, als eine Frau in Deinen Umständen, und ich demüthige mich tief vor Dir, wenn ich mir denke, wie Du jezt bist. Das ist doch eigentlich schönes Verdienst um die Welt. Das ist das treueste Opfer, das ein lebend Wesen der Natur bringt. Ich freue mich, Liebe, daß Du die schöne Erfahrung schon einmal so glüklich gemacht hast, weil ich hoffen kann, Deine theure Gesundheit werde so wenig darunter leiden, wie ich wünsche.

Wie wär' es glüklich gewesen, wenn ich Dich hätte besuchen können! Aber es gieng denn doch nicht wohl, weil ich wahrscheinlich auf Ostern verreise. Bis dahin bin ich gewiß bei Dir, und da sollen sich alle frohen Augenblike erfüllen, mit denen ich manchmal mich unterhalte. Dann gehn wir zusammen in eurer Felsenregion herum und erinnern uns an die alten vergnügten Tage, dann fahren wir zusammen nach Ulm und Elchingen zu den geistlichen Herren deren häßliche Gesichter so zur wunderschönen

[1]) Ohne Datum. Offenbar der in dem vorigen Briefe an die Mutter angekündigte Brief, also vom November 1797.

Gegend kontrastiren, nach Wiblingen und zu den alten Klosterfrauen, und nach Asch, und auf das kleine Örtchen, das unten an der Blau liegt, wo ich einmal nach einer Kahnfahrt sehr gute Fische gegessen habe u. s. w.

Entschuldige mich, meine Liebe, daß ich Dir noch nichts von unserer Messe schiken kann. Ich habe sie noch gar nicht gesehn. Du must Dich eben nicht scandalisiren an den Kleinigkeiten, womit ich Dir meine Ergebenheit bezeuge. Was machen Deine lieben Kinder! Überall meine Grüsse und Empfehlungen.

Dein

Friz.

Nr. 150.

Hölderlin an seinen Bruder[1]).

Meine Tage sind jezt meist so ausgefüllt, daß es einigermasen zu entschuldigen ist, daß ich den Brief an Dich, mein Theurer! so lange nicht weggeschikt. Sei doch so gut und schreibe unserer lieben Mutter! daß ich meine Lage wieder ganz zurechtgebracht, und daß ich ruhig lebe und gesünder bin, als diesen Sommer; aber ich bitte Dich, mein Lieber! thu' es doch gleich. Ich möchte die gute Mutter jezt keinen Augenblik mehr über mich beunruhigt wissen, denn nach ihrem Karakter war sie difs wahrscheinlich über meinen lezten Brief. Leb wohl, Bester! Schreibe mir bald was gutes.

Nr. 151.

Höderlin an seine Mutter[2]).

Theure Mutter! [Jan. 1798]

Ich bedaure herzlich, daß Sie sich meinetwegen Sorge gemacht haben. Ich hätte desswegen sehr gewünscht, einmal, daß Sie meinen lezten Brief, als das, was er wirklich ist, nemlich, als

[1]) Anfang und Schluß des Briefes fehlen. Er wird später, als der vorhergehende an die Schwester, muthmaßlich im December 1797 geschrieben sein, als Nachtrag zu einem älteren, bis dahin nicht abgeschickten Briefe, den wir nicht besitzen.

[2]) Das Datum fehlt. Aus dem Inhalt ergiebt sich, daß der Brief in den ersten Tagen des Jahres 1798 geschrieben wurde.

eine leidenschaftlose Darstellung des Hofmeisterlebens, wie es mehr oder weniger überall ist, genommen, daß Sie ferner meine Erzählung aus dem Gesichtspuncte betrachtet hätten, daß es mir nothwendig war, Ihnen das Wahre meiner Lage zu sagen, weil Sie bei einer möglichen Veränderung meine Maasregeln hätten für grundlos nehmen müssen. Sie können unmöglich wünschen, daß irgend ein Mensch unter jeder Bedingung ein Verhältniß beibehalte. Übrigens können Sie versichert seyn, daß ich eine Lage, die ich einmal begriffen und so viel möglich, mir akkomodirt habe, ohne Noth niemals verlassen werde. Vorzüglich aber bedaure ich, liebste Mutter, daß Sie die Nachricht von meinem Wohlbefinden, die ich, durch den lieben Karl, Ihnen unmittelbar auf Ihren vorlezten Brief zu wissen that, wie es scheint, noch nicht erhalten haben. Wahrscheinlich hat sich der Brief an meinen Bruder verspätet, weil ich ihm ein Paquet schikte, das auf dem langsamen Postwagen abgehn mußte. Das war auch der Grund, warum ich mit einem Briefe an Sie so lange zögerte. Ich wollte Ihnen so viel schreiben, daß ich die rechte Stunde niemals finden konnte, und weil ich glaubte, Sie durch den l. Karl beruhigt zu haben, so meint' ich, daß ich wohl eine bequeme Stunde abwarten könnte.

Das Glük meiner lieben Schwester ist mir unendlich viel werth, und eben so hoch schäz' ich die Ehre, die mir so neu ist, von so würdigen Eltern zum Pathen, zum besondern lebenslänglichen Freunde Ihres Kinds berufen zu seyn[1]).

Genieſſen Sie nun ganz der Freude, die Ihrem Herzen der unschuldige Enkel und das häusliche Glük einer schäzbaren Tochter geben muß, und lassen Sie Ihre Ruhe durch keinen Gedanken an den Sohn stören, der eben in der Fremde lebt, und leben muß, bis seine eigne Natur und äussere Umstände ihm erlauben, auch irgendwo mit Herz und Sinnen einheimisch zu werden.

Lassen Sie, ich bitte Sie, diß Jahr ein Jahr der Ruhe für Sie werden. Sie haben das Ihre in der Welt gethan. Sie können zufrieden seyn. Sie haben auch so viel, besonders in der lezten Zeit erfahren, um glauben zu können, und lebendig inne zu

[1]) Der Knabe war am 21. December 1797 geboren.

werden, daß im Einzelnen, wie im Ganzen, mitten in Stürmen ein guter allerhaltender Geist unendlich waltet und lebt, ein Geist des Friedens und der Ordnung, der darum nur in den Kampf einwilliget, in Leiden und Tod, um überall alles durch die Mistöne des Lebens zu höhern Harmonien zu führen. Das ist auch meines Herzens Glaube, und in diesem Glauben, diesem Sinne wünsch' ich Ihnen ein gutes Jahr. Leben Sie recht wohl! Lassen Sie mich mein langes Stillschweigen doch nicht entgelten.

Ihr
treuer Sohn
Friz.

Nr. 152.

Hölderlin an seinen Schwager.

Frankf. a. M. d. 10. Jan. 1798.

Bester Hr. Schwager!

Ich weiß Ihnen nicht genug zu sagen, wie sehr ich es achte, nun durch ein neues schönes Band an Sie geknüpft zu seyn. Glauben Sie, es heißt mir recht sehr viel, mich den Pathen Ihres lieben Kindes nennen zu dürfen. Sie geben mir ein besonderes Recht, im Geiste theilnehmen zu dürfen an Ihren Vatersorgen und Vaterfreuden, und das ist für mich ein neuer Grund, das Leben zu lieben, daß Sie auf diese Art meinen Sinn auf ein unschuldig Wesen geheftet haben, das nun dem Schiksaal und der lebendigen Welt entgegenwächst. Ich betrachte auch seine Taufe als ein Zeugniß unseres Glaubens an die künftige Menschenwürde des Kindes, unserer Hoffnung, daß das heilige unentwikelte Leben hervorgehn wird zum Gefühle seiner selbst, und anderer Wesen, zum Gefühle der lebendigen Gottheit, in der wir leben und sind, zu dem ächten Christusgefühle, daß wir und der Vater Eins sind, und in diesem Gedanken hätt' ich gerne das liebe Kind auch mit den andern auf die Arme genommen.

Die brave Wöchnerin mag nun auch ihre Freude haben. Sie ist auch ihres Glüks so werth. Ich wünschte recht sehr, ihr zeigen zu können, wie sehr ich sie schäze und liebe. Ich habe nun auch einen Zug mehr, zu einem Besuch in meiner theuern Familie, und

sobald ich es nur mit andern Rükſichten, die ich zu nehmen genöthiget bin, vereinigen kan, ſo werd' ich meinen Wunſch mir erfüllen.

Dann ſoll mir auch Ihr Umgang beſonders, theuerſter Hr. Schwager! manche Hoffnung erfüllen. Ich habe das Schikſaal ſo weit ehren gelernt, daß ein tieferfahrener Geiſt der einzige iſt, bei dem ich noch gerne in die Schule gehen möchte. Ich fühle immer mehr, wie unzertrennlich unſer Wirken und Leben mit den Kräften zuſammenhängt, die um uns her ſich regen und ſo iſt [es] natürlich, daß ich es lange nicht hinreichend halte, aus ſich ſelber zu ſchöpfen und ſeine Eigenthümlichkeit, wäre ſie auch die allgemein gültigſte, blindlings unter die Gegenſtände hineinzuwerfen. Wollen Sie mir den Verluſt Ihres perſönlichen Umgangs zuweilen durch einen Brief erſezen, ſo werd' ich es zu ſchäzen wiſſen.

Ihren vorlezten Brief habe ich noch nicht erhalten. Erlauben Sie mir, zum Zeichen meiner Freude für das Kleine dieſe Kleinigkeit beizulegen. Rechnen Sie in allem auf mich, was Übereinſtimmung mit Ihnen und Ergebenheit für Ihre Familie erfordert.

Meiner lieben Schweſter will [ich] in der nächſten ruhigen Stunde ſelber noch ſchreiben. Küſſen Sie das liebe Kind in meinem Nahmen und die andern dazu.

Ihr

ergebenſter Schwager

M. Hölderlin.

**Nr. 153.

Hölderlin an ſeinen Bruder.

Frankfurt a. M., d. 12. Febr.,
abgegangen d. 14. März 1798.

Liebſter Bruder!

Es beweiſt mir Deine gute Natur, daß Du unter allen Deinen Geſchäften an ächtem innerem Leben doch immer gewinnſt, wie ich ſehe; von der andern Seite beſtätiget Dein Beiſpiel mich in der Meinung, die ich ſchon oft zu Gunſten der mechaniſchen Arbeit wagte; daß ſie weniger tödtend ſey, als eine Wirkſamkeit, wo im Objekt und in der Behandlung die Willkühr möglicher iſt; daß ſie den Menſchen weniger zerreiße, als ein moraliſch Geſchäft;

daß ſie uns leidenſchaftloſer laſſe, inſofern die Leidenſchaft doch wohl vornehmlich durch die Ungewißheit kommt, in der wir uns befinden, wenn ein unbeſtimmter Gegenſtand uns keine beſtimmte Richtung nehmen läßt. Weiß ich nur, was eigentlich zu thun iſt, ſo werd' ich's auch mit Ruhe thun, hab' ich aber von dem Gegenſtand keinen ſichern und genauen Begriff, ſo weiß ich auch nicht, welche Kraft und welches Maß von Kraft ihm anpaßt, und muß ich denn aus Furcht, zu wenig zu thun, zu viel thun, oder aus Furcht, zu viel zu thun, zu wenig thun, d. i. leidenſchaftlich handeln. Lieber Karl! es iſt oft wünſchenswerth, blos mit der Oberfläche unſeres Weſens beſchäftigt zu ſeyn, als immer ſeine ganze Seele, ſey es in Liebe oder in Arbeit, der zerſtörenden Wirklichkeit auszuſetzen. Aber davon überzeugt man ſich nicht gerne in den Stunden des jugendlichen Erwachens, wo alle Kräfte hinausſtreben nach Thaten und Freuden, und es iſt auch wohl natürlich, daß wir gerne uns opfern, daß wir unſern erſten Frieden hingeben für das Glück der Welt und für den ungewiſſen Ruhm der Nachwelt. Aber zu eilig müſſen wir nicht ſeyn, wir müſſen zu früh nicht unſere ſchöne, lebendige Natur, die heimathliche Wonne unſeres Herzens gegen Kampf und Eifer und Sorge vertauſchen, denn der Apfel fällt, wenn er nicht krank iſt, erſt vom Stamme, wenn er reif iſt.

Lieber Karl! ich ſpreche wie einer, der Schiffbruch gelitten hat. So einer räth nur gar zu gerne, daß man im Hafen bleiben ſoll, bis die beſte Jahrszeit zu der Fahrt vorhanden ſey. Ich habe offenbar zu früh hinausgeſtrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, ſo lang ich lebe, büßen; ſchwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anſpruchloſer Sorgenloſigkeit ausreifen ließ.

Ich ſchreibe das Alles mehr um meinetwillen, weil das Herz mir voll davon iſt. Du brauchſt dieſe Predigt nicht ſehr.

Shakſpeare ergreift Dich ſo ganz; das glaub' ich. Du möchteſt auch von der Art etwas ſchreiben, lieber Karl! ich möcht' es auch. Es iſt kein kleiner Wunſch. Du möchteſt es, weil Du auf Deine Nation mitwirken möchteſt; ich möchte es darum auch, doch mehr noch, um in der Erzeugung eines ſo großen Kunſtwerks, meine nach Vollendung dürſtende Seele zu ſättigen.

Ist es Dein Ernst, als Schriftsteller auf den deutschen Charakter zu wirken und dies ungeheure Brachfeld umzuackern und anzusäen, so wollt' ich Dir rathen, es lieber in oratorischen, als in poetischen Versuchen zu thun. Du würdest schneller und sicherer zum Zweck gelangen. Ich wunderte mich schon oft, daß unsere guten Köpfe nicht häufiger darauf gerathen, eine kraftvolle Rede zu schreiben, z. B. über den Mangel an Natursinn bei den Gelehrten und Geschäftsleuten, über religiöse Sclaverei ꝛc. Dir liegen politische und moralische Gegenstände im Vaterlande besonders nah, z. B. Zünfte, Stadtrechte, Communrechte ꝛc. Zu geringfügig sind derlei Objekte gewiß nicht, und Du bist durch Deine Lokalkenntniß dazu berufen, wenigstens für den Anfang. Doch will ich mit dem Allem nichts Dir ein- und ausreden.

Ich hoffe Dich bald zu sehen und zu sprechen. Wenn es sich nur irgend thun läßt, komm' ich auf den März zu Euch Lieben. Ich suche Ruhe, mein Bruder! Die werd' ich finden an Deinem Herzen und im Umgang mit unserer theueren Familie. Bester Karl! ich suche nur Ruhe. Halte mich nicht für feig und schlaff. Meine seit Jahren so mannigfach, so oft erschütterte Natur will nur sich sammeln, um dann einmal wieder frisch an eine Arbeit zu gehn.

Weißt Du die Wurzel alles meines Uebels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, daß ich oft so herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nährt. Aber so etwas sag' ich nur Dir. Nicht wahr, ich bin ein schwacher Held, daß ich die Freiheit, die mir nöthig ist, mir nicht ertrotze. Aber sieh', Lieber, dann leb' ich wieder im Krieg, und das ist auch der Kunst nicht günstig. Laß es gut seyn! Ist doch schon mancher untergegangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn solcher Pflanzen kaum eine.

Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich störte. Sagst Du, ich soll nicht achten, was mich leiden macht, so sag' ich Dir, ich müßte einen Leichtsinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menschen brächte, unter denen ich lebe. —

Wie geht es denn in Eurer politischen Welt? Die Landtagsschriften hab' ich noch nicht wieder finden können. Ich hab' sie Jemand geliehn und weiß nicht mehr, wem. Verzeih' es mir, mein Lieber! Ich halte Dich gern auf jede Art dafür schadlos.

Die Briefe, die ich Dir schicken sollte nach dem Auftrag, den Du hattest, müssen wohl in Nürtingen in Verwahrung liegen. Hier hab' ich keine. Ich kenne mein Herz und weiß, daß es so kommen mußte, wie es kam. Ich hab' in meiner schönsten Lebenszeit so manchen lieben Tag vertrauert, weil ich Leichtsinn und Geringschätzung dulden mußte, so lange ich nicht der Einzige war, der sich bewarb. Nachher fand ich Gefälligkeit und gab Gefälligkeit, aber es war nicht schwer zu merken, daß mein erster tieferer Antheil in dem unverdienten Leiden, das ich duldete, erloschen war. Mit dem dritten Jahr meines Aufenthalts in Tübingen war es aus. Das Uebrige war aber flüchtig, und ich hab' es genug gebüßt, daß ich noch die zwei letzten Jahre in Tübingen in einem solchen interesselosen Interesse lebte. Ich hab' es genug gebüßt durch eine Frivolität, die sich dadurch in meinen Charakter einschlich, und aus der ich nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand. Das ist die reine Wahrheit, lieber Karl! Mußt Du von mir sprechen, so sieh'! wie Du Dir hilfst. Betrüben möcht' ich um Alles das gute Herz nicht.

Von Deinen Angelegenheiten will ich, wie ich hoffe, bald mündlich mit Dir das Nähere besprechen. In jedem Fall ist's mir ein groß Vergnügen, daß Du so früh Dich zum gründlichen Geschäftsmann bildest.

Die Cisrhenaner werden nächstens, wie man hofft, lebendiger und reeller republikanisch seyn. Besonders soll in Mainz dem militärischen Despotismus, der daselbst jeden Freiheitskeim zu ersticken drohte, nun bald gesteuert werden.

Nun, leb' wohl, mein Lieber! Wie immer

Dein

Fritz.

Nr. 154.

Hölderlin an seine Mutter.

Frankfurt d. 10. März 1798.

Liebste Mutter!

Mannigfaltige Geschäffte hindern mich öfter zu schreiben. Ein Brief, den man in einer übrigen Minute schreibt, ist fast des Botenlohns nicht werth und trägt den Anschein von Kälte und Nachlässigkeit noch mehr, als gänzliches Stillschweigen, und zu einem Briefe, wo ich Ihnen deutlicher die Fortdauer meiner kindlichen Gesinnungen bezeugen kann, fehlt mir, wie gesagt, sehr oft Ruhe und Zeit.

Es ist freilich mein eigner Schade. Ich muß auch um so öfter Ihre lieben Briefe, die im wahrsten Sinne meinem ganzen Wesen oft so sehr wohltätig sind, entbehren. Aber vieleicht beglükt mich bald Ihr persönlicher Umgang auf einige Zeit. Die Reise in die Schweiz, die ich mit meinem Zögling machen sollte, scheint unterbleiben zu wollen. Wenigstens wird nichts mehr davon gesprochen, und die Unruhen in jenen Gegenden sind in jedem Falle ein hinlänglicher Grund dagegen. Aber ich habe vorläufig von einem Besuche gesprochen, den ich meiner Familie zu machen Willens wäre, und man hat mir nichts dagegen eingewendet. Die Kosten, die ich so sehr wie möglich, Ihnen und mir ersparen werde, sind wohl nicht zu theuer, gegen das, was ich an meinem Gemüth und meiner Gesundheit dabei gewinnen werde.

Sollte freilich mein Aufenthalt in Frankfurt nicht mehr lange dauern, so würd' es unklug seyn, meinen kleinen Geldvorrath zu schwächen, weil eine Veränderung in meiner Lage immerhin mit Unkosten verknüpft ist.

Ich bin jezt wieder gesünder, als vor einiger Zeit, wo ich sehr an Nervenkopfweh litt. Der Frühling thut jedem wohl, und es sollte mir durchaus gut bekommen, wann ich ihn in Ruhe mit meinen Verwandten und Freunden genieſſen könnte.

Es muß Ihnen viel Freude gemacht haben, bei Ihren kleinen Enkeln in Blaubeuren zu leben. Es ist ein lieber Ort und Sie müssen in meinem Nahmen der guten Schwester drohn, daß Sie einige Tage mich wird behalten müssen, wenn meine kleine Reise

zu Stande kommen ſollte. Länger, als 14 Tage könnte mein Beſuch im Ganzen nicht dauern, weil die Reiſe beinahe 14 Tage dauert und ich länger als einen Monath nicht wohl aus ſeyn kann. Ob ich meinen Zögling mit mir nehme oder nicht, iſt noch nicht ausgemacht. Ich würde auch ſchon lange wieder nach Blaubeuren geſchrieben haben, wenn ich nicht ſo viel Hinderniß hätte.

Würd' ich doch Ihnen nicht läſtig fallen, wenn ich mich ein paar Tage zu Ihnen einquartirte? Sie haben mir noch gar nicht geſagt, in welcher Gegend ich Ihre neue Wohnung ſuchen müßte. Ich bin in jedem Falle begierig, zu wiſſen, wo ich Sie mir vorzuſtellen habe.

— — — — — — — — — — — —[1])

Ich will Ihnen bald wieder ſchreiben, liebſte Mutter! Ich bin jezt gar zu ſehr mit Geſchäfften überhäuft. Leben Sie wohl.

Ihr

Friz.

Nr. 155.

Hölderlin an Neuffer.

Frankfurt im März 98.

Liebſter Neuffer!

Ich mache mir das Vergnügen, Dich mit einem intereſſanten jungen Manne zuſammenzubringen, der von einer Reiſe durch Deutſchland in ſein Vaterland die Schweiz zurükkehrt und die Stunden, die er in Deinem Umgang zubringen wird, für keine verlorenen halten wird. Es iſt Hr. Schinz, Kandidat der Theologie aus Zürch. Er wird Dir von Vater Klopſtok erzählen, von Jena, Göttingen, Dresden, Berlin pp. Sei Du ſo gut und führ ihn dafür zu den Künſtlern in Stutgard, und zu den andern, die Dir in literäriſcher oder politiſcher Rükſicht, oder von Seiten ihres geſellſchaftlichen Umgangs intereſſant ſcheinen. Verzeih mir mein langes Stillſchweigen. — Maladien, Geſchäffte, Zerſtreuungen — und ich hoff es gut zu machen, denn ich komme in einigen Wochen ſelbſt.

Dein

Hölderlin.

[1]) Gebrauchsanweiſung für ein der Schweſter geſchicktes Haarnetz.

Nr. 156.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mutter!

Sie kommen dißmal ziemlich kurz weg. Ich habe, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, den beiden andern schon geschrieben, und wenn ich nicht warten will, bis wieder die Post geht, so bleibt mir beinahe keine Zeit mehr übrig. Ich habe Ihnen mit einem Herzen voll Freude gedankt für Ihren lieben theilnehmenden Brief. Sie haben schon so viel mir gegeben, geben mir immer noch so viel durch Ihre mütterliche Liebe, könnt' ich doch auch mehr beitragen, um Ihnen Ihr theures Leben zu erheitern.

Ich bin sehr besorgt, ob Ihnen das Ausziehn nicht zu unbequem geworden ist. Denken Sie eben, liebste Mutter, in wie manchem Hausse ich zum Beispiel aus- und eingezogen bin bis jezt, und glauben Sie, jeder Wechsel, auch der unbedeutende, bringt Leiden, wenn man nicht mit einer gewissen Ruhe und Stärke ihn ansieht. Ich sehe nun immer mehr, wie viel wir uns durch gewisse Vorstellungen jedes Schiksaal erheitern und erleichtern können. In tausend Fällen ists richtig, daß, wer nicht leiden will, auch niemals leidet. Es ist freilich eine Arbeit, bis man die äusseren Zufälle ein wenig gleichgültiger ansehen gelernt und irgend ein Interesse irgend eine gute Stimmung gewonnen hat, die einem in jedem Falle bleibt. Aber wenn man so weit ist, hat man auch so viel, als nur ein Mensch sich wünschen kann. —

Was macht unsere liebe Frau Grosmama? Sie sollten in diesen schönen Tagen recht oft zusammen spazieren gehn.

Sie bitten mich um eine von meinen Arbeiten?

Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie um meine Schreibereien sich bekümmern mögen. Das nächstemal will ich etwas beilegen.

Sagen [Sie] mir auch, liebste Mutter, was ich Ihnen von der Messe schiken soll. Ich verstehe mich gar wenig auf derlei Dinge. Aber ich bitte Sie recht sehr, daß Sie mir etwas nennen!

---

[1]) Von anderer Hand ist mit Bleistift am Rande das Datum: 28. März 1798, muthmaßlich der Tag des Empfanges, vermerkt, für dessen Richtigkeit der Inhalt des Briefes spricht.

Sonst geb' ich Ihnen zum Troz mehr aus und kaufe mehr ein, als ich sollte.

Leben Sie recht wohl!

Ihr

Friz.

Nr. 157.

Hölderlin an seine Mutter.

Frankfurt d. 7. Apr. 1798.

Liebste Mutter!

Sie wundern sich vieleicht, einen Brief, statt eines Besuchs, zu erhalten. Aber die Hindernisse, die sich vorfanden, meinen Zögling mitzunehmen, waren auch Hindernisse für mich; denn ich kann mich nicht wohl von ihm trennen, ohne meinen Maximen und meinem Gemüth entgegen zu handeln. Und gesezt auch, daß für jezt meine unausgesezte Aufsicht nicht so nötig für ihn wäre, so würde ich doch nicht mit ruhigem Herzen abwesend seyn, weil es doch möglich wäre, daß er sich vernachläßigte, während ich nicht um ihn wäre.

Daß ich nicht bälder schrieb, müssen Sie sich aus der Unentschlossenheit erklären, in der ich über meine Reise war.

Vieleicht findet sich bald ein günstigerer Zeitpunct, um meine theuern Verwandten wiederzusehn. Ich bins gewohnt, auf einen Wunsch zu resigniren, der nicht thunlich ist, und so konnt' ich auch, da es die Umstände zu erfordern schienen, ein Project aufgeben, mit dem ich mich den Winter über amüsirte.

Sie werden recht vergnügte Feiertage haben. Und ich freue mich in Gedanken mit daran. Wenn nur die Sorgen Sie nicht stören, die Sie sich machen über die Unruhn in Würtemberg[1]). Ich denke aber, es soll gut gehn. Wenn nur die Würtembergischen Herren Deputirten etwas mehr Muth und Geist, und weniger Kleinheitssinn und Verlegenheit in Rastadt zeigten, besonders bei Personen, von denen die Entscheidung ausgeht. Aber der Herr giebts den Seinen schlafend. Es wird auch mit den Unruhen so arg nicht werden. Und wenn die Bauern übermüthig werden wollen und gesezlos, wie Sie fürchten, so wird man sie schon beim Kopf zu nehmen wissen.

[1]) Händel zwischen dem Herzog Friedrich und den Ständen.

Was meine künftige Versorgung betrift, dürfen Sie nicht bang seyn, liebste Mutter! Ich werde sicher nie mehr in den Fall kommen, Ihnen zur Last anheimfallen zu müssen. Nur muß ich Sie bitten, zu bedenken, daß wir jezt in einer Zeit sind, wo man nicht mehr aus Liebhaberei oder aus zärtlicher Sorge die oder jene Versorgung als ausschliesslich ehrenhaft, reell und passend zu betrachten hat. Hätt' ich mich zu nichts gebildet, als mein Brod zu verdienen auf der Kanzel, die ich nicht betreten mag, weil sie zu himmelschreiend entweiht wird, hätt' ich zu sonst nichts die Jugendkräfte verwandt, so möcht' es bald vieleicht ein wenig misslich stehn, mit meinem Broderwerb. Aber ich denke, es soll so schlimm mit mir nicht werden.

Hrn. Schwager und der lieben Schwester und an Karl werd' ich noch diese Woche schreiben, wenn ich mich zuvor ein wenig auf der Messe umgesehen habe. Und dann sollen auch Sie einen Brief bekommen, liebste Mutter, der weniger flüchtig ist, als dieser. Ich werde mir dismal nach eignem Gefallen etwas von der Messe für Sie suchen; denn Sie sagen mir doch nicht im Ernst, was Ihnen am besten gefällt.

Viele herzliche Empfehlungen an alle!

Ihr

Friz.

Nr. 158.

Hölderlin an seine Schwester[1]).

Liebste Schwester!

Ich hätte Dir bälder geschrieben, wann ich nicht von einer Woche zur andern gehofft hätte, Dich zu sprechen. Leider! hat sich dieses vereitelt, und ich hätt' es wahrscheinlich vorausgesehen, daß meine Lage mirs verhindern würde, wann mich nicht das Verlangen euch wiederzusehen blind gemacht hätte. Ein Hauptgrund ist der, daß ich mich nicht wohl von allem Gelde entblösen kann, um nicht durch diese Fessel an mein Verhältniß gebunden zu seyn, und im Fall einer Veränderung etwas gesammelt zu haben, was

[1]) Der Brief wird bald nach dem vorigen geschrieben sein. Am Rande ist mit Bleistift von anderer Hand vermerkt: Ostern 1798. Ostern fiel auf den 8. April.

für den Anfang wenigstens hinreichte. Da nun noch andre Gründe hinzukamen, z. B. daß ich meinen Zögling nicht hier lassen und doch auch nicht ohne Schwierigkeiten mit mir nehmen konnte, so entschloß [ich] mich endlich eine Freude zu verläugnen, mit der ich mich manchmal den Winter über erheitert hatte.

Je länger man getrennt ist, liebste Schwester! um so glüklicher wird die Zeit, wo man einmal wieder einander näher ist, und wir haben die schöne Hoffnung, einander wieder immer ganz und gesund zu finden.

Du wirst recht froh seyn, den Frühling in Ruhe geniessen zu können, in Deinem schönen häuslichen und gesellschaftlichen Kreise. Dein Glük ist ächt; Du lebst in einer Sphäre, wo nicht viele Reichen, und nicht viele Edelleute, überhaupt nicht viel Aristokraten sind; und nur in der Gesellschaft, wo die goldne Mittelmässigkeit zu Haus ist, ist noch Glük und Friede und Herz und reiner Sinn zu finden, wie mir dünkt. Hier z. B. siehst Du, wenig ächte Menschen ausgenommen, lauter ungeheure Karikaturen. Bei den meisten wirkt ihr Reichthum wie bei den Bauern neuer Wein; denn gerad so läppisch, schwindlich grob und übermüthig sind sie. Aber das ist auch gewissermassen gut; man lernt schweigen unter solchen Menschen, und das ist nicht wenig.

Ich schike Dir einen sehr galanten mit kleinen Riechfläschchen versehenen Fächer aus der hiesigen Messe. Weil ich zu ökonomisch bin, um Dir was solides zu schiken, muß ich Dir was närrisches schiken, denn das eine wie das andere will etwas heissen.

Entschuldige mich bei Deinem l. Manne, daß ich noch nicht schreibe; für ihn möcht' ich gerne eine Stunde, wo ich mich sammeln kann, und das sind unsre Nebenstunden nicht häuffig.

Küsse Deine lieben Kinder, Christian wird nun recht herangewachsen seyn. Meine Jfr. Braut Heinrike soll mich richtig ledig finden, wenn sie einmal confirmirt ist. Der Allerkleinste ist doch wohl gesund und stark?

Lebe wohl, liebe Schwester! grüsse unsere Freunde.

Dein

Friz.

Nr. 159.

Hölderlin an Neuffer.

Frankfurt Jun. 98[1]).

Ich mag Dich keinen Augenblik länger in Zweifel über mich lassen, liebster Neuffer! und schreibe deswegen in aller Eile noch diese paar Worte, ehe die Post abgeht, um Deinen lezten Brief auf der Stelle zu beantworten. Heigelin sagte mir, Du hättest ihm gesagt, er soll[e] meinen Beitrag zu Deinem Allmanach auf seiner Rükreise mit sich nehmen, und weil ich ihn alle Tage erwartete, verschob [ich] meine Antwort so lange. Manche Leiden haben mich auch indolent gemacht. Vergieb, Bester! und lass um unserer alten Tage willen! mich Dein Herz nicht auch verlieren, denn ich brauch es sehr. Beiliegenden Brief[2]) hab' ich schon lang an Dich geschrieben. Der Mereau konnt' ich nicht wohl schreiben, weil man sagt, ich habe einen Liebeshandel mit ihr oder wer weiss mit wem? in Jena gehabt. — Ach! Lieber! es sind so wenige, die noch Glauben an mich haben; und die harten Urtheile der Menschen werden wohl so lange mich herumtreiben, bis ich am Ende, wenigstens aus Deutschland, fort bin. Nehme vorlieb mit den kleinen Gedichtchen. Wenns mir möglich ist, schik [ich] Dir noch ein grösseres nach. Ich bin auch, ehe ich wußte, daß ich Dir damit dienen kann, von andern um Gedichte angegangen worden, und mußte, weil ich sie versprochen hatte, Wort halten. Ewig und von ganzem Herzen

Dein

Hölderlin.

Sei doch so gut und schreibe mir bald wieder und lass mich etwas von Deiner Arbeit sehn; es war eine grosse Grille, dass Du dachtest, Dein Allmanach habe meinen Beifall nicht. Sein Inhalt kann ja erst das Urtheil bestimmen, und ich weiss zum voraus, dass, was von Dir ist, mir gefallen wird.

---

[1]) Der Brief ist vielleicht gleichzeitig mit dem folgenden an Schiller geschrieben, aus dem dieselbe Stimmung herausklingt.

[2]) Der Brief fehlt.

*Nr. 160.

Hölderlin an Schiller[1]).

Frankfurt d. 30. Juni 1798.

Halten Sie es nicht für Unbescheidenheit, daß ich Ihnen wieder einige Gedichte zuschike, wenn ich schon mich zu der Hoffnung Ihres Beifalls nicht berechtiget finde.

So sehr ich von mancher Seite niedergedrükt bin, so sehr auch mein eignes unpartheiisches Urtheil mir die Zuversicht nimmt, so kann ich es doch nicht über mich gewinnen, mich aus Furcht des Tadels von dem Manne zu entfernen, dessen einzigen Geist ich so tief fühle und dessen Macht mir längst vieleicht den Muth genommen hätte, wenn es nicht eben so große Lust wäre, als es Schmerz ist Sie zu kennen.

Sie durchschauen den Menschen so ganz. Es wäre desswegen grundlos und unnüz, vor Ihnen nicht wahr zu seyn. Sie wissen es selbst, dass jeder grosse Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt, und dass nur unter Menschen, die sich gleichen, Gleichgewicht und Unbefangenheit besteht. Desswegen darf ich wohl gestehen, dass ich zuweilen in geheimem Kampfe mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und dass die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern. Aber wie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen, ich würde mir solch einen Abfall schwerlich vergeben. Und das ist auch gut; so lang ich noch in einiger Beziehung bin mit Ihnen, ist es mir nicht möglich ein gemeiner Mensch zu werden, und wenn schon der Übergang vom Gemeinen zum Vortreflichen noch schlimmer ist, als das Gemeine selbst, so will ich doch in diesem Falle das Schlimmere wählen.

Ihr wahrer Verehrer
Hölderlin.

---

[1]) Eine Abschrift des Briefes aus einem Manuscripten-Catalog verdanke ich der Güte des Herrn Professor Sauer in Prag. Die falsche Jahreszahl des Catalogs — 1797 — ist nach Einsicht des Originalbriefes berichtigt. Schiller hat den Empfang desselben in seinem Kalender am 6. August 1798 vermerkt.

Nr. 161.

Hölderlin an seine Mutter.

Frankfurt d. 4. Jul. 1798.

Liebste Mutter!

Ich vermuthe, daß Sie jezt in Gröningen sind und adressire deßwegen die Briefe an den l. Karl. Sie können wohl glauben, wie nah es mir geht, daß ihm seine Arbeit durch unangenehme Gesundheitsumstände erschwert wird, und ich freue mich recht für ihn, daß Sie ihm auf einige Zeit Ihre Gesellschaft schenken.

Sie haben wohl recht, mein seltnes Briefschreiben ein wenig übel aufzunehmen, und ich will in allem Ernste darauf denken, daß ich mich künftig in einer so schönen Pflicht nicht mehr so häuffig durch Geschäffte und Störungen hindern lasse. Ich bin Ihnen so viel schuldig, und ich sollte die kleine Freude, die ich Ihnen durch Briefe machen kann, nicht so sehr, wie möglich, vervielfältigen? Um das einzige muß ich Sie bitten, liebste Mutter! daß Sie sich nicht wundern, wenn Sie den Ton in meinen Briefen nicht immer gleich lebendig finden; denn es hängt wohl von uns ab, vernünftig zu denken und zu handeln, wenn wir wollen, aber es hängt nicht ab von uns, Empfindungen mitzutheilen. Sie werden das an Ihrem eignen Herzen finden, daß es oft müder und verschlossner, oft lebendiger und zu einer wärmern Äusserung aufgelegter ist, und Sie würden es für einen ungerechten Vorwurf nehmen, wenn man Sie nachläßig oder lieblos nennen wollte, weil Ihr Herz nicht immer wach ist. Und glauben Sie, ich bin oft froh daran, wenn mirs gelingt, verschlossener zu seyn und trockner, denn so taugt man besser für die Welt.

Schreiben Sie mir doch so bald wie möglich wieder, wie sich der gute Karl befindet; wenn er nicht gute Zeit und Lust hat, soll er mir nicht selber schreiben. Seine Briefe machen mir unendliche Freude, aber ich will mich gerne verläugnen, wenn ich diese Freude auf seine Unkosten haben soll. Ist er einmal wieder gesund, so will ich schon strengere Forderungen machen.

Machen Sie sich aber nur nicht zu viel Sorge über die Gesundheit meines lieben Bruders, und hoffen Sie mit mir, daß

ſeine gute Natur ſich doch bald helfen muß. Meinen Empfel an Hrn. Oberamtmanns.

Ihr

gehorſamſter Sohn

H.

[Am Rande]. Meinen herzlichſten Dank der l. Fr. Grosmamma und Ihnen für die ſchönen Geſchenke!

Nr. 162.

Hölderlin an ſeine Schweſter.

Frankfurt d. 4. Jul. 1798.

Liebſte Schweſter!

Ich habe Dir allerlei Dank zu ſagen; für das Geſchenk aus Deinen Händen, für Deinen Brief, für ſeine Länge und ſeinen Innhalt. Ich gieng, nachdem ich ihn erhalten und geleſen, mit ihm ſpazieren und wollt' ihn wieder leſen, und behielt ihn dennoch in der Taſche, weil ich ihn auswendig wußte und überdiß zu viel an Dich und Deine treue Zuneigung zu mir dachte, um in der Ordnung ihn wieder zu leſen. Liebe Schweſter! es iſt guter Vortheil, den mir mancherlei Erfahrungen geben, daß ich jede Theilnahme um ſo tiefer ſchäze. Es geht uns, wie ichs oft bei den Heerden auf dem Felde geſehen habe, daß ſie zuſammenrüken und aneinanderſtehn, wenn es reegnet und wittert. Je älter und ſtiller man in der Welt wird, um ſo feſter und froher hält man ſich an erprüfte Gemüther. Und das iſt auch ganz nothwendig, denn das, was man hat, verſtehet und ermißt man erſt recht, wenn man ſiehet, wie wenig manches andre iſt.

Sage doch nichts, meine Theure! von den Kleinigkeiten, womit ich Dir mein Andenken an Dich und meinen Wunſch, Dir im Gröſſern gefällig zu ſeyn, gerne ausdrüken möchte. Ich bitte Dich, nehm es für das, was es iſt, für ein unſchuldiges Vergnügen, das ich mir mache, wenn ich mich beſinne, was von ſolchen Dingen ſich für Dich ſchikt und ſo in Gedanken mit Dir und den Deinigen umgehn kann.

Wenn Du von Dank ſprichſt, wie viel Dank bin ich Dir nicht ſchon lang her ſchuldig. Glaube mir, wer ohne eignen Heerd,

und häufig unter Fremden lebt, der weiß es erst zu schäzen, und vergißt es nicht, wenn ihn ein Freund oder Mutter oder Schwester im Hauſſe freundlich aufgenommen hat. Wie manchen freien frohen Tag hab' ich unter Deinem Dache zugebracht? Liebe Schweſter! Du kannſt es ſelbſt nicht fühlen, wie viel ein Haus werth iſt, wie Deines, wo der humane Geiſt Deines l. Manns und ein Herz, wie Deines, herrſcht. Du biſt glüklich und würdeſt es noch viel mehr fühlen, wenn Du ſäheſt, wie die Prunkwelt freudelos und troſtlos iſt, nicht nur für unſer einen, ſondern auch für ſolche, die drinn leben und viel daraus zu machen ſcheinen, indeß geheimer Unmuth, den ſie ſelbſt nicht recht verſtehen, ihnen an der Seele nagt. Je mehr Roſſe der Menſch vor ſich vorausſpannt, je mehr der Zimmer ſind, in die er ſich verſchließt, je mehr der Diener ſind, die ihn umgeben, je mehr er ſich in Gold und Silber ſtekt, um ſo tiefer hat er ſich ein Grab gegraben, wo er lebendig todt liegt, daß die andern ihn nicht mehr vernehmen und er die andern nicht, troz all des Lärms, den er und andre machen. Der einzige, den dieſe traurige Komedie noch glüklich macht iſt der, ſo zuſieht und ſich täuſchen läßt. Könnt' ich doch nur auch recht groſſe Augen machen vor der Herrlichkeit der Welt! Ich wäre glüklicher und vieleicht ein ganz erträglicher, junger Menſch! So aber kann man mir nicht imponiren, wenn man mir nicht durch Karakter imponirt und durch Genie, und weil das in der Welt ſo ſeltne Dinge ſind, ſo war ich laider! auch ſo ſelten in der Welt demüthig, wie es ſich gehört. Jezt bin ichs freilich, ſeit ich etwas mehr gelitten habe, doch iſt das die rechte Art nicht. —

Ich muß abbrechen, weil die Poſt abgeht. Empfiehl mich Deinem l. Manne. Alle Deine Kinder grüße von mir, und jedes, wie es ihm am beſten gefällt. Sobald die Jfr. Braut anfängt zu krizeln muß eine zärtliche Correſpondenz zwiſchen uns beeden etablirt werden. —

Viel herzliche Grüße an D. Veiel[1]). Ich freue mich über ſeinen guten Geſchmak, und wenn er glüklich dabei iſt, freut es mich noch mehr.

Dein

Friz.

---

[1]) Damaliger Bürgermeiſter von Blaubeuren.

**Nr. 163.

Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt, d. 4. Juli 1798.

Du hast mir die Briefscheue abgelernt, lieber Karl! aber ich will Dir ein gutes Beispiel geben und wieder schreiben, ehe ich eine Antwort von Dir habe auf den Brief, den ich ungefähr um Ostern Dir schrieb. Die liebe Mutter schreibt mir, Du seyest nicht wohl und habest dabei sehr viele Geschäfte. Da kann ich mir sehr gut vorstellen, wie ungern Du an's Briefschreiben kommen magst. Man hat oft bei aller Kraft der Jugend kaum für das Nothwendige Gedanken und Geduld genug übrig, so störend und schwächend ist manchmal das Leben, und keine Zeit ist schlimmer in jeder Rücksicht, als der Uebergang vom Jüngling zum Mann. Die andern Menschen und die eigene Natur machen einem, glaub' ich, in keiner andern Lebensperiode so viel zu schaffen, und diese Zeit ist eigentlich die Zeit des Schweißes und des Zorns und der Schlaflosigkeit und der Bangigkeit und der Gewitter, und die bitterste im Leben, so wie die Zeit, die auf den Mai folgt, die unruhigste im Jahr ist.

Aber die Menschen gähren, wie alles andere, was reifen soll, und die Philosophie hat nur dafür zu sorgen, daß die Gährung so unschädlich und so leidlich und so kurz, wie möglich ist, vorbeigeht. — Schwimm hindurch, braver Schwimmer, und halte den Kopf nur immer oben! Bruderherz, ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief, und dennoch mein' ich, das Beste, was an mir ist, sey noch nicht untergegangen. Mein Alabanda sagt im zweiten Bande: „Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins, und wenn Du es zerreißest bis auf den Grund, und wenn Du bis ins Mark es zerschlägst, doch bleibt es eigentlich unverwundet, und sein Wesen entfliegt Dir siegend unter den Händen ꝛc." Dies läßt sich mehr oder weniger auf jeden Menschen anwenden, und auf die Aechten am meisten. Und mein Hyperion sagt: „Es bleibt uns überall noch eine Freude. Der ächte Schmerz begeistert. Wer auf sein

Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden recht der Seele Freiheit fühlen." Leb' wohl, Bester, Theurer! Schreib' mir bald! Denke, daß ich Dir treu bin, wie Du mir! O, bleib' nur, wer Du bist! dem Vaterlande zu lieb und mir zu lieb.

H.

*Nr. 164.

Hölderlin an Neuffer.

Frankfurt im Aug. 1798.

Es freut mich, Bester! daß Du so fürlieb genommen hast mit meinen Kleinigkeiten. In einer Zeit, wo mir das Schikſaal, das ich auch im Unglük liebe, diese Liebe vieleicht mit Ruh und Heiterkeit vergelten wird, da will ich auch Dir kräftiger dienen. Du must es wissen, daß ich Dir, der mich zuerst das Glük der Freundschaft wahr und gründlich lernte[1]), alles geben will und muſs, was Männer von sich fordern können, Geist und That und herzliche Gefälligkeit. Mein Theurer! ehrst Du denn die Zeiten unserer wechselseitigen Zärtlichkeit auch so, wie ich? — Ich glaube, daſs die Menschen, die sich einmal liebten, wie wir uns geliebt, auch eben darum alles Schönen fähig sind und alles Groſſen, und es werden müssen, wenn sie nur sich recht verstehn, und durch den Plunder, der sie aufhält, muthig sich hindurch arbeiten. Ich weiſs es wohl, daſs ich noch nichts bin und vieleicht, ich werde nie nichts werden. Aber hebt das meinen Glauben auf? und ist mein Glaube darum Einbildung und Eitelkeit? Ich denke nicht. Ich werde sagen, daſs ich mich nicht recht verstanden habe, wenn hienieden mir nichts treffliches gelingt. Uns selber zu verstehn! Das ists [was] uns emporbringt. Lassen wir uns irre machen an uns selbst, an unserm θεῖον, oder wie Dus nennen willst, dann ist auch alle Kunst und alle Müh umsonst. Drum ists so viel werth, wenn wir fest zusammenhalten, und einander sagen, was in uns ist; drum ist es unser eigner gröster Schade, wenn wir uns aus ärmlicher Rivalität etc. trennen und vereinzeln, weil des Freundes Zuruf unentbehrlich ist, um mit uns wieder eins zu

[1]) Lehren und Lernen wird im Schwäbischen promiscue gebraucht.

werden, wenn unſre eigne Seele, unſer beſtes Leben uns entlaidet worden iſt, durch die Albernheiten der gemeinen Menſchen und den eigenſinnigen Stolz der andern, die ſchon etwas ſind.

Hier noch einige Gedichtchen.

Zu dem, was ich im lezten Briefe Dir verſprochen hatte, gebrach es mir an Zeit.

Dein

Hölderlin.

Nr. 165.

Hölderlin an ſeine Mutter.

Frankfurt a. M. d. 1. Sept. 98.

Liebſte Mutter!

Sie können ſich denken, wie ſehr mich all die lieben Briefe zuſammen freuen mußten, die Sie mir neulich zugeſchikt. Beſonders hab' ich Ihnen für Ihre gütige Einladung zu danken. Sie wiſſen wohl, daß mein Gewinn immerhin gröſſer wäre, als der Ihre, wenn ich wieder einmal bei meiner theuren Familie und in Ihrem herzlichen Umgang, liebſte Mutter! leben könnte. Sie können alſo ſchlieſſen, auf welcher Seite die Verläugnung gröſſer iſt. Aber ich habe ſo ſehr gelernt, mich ins Nothwendige zu ſchiken, daß ich mich auch diſsmal wieder zu einem Aufſchub meines vorgenommenen Beſuchs entſchlieſſe. Mein lieber Zögling hat den Sommer über viel vom kalten Fieber gelitten, und ſo war ich genöthiget, den Unterricht ihm ſparſamer zu geben, als gewöhnlich, und muß jezt alle Zeit gebrauchen, um hereinzubringen, was verſäumt iſt. Auch meine eigneren Geſchäffte haben etwas Noth gelitten, weil ich faſt den ganzen Tag ihn nicht verließ, ſo lang er krank war, und die Krankheit, wenn ſie ſchon nicht ſehr gefährlich iſt, doch mein Gemüth und meinen Geiſt nicht freiließ. Auch für mich ſelber bin ich alſo genöthiget, zu Haus zu bleiben. Ich denke, liebſte Mutter! daß wir, früher oder ſpäter, einmal noch recht glüklich miteinander leben werden.

Glauben Sie, ich freue mich im Geiſt mit Ihnen, wenn Sie Ihre lieben Gäſte bei ſich haben, und ſo geh auch ich nicht leer aus.

Ich wundre mich, daß man in Tübingen den Hrn. Bibliothekar Schott zum Professorat befördert hat, weils doch gewissermaassen nöthig ist, daß einer, der auf einem solchen Posten ist, sich auch im Ausland hat bekannt gemacht, weil sonst die Akademie nicht viel von Fremden besucht wird, was zur Bildung der Studierenden und auch zum ökonomischen Bestand der Universität nicht wohl entbehrlich ist. Aus eben diesem Grunde wundre ich mich, warum man Schelling übergangen hat. Das Alter thut zur Sache nichts; und da sein Ruhm jezt frisch ist, und nothwendig noch ein gut Theil steigen müßte, wenn Schelling durch grosse Aufforderungen getrieben würde, aller seiner Kraft und Wachsamkeit aufzubieten, so hätt' er wohl der Universität nicht wenig Ehre gemacht. Über seine Meinungen hab' ich selber manchmal mich mit ihm gezankt; aber immer hab' ich auch in seinen irrigen Behauptungen einen ungewöhnlich gründlichen und scharfen Geist gefunden. Aber das will ich für den Brief mir sparen, wo ich es versuchen werde, bei Hrn. Schwager dem jungen Philosophen das Wort zu reden.

Die Geschichte des H . . . . . ist sehr häßlich. Viele Empfehlungen an die Frau Grosmamma und nach Blaubeuren. Wie immer

Ihr

treuer Sohn.

Friz.

*Nr. 166.

Hölderlin an seine Mutter.

Ihr reines Wohlwollen, das mich auch wieder in Ihrem lezten lieben Briefe so innigst erfreute, auch Ihre zum Theil gerechte Sorge für meine Gesundheit läßt mich hoffen, dass Sie die längst vorbereitete Veränderung meiner Lage nicht misbilligen werden.

Ich muss Ihnen zuvörderst zeigen, wie sicher und in jeder Rükficht angemessen meine jezige Lage ist, und wenn ich dann noch die Gründe nenne, die mich veranlassen mussten, meine vorige Lage zu verlassen, nach langem Harren und vieler Geduld, so werden Sie mehr Ursache zur Zufriedenheit als zur Unzufriedenheit in diesem Briefe finden.

Durch Schriftstellerarbeit und sparsame Wirtschaft mit meiner Besoldung hab' ich mir in den lezten anderhalb Jahren meines Aufenthalts in Frankfurt 500 fl. zusammengebracht. Mit fünfhundert Gulden, glaub' ich, ist man in jedem Orte der Welt, der nicht so theuer ist, wie Frankfurt, wenigstens auf ein Jahr von ökonomischer Seite völlig gesichert. Ich hatte also insofern alles Recht, die Gesundheit und die Kräfte, die durch die anstrengende Verbindung meiner Berufsgeschäffte und meiner eignen Arbeiten sich nothwendig schwächten, wiederherzustellen durch eine ruhigere Lebensart, die ich mir nicht ohne Mühe auf diese Art möglich gemacht hatte. — Hiezu kam, dass mein Freund, der Regierungsrath von Sinklair in Homburg, der an meiner Lage in Frankfurt schon lange Theil genommen hatte, mir rieth, zu ihm nach Homburg hinüberzuziehen, Kost und Logis um ein Geringes bei ihm zu nehmen, und mir durch ungestörte Beschäfftigung endlich einen geltenden Posten in der gesellschaftlichen Welt vorzubereiten. Ich wandte ihm vieles ein, unter anderem auch, dass ich auf diese Art in eine gewisse Dependenz von ihm geriethe, die Freunden nicht anständig wäre. Um diesen Einwurf zu heben, besorgte er mir ein Logis und Kost ausser seinem Hausse, wo ich äusserst angenehm und ungestört und gesund wohne, und für die Zimmer, Bedienung und Wäsche jährlich 70 fl. zahle. Für das Mittagessen, welches wirklich im Verhältniss mit seinem Preise ausserordentlich gut zubereitet ist, zahle ich täglich 16 x. Abends bin ich lange gewohnt, nur Thee zu trinken und etwas Obst zu mir zu nehmen; (da ich überflüssig viele Kleider, die freilich in Frankfurt alle nothwendig waren, mit mir hieher brachte, so sehn Sie wohl, wie weit ich mit meinem Geldvorrath hinreichen kann).

Sinklairs Familie besteht aus vortreflichen Menschen, die mich alle schon längst bei meinen Besuchen mit zuvorkommender Güte behandelten, und seit ich wirklich hier bin, mit so viel Theilnahme und Aufmunterung mich überhäufften, dass ich eher Ursache habe, mich um meiner Geschäffte und um meiner Freiheit willen zurükzuziehen, als zu fürchten, dass ich gar zu einsam leben möchte. Am Hofe hat mein Buch einigermaassen Glük gemacht und man hat gewünscht, mich kennen zu lernen. Die Familie

des Landgrafen besteht aus ächtedeln Menschen, die sich durch ihre Gesinnungen und ihre Lebensart vor andern ihrer Klasse ganz auffallend auszeichnen. Ich bleibe übrigens entfernt, aus Vorsicht und um meiner Freiheit willen, mache meine Aufwartung und lasse es dabei bewenden. Sie trauen mir zu, dass ich diss alles nur insofern erzähle, als es Ihnen angenehm, und mir vieleicht im Nothfall nüzlich ist. Wesentlich ist aber der geistreiche verständige, herzliche Umgang meines Sinklair. Bei einem solchen Manne ist jede Stunde für den andern Gewinn an Seele und Freude. Sie können sich denken, welchen Einfluss diss auf meine Beschäfftigungen und auf meinen Karakter haben muss. Ich erspare es auf ein andermal, der Kürze wegen, Ihnen noch manches zu sagen, was Sie überzeugen wird, wie sehr dieser Ort und meine gegenwärtige Lage für meine reelsten Bedürfnisse gemacht ist. Nöthig war es schlechterdings, mich irgend einmal in einer unabhängigern Lage für mein künftiges Fach vorzubereiten, und urtheilen Sie selbst, ob der Plaz, den ich dazu gewählt, angemessener seyn könnte. — Ich gestehe Ihnen, ich hätte sehr gewünscht bei allem dem, in meiner vorigen Lage noch länger zu bleiben, einmal, weil es mir unendlich schwer wurde, mich von meinen guten wohlgerathnen Zöglingen zu trennen, und dann auch, weil ich wohl sah, dass jede Veränderung meiner Lage, auch die nothwendige und günstige, Sie beunruhigen würde. Auch hätt' ich sicher nicht die Mühe gescheut, die es mir kostete, meine eigenen Arbeiten neben meiner Erziehung zu betreiben, wiewol ich sagen darf, dass eben das Interesse, das ich für diese Kinder fühlte, mir schlechterdings nicht erlaubte, meine Erziehung mir auf irgend eine Art bequem zu machen. Die Liebe, die sie zu mir hatten, und der glükliche Erfolg meiner Bemühungen erheiterte mich dann auch oft und machte mir das Leben leichter. Aber der unhöfliche Stolz, die geflissentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung, die Äusserungen, dass die Hofmeister auch Bedienten wären, dass sie nichts besonders für sich fordern könnten, weil man sie für das bezahlte, was sie thäten u. s. w. und manches andre, was man mir, weils eben Ton in Frankfurt ist, so hinwarf — das kränkte mich, so sehr ich suchte, mich darüber weg zu sezen, doch immer mehr, und

gab mir manchmal einen ſtillen Ärger, der für Leib und Seele niemals gut iſt. Glauben Sie, ich war geduldig! Wenn Sie jemals mir ein Wort geglaubt, ſo glauben Sie mir diſs! Sie werden es für übertrieben halten, wenn ich Ihnen ſage, daſs es heutzutage ſchlechterdings unmöglich iſt, in ſolchen Verhältniſſen lange auszudauern; aber wenn Sie ſehen könnten, auf welchen Grad beſonders die reichen Kaufleute in Frankfurt durch die jezigen Zeitumſtände erbittert ſind, und wie ſie jeden, der von ihnen abhängt, dieſe Erbitterung entgelten laſſen, ſo würden Sie erklärlich finden, was ich ſage. — Ich mag nicht mehr und nicht beſtimmter von der Sache ſprechen, weil ich wirklich ungern mich entſchlieſſe, von den Leuten ſchlimm zu ſprechen. — Dieſe beinahe täglichen Kränkungen waren es eigentlich, was meine Berufsarbeiten und andere Beſchäftigungen unſäglich mir erſchwerte, und mich für beedes wirklich unnüz gemacht hätte, wenn ich nicht in eben dem Grade Anſtrengung aufgewandt hätte, in welchem ich litt. Das konnte jedoch nur eine Weile dauern. Vorigen ganzen Sommer muſst ich beinahe müſſig gehen, wenn ich fertig war mit meinen Kindern, weil ich meiſt zu kränklich oder doch zu müde war zu etwas andrem. — Ich ſchäme mich, in dieſem Tone von mir zu ſprechen und nur Ihnen zu lieb, nur um Sie von der Nothwendigkeit einer Veränderung zu überzeugen, kann ich mich dazu verſtehn. — Ich muſste mich endlich entſchlieſſen, zu dem ſchweren Abſchied von den guten Kindern, dem ich ſo lange und der Himmel weiſs! mit wie viel Mühe und Sorge ausgewichen war. Auch um meiner Ehre willen fand ich es nicht ſchön, ſo leidend, wie mich meine Freunde ſahn, noch länger vor ihnen zu erſcheinen. Ich erklärte Herrn Gontard, daſs es meine künftige Beſtimmung erfordere, mich auf eine Zeit in eine unabhängige Lage zu verſezen, ich vermied alle weitere Erklärungen, und wir ſchieden höflich auſseinander. Ich möchte Ihnen noch gerne von meinem guten Henry viel erzählen; aber ich muſs faſt alle Gedanken an ihn mir aus dem Sinne ſchlagen, wenn ich mich nicht zu ſehr erweichen will. Er iſt ein treflicher Knabe, voll ſeltner Anlagen, und in ſo manchem ganz nach meinem Herzen. Er vergiſst mich nie, ſo wie ich niemals ihn vergeſſe. Ich glaub' auch einen veſten guten Grund in ihm

gelegt zu haben, auf den er weiter bauen kann. Es freut mich, dass ich nur drei Stunden von ihm entfernt bin; so kann [ich] doch von Zeit zu Zeit erfahren, wie es ihm geht. — Ich muss schnell abbrechen, um den Brief noch auf die Post zu bringen. Erfreuen Sie mich bald mit einem gütigen Briefe. Empfehlen Sie mich in Blaubeuren. Ich will auch nächstens dahin schreiben; tausend Grüsse an den l. Karl; es soll auch noch diese Woche, wenns möglich ist, ein langer Brief an ihn abgehn. Wie befindet sich die Frau Grosmamma? Machen Sie ihr meine herzlichsten Empfehlungen. Ich bin, wie immerhin, mit kindlicher Ergebenheit

Homburg vor der Höhe Ihr
d. 10. Oct. 1798. Friz.

Meine Adresse:

M. Hölderlin, wohnhaft bei Hrn. Wagner, Glaser in Homburg vor der Höhe.

*Nr. 167.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg vor der Höhe.
d. 12. Nov. 1798.

Liebste Mutter!

Ich danke Ihnen recht sehr, dass Sie die Nachricht von der Veränderung meiner Lage mit diesem gütigen Zutrauen zu mir aufgenommen haben. Ich habe, seit ich hier bin, ruhig im täglichen Umgang mit meinem Freunde Sinklair gelebt. Jezt reist er in Angelegenheiten des Landgrafen nach Rastadt. Er hat mir den Vorschlag gemacht, ihm auf der Reise und bei seinem Aufenthalt in Rastadt Gesellschaft zu leisten, und da ich diss nach den generosen Anerbietungen meines Freundes beinahe unentgeldlich thun kann, auch in Rastadt meine Beschäftigungen wenigstens einen Theil des Tages ganz ungestört fortsezen kann, so hab' ich es für unvernünftig gehalten, diese Gelegenheit zu meiner Bildung zu vernachlässigen, und bin entschlossen, heute oder morgen mit ihm auf 4 Wochen dahin abzureisen. Wenn das Wetter und der Weg es leidet, mach' ich vieleicht von Rastadt aus einen Gang nach Nürtingen und Blaubeuren, um ein paar

Tage wieder in dem langentbehrten Wiederſehen meiner theuren Mutter und der lieben Meinigen zuzubringen. Find ich aber, daſs der Weg zu weit und die Reiſekoſten für meine jezige Ökonomie zu beträchtlich ſind, ſo will ich wenigſtens den l. Karl nach Neuenburg beſtellen, wohin wir beide ſo weit nicht haben werden. Er wird doch wohl in dieſem Falle einige Tage ſeine Geſchäffte verlaſſen können, und Hr. Oberamtmann wird auf meine expreſſe Bitte gerne darein willigen. Freilich wird es mir tiefe Verläugnung koſten, Nürtingen und Blaubeuren nicht auch zu ſehen. — Ich werde von Raſtadt aus an Sie und die liebe Schweſter und an Karl auch ſchreiben. Haben Sie die Güte mich indeſſen bei meinen lieben Correſpondenten zu entſchuldigen.

Sinklair läſst ſich Ihnen empfehlen. Er hat ſich gefreut, daſs Sie das gute Zutrauen zu ihm haben, daſs er gute Aufſicht über mich führen werde, er woll' es auch pünktlich thun. Ordentlich iſt es, daſs Sinklairs Mutter gerade mich ſo zum ſorgſamen Geleiter Ihres Hrn. Sohns beſtellt, wie Sie den Hrn. Regierungsrath zu meinem Mentor machen. Es wird auch wirklich wenig Freunde geben, die ſich gegenſeitig ſo beherrſchen und ſo unterthan ſind.

Empfehlen Sie mich der l. Fr. Grosmamma. Es freut mich recht herzlich, daſs Sie dieſes theuern Umgangs auf den Winter nicht entbehren müſſen. Empfehlen Sie auch ſonſt überall.

Ihr

gehorſamſter Sohn

Hölderlin.

*Nr. 168.

Hölderlin an Neuffer.

Homburg vor der Höhe.
d. 12. Nov. 1798.

Liebſter Neuffer!

Ich habe meine Lage verändert, ſeit ich Dir das leztemal ſchrieb und habe im Sinne, einige Zeit hier in Homburg zu privatiſiren. Es iſt etwas über einen Monath, daß ich hier bin, und ich habe indeſſen ruhig, bei meinem Trauerſpiel, im Umgang mit Sinklair, und im Genuß der ſchönen Herbſttage gelebt. Ich

war durch mancherlei Leiden so zerrissen, daß ich das Glük der Ruhe wohl den guten Göttern danken darf.

Ich bin sehr begierig auf Nachrichten von Dir und auf Deinen Allmanach; ich werde aber wohl noch warten müssen, wenn ich ihn nicht selbst bei Dir hohle, nicht weil ich Dich für nachläßig halte, sondern weil Deine Briefe erst in 4 Wochen mich hier wieder treffen werden.

Mein Freund Sinklair reißt nemlich in Angelegenheiten seines Hofes nach Rastadt und macht mir, unter sehr vortheilhaften Anerbietungen, den Vorschlag, ihm dahin Gesellschaft zu leisten. Ich kan diss, durch Sinklairs Generosität, beinahe ganz ohne einen Verlust in meiner kleinen Ökonomie, auch ohne meine Beschäftigungen sehr zu unterbrechen, ins Werk stellen und es wäre demnach sonderbar gewesen, wenn ich nicht darein gewilliget hätte. Heute noch oder morgen reisen wir ab.

Vieleicht, daß ich von Rastadt aus einen Gang ins Wirtembergische mache. Sollte diß nicht möglich werden, so würd' ich Dich in einem Briefe von Rastadt aus bitten, wenn Dich die Umstände nicht hindern, auf einen bestimmten Tag in Neuenburg einzutreffen, wo ich dann hinkäme, um Dich einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu haben. Es sollte mir unendlich lieb seyn über alles, was uns gemeinschaftlich interessirt, einmal wieder mit Dir sprechen zu können. — Das Lebendige in der Poesie ist jezt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäfftiget. Ich fühle so tief, wie weit ich noch davon bin, es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele danach und es ergreift mich oft, daß ich weinen muss, wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darstellungen an einem und dem andern fehlt, und ich doch aus den poëtischen Irren, in denen ich herumwandele, mich nicht herauswinden kann. Ach! die Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurükgescheucht, und daran leid' ich noch immer. Es giebt zwar einen Hospital, wohin sich jeder auf meine Art verunglükte Poët mit Ehren flüchten kan — die Philosophie. Aber ich kann von meiner ersten Liebe, von den Hofnungen meiner Jugend nicht lassen, und ich will lieber verdienstlos untergehen, als mich trennen von der süssen Heimath der Musen, aus der mich blos der Zufall ver-

ſchlagen hat. Weiſt Du mir einen guten Rath, der mich ſo ſchnell wie möglich auf das Wahre bringt, ſo gieb mir ihn. Es fehlt mir weniger an Kraft, als an Leichtigkeit, weniger an Ideen, als an Nüancen, weniger an einem Hauptton, als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht, wie an Schatten, und das alles aus Einem Grunde; ich ſcheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu ſehr. Ich bin ein rechter Pedant, wenn Du willſt. Und doch ſind, wenn ich nicht irre, die Pedanten ſonſt ſo kalt und lieblos, und mein Herz iſt doch ſo voreilig, mit den Menſchen und den Dingen unter [dem] Monde ſich zu verſchwiſtern. Ich glaube faſt, ich bin aus lauter Liebe pedantiſch, ich bin nicht ſcheu, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in meiner Eigenſucht geſtört zu werden, aber ich bin es, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in der innigen Theilnahme geſtört zu werden, mit der [ich] mich gern an etwas anderes ſchließe; ich fürchte das warme Leben in mir zu erkälten in der eiskalten Geſchichte des Tags und dieſe Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf zerſtörendes mich traf, empfindlicher als andre aufnahm, und dieſe Empfindlichkeit ſcheint darinn ihren Grund zu haben, daſs ich im Verhältniſs mit den Erfahrungen, die ich machen muſste, nicht feſt und unzerſtörbar genug organiſirt war. Das ſehe ich. Kann es mir helfen, daß ich es ſehe? Ich glaube ſo viel. Weil ich zerſtörbarer bin, als mancher andre, ſo muſs [ich] um ſo mehr den Dingen, die auf mich zerſtörend wirken, einen Vortheil abzugewinnen ſuchen, ich muſs ſie nicht an ſich, ich muſs ſie nur inſofern nehmen, als ſie meinem wahrſten Leben dienlich ſind. Ich muß ſie wo ich ſie finde ſchon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigſtes ſich niemals völlig darſtellen wird. Ich muſs ſie in mich aufnehmen, um ſie gelegentlich (als Künſtler, wenn ich einmal Künſtler ſeyn will und ſeyn ſoll) als Schatten zu meinem Lichte aufzuſtellen, um ſie als untergeordnete Töne wiederzugeben, unter denen der Ton meiner Seele um ſo lebendiger hervorſpringt. Das Reine kan ſich nur darſtellen im Unreinen, und verſuchſt Du, das Edle zu geben ohne Gemeines, ſo wird es als das Allerunnatürlichſte, Ungereimteſte daſtehn, und zwar darum, weil das Edle ſelber, ſo wie es zur Äuſſerung kömmt, die Farbe

des Schikſaals trägt, unter dem es entſtand, weil das Schöne, ſo wie es ſich in der Wirklichkeit darſtellt, von den Umſtänden, unter denen es hervorgeht, nothwendig eine Form annimmt, die ihm nicht natürlich iſt, und die nur dadurch zur natürlichen Form wird, daſs man eben die Umſtände, die ihm nothwendig dieſe Form gaben, hinzunimmt. So iſt z. B. der Karakter des Brutus ein höchſt unnatürlicher, widerſinniger Karakter, wenn man ihn nicht mitten unter den Umſtänden ſieht, die ſeinem ſanften Geiſte dieſe ſtrenge Form aufnöthigten. Alſo ohne Gemeines kann nichts Edles dargeſtellt werden, und ſo will ich mir immer ſagen, wenn mir Gemeines in der Welt aufſtöſst: Du brauchſt es ja ſo nothwendig, wie der Töpfer den Leimen, und darum nehm es immer auf und ſtoſs es nicht von Dir und ſcheue nicht dran. Das wäre das Reſultat. Indem ich mir von Dir einen Rath erbitten und deſswegen meine Fehler, die Dir freilich in gewiſſem Grade ſchon bekannt ſind, recht beſtimmt darſtellen, auch mir ſelber zum Bewuſstſeyn bringen wollte, bin ich weiter hineingerathen, als ich dachte, und daſs Du meine Grübeleien ganz begreifſt, ſo will ich Dir geſtehen, daß ich ſeit einigen Tagen mit meiner Arbeit in Stoken gerathen bin, wo ich dann immer aufs Räſonniren verfalle. Vieleicht veranlaſſen Dich meine flüchtigen Gedanken, zu weiterem Nachdenken über Künſtler und Kunſt, beſonders auch über meine poëtiſchen Hauptmängel und wie ihnen abzuhelfen iſt, und Du biſt ſo gut und theilſt es mir bei Gelegenheit mit. —

Lebe wohl, liebſter Neuffer! ich ſchreibe Dir ſogleich von Raſtadt aus wieder.

Dein

Hölderlin.

**Nr. 169.

Hölderlin an ſeinen Bruder.

Raſtadt, den 28. November 1798.

Liebſter Karl!

Wir müßten uns fremd geworden ſeyn, wenn wir uns nicht durch die Gleichheit unſerer Geſinnungen und unſerer Natur unendlich und ewig nahe wären; denn wir haben wirklich diesmal länger, als zu irgend einer Zeit, unſere ſchöne Freundſchaft ohne

Nahrung gelaſſen. Aber die Götter, wenn ſie ſchon das Opfer nicht bedürfen, fordern es doch der Ehre wegen. So müſſen wir auch der Gottheit, die zwiſchen mir und Dir iſt, doch wieder von Zeit zu Zeit das Opfer bringen; das leichte, reine, daß wir nämlich zu einander ſprechen von ihr, daß wir das Ewige, was uns bindet, feiern in den lieben Briefen, die nur darum unter uns ſo ſelten ſind, weil ſie aus dem Herzen und nicht, wie ſo Manches, aus der Feder gehn. Eine lebendige Blume entſtehet langſamer, als eine Blume von Taft, und ſo muß auch ein lebendiges Wort ſich lang in unſerer Bruſt bewegen, ehe es zum Vorſchein kommt, und kann ſo haufenweiſe nicht ſich geben, wie die Sachen, die man aus dem Ärmel ſchüttelt. Ich will damit nicht ſagen, als wären unſere Briefe ſo was Außerordentliches an Gedanken und an Witz und mannigfaltigen Begriffen und Sachen; aber etwas iſt darin, was man das Zeichen aller lebendigen Aeußerungen nennen darf, das nämlich, daß ſie mehr ſagen, als es ſcheint, weil in ihnen ein Herz ſich regt, das überhaupt im Leben niemals Alles ſagen kann, was es ſagen möchte. O, Lieber! wann wird man unter uns erkennen, daß die höchſte Kraft in ihrer Aeußerung zugleich auch die beſcheidenſte iſt, und daß das Göttliche, wenn es hervorgeht, niemals ohne eine gewiſſe Trauer und Demuth ſeyn kann? Freilich im Moment des entſchiedenen Kampfs iſt's etwas Anders! aber davon iſt hier, wie Du ſiehſt, nicht die Rede. Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie mannigfaltig, ſeit wir gegen einander ſchweigen, mein Gemüth von den Veränderungen meines Lebens iſt erſchüttert worden. Daß ich in Homburg lebe, und wie? wirſt Du aus dem Briefe geſehen haben, den ich an die liebe Mutter ſchrieb. Beſter! wie oft hätt' ich Dir gerne geſchrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte. In Homburg ſucht' ich in beſtändiger Arbeit meine Ruhe wieder zu finden, und wenn ich müde war, lebt' ich meiſt in Sinklair's Geſellſchaft. Er hat als treuer Freund an mir gehandelt. Auf ſeinen Vorſchlag bin ich auch mit ihm hierhergegangen. Man findet hier mancherlei Menſchen beiſammen. Nur iſt es ſchade, daß die diplomatiſche Klugheit die Geſichter und Gemüther alle in Banden

hält und wenig offne gesellschaftliche Aeußerung zu Stande kömmt. Uebrigens stechen, trotz der gemeinschaftlichen Vorsicht, der Franzose und Oesterreicher und Schwabe und Hannoveraner und Sachse ꝛc. noch genug ab.

Ich hätte sehr Dich zu sprechen gewünscht, lieber Karl! Ich hatt' auch den Plan, Dich wenigstens nach Neuenburg oder Pforzheim zu bestellen, aber die Zeit, die ich dazu verwenden wollte, ist unter schlechtem Wetter verstrichen, und diese Woche will ich wieder nach Homburg zurück. Nächsten Frühling, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, hält mich schlechterdings nichts ab, meinem Herzen einmal den Gefallen zu thun und einige Wochen bei Euch Lieben zuzubringen. Daß ich dann ein paar Meilen weiter zu wandern habe, thut nichts, besonders in den schönen Maitagen. Der frohe, gute, reine Lebensgeist sey mit uns Beiden indeß und erhalte und fördre uns! —

Der eigentliche Gewinn, den mir bis jetzt mein hiesiger Aufenthalt gegeben hat, sind einige junge Männer voll Geist und reinen Triebs. Muhrbeck, ein Pommeraner, der jetzt auf Reisen ist, und unter den Menschen und der Natur seine rastlose Seele zu einem kühnen philosophischen Werke beflügelt, wozu er sich jetzt noch Stoff hinwirft; Horn, preußischer Legationssecretär, ein ächtgebildeter Mensch, mit tiefem Gefühl und großem Interesse bei feiner Sitte und Jovialität, ein denkender Kopf bei richtigem Sinn für Schönheit und Kunst; v. Pommereschen, ein Schwede, ganz liebenswürdige Ruhe, anspruchslos, glücklich in sich, mannigfaltig gebildet in Wissenschaften und Sprachen, männlich stolz bei hoher Gutmüthigkeit, Gestalt und Gesicht in unzerstörter Schönheit; dann auch ein herrlicher Alter, Kriegsrath Schenk aus Düsseldorf, intimer Freund von Jakobi, ein reiner, heiterer, edler Charakter, klar und ideenreich; er spricht oft wie ein Jüngling in lauterer, froher Begeisterung, wenn besonders von seinem Jakobi die Rede ist, und sieht so freundlich unter uns junge Leute hinein, daß wir so recht eine durch und durch harmonische Familie machen.

Laß nun auch bald wieder etwas von Dir hören, Bester! R. hat mir viel von Dir erzählen müssen, hat mir auch nachher bei seiner Rückkunft in's Würtembergische geschrieben, daß er Dich

beſucht, wie ich's ihm aufgetragen, und wie er Dich gefunden. Nicht wahr, Du ſchreibſt mir nun bald? Adreſſire Deine Briefe an M. Hölderlin bei Herrn Glaſer Wagner in Homburg vor der Höhe.

Man hofft hier wieder mehr wie ſonſt einen baldigen Frieden. Unſern Landsmann, den Herrn Legationsſecretär Gutſcher, ſprech' ich beinahe alle Tage. Er iſt ein verſtändiger Mann.

Und nun gute Nacht, lieber Karl!

Dein

Hölderlin.

**Nr. 170.

Hölderlin an ſeine Mutter.

Raſtadt den 28. Nov. 98.

Liebſte Mutter!

Ich bin vor 8 Tagen hier angekommen und habe indeſſen manche intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Auch die unbekannte Menge von Fremden, die man zu ſehen Gelegenheit hat, iſt wenigſtens mannigfaltig genug an Geſichtern und Mund- und Lebensarten, daß man das Auge gewöhnen kann, ſich mehr und mehr in die Welt zu finden.

Mit meinem Landsmann, dem Legationsſecretarius Gutſcher, komme ich häufig zuſammen, er erweist mir viel Ehre und es freut mich an ihm einen verſtändigen und aufmerkſamen Geſchäftsmann zu finden.

Unendlich leid hat es mir gethan, daß vorige Woche das Wetter ſo ſchlimm war, daß eine Fußreiſe nach Würtemberg beinahe unmöglich war. Da ich nun zu Ende der Woche von hier abreiſe, ſo muß ich diesmal wieder meine Wünſche verläugnen und Sie können es ſich vorſtellen, ob es mir leicht wird. Nächſten Frühling aber, wenn ich mit einer Arbeit, die ich unter den Händen habe, fertig bin, dann verſag ich es mir auch nicht länger, und lebe ein paar Wochen mit Ihnen und den lieben Meinigen.

Ich hoffe dann auch um ſo froher mit Ihnen zu ſein. Jetzt ſchwank' ich ſo zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, das heißt, die Niedergeſchlagenheit, die mir noch ein wenig von Vergangenem

anhängt, läßt mich manchmal nicht, so wie ich möchte, hoffend in die Zukunft sehen, und die Zukunft liegt zu sehr mir noch aus dem Auge, und ich bin meinem gegenwärtigen Ziele noch nicht nahe genug gerückt, um darüber eine demüthigende Vergangenheit zu vergessen. — Meine jetzige Arbeit soll mein letzter Versuch sein, liebste Mutter, auf eignem Wege, wie Sie es nennen, mir einen Werth zu geben; mißlingt mir der, so will ich ruhig und bescheiden, in dem anspruchlosesten Amte, das ich finden kann, den Menschen nützlich zu werden suchen, ich will das Streben meiner Jugend für das nehmen, was es so oft ist, nämlich für zufällig entstandenen Uebermuth, für übertriebene Neigung, aus der Sphäre mich zu entfernen, die mir vorgeschrieben ist durch meine natürlichen Anlagen und die Umstände, in denen ich aufgewachsen bin.

Haben Sie die Güte, Ihren nächsten Brief wieder nach Homburg, wie das letztemal zu adressiren. Fahren Sie fort, liebste Mutter, mit Ihrem Rath und mit einem freundlichen Worte, wie bisher mich zu berichtigen und zu erheitern. Empfehlen Sie mich der l. Fr. Großmamma und überall.

Ihr

gehorsamer Sohn

Hölderlin.

Nachschrift: Es ist mir recht sehr leid, liebste Mutter! daß Sie durch meinen Vorschlag so beunruhigt worden sind; Sie sehen aber selbst, daß ich so ziemlich unschuldig dabei bin, weil ich von der Unsicherheit der Landstraße in Würtemberg nichts gehört hatte. Ich bitte Sie, so hoch ich kann, über mich ruhig zu sein, und sich das Leben so heiter wie möglich zu machen, da Sie in sich und doch auch in äußern Umständen so viel Grund finden, die Trauer des Lebens mit Freude zu mischen. Es schlägt auch mich so nieder; ich denke dann immer, daß ich gar nichts sein muß, weil sich andere Eltern oft so viel einbilden auf ihre Kinder.

*Nr. 171.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg vor der Höhe.
d. 11. Dez. 1798.

Theure Mutter!

Ihr lieber Brief traf mich nicht mehr in Rastadt und er wurde mir hieher nachgeschikt. Es hat mich herzlich gefreut, dass ich bei meinen Verwandten, wie ich sehen konnte, noch in gutem Angedenken bin, besonders Ihre gütige Vorsorge und Theilnahme, liebste Mutter, hat mich innig gerührt, und Sie können sich denken, wie sehr ich eben dadurch mich in Ihre Nähe gezogen fühlte. Ich musste, um ruhige Überlegung zu gewinnen, meinen Entschluss über die angebotene Hofmeisterstelle auf den anderen Tag verschieben, und auch dann wollt' ich meinem Urtheil noch nicht ganz trauen und ein paar Tage noch hingehn lasse, um Ihnen eine reiflich überdachte Antwort geben zu können.

Das Triftigste, was ich Ihnen sagen kann, ist wohl das, dass ich nach Verlauf eines Jahrs schwerlich in Verlegenheit seyn werde, wenn nicht anderes sich mir darbietet, eine ähnliche Stelle zu bekommen, denn die Hofmeister, die irgend einen Anspruch machen können, sind izt sehr selten zu bekommen, und es entschliesst sich mancher, sich auf irgend eine andere Art zu behelfen, ehe er diss in unseren Zeiten so missliche Verhältniss eingeht, und sich alle den Misverständnissen ausszt, die jezt in diesem zweideutigen Stande so unausbleiblich sind, denn ein bestimmtes Amt, wo der Mann sein vorgeschrieben mechanisch Geschäfft hat, ist etwas ganz anderes und lässt sich viel leichter im Frieden abmachen, als die Kindererziehung, die etwas so unendliches ist, und das tägliche Leben in Einem Hausse, wo man gegenseitig die Prätensionen bis aufs geringste ausdehnen muss, wenn man sich nicht in die Länge zur Last fallen will, und, wie gesagt, die Stimmung, in der sich jezt beinahe alle Personen finden, die sich Hofmeister halten, ist, bei dem besten Gemüth und der höchsten Vorsicht von beiden Seiten doch so schwer zu behandeln, dass ein junger Mann wirklich wohlthut, sich nicht an diese schwere Aufgabe zu wagen, so lang ihm noch ein ander Verhältniss bleibt,

woran er sich nicht zu schämen hat, und wo er sein mässiges Auskommen findet. Da sich aber alles lernen läßt und ich nun so ziemlich zu wissen glaube, wie man auch als Hofmeister in den meisten Häussern friedlich leben kann, so würde ich diss Verhältniss weniger als andere fürchten, die es noch nicht erfahren haben und ungeübter und ungedultiger sind, nur muss ich immer eben so viel an Lebhaftigkeit des Geistes verlieren, als ich an Zurükhaltung und Gedult in einem solchen Verhältnisse zuseze. Desswegen glaube ich es mir schuldig zu seyn, so lang ich, ohne andern wehe zu thun, von dieser Seite mich schonen kann, mich zu schonen, um mit lebendiger Kraft ein Jahr lang in den höhern und reinern Beschäfftigungen zu leben, zu denen mich Gott vorzüglich bestimmt hat — diese lezte Äusserung mag Ihnen auffallen, und Sie werden mich fragen, was denn diss für Beschäfftigungen seien? — Aus dem, was Ihnen bisher von meinen Arbeiten in die Hände gefallen seyn mag, werden Sie es schwerlich errathen, was mein eigenstes Geschäfft ist, und doch hab' ich auch in jenen unbedeutenden Stüken von ferne angefangen, meines Herzens tiefere Meinung, die ich noch lange vieleicht nicht völlig sagen kann, unter denen, die mich hören, vorzubereiten. Man kann jezt den Menschen nicht alles gerade heraussagen, denn sie sind zu träg und eigenliebig, um die Gedankenlosigkeit und Irreligion, worin sie steken, wie eine verpestete Stadt zu verlassen, und auf die Berge zu flüchten, wo reinere Luft ist und Sonn und Sterne näher sind, und wo man heiter in die Unruhe der Welt hinabsieht, das heißt, wo man zum Gefühle der Gottheit sich erhoben hat, und aus diesem alles betrachtet, was da war und ist und seyn wird.

Liebste Mutter! Sie haben mir schon manchmal über Religion geschrieben, als wüssten Sie nicht, was Sie von meiner Religiosität zu halten hätten. O könnt' ich so mit Einmal mein Innerstes aufthun vor Ihnen! — Nur so viel! Es ist kein lebendiger Laut in Ihrer Seele, wozu die meinige nicht auch mit einstimmte. Kommen Sie mir mit Glauben entgegen! Zweifeln Sie nicht an dem, was Heiliges in mir ist, so will ich Ihnen mehr mich offenbaren. O meine Mutter! Es ist etwas zwischen Ihnen und mir, das unsre Seelen trennt; ich weiss ihm keinen

Nahmen; achtet eines von uns das andere zu wenig, oder was ist es sonst? Das sag' ich Ihnen tief aus meinem Herzen; wenn Sie schon in Worten mir nicht alles sagen können, was Sie sind, es lebt doch in mir, und bei jedem Anlass fühl' ich wunderbar, wie Sie mich ingeheim beherrschen, und wie mit unauslöschlich treuer Achtung mein Gemüth sich um das Ihrige bekümmert. Darf ich's Ihnen einmal sagen? wenn ich oft in meinem Sinn verwildert war, und ohne Ruhe mich umhertrieb unter den Menschen, so wars nur darum, weil ich meinte, dass Sie keine Freude an mir hätten. Aber nicht wahr, Sie mistrauen sich nur, Sie fürchten Ihre Söhne zu verzärteln und zu eigenwillig zu machen, Sie fürchten, dass Ihr mütterlich Gemüth Sie selbst bethören möchte, und dann Ihre Söhne ohne Leitung wären und ohne Rath, und darum sezen Sie lieber zu wenig Vertrauen in uns und versagen sich aus Liebe die Freude, die der Eltern Eigentum im Alter ist, und hoffen lieber weniger von uns, um nicht zuviel von uns zu hoffen? —

Ich wollte Ihnen schreiben, was für Gründe ich hätte, um die angebotne Stelle abzulehnen, und es ist mir lieb, dass ich bei dieser Gelegenheit einmal wieder ein Wort aus meinem Herzen gesprochen habe. Diss Glük wird einem in der Welt so wenig zu Theil, dass man es leicht verlernen könnte. Dem lieben Karl hab ich von Rastadt aus geschrieben. Nun will ichs auch nicht länger anstehn lassen nach Blaubeuren zu schreiben. Es bekümmert mich, dass sich mein guter Bruder, der so glüklich zu seyn verdient, nun auch in seiner Lage nicht gefallen kann. Mögen Sie mir nicht schreiben, liebste Mutter, was das Unangenehme ist, das ihm darinnen widerfährt? — Es ist schön, dass unsre lieben Verwandten über den Tod des biedern Hrn. Pfarrers einigermaassen getröstet werden durch das Glük, worinn sich meine gute Baase Karoline findet. Wünschen Sie ihr herzlich auch in meinem Nahmen alle Freude, die sie werth ist. Schreiben Sie meinen wahrsten Dank, dass sie bei der Stelle an mich gedacht haben; aber ich könnte wenigstens vor einem halben Jahre nicht abkommen und so lange würde Hr. von Gemming einen Erzieher für s. Kinder wahrscheinlich nicht entbehren wollen. In einem andern Falle hätt' ich mich glüklich geschäzt, mit Hrn. von Gem-

ming in Beziehung zu kommen. Tausend Empfehlungen an die l. Fr. Grosmamma und an Alle!

Ihr

Friz.

[Am Rande:] Meinem alten Freunde Gentner tausend Grüsse und Glükwünsche!

Nr. 172.

Carl Gock an seinen Bruder Hölderlin.

[1]) — — — — — — — — — — — —

Daß diß Deine eigentl. Absicht gewiss nicht seyn werde, und Du seiner Zeit schon mehr aus der Fülle Deines Reichthums geben würdest. — Er gab mir viele herzliche Grüsse an Dich auf.

Conz ist ein lieber Mann, und seine anspruchslose Ruhe, das sichere Kennzeichen eines edeln Karacters, muß ihm auch die zu Freunde machen, die ihn noch nicht genau kennen.

Es thut mir leid, daß ich ihn nur kurz und im Geräusche eines Balls zu Vaihingen, dem ich anwohnte, sprechen konnte, ich werde ihm zu lieb aber nächstens nach Ludwigsburg[2]) reisen. — In dem Briefe, den mir die l. Mutter zum Einschluß an Dich zusandte, wirst Du sehen, daß Dir eine Hofmeister Stelle in Heilbronn angetragen wird[3]). Würde ich Dir nicht die Unabhängigkeit, in der Du gegenwärtig lebst, zu sehr gonnen, und nicht selbst hoffen bald durch eine Veränderung meines Verhältnisses in Deine Nähe zu kommen, so würde mich das Verlangen, nahe bei Dir zu seyn beinahe zu dem Wunsche hinreissen, daß Du diesen Posten annehmen mögtest. Aber Deine Ruhe ist mir lieber als die Be-

---

[1]) Der Anfang des Briefes fehlt. Auf der hinteren Seite des Blattes, auf dessen vorderer der Schluß des Briefes steht, finden sich von Hölderlins Hand Distichen aus seinem Gedichte an die Großmutter. Demnach wird der Brief im December 1798 geschrieben sein (s. Nr. 174).

[2]) Conz war 1798 bis 1804 Diaconus in Ludwigsburg; vorher in Vaihingen.

[3]) Doch wohl die in dem vorigen Briefe an die Mutter von Hölderlin bereits erwähnte und abgelehnte Stelle.

[4]) „gonnen" für „gönnen" schwäbisch.

friedigung meiner Wünsche, und deswegen verliere ich kein Wort über diesen Vorschlag. — Aber jezt, mein Lieber, wirst Du satt haben an meiner Unterhaltung, der Du es angesehen haben wirst, daß ich sie größtentheils niederschrieb, wenn die Nacht mir noch einige ruhige Stunden gewärte, um mich aus dem Staub meiner Acten zu erheben, und dem Gedanken an Dich, mein Bruder, nachzuhängen.

Lebe Du nun wohl, und laß mich bald wieder etwas von Dir sehen; grüsse mich unserm theuren Freunde Sinclair und empfehl mich seiner fernern Freundschaft.

Ewig

Dein Carl.

**Nr. 173.

Hölderlin an seinen Bruder.

Homburg vor der Höhe, den 24. December 1798.

Mein Theurer!

Ich habe Dir so lange nicht geschrieben, weil ich nur mit halbem Sinn dabei gewesen wäre, denn bisher hatten mich meine Beschäftigungen, die mir durch die Unterbrechung lieber geworden waren, mehr als gewöhnlich occupirt. Es ist mir, wie Du oft gesehen hast, sehr leicht, alles liegen zu lassen, wenn Du selber vor mir bist, aber da geht es schon langsamer, wenn die allmächtige Gegenwart ihren wohlthätigen Zwang nicht ausübt.

Für Deine Briefe danke ich Dir recht sehr. Pommereschens Besuch hat mich äußerst gefreut, weil es mir wirklich ein Gewinn war, diesen in seiner Art so reinen Menschen noch einmal vor Augen zu haben und sein Bild und Wesen noch dauernder in mich aufzunehmen. Dann war es mir auch sehr darum zu thun, daß ich wieder von Euch hören konnte. Ich habe sehr an Glauben und Muth gewonnen, seit ich von Rastadt zurück bin. Ich sehe Dich selbst klarer und fester, seit ich Dich mit meinen neuen Freunden zusammen denke, und Du weißt, wie sehr das solche Verhältnisse, wie unseres ist, sichert, daß man sich begreift und recht bestimmt im Auge hat. Wo einmal der Grund gelegt ist, wie bei uns, und Einer den Andern voll und tief gefühlt hat, in

dem, was er seiner Natur nach bleiben muß, unter allen möglichen Verwandlungen, da darf die Liebe das Erkenntniß nicht scheuen, und man kann wohl sagen, daß in diesem Falle mit dem Verstande der Glaube wachse. Und dann ist's freilich wahr, daß meine Seele bei sich selbst darüber frohlockt, daß es, allen Aposteln der Nothdurft zum Trotz, noch mehr, als Einen gibt, wo sich in ihrem edeln Ueberfluß die Natur noch geäußert, und daß ich, außer Deinem Geist, jetzt auch noch andere rufen kann, zum Zeugniß gegen mein eigen zweifelnd Herz, das manchmal auf die Seite des ungläubigen Pöbels treten will und den Gott läugnen, der in den Menschen ist. Sag' es ihnen nur, den Deinen und Meinen, daß ich manchmal an sie denke, wenn mir's sey, als gäb' es außer mir und ein paar Einsamen, die ich im Herzen trage, nichts, als meine vier Wände, und daß sie mir seyen, wie eine Melodie, zu der man seine Zuflucht nimmt, wenn einen der böse Dämon überwältigen will. Es ist die volle Wahrheit, was ich sage, aber es will mir nicht gefallen, wenn ich über ein paar treffliche Menschen so überhaupt spreche und ich fühle wohl, ich müßte jedem besonders schreiben, wenn ich mir genug thun wollte.

Ich habe diese Tage in Deinem Diogenes Laertius gelesen. Ich habe auch hier erfahren, was mir schon manchmal begegnet ist, daß mir nämlich das Vorübergehende und Abwechselnde der menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer aufgefallen ist, als die Schicksale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt, und ich glaube, es ist natürlich, denn, wenn der Mensch in seiner eigensten, freiesten Thätigkeit, im unabhängigen Gedanken selbst von fremdem Einfluß abhängt, und wenn er auch da noch immer modificirt ist von den Umständen und vom Klima, wie es sich unwidersprechlich zeigt, wo hat er dann noch eine Herrschaft? Es ist auch gut, und sogar die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objektlos; es hat auch im strengen Sinne niemals eine gegeben. Alles greift in einander und leidet, so wie es thätig ist, so auch der reinste Gedanke des Menschen, und in aller Schärfe genommen ist eine apriorische, von aller Erfahrung durchaus unabhängige Philosophie, wie Du selbst weißt, so gut

ein Unding, als eine poſitive Offenbarung, wo der Offenbarende nur alles dabei thut, und der, dem die Offenbarung gegeben wird, nicht einmal ſich regen darf, um ſie zu nehmen, denn ſonſt hätt' er ſchon von dem Seinen etwas dazu gebracht.

Reſultat des Subjektiven und Objektiven, des Einzelnen und Ganzen iſt jedes Erzeugniß und Produkt, und eben weil im Produkt der Antheil, den das Einzelne am Produkt hat, niemals völlig unterſchieden werden kann vom Antheil, den das Ganze daran hat, ſo iſt auch daraus klar, wie innig jedes Einzelne mit dem Ganzen zuſammenhängt und wie die Beede nur Ein lebendiges Ganze ausmachen, das zwar durch und durch individualiſirt iſt und aus lauter ſelbſtſtändigen, aber eben ſo innig und ewig verbundenen Theilen beſteht. Freilich muß aus jedem endlichen Geſichtspunkt irgend eine der ſelbſtſtändigen Kräfte des Ganzen die herrſchende ſeyn, aber ſie kann auch nur als temporär und gradweiſe herrſchend betrachtet werden. . . . Sollte Dein Schickſal nicht über kurz oder lange eine günſtige Wendung nehmen, ſo geb' ich Dir mein heiligſtes Bruderwort, daß ich mit allem, was ich bin und habe, Dir zu Dienſten ſeyn werde. Indeſſen bitt' ich Dich, Liebſter! ſo heiter, wie möglich, Deine Lage anzuſehen. Gönne mir die Freude, manche bittre Erfahrung auch in Deinem Namen gemacht zu haben, und faſſe mir dies Wort, das ich Dir ſagen will, mit Deinem hellſten Geiſte auf, und glaub' es meiner Liebe: die Welt zerſtört uns bis auf den Grund, wenn wir jede Beleidigung geradezu ins Herz gehen laſſen, und die Beſten müſſen ſchlechterdings auf irgend eine Art zu Grunde gehen, wenn ſie nicht noch zu rechter Zeit dahin kommen, daß ſie alles, was die Menſchen ihnen aus Nothdurft und Geiſtes- und Herzensſchwäche anthun, in den ruhigen Verſtand aufnehmen, ſtatt ins gute Gemüth, das auch, wenn es gekränkt iſt, von ſeiner Großmuth nicht laſſen kann, und den armen Beleidigungen der Menſchen die Ehre wiederfahren läßt, ſie hoch zu nehmen. Glaube mir, der hierin gewiß nicht aus Eigendünkel, ſondern aus dem tiefen Gefühle ſeines Mangels und aus manchen trüben Erinnerungen ſpricht, glaube mir, der ruhige Verſtand iſt die heilige Aegide, die im Kriege der Welt das Herz vor giftigen Pfeilen bewahrt. Und ich glaube, zu meinem eigenen Troſte, daß dieſer

ruhige Verstand, mehr als irgend eine Tugend der Seele, durch die Einsicht seines Werths und gutwillige beharrliche Uebung kann erworben werden. Wie manches möcht' ich Dir oft mit Blut hinschreiben, wenn ich zurücksehe auf die Jahre, die ich wohl zur Hälfte in Gram und Irren verlor, und die für Dich noch unverbraucht sind, bester Karl! Es ergreift einen wunderbar, wenn man sich mit saurer Mühe und genauer Noth hindurchgerungen hat, und denkt, daß es dem andern, den man liebt, nun auch nicht leichter werden soll. Wir fürchten überhaupt das Schicksal viel weniger für uns, als für die, die unserm Herzen theuer sind. —

Eben schlägt die Glocke zwölf, und das Jahr 99 fängt an[1]). Ein glückliches Jahr für Dich, Liebster, und alle die Unsrigen! Und dann ein neues großes glückliches Jahrhundert für Deutschland und die Welt!

So will ich mich schlafen legen.

Den 1. Januar 1799.

Ich hatte heute meine gewöhnlichen Beschäftigungen bei Seite gelegt und bin in meinem Müßiggange in allerlei Gedanken hineingerathen über das Interesse, das jetzt die Deutschen für spekulative Philosophie, und wieder für politische Lektüre, dann auch, nur in geringerem Grade, für die Poesie haben. Vielleicht hast Du einen kleinen lustigen Aufsatz in der allgemeinen Zeitung über das deutsche Dichterkorps gelesen. Dieser war es, was mich zunächst dazu veranlaßte, und weil Du und ich jetzt selten philosophiren, so wirst Du es nicht undienlich finden, wenn ich diese meine Gedanken Dir niederschreibe.

Der günstige Einfluß, den die philosophische und politische Lektüre auf die Bildung unserer Nation haben, ist unstreitig, und vielleicht war der deutsche Volkscharakter, wenn ich ihn anders aus meiner sehr unvollständigen Erfahrung richtig abstrahirt habe, gerade jenes beiderseitigen Einflusses vorerst bedürftiger, als irgend eines andern. Ich glaube nämlich, daß sich die gewöhnlichsten Tugenden und Mängel der Deutschen auf eine ziemlich bornirte Häuslichkeit reduziren. Sie sind überall glebae addicti und die

[1]) Es muß danach, die Richtigkeit des Anfangsdatums vorausgesetzt, angenommen werden, daß schon dieser erste Teil des Briefes in verschiedenen Absätzen geschrieben wurde. [B. L.]

Meiſten ſind auf irgend eine Art, wörtlich oder metaphoriſch, an ihre Erdſcholle gefeſſelt und wenn es ſo fort ginge, müßten ſie ſich am Ende an ihren lieben (moraliſchen und phyſiſchen) Erwerbniſſen und Ererbniſſen, wie jener gutherzige niederländiſche Maler zu Tode ſchleppen. Jeder iſt nur in dem zu Hauſe, worin er geboren iſt, und kann und mag mit ſeinem Intereſſe und ſeinen Begriffen nur ſelten darüber hinaus. Daher jener Mangel an Elaſticität, an Trieb, an mannigfaltiger Entwicklung der Kräfte, daher die finſtere, wegwerfende Scheue oder auch die furchtſame unterwürfig blinde Andacht, womit ſie alles aufnehmen, was außer ihrer ängſtlich engen Sphäre liegt; daher auch dieſe Gefühlloſigkeit für gemeinſchaftliche Ehre und gemeinſchaftliches Eigenthum, die freilich bei den modernen Völkern ſehr allgemein, aber meines Erachtens unter den Deutſchen in eminentem Grade vorhanden iſt. Und wie nur der in ſeiner Stube ſich gefällt, der auch im freien Felde lebt, ſo kann ohne Allgemeinſinn und offnen Blick in die Welt auch das individuelle, jedem eigene Leben nicht beſtehen, und wirklich iſt unter den Deutſchen eines mit dem andern untergegangen, wie es ſcheint, und es ſpricht eben nicht für die Apoſtel der Beſchränktheit, daß unter den Alten, wo jeder mit Sinn und Seele der Welt angehörte, die ihn umgab, weit mehr Innigkeit in einzelnen Charakteren und Verhältniſſen zu finden iſt, als zum Beiſpiel unter uns Deutſchen, und das affektirte Geſchrei von herzloſem Kosmopolitismus und überſpannender Metaphyſik kann wohl nicht wahrer widerlegt werden, als durch ein edles Paar, wie Thales und Solon, die mit einander Griechenland und Aegypten und Aſien durchwanderten, um Bekanntſchaft zu machen mit den Staatsverfaſſungen und Philoſophen der Welt, die alſo in mehr als Einer Rückſicht *verallgemeinert* waren, aber dabei recht gute Freunde, und menſchlicher und ſogar naiver, als alle die mit einander, die uns bereden möchten, man dürfe die Augen nicht aufthun, und der Welt, die es immer werth iſt, das Herz nicht öffnen, um ſeine Natürlichkeit beiſammen zu behalten.

Da nun größtentheils die Deutſchen in dieſem ängſtlich bornirten Zuſtande ſich befanden, ſo konnten ſie keinen heilſameren Einfluß erfahren, als den der neuen Philoſophie, die bis zum

Extrem auf Allgemeinheit des Interesses bringt, und das unendliche Streben in der Brust des Menschen aufdeckt, und wenn sie schon sich zu einseitig an die große Selbstthätigkeit der Menschennatur hält, so ist sie doch, als Philosophie der Zeit, die einzig mögliche.

Kant ist der Moses unserer Nation, der sie aus der ägyptischen Erschlaffung in die freie einsame Wüste seiner Spekulation führt, und der das energische Gesetz vom heiligen Berge bringt. Freilich tanzen sie noch immer um ihre güldenen Kälber und hungern nach ihren Fleischtöpfen und er müßte wohl im eigentlichen Sinne in irgend eine Einsame mit ihnen auswandern, wenn sie vom Bauchdienst und den todten, herz- und sinnlos gewordenen Gebräuchen und Meinungen lassen sollten, unter denen ihre bessere lebendige Natur unhörbar, wie eine tief eingekerkerte, seufzt. Von der andern Seite muß die politische Lektüre eben so günstig wirken, besonders, wenn die Phänomene unserer Zeit in einer kräftigen und sachkundigen Darstellung vor das Auge gebracht werden. Der Horizont der Menschen erweitert sich, und mit dem täglichen Blick in die Welt entsteht und wächst auch das Interesse für die Welt, und der Allgemeinsinn und die Erhebung über den eigenen engen Lebenskreis wird gewiß durch die Ansicht der weitverbreiteten Menschengesellschaft und ihrer großen Schicksale so sehr befördert, wie durch das philosophische Gebot, das Interesse und die Gesichtspunkte zu verallgemeinern, und wie der Krieger, wenn er mit dem Heere zusammenwirkt, muthiger und mächtiger sich fühlt, und es in der That ist, so wächst überhaupt die Kraft und Regsamkeit der Menschen in eben dem Grade, in welchem sich der Kreis des Lebens erweitert, worin sie mitwirkend und mitleidend sich fühlen (wenn anders die Sphäre sich nicht so weit ausdehnt, daß sich der Einzelne zu sehr im Ganzen verliert). Uebrigens ist das Interesse für Philosophie und Politik, wenn es auch noch allgemeiner und ernster wäre, als es ist, nichts weniger als hinreichend für die Bildung unserer Nation, und es wäre zu wünschen, daß der grenzenlose Mißverstand einmal aufhörte, womit die Kunst, und besonders die Poesie, bei denen, die sie treiben und denen, die sie genießen wollen, herabgewürdigt wird. Man hat schon so viel gesagt über den Einfluß der schönen Künste auf die Bildung der Menschen, aber es kam immer heraus, als wär' es

Keinem Ernst damit, und das war natürlich, denn sie dachten nicht, was die Kunst, und besonders die Poesie, ihrer Natur nach ist. Man hielt sich blos an ihre anspruchlose Außenseite, die freilich von ihrem Wesen unzertrennlich ist, aber nichts weniger, als den ganzen Charakter derselben ausmacht; man nahm sie für Spiel, weil sie in der bescheidenen Gestalt des Spiels erscheint, und so konnte sich auch vernünftiger Weise keine andere Wirkung von ihr ergeben, als die des Spiels, nämlich Zerstreuung, beinahe gerade das Gegentheil von dem, was sie wirket, wo sie in ihrer wahren Natur vorhanden ist. Denn alsdann sammelt sich der Mensch bei ihr und sie gibt ihm Ruhe, nicht die leere, sondern die lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind, und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als thätig erkannt werden. Sie nähert die Menschen und bringt sie zusammen, nicht wie das Spiel, wo sie nur dadurch vereiniget sind, daß jeder sich vergißt und die lebendige Eigenthümlichkeit von keinem zum Vorschein kommt.

Du wirst verzeihen, liebster Bruder! daß ich so langsam und fragmentarisch mit meinem Briefe bin. Es wird vielleicht Wenigen der Uebergang von einer Stimmung zur andern so schwer, wie mir; besonders kann ich mich nicht leicht aus dem Raisonnement in die Poesie heraus finden, und umgekehrt. Auch hat mich diese Tage ein Brief von unserer lieben Mutter, wo sie ihre Freude über meine Religiosität äußerte, und mich unter anderm bat, unserer theuren 72jährigen Großmutter ein Gedicht zu ihrem Geburtstage zu machen, und noch manches Andere, in dem unaussprechlich rührenden Briefe so ergriffen, daß ich die Zeit, wo ich vielleicht an Dich geschrieben hätte, meist mit Gedanken an Sie und Euch Lieben überhaupt zubrachte. Ich habe auch noch denselben Abend, da ich den Brief bekommen, ein Gedicht für die l. Großmutter angefangen, und bin in der Nacht beinahe damit fertig geworden. Ich dachte, es müßte die guten Mütter freuen, wenn ich gleich den Tag darauf einen Brief und das Gedicht abschickte. Aber die Töne, die ich da berührte, klangen so mächtig in mir wieder, die Verwandlungen meines Gemüths und Geistes, die ich seit meiner Jugend erfuhr, die Vergangenheit und Gegenwart meines Lebens wurde mir dabei so fühlbar, daß ich den Schlaf nachher nicht finden konnte, und den andern Tag Mühe

hatte, mich wieder zu sammeln. So bin ich. Du wirst Dich wundern, wenn Du die poetisch so unbedeutenden Verse zu Gesicht bekommst, wie mir dabei so wunderbar zu Muthe seyn konnte. Aber ich habe gar wenig von dem gesagt, was ich dabei empfunden habe. Es gehet mir überhaupt manchmal so, daß ich meine lebendigste Seele in sehr flachen Worten hingebe, daß kein Mensch weiß, was sie eigentlich sagen wollen, als ich.

Ich will nun sehen, ob ich noch etwas von dem, was ich Dir neulich über Poesie sagen wollte, herausbringen kann. Nicht wie das Spiel, vereinige die Poesie die Menschen, sagt' ich; sie vereinigt sie nämlich, wenn sie ächt ist und ächt wirkt, mit all dem mannigfachen Leid und Glück und Streben und Hoffen und Fürchten mit all ihren Meinungen und Fehlern, all ihren Tugenden und Ideen, mit allem Großen und Kleinen, das unter ihnen ist, immer mehr, zu einem lebendigen tausendfach gegliederten innigen Ganzen, denn eben dies soll die Poesie selber seyn, und wie die Ursache, so die Wirkung. Nicht wahr, Lieber, so eine Panacee könnten die Deutschen wohl brauchen, auch nach der politischen philosophischen Kur; denn alles andre abgerechnet, so hat die philosophisch-politische Bildung schon in sich selbst die Inkonvenienz, daß sie zwar die Menschen zu den wesentlichen, unumgänglich nothwendigen Verhältnissen, zu Pflicht und Recht, zusammenknüpft, aber wie viel ist dann zur Menschenharmonie noch übrig? Der nach optischen Regeln gezeichnete Vor- und Hintergrund ist noch lange nicht die Landschaft, die sich neben das lebendige Werk der Natur allenfalls stellen möchte. Aber die Besten unter den Deutschen meinen meist noch immer, wenn nur erst die Welt hübsch symmetrisch wäre, so wäre alles geschehen. O Griechenland, mit deiner Genialität und deiner Frömmigkeit, wo bist du hingekommen? Auch ich mit allem guten Willen, tappe mit meinem Thun und Denken diesen einzigen Menschen in der Welt nur nach, und bin in dem, was ich treibe und sage, oft nur um so ungeschickter und ungereimter, weil ich, wie die Gänse mit platten Füßen im modernen Wasser stehe, und unmächtig zum griechischen Himmel emporflügle. Nimm mir das Gleichniß nicht übel. Es ist unschicklich, aber wahr, und unter uns gehet so was noch wohl an, soll auch nur mir gesagt seyn.

Für Deine aufmunternden Aeußerungen über meine Gedichtchen, und manches andre freundliche kräftige Wort in Deinem Briefe, dank' ich Dir tausendmal. Wir müssen fest zusammenhalten in aller unserer Noth und unserem Geiste. Vor allen Dingen wollen wir das große Wort, homo sum, nihil humani a me alienum puto, mit aller Liebe und allem Ernste aufnehmen; es soll uns nicht leichtsinnig, es soll uns nur wahr gegen uns selbst, und hellsehend und duldsam gegen die Welt machen, aber dann wollen wir uns auch durch kein Geschwätz von Affektation, Uebertreibung, Ehrgeiz, Sonderbarkeit ꝛc. hindern lassen, um mit allen Kräften zu ringen, und mit aller Schärfe und Zartheit zuzusehn, wie wir alles Menschliche an uns und andern in immer freieren und innigern Zusammenhang bringen, es sey in bildlicher Darstellung oder in wirklicher Welt, und wenn das Reich der Finsterniß mit Gewalt einbrechen will, so werfen wir die Feder unter den Tisch und gehen in Gottes Namen dahin, wo die Noth am größten ist, und wir am nöthigsten sind. Lebe wohl!

Dein

Friz.

**Nr. 174.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg, im Januar 1799.

Liebste Mutter!

Ich muß mich schämen, daß ich Ihren l. Brief, der mir indessen so viele innigglückliche Stunden und Augenblicke gemacht hat, so lange nicht beantwortet habe. Noch denselben Abend, da ich ihn erhalten hatte, schrieb ich größtentheils das nieder, was ich Ihnen für meine theure ehrwürdige Großmutter beilege, und ich habe es Ihnen recht von Herzen bei mir selber gedankt, daß Sie mich von diesem mir heiligen Geburtstage benachrichtiget haben. Der Brief an Sie sollte Tags darauf geschrieben werden, und es wäre mir selber eine Freude gewesen, wenn ich das, was ich beim Empfang des Ihrigen fühlte, Ihnen so bald wie möglich hätte sagen können. Ich wurde aber indessen auf mancherlei Art verhindert. Zeit hätte ich wohl gehabt, aber ich mag Ihnen gerne mit ungestörter Seele schreiben. Es war von keiner Bedeu-

tung, was mich beunruhigte, und mir meine reinere Stimmung nicht ließ. Ich sage Ihnen das, damit Sie sich keine Sorge machen. Harte Behauptungen, die ich zu lesen bekam, die freilich sehr gegen mein Gemüth angingen, weil sie gegen meine unentbehrlichsten Ueberzeugungen waren, das war es größtentheils, was mich in meinem friedlichen Leben unterbrach. Es ist freilich nicht gut, daß ich so zerstörbar bin, und ein fester, getreuer Sinn ist auch mein täglichster Wunsch, und nichts erhält mich mehr in Demuth, als die Kenntniß meiner Schwäche von dieser Seite, und daß ich bei aller meiner ehrlichen Bemühung und Einsicht des Bessern und Glücklichern, doch noch immer der alte Empfindliche bin. Ich habe die Hälfte meiner Jugend in Leiden und Irren verloren, die nur aus dieser Quelle entsprangen. Jetzt bin ich wohl geduldiger und lass' es Niemand entgelten und bin, wenn ich mich nicht irre, gegen andere weniger launisch, denn sonst, aber um die innere Reinheit und ruhige Wirksamkeit können mich immer noch Eindrücke bringen, die einen fester Gebildeten vielleicht nicht einen Augenblick störten. Freilich ist es jetzt auch natürlich, daß mich jeder augenblickliche Mißklang stärker trifft, wo ich kaum aus tausendfältiger Unruhe mich herausgerettet habe, und nun am Wohllaut des Guten und Wahren und Schönen mich sammeln und stillen mag. Ich verspreche Ihnen und mir, mich immer zu üben, daß ich das, was ich bei ruhigem Sinne so leicht reimen kann, auch beim ersten Eindrucke so aufnehmen lerne. Ich kenne kein größer Glück, als bescheidenes Wirken und Hoffen. Das kann aber bei einem leicht gekränkten Sinne nicht bestehen. — Ich suche auch durch mäßige Bewegung und durch Ordnung meinen Körper zu befestigen, weil ich einsehe, daß mitunter auch die Ursache in ihm liegt. Ich bin zwar gesund und jetzt gesunder als sonst, und leide am Kopf und in den Eingeweiden nimmer, wie gewöhnlich, aber ich finde doch, daß meine Nerven zu reizbar sind. Ich sage das besonders auch, weil Sie sich mit dieser zärtlichen Theilnahme nach meiner Gesundheit erkundigen. — Daß Sie meine Aeußerungen über Religion mit dieser schönsten aller Freuden aufgenommen haben, zeugt mir so ganz von dem Gemüth, das nur im Höchsten seine Beruhigung findet. Ich glaub' es Ihnen wohl, theuerste Mutter! wie es Ihnen das Andenken an mich er-

leichtern und erheitern muß, wenn Sie die besten Gefühle einer Menschenseele in mir wissen und sich daran halten können in den Zweifeln und Sorgen, mit denen sich auch die Besten einander betrachten müssen, und je lieber sie sich sind, je mehr, denn wir kennen ja kaum uns selbst, und so bekannt, als wir uns selber sind, wird uns doch niemals ein anderes. Ich behalte mirs vor, Ihnen bei mehrerer Muße ein vollständiges Glaubensbekenntniß abzulegen, und ich wollte, ich dürfte überall meines Herzens Meinung so offen und rein heraussagen, als ich bei Ihnen kann. Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer unserer Zeit, die aus der heiligen lieben Bibel ein kaltes, geist- und herztödtendes Geschwätz machen, die mag ich freilich nicht zu Zeugen meines innigen, lebendigen Glaubens haben. Ich weiß wohl, wie jene dazu gekommen sind, und weil es Ihnen Gott vergibt, daß sie Christum ärger tödten, als die Juden, weil sie sein Wort zum Buchstaben, und ihn, den Lebendigen, zum leeren Götzenbilde machen, weil ihnen das Gott vergibt, vergeb' ichs ihnen auch. Nur mag ich mich und mein Herz nicht da blos geben, wo es mißverstanden wird, und schweige deswegen vor den Theologen von Profession (d. h. vor denen, die nicht frei und von Herzen, sondern aus Gewissenszwang und von Amtswegen es sind) eben so gerne, wie vor denen, die gar nichts von all dem wissen wollen, weil man ihnen von Jugend auf durch den todten Buchstaben und durch das schreckende Gebot[1]), zu glauben, alle Religion, die doch das erste und letzte Bedürfniß der Menschen ist, verleidet hat. Liebste Mutter! wenn unter diesen Zeilen ein hartes Wort ist, so ist's gewiß nicht aus Stolz und Haß geschrieben, sondern nur, weil ich keinen andern Ausdruck fand, wodurch ich mich so kurz wie möglich hätte verständlich machen können. Es mußte alles so kommen, wie es jetzt überhaupt, und in der Religion besonders ist, und es war mit der

[1]) Glaube kann nie geboten werden, so wenig als Liebe. Er muß freiwillig und aus eigenem Triebe seyn. Christus hat freilich gesagt: wer nicht glaubet, der wird verdammt, d. h. so viel ich die Bibel verstehe, streng beurtheilt werden, und das ist natürlich, denn dem blos pflicht- und rechtmäßig guten Menschen kann nichts vergeben werden, weil er selber alles in die That setzt, aber damit ist gar nicht gesagt, daß man ihm den Glauben aufzwingen solle. Note des Briefs.

Religion fast so wie jetzt, da Christus in der Welt auftrat. Aber gerade wie nach dem Winter der Frühling kömmt, so kam auch immer nach dem Geistestode der Menschen neues Leben, und das Heilige bleibt immer heilig, wenn es auch die Menschen nicht achten. Und es gibt wohl manchen, der im Herzen religiöser ist, als er sagen mag und kann, und vielleicht sagt auch mancher unsrer Prediger, der nur die Worte nicht finden kann, mit seiner Rede mehr, als andere dabei vermuthen, weil die Worte, die er braucht, so gewöhnlich und so tausendfältig gemißbraucht sind. Nehmen Sie indeß mit diesen ungeheuchelten Aeußerungen vorlieb, bis ich eine Stunde gewinne, wo ich mit meiner ganzen Seele schreiben kann. — Ich stimme ganz mit Ihnen darin überein, liebste Mutter! daß es gut für mich seyn wird, wenn ich künftig das anspruchloseste Amt, das es für mich geben kann, mir zu eigen zu machen suche, vorzüglich auch darum, weil nun einmal die vielleicht unglückliche Neigung zur Poesie, der ich von Jugend auf mit redlichem Bemühn durch sogenannt gründlichere Beschäftigungen immer entgegen strebte, noch immer in mir ist und nach allen Erfahrungen, die ich an mir selber gemacht habe, in mir bleiben wird, so lange ich lebe. Ich will nicht entscheiden, ob es Einbildung oder wahrer Naturtrieb ist. Aber ich weiß jetzt so viel, daß ich tiefen Unfrieden und Mißmuth unter anderm auch dadurch in mich gebracht habe, daß ich Beschäftigungen, die meiner Natur weniger angemessen zu seyn schienen, z. B. die Philosophie, mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung betrieb und das aus gutem Willen, weil ich vor dem Namen eines leeren Poeten mich fürchtete. Ich wußte lange nicht, warum das Studium der Philosophie, das sonst den hartnäckigen Fleiß, den es erfordert, mit Ruhe belohnt, warum es mich, je uneingeschränkter ich mich ihm hingab, nur immer um so friedensloser und selbst leidenschaftlich machte; und ich erkläre mir es jetzt daraus, daß ich mich in höherm Grade, als es nöthig war, von meiner eigenthümlichen Neigung entfernte, und mein Herz seufzte bei der unnatürlichen Arbeit, nach seinem lieben Geschäfte, wie die Schweizerhirten im Soldatenleben nach ihrem Thal und ihrer Heerde sich sehnen. Nennen Sie das keine Schwärmerei! Denn warum bin ich denn friedlich und gut, wie ein Kind, wenn ich ungestört mit

ſüßer Muße dies unſchuldigſte aller Geſchäfte treibe, das man freilich, und dies mit Recht, nur dann ehrt, wenn es meiſterhaft iſt, was das meine vielleicht auch aus dem Grunde noch lange nicht iſt, weil ichs vom Knabenalter an niemals in eben dem Grade zu treiben wagte, wie manches andre, was ich vielleicht zu gutmüthig gewiſſenhaft meinen Verhältniſſen und der Meinung der Menſchen zu lieb trieb. Und doch erfordert jede Kunſt ein ganzes Menſchenleben, und der Schüler muß alles, was er lernt, in Beziehung auf ſie lernen, wenn er die Anlage zu ihr entwickeln und nicht am Ende gar erſticken will. — Sie ſehen, liebſte Mutter! ich mache Sie recht zu meiner Vertrauten, und ich fürchte nicht, daß Sie mir dieſe ehrlichen Geſtändniſſe übel auslegen werden. Es gibt ſo wenige, vor denen ich mich öffnen mag. Warum ſollt' ich denn mein Sohnesrecht nicht benützen, und Ihnen zu meiner Beruhigung mein Anliegen nicht ſagen. Und glauben Sie nur nicht, daß ich Abſichten dabei habe. Ich mag Ihnen nur gerne mit voller Wahrheit ſchreiben, und da müſſen ſie mich eben haben, wie ich bin. Ich wollte eigentlich ſagen, daß ich auch aus dem Grunde wohl thun würde, ein recht einfaches Amt ins Künftige zu ſuchen, weil ſich ein anderes nicht wohl mit meinen Lieblingsbeſchäftigungen reimen ließe. Es hat es mancher, der wohl ſtärker war, als ich, verſucht, ein großer Geſchäftsmann oder Gelehrter im Amt, und dabei Dichter zu ſeyn. Aber immer hat er am Ende eines dem andern aufgeopfert und das war in keinem Falle gut, er mochte das Amt um ſeiner Kunſt willen, oder ſeine Kunſt um ſeines Amts willen vernachläßigen; denn wenn er ſein Amt aufopferte, ſo handelte er unehrlich an Andern, und wenn er ſeine Kunſt aufopferte, ſo ſündigte er gegen ſeine von Gott gegebene natürliche Gabe, und das iſt ſo gut Sünde und noch mehr, als wenn man gegen ſeinen Körper ſündigt. Der gute Gellert, von dem Sie in Ihrem lieben Briefe ſprechen, hätte ſehr wohl gethan, nicht Profeſſor in Leipzig zu werden. Wenn er es nicht an ſeiner Kunſt gebüßt hat, ſo hat er es doch an ſeinem Körper gebüßt. Muß ich alſo ein Amt annehmen, wie es denn wohl nicht anders thunlich iſt, ſo glaub' ich eine Pfarrſtelle auf dem Dorfe (recht weit von der Hauptſtadt und von den hohen geiſtlichen Herren weg) wird das Beſte für mich ſeyn.

Und warum nicht lieber in dem Lande, wo Sie sind und die Meinigen, als unter Fremden?

Uebrigens ist es mir lieb, wenn es noch einige Jahre ansteht, und wenn ich hier mit dem Buche, an dem ich schreibe und mit meinem Gelde zu Ende bin, so will ich eben wieder Hofmeister werden. Der schwedische Legations-Sekretär vom Pommereschen, dessen Bekanntschaft ich, wie Sie wissen, in Rastadt machte und der mich auf seiner Rückreise neulich hier besuchte, machte mir beim Abschiede das Offert, ob er mir nicht in seiner Gegend (in schwedisch Pommern, in der Gegend von Wismar) für eine Hofmeisterstelle sorgen sollte. Sein Vater, der, wenn ich nicht irre, Gouverneur in Stralsund ist, besorgt gewöhnlich für seine Bekannten derlei Stellen. Ich mochte es nicht geradezu ablehnen, um auf alle Fälle einen Ausweg zu haben, besonders da er mir für eine solche Stelle sorgen will, wo ich mit einem jungen Menschen die Universität besuche. Ein Zuwachs an Weltkenntniß (die Kenntniß des deutschen Volks ist besonders jedem, der ein deutscher Schriftsteller werden will, so nothwendig, wie dem Gärtner die Kenntniß des Bodens) ist ja die einzige Entschädigung, die mir dieses mühsame Verhältniß gewähren kann, und die Entfernung der Gegend, die auf einer Universität jedoch so sehr groß nicht seyn würde, scheint mir eher vortheilhaft als nachtheilig auf die paar Jahre, wo ich noch nicht auf das ruhige Leben unter den Meinigen rechnen kann. Uebrigens bin ich noch nicht entschlossen, und es bieten sich vielleicht indeß noch günstigere Gelegenheiten von der Art an. Ueberhaupt geh' ich eine solche Stelle nur unter gewissen festen Bedingungen ein, die mich so viel wie möglich vor Verdruß und Verlegenheiten sichern sollen. Und wenn ich eingesehen habe, daß ein solcher Zustand für mich noch auf einige Zeit nothwendig ist, und nicht zu vermeiden, so werd' ich wohl auch Geduld und Vorsicht dazu bringen. Als Vikarius würde ich von meinem Pfarrer dependiren, und da ich diese Lage noch gar nicht gelernt habe, würde sie mir wohl nicht leichter werden und ich müßte überdies größtentheils von Ihrer Unterstützung leben, was ich doch nicht wünsche, da Sie schon so sehr viel für mich gethan haben und mein lieber Karl es besser brauchen kann.

Ich schreibe Ihnen das alles, liebste Mutter! weil ich wohl

weiß, wie sehr Sie zu wissen wünschen, woran Sie mit mir sind, und Sie werden sich es nicht zu sehr zu Herzen nehmen, wenn Sie finden sollten, daß mir das Leben nicht leicht wird, da Sie selbst am Besten wissen, daß mit der Jugend das, was man Glück heißt, überall so ziemlich weggeht. Ich wenigstens mache jetzt nicht gerne größere Ansprüche auf die Welt, als, daß es mir nicht zu schwer werde, meinem Herzen und meinem Sinne getreu zu bleiben in den Umständen, die mich noch im Leben betreffen können. Sie und die lieben Meinigen möcht' ich in jedem Falle noch gerne wiedersehn, ehe ich meinen hiesigen Aufenthalt verändere, von dem ich mich freilich mit vieler Mühe trennen werde.

Ihre lieben Geschenke haben mich so sehr gefreut, daß ich nichts bessres wußte, als in der Freude zu meinen braven Hausleuten zu laufen und ihnen zu verkündigen, ich hätte auch ein Weihnachtsgeschenk bekommen. Ich danke Ihnen und der lieben Großmama recht herzlich dafür. Es ist mir nur leid, daß meine Oekonomie es mir nimmer so leicht macht, wie in Frankfurt, Ihnen auch auf diese Art meine Aufmerksamkeit zu bezeugen. Auch bei meiner theuren Schwester entschuldigen Sie mich, daß ich es für jetzt eben so beim guten Willen bewenden lasse. Sie kennt auch meine Anhänglichkeit an sie, und an ihr ganzes Haus zu sehr, als daß es irgend eines Zeichens bedürfte, um ihr diese zu beweisen. Der Brief, den Sie mir von ihr geschickt haben, war mir ein Geschenk mehr. Ich sollt' ihr freilich auch längst geschrieben haben, aber da ich nach Rastadt reiste, hofft' ich sie vielleicht selber zu sehen, und indessen hatt' ich so viel zu thun, um das, was ich während der Reise versäumte, hereinzubringen, daß ich mich nächstens auf ein paar Tage hinsetzen muß, um die Briefe alle zu beantworten, die ich indessen schuldig geblieben bin, und da soll sie unter den ersten seyn.

Leben Sie nun wohl, liebste Mutter! bitten Sie die liebe Frau Großmama, das Blatt als einen kleinen Theil von den frohen und ernsten Empfindungen zu nehmen, mit denen ich im Herzen den ehrwürdigen Geburtstag gefeiert habe.

Meine herzlichen Empfehlungen an alle die Unsrigen.

Ihr treuer Sohn

Friz.

*Nr. 175.

Hölderlin an seine Schwester[1]).

Liebste Schwester!

Ich habe fast das Recht auf Dein Andenken verloren; so lang ists dass ich gegen Dich stillgeschwiegen habe. Aber es ist oft so, dass man aus lauter Bedürfniss zu schreiben gar nicht schreibt. Ich will dann immer eine recht gelegene Stunde abwarten, wo es mir von Herzen gehn soll, und darüber versäume [ich] die Zeit, wo ich vieleicht nicht so ganz unzerstreut von andern Gedanken und Beschäfftigungen, aber doch immer so viel geschrieben hätte, dass Du meine unveränderliche Liebe zu Dir daran hättest erkennen mögen.

Ich bin wieder auf eine Zeit zum Einsiedler geworden, wie Du weist, und ich denke, Du hast es gebilligt, weil Du wohl von mir voraussezen kannst, dass ich es nicht ohne Gründe that und dass [ich] in einer solchen Musse nicht müssig gehe, auch nicht auf Kosten anderer mir einen gelegenen Zustand bereite. Glaube mir, meine Beste! es ist kein Eigensinn, was mir meine Beschäfftigungen und meine Lage bestimmt. Es ist meine Natur und mein Schiksaal, und diss sind die einzigen Mächte, denen man den Gehorsam niemals aufkündigen darf, und ich hoffe bei diesen Gesinnungen Deiner stillen treuen Liebe am Ende noch recht würdig zu werden.

Du bist auf alle Fälle glüklicher, als der Mensch, der vieleicht nur am Ende seiner Bemühungen mit Gewisheit sagen kann: ich bin zufrieden. Du lebest von einem Tage zum andern in Befriedigung Deiner besten Wünsche, und Dein häuslich Glük hat wohl nur gerade so viel Sorge, als nötig ist, um täglich Dir das, was Dein ist, desto fühlbarer zu machen. Aber dem einen ist diss, dem andern das beschieden, und ich ehre das, was Du bist und hast, um so eher, weil ich es entbehre. In mancher trostlosen Stunde habe ich mich schon zu Dir gesehnt, um an Deiner Freude

[1]) Darüber von anderer Hand mit Bleistift bemerkt: „Homburg 1798, nach dem 11. Dez." Die Hinweisung auf den „neuen Krieg" rechtfertigt indeß den Schluß, daß der Brief nicht vor Ende Januars 1799 geschrieben wurde. Damit stimmt die Ankündigung in dem vorigen Briefe an seine Mutter überein.

mich zu erheitern und in Deiner Liebe zu mir etwas von dem zu empfangen, was Du in Dir haſt und um Dich. Ich hatte mir ein recht ruhig Wiederſehen ausgedacht. Aber die ſtürmiſchen Zeiten, die vieleicht von unſerm Vaterlande nicht mehr ferne ſind, werfen ſich zwiſchen unſere lieben Wünſche und wir würden uns vieleicht unter mancher Unruhe wiederſehen, wenn ich in einiger Zeit zu meiner theuern Familie zurükkäme. Ich mag nicht davon ſprechen, wie viel mir der neue Krieg und das Übrige Sorge für die Meinigen eingiebt. Was mich über Deine Lage tröſtet, iſt, daſs Du nicht allein biſt und an die Einſicht und den veſten Sinn Deines ſchäzbaren Gemahls Dich halten kannſt in dringenden Fällen, die wir jedoch nicht hoffen wollen.

Was machen Deine lieben Kinder? Ich werde ſie kaum noch kennen. Drei Jahre machen ſo viel bei dem jungen Volke, das an Leib und Seele jeden Tag wächſt, und der kleine Friz, den ich noch gar nicht geſehen habe, wird dann ſeyn, als wär' er ſchon recht lange in der Welt. Grüſſe ſie mir alle recht herzlich, jedes, ſo viel es mich ſich vorſtellen kann.

Wie geht es meinen Freunden Veiel und Kammerer und meinen andern Bekannten?

Mein hieſiger Umgang ſchränkt ſich meiſt nur auf zwei Freunde ein, die aber durch ihren Geiſt und ihre Kenntniſſe und Erfahrungen, die ſie in Laid und Freude, in ſeltenem Grade gemacht haben, ſo reiche Unterhaltung gewähren, daſs wir uns oft einander aus dem Wege gehen müſſen, um unſre Geſpräche nicht zur Hauptſache werden zu laſſen und uns den Kopf nicht zu ſehr einzunehmen, weil jeder mehr oder weniger ſeinen ganzen Sinn, unzerſtreut und unberauſcht von andern Ideen und Intereſſen, zu ſeinem Geſchäffte braucht. Der eine dieſer Freunde iſt Sinklair, den Du ſchon aus Briefen, die ich an die l. Mutter ſchrieb, kennen wirſt; der andre Profeſſor Morbek[1]) aus Greifswald, der ſich izt auf Reiſen befindet, und Sinklairn und mir zu gefallen, einige Monathe hier aufhält. Sonſt machen die ſeltnen Schönheiten der hieſigen Gegend mein einzig Vergnügen. Das Städtchen liegt am Gebirg, und Wälder und geſchmakvolle Anlagen liegen rings

[1]) Muhrbeck.

herum; ich wohne gegen das Feld hinaus, habe Gärten vor dem Fenster und einen Hügel mit Eichbäumen und kaum ein paar Schritte in ein schönes Wiesthal. Da geh' [ich] dann hinaus, wenn ich von meiner Arbeit müde bin, steige auf den Hügel und seze mich in die Sonne und sehe über Frankfurt in die weiten Fernen hinaus, und diese unschuldigen Augenblike geben mir dann wieder Muth und Kraft zu leben und zu schaffen. Liebe Schwester! es ist so gut, als ob man in der Kirche gewesen wäre, wenn man so mit reinem Herzen und offnem Auge Licht und Luft und die schöne Erde gefühlt hat.

Lebe wohl! Schreibe mir nun auch bald. Empfiehl mich überall. Ewig

Dein
treuer Bruder
Friz.

Ich hatte diesen Brief schon vor einiger Zeit geschrieben, und er blieb nur liegen, weil ich noch anderes dabei schreiben wollte, woran ich durch Geschäffte und Maladie (eine Gallenkolik, von der ich aber jezt wieder frei bin) verhindert wurde.

Nr. 176.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg vor der Höhe[1]).

Liebste Mutter!

Ich kann Ihnen dismal nur wenig schreiben. Ich bin zu sehr okkupirt.

Die Nachricht von dem Unfall, der für Sie und die theure Frau Grosmamma so gefährliche Folgen hätte haben können, hat mich tief erschüttert. Möge doch alles Unglük so an Ihnen vorübergehn!

Es ist wahrscheinlich, dass der Krieg, der nun eben wieder ausbricht, unser Wirtemberg nicht ruhig lassen wird, wiewohl ich von sicherer Hand weiss, dass die Franzosen die Neutralität der

[1]) Ohne Datum. Die Erwähnung des eben wieder ausbrechenden Krieges läßt annehmen, daß der Brief zu Ende Januars oder Anfang Februars 1799 geschrieben ist. Der Schluß fehlt.

Reichsländer, also auch Wirtembergs, so lange wie möglich respectiren werden, weil Preussen sich dafür aufs äusserste verwendet, und die Franzosen Ursache haben, einen Krieg mit dieser Macht zu vermeiden. Im Falle, dass die Franzosen glüklich wären, dürfte es vieleicht in unserem Vaterlande Veränderungen geben.

Ich bitte Sie bei aller meiner ungeheuchelten kindlichen Ergebenheit, beste Mutter! nehmen Sie alles Edle, was in Ihrer vortreflichen Seele liegt, und allen Glauben, der uns über die Erde erhebt, zu Hülfe, um so ruhig wie möglich, mit dem stillen Sinne einer Christin, unsern Zeiten zuzusehn, und das Unangenehme, was Sie dabei betrift, zu tragen. Es könnte mich unmännlich machen, wenn ich denken müsste, dass Ihr Herz den Sorgen unterliege. Denken Sie, dass ich keinen Vater habe, der mir mit Muth im Leben vorangeht, und geben Sie mir in der schönen Gestalt des ruhigen Duldens, ein Beispiel des Muths. Ich brauch' ihn auch, wenn ich nicht lässig werden will in dem, was meine Sache ist. Dass Sie unter gewissen möglichen Vorfällen kein Unrecht leiden, dafür würd' ich mit allen meinen Kräften sorgen, und vieleicht nicht ohne Nuzen. Doch ist alles diss noch sehr entfernt —

*Nr. 177.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mutter!

Es ist mir unendlich laid, dass Sie durch mein Stillschweigen beunruhiget worden sind. (Der lezte Brief, den ich von Ihnen erhalten habe, ist vom 17. Februar.) Ich habe mich auch in dem Briefe, den Sie jezt werden erhalten haben, einigermaassen entschuldiget. Es gehn mir dann auch manchmal über blossem Nachdenken, in das ich während der Arbeit gerathe, Tage hinweg, auch konnt' ich mich bisher weniger dem Umgange meiner Freunde entziehn, womit ich müssige Stunden ausfüllte, bin auch sonst immer so in Noth mit Briefschreiben, dass es gewiss gröstentheils verzeih-

[1]) Ohne Datum. Aus der Nachschrift ergiebt sich, daß der Brief zu Ende März oder Anfang Aprils 1799 geschrieben wurde. Er ist von Kelchner nur zum kleinsten Theil abgedruckt.

lich ist, wenn ich oft, so sehr mich manchmal das Gewissen dabei schlägt, einen Brief an Sie von einem Tage zum andern verschiebe.

Glauben Sie nur, liebste Mutter! dass ich überhaupt mein Verhältniss zu Ihnen nichts weniger als leicht nehme, und dass es mir oft Unruhe genug macht, wenn ich meinen Lebensplan mit allen Ihren Wünschen zu vereinigen suche, und doch oft zu finden meine, dass ich Ihnen vieleicht auf dem gewöhnlichen Wege weniger Sorge und mehr Freude gemacht hätte, als auf dem, den ich jezt gehe, der doch auch für mich der unbequemere, aber meiner Natur der angemessenere ist. Für Ihre gütige Einladung danke ich Ihnen recht herzlich und es wird wohl die Zeit noch kommen, wo ich sie endlich einmal benuzen kann. Für jezt werden Sie einen blossen Besuch selber in meiner Laage, wo ich alle Zeit, womöglich, meinem Geschäffte wiedmen muss, für zu kostbar halten. Ich möchte wenigstens so lange hier bleiben, bis ich mit meinem Buche fertig bin, was wohl noch ein halbes Jahr lang dauern kann. Was ich dann weiter vornehme, wird zum Theil von dem Gelingen oder Nichtgelingen meines Buchs, theils auch von andern Umständen abhängen. Nun glaube ich zwar zur Noth mit dem Gelde, welches ich noch vorräthig habe, bis dahin auszukommen, doch muss ich Ihnen gestehen, dass durch die enorme Holztheurung und meine drei Wochen lange Maladie, wo ich zwar den Arzt nicht weiter als Einmal brauchen musste, aber meine gewöhnliche Kost nicht brauchen konnte, mein Geldvorrath izt etwas geringer ist, als ich auf diese Zeit hin gerechnet habe. Ich bin deswegen so frei, Ihr gütiges mütterliches Anerbieten dahin zu benuzen, dass ich es mir vorbehalte Ihnen gegen die Mitte des Sommers hin zu schreiben, ob ich die hundert Gulden nothwendig habe oder nicht, doch kann ich Ihnen im reinsten Ernste versichern, dass ich, um meiner eigenen Ruhe willen, das Geld nur als geliehen annehmen werde. Ich bin es Ihnen schuldig und meinen Geschwistern, so zu handeln. In der gegenwärtigen Zeit möchte ich, auch wenn es unter irgend einem rechtmässigen Titel geschehen könnte, Ihre Einkünfte nicht um einen Heller schmälern, so lange ich nur noch in der Welt bestehen könnte. Sie werden es deswegen nicht für Kaltsinn nehmen, wenn ich Ihnen nach Verlauf eines Jahrs in Geld oder in natura die Zinsen des Geliehenen schike; es soll nur

ein Zeichen seyn, dass das, was ich dissmal mir im unwiderruflichen Ernste ausbedinge, nicht eitle Worte waren, und ich sage es Ihnen zum voraus, liebste Mutter! dass es mir reelle Unruhe machen würde, wenn Sie mir das Geld schikten, ohne die expresse Versicherung, dass Sie es in Ihren Papieren als Kapital annotirt hätten. Ich würde mir, wenn Sie es nicht auf diese Art schiklich fänden, kein Gewissen daraus machen, an einem andern Orte mit Ihrem Vorwissen Geld zu entlehnen, da ich sicher bin, für mein Buch doch so viel zu bekommen, dass ich eine solche Summe heimbezahlen könnte. Ich habe in Frankfurt einem guten Freunde, auch sonst manchmal auf einige Zeit ausgeholfen, und so könnte ich wohl auch einmal von der gegenseitigen Gefälligkeit Gebrauch machen.

Zum Schlusse will ich Ihnen eine Stelle aus der Jenaer Literaturzeitung abschreiben, wo meiner gedacht wird[1]). So sehr ich es bisher vermied, mit meiner kleinen Schriftstellerreputation vor Ihnen gros zu thun, so darf ich doch in der jezigen Laage keine Gelegenheit vorbeigehn [lassen], wo ich Ihnen etwas Hoffnung geben kann, dass meine gegenwärtige Arbeit eine günstige Aufnahme finden werde, und es wäre kindisch, wenn ich um den Verdacht der Eitelkeit zu vermeiden, Sie jezt um eine kleine Freude bringen wollte. Es heisst nemlich in der genannten Zeitung aus Gelegenheit des Allmanachs, den Neuffer herausgegeben hat, und wozu ich aus Freundschaft einige Kleinigkeiten dazu gegeben habe:

„Den Inhalt des Allmanachs möchten wir fast nur auf die Beyträge von Hölderlin einschränken. Die des Herausgebers . . (Neuffers) sind endlose Reimereien ꝛc. Vor den übrigen zeichnen sich die Kleinigkeiten von Hillmar und Siegmar vortheilhaft aus, so wie die innigen elegischen Zeilen von Reinhard (dem französischen Gesandten) an seine Gattin über den Abschied von Deutschland. Die prosaischen Aufsäze sind ganz unbedeutend. Hölderlins wenige Beiträge aber sind voll Geist und Seele und wir sezen gern zum Belege ein paar davon hieher."

Dann werden ein paar Gedichte von mir[2]) angeführt; in einem davon hatte ich auf die Arbeit angespielt, die ich jezt unter

[1]) Die Recension rührte bekanntlich von A. W. Schlegel her.

[2]) „An die Deutschen." „An die Parzen."

den Händen habe. Darüber äussert sich der Recensent noch am Ende:

„Diese Zeilen lassen schliessen, dass Hölderlin ein Gedicht von grösserem Umfange mit sich umherträgt, wozu wir ihm von Herzen alle äussere Begünstigung wünschen, da die bisherigen Proben seiner Dichteranlagen und selbst das in dem angeführten Gedichte ausgesprochene erhebende Gefühl ein schönes Gelingen hoffen lassen."

Ich muss Sie aber bitten, liebste Mutter! dass Sie um Neuffers willen diese Stelle nirgend bekannt machen. Wollen Sie es dem l. Karl mittheilen, so kann ich es nicht hindern. Herr Schwager in Blaubeuren liest diese Zeitung wohl selbst. — Ich bin recht von Herzen begierig, von meiner guten Schwester auch einmal wieder einen Brief zu bekommen. Karl ist mir einen schuldig; ich will ihm aber demohngeachtet diese Tage wieder schreiben, weil mein lezter gar zu kurz war. Es freut mich unendlich, dass er so sich Ihrer Theilnahme und Bewunderung werth macht. Ich weiss es auch tief zu schäzen, dass ein Mensch von so viel Kopf und innerer ächter Bildung doch auch mit solcher Geduld und Geschiklichkeit in seinem Amtsgeschäffte lebt. Sorgen Sie nur nicht! Er wird noch viel werden. Denn am Ende wird es bald die Noth erfordern, dass man wahrhaft vorzügliche und taugliche Menschen, wie er ist, hervorsucht.

Die gute Gesundheit, die ich jezt geniesse, macht einen grossen Theil meines Glüks aus, und meine Freunde nehmen herzlichen Antheil. „Ach! jezt seh' ich doch einmal wieder Freude in diesem Auge!" rief vor einiger Zeit mein edler Morbek, als er mich ansah. Es war würklich ein unangenehmer Zustand, in dem ich mich befand. So müssig und kopflos den ganzen Tag dazusizen, war mir um so schwerer, da ich mich meist nur durch Beschäfftigung heiter erhielt. Ich habe mich wieder mit dem Frühlinge verjüngt, und sehe mit neuem Muth und neuen Kräften ins Leben. Übermüthig, ungeduldig, unbescheiden kann und will ich nie mehr werden gegen den Lenker meines Schiksaals.

Schlafen Sie wohl, liebste Mutter! mein Stübchen will mir zu kalt werden, von der Nachtluft, und ich will mich zu Bette legen.

Ich freue mich recht auf den Mai. Wir haben hier fast immer noch rauhe Tage. — Übrigens ist es friedlich hier. Diese Gegenden haben, so viel ich wissen kann, wohl nicht wieder vom Kriege zu befürchten. Unendlich freut es mich, dass doch bisher die l. Meinigen verschont geblieben sind.

Ihr
getreuer Sohn
Friz.

d. 18. Apr. 99.

So weit hatt' ich schon vor einigen Wochen geschrieben. Aber unter anderem wurd' ich auch durch die Kriegsnachrichten aufgehalten, deren Ablauf ich abwarten wollte, um Ihnen vieleicht einiges, was darauf Bezug hätte, zu sagen. Freilich war es auch, dass ich malad war, wie Sie aus dem Briefe an die l. Schwester sehen werden, und dass ich dann gerne die Zeit, wo ich mich schmerzenlos fühlte, zu meinem Geschäffte brauchte. Jezt bin ich wieder völlig gesund, und ich fühle es mit Freude und Dank, sorge auch, wie ich zu Ihrer Beruhigung sagen muss, recht im Ernste für meine Gesundheit.

Es ist mir nicht wohl möglich, liebste Mutter! diesen Frühling nach Wirtemberg zu kommen. Da ich diesen Winter nicht alle Zeit zu meiner Arbeit und meinen Studien benuzen konnte, und mir sehr daran liegt, dass ich meine Unabhängigkeit reel benuze, so will ich mein Geld und meine Zeit noch sparen, so gut ich kann, und wenn ich bis auf einen Punkt hin fertig bin, mir eher eine solche Freude gönnen. Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich der l. Fr. Grosmamma! Herzliche Grüsse dem l. Karl!

Ihr
getreuer Sohn
Friz.

Nr. 178.

Siegfried Schmid an Hölderlin.

Basel d. 13. Mai 99[1]).

Hier Geliebter schike ich Dir eine Art Vermächtniß, mit der Bitte für die öffentliche Ausstellung desselben zu sorgen. Es wird sich dann Mancher, aus allen diesen kleinen Zügen ein Bild von Deinem Freund zusammenzeichnen, das ihn nicht ganz vergänglich und vergessen hier oben läßt, wenn er früh zu den Schatten muß.

Es ist das Gefühl der Unsterblichkeit sich von einer ungemeinen Seele ganz erkannt zu sehn, wenn man ohne Eitelkeit, oft gemahnt wird, wie man auch ein Andrer sey als die Menge. Der Held kann sich nicht unsterblicher fühlen, als nur daß er noch hinzudenkt, des Lärmens wegen, werde sein Nahme von gar vielen Tausenden gesprochen. So fühl ich mich bei Deinem lezten Brief.

22. Mai

Da kommt mir plözlich eine Gelegenheit Dir das Manuskript zu schiken, die mir aber auch kaum Zeit läßt nur noch einmal zu lesen was ich Dir neulich schrieb.

Sorge Du für die Erscheinung dieses vielleicht gar posthumums im Publikum. Gibt man Dir ein Honorar dafür, so kann ich es vermuthlich in meinen neuen Angelegenheiten brauchen, und Du schikst mir es dann. Die Positionen der Armeen haben mir bis jezt noch nicht erlaubt meine Reise zu machen; Du erhältst natürlich sogleich Nachricht wenn ich von hier weg bin.

Viele Grüse an Sinklair.

Adieu Lieber. Ich habe so ziemlich an das Meiste gedacht, was ich nächstens zu erwarten habe, und an das Äuserste am meisten, das liegt in meiner Art so. Kommt es anders so umarmen wir uns vielleicht wieder bald so fest, so froh.

Siegfr. Schmid.

---

[1]) Schmid diente damals in der Oesterreichischen Armee.

Nr. 179.

Hölderlin an Neuffer.

Homburg d. 4. Jn.[1]) 1799.

Lieber Neuffer!

Du kannst sicher auf einige Beiträge von mir rechnen, und ich werde, Deinem Wunsche gemäss, auch etwas Prosaisches liefern. Vieleicht kann ich Dir auch einiges von den Bekannten schiken, mit denen ich umgehe oder korrespondire. Ich wünsche Deinem zweiten Sohne alles Leben, und alle Kraft und Grazie, die ich ihm wünschen würde, wenn er der meinige wäre.

Ich habe im Sinne, eine poetische Monatschrift herauszugeben. Da die Hauptmaterialien für den ersten Jahrgang, so viel ich von eigner Hand dazu geben werde, gröstentheils schon fertig liegen und ich, bei meiner jezigen Lebensart ganz dem Unternehmen leben kann, so hoff' ich es durchzusezen. Und da ich noch mit niemand in einem bestimmten Vertrage darüber begriffen bin, so bitt' ich Dich, Hrn. Steinkopf davon zu benachrichtigen, ob er es vieleicht für dienlich hält, den Versuch zu machen. Das Journal wird wenigstens zur Hälfte wirkliche ausübende Poesie enthalten, die übrigen Aufsäze werden in die Geschichte und Beurtheilung der Kunst einschlagen. Die ersten Stüke werden von mir enthalten ein Trauerspiel, den Tod des Empedokles, mit dem ich bis auf den lezten Act fertig bin, und Gedichte, lyrische und elegische. Die übrigen Aufsäze werden enthalten 1) karakteristische Züge aus dem Leben alter und neuer Dichter, die Umstände, unter denen sie erwuchsen, vorzüglich den eigentümlichen Kunstkarakter eines jeden. So über Homer, Sappho, Äschyl, Sophokles, Horaz, Rousseau, (als Verfasser der Heloise) Shakesspear ꝛc. 2) Darstellungen des Eigentümlichschönen ihrer Werke oder einzelner Parthien aus diesen. So über die Iliade, besonders den Karakter Achills, über den Prometheus des Äschyl, über die Antigonä, den Oedipus des Sophokles, über einzelne Oden des Horaz, über die Heloise, über Shakesspears An-

[1]) Zweifellos „Juni" nach dem Inhalt des Briefes. Der 4. Juni war ein Brieftag für Hölderlin.

tonius und Kleopatra, über die Karaktere des Brutus und Kassius in seinem Julius Caesar, über den Macbeth u. s. w. Alle diese Aufsäze würden so viel möglich in lebendiger allgemeininteressanter Manier, meistens in Briefform geschrieben seyn. 3) Räsonnirende populär-dargestellte Aufsäze über Deklamation, Sprache, über das Wesen, und die verschiedenen Arten der Dichtkunst, endlich über das Schöne überhaupt. Ich kann, mit gutem Gewissen für alle diese Aufsäze, besonders für die leztern, neue wenigstens noch nicht verbrauchte Ansichten versprechen, und ich glaube manche Wahrheit auf dem Herzen zu haben, die für die Kunst nüzlich und für das Gemüth erfreulich sein mag. 4) werden auch Recensionen neuer besonders interessanter poetischer Werke geliefert werden*).

Der Ton, der durch uns in der Zeitschrift herrschen wird, macht es wohl schiklich, dass der Hr. Verleger, wenn er es für gut findet, ihr auch den Titel: Journal für Damen, ästhetischen Innhalts geben kann. Was den Geist derselben betrift, so glaub' ich wohl sagen zu dürfen, dass er für die Sittenbildung und ächte Erheiterung zuträglicher seyn dürfte, als mancher andere.

Jeden Monath würde ein Stük von 4 Bogen, nicht sehr enge gedrukt, in Octavform erscheinen. Der Hr. Verleger könnte mir aufkünden, wenn er wollte, nur müßte es wenigstens 3 Monathe vor einer Messe geschehen.

Die Bestimmung des Honorars überlasse ich seiner Einsicht und Billigkeit. Nur so viel sez' ich hinzu, daß ich ganz für das Unternehmen und von ihm leben werde, dass übrigens meine frugale Existenz nicht so theuer zu besolden ist, wie die der grossen Männer, welche die Horen herausgaben. Ich werde allen meinen Muth und Fleiss und meine Kräfte aufbieten, um diese Zeitschrift gangbar und rühmlich zu machen, und ich werde dafür sorgen, dass, wo möglich jeder Jahrgang, wenigstens Ein grösseres poetisches Werk, z. B. ein Trauerspiel oder einen Roman ꝛc. vollständig enthält.

Sollte sich Hr. Steinkopf entschliessen, es mit mir zu wagen, so versprech' ich ihm gerne, die Aufträge, die von andern Seiten

*) Ich hoffe Beiträge von Heinze, Verf. des Ardinghello, Heidenreich, Bouterwek, Matthison, Konz, Siegfried Schmidt, auch von Dir zu erhalten, wenn Du etwas entbehren kannst. [Anm. Hölderlins.]

her zur Mitarbeitung für andere Zeitschriften an mich gemacht worden sind, bei Seite zu sezen, und für seinen Damenkalender wenigstens 4 Bogen von Jahr zu Jahr unentgeldlich zu liefern[1]).

Ich würde es ihm auch freistellen, die Aufsäze der Zeitschrift, die von mir sind, nach Verlauf einiger Zeit besonders abzudruken, unter den Bedingungen, die mit der zweiten Auflage eines Buchs verbunden sind.

Ich gestehe, dass es mich besonders freuen würde, mit Hrn. Steinkopf in diese Beziehung zu kommen, als Deinem Freunde, und meinem Bekannten, und wenn ich schon nicht voraussezen darf, dass er das Zutrauen gegen mich hegt, das zu einem solchen Entschlusse erforderlich ist, so wollt' ich dennoch ihm von meinem Plane sagen. Findet er ihn vortheilhaft für sich, so war es schiklich von meiner Seite, ihm, mit dem ich schon in Konnexion bin, das Anerbieten zu machen. Dient es ihm nicht, so ist es eben so gut, als hätt' ich gegen ihn davon geschwiegen. Empfiehl mich ihm, und gieb ihm meinen Brief zu lesen.

Verzeih nur, dass ich Dich zur Mittelsperson mache. Ich würd' es nicht gethan haben, wenn ich nicht von mir wüsste, daß Du mich in allem, wozu ich Dir dienen kann, bereit fändest. In jedem Falle schik' ich Dir die versprochenen Aufsäze. Die prosaischen werden wohl etwas allgemein verständliches einfach und nicht allzu trocken Dargestelltes über das Leben und die Karaktere von Thales und Solon und Plato enthalten. Einen eigentlich moralischen Aufsaz zu liefern, für den Damenkalender würde mir ziemlich schwer, wenn ich nicht aus meinem Herzen und meinen Überzeugungen zu viel oder zu wenig sagen sollte[2]).

Ich bitte Dich recht sehr, mir so bald wie nur möglich, Antwort und Nachricht auf diesen Brief zu geben.

Dein

H.

---

[1]) Das Anerbieten zeigt, wie sehr Hölderlin seine Arbeitskraft überschäzte.

[2]) Das Taschenbuch bringt nur Gedichte von Hölderlin.

**Nr. 180.

Hölderlin an seinen Bruder.

Homburg, den 4. Juni 1799.

Mein Theurer!

Deine Theilnahme, Deine Treue wird meinem Herzen immer wohlthätiger; auch was Du für Dich selber bist, Dein Fleiß, die glückliche Gewandtheit, womit Dein Geist und Deine Kraft sich in Berufsgeschäft und freiere Bildung theilt, Dein Muth, Deine Bescheidenheit gibt mir immer mehr Freude. Lieber Karl! mich erheitert nichts so sehr, als zu einer Menschenseele sagen zu können: ich glaub' an Dich! und wenn mich das Unreine, Dürftige der Menschen oft mehr stört, als nothwendig wäre, so fühl' ich mich auch vielleicht glücklicher, als andre, wenn ich das Gute, Wahre, Reine im Leben finde, und ich darf deßwegen die Natur nicht anklagen, die mir den Sinn fürs Mangelhafte schärfte, um mich das Treffliche um so inniger und freudiger erkennen zu lassen, und bin ich nur einmal so weit, daß ich zur Fertigkeit gebracht habe, im Mangelhaften weniger den unbestimmten Schmerz, den es oft mir macht, als genau seinen eigenthümlichen augenblicklichen, besondern Mangel zu fühlen und zu sehen, und so auch im Bessern seine eigene Schönheit, sein charakterisches Gute zu erkennen, und weniger bei einer allgemeinen Empfindung stehen zu bleiben, hab' ich dies einmal gewonnen, so wird mein Gemüth mehr Ruhe, und meine Thätigkeit einen stetigeren Fortgang finden. Denn wenn wir einen Mangel nur unendlich empfinden, so sind wir auch natürlicherweise geneigt, diesem Mangel nur unendlich abhelfen zu wollen, und so geräth oft die Kraft in vorkommenden Fällen in ein unbestimmtes fruchtlos ermüdendes Ringen, weil sie nicht bestimmt weiß, wo es mangelt, und wie dieser, und gerade dieser, Mangel zu berichtigen, zu ergänzen ist. So lang ich keinen Anstoß finde, in meinem Geschäft, so gehet es rüstig weg, aber ein kleiner Mißgriff, den ich gleich zu lebhaft empfinde, um ihn klar anzusehen, treibt mich manchmal in eine unnöthige Ueberspannung hinein. Und wie bei meinem Geschäft, so gehet es mir alten Knaben auch noch im Leben, im Umgange mit den Menschen. Daß sich diese von Natur gewiß nicht un-

günstige Empfindungsgabe bei mir noch nicht zu einer Fertigkeit des bestimmteren Gefühls gebildet hat, kommt wohl unter anderm auch da her, daß ich zu viel Mangelhaftes und zu wenig Treffliches in Verhältnissen und Charakteren empfunden habe. — Du wirst durchaus finden, daß jetzt die menschlicheren Organisationen, Gemüther, welche die Natur zur Humanität am bestimmtesten gebildet zu haben scheint, daß diese jetzt überall die unglücklicheren sind, eben weil sie seltener sind, als sonst in andern Zeiten und Gegenden. Die Barbaren um uns her zerreißen unsere besten Kräfte, ehe sie zur Bildung kommen können, und nur die feste tiefe Einsicht dieses Schicksals kann uns retten, daß wir wenigstens nicht in Unwürdigkeit vergehen. Wir müssen das Treffliche aufsuchen, zusammenhalten mit ihm, so viel wir können, uns im Gefühle desselben stärken und heilen und so Kraft gewinnen, das Rohe, Schiefe, Ungestalte nicht blos im Schmerz, sondern, als das was es ist, was seinen Charakter, seinen eigenthümlichen Mangel ausmacht, zu erkennen. Uebrigens, wenn uns die Menschen nur nicht unmittelbar antasten und stören, so ist es wohl nicht schwer, im Frieden mit ihnen zu leben. Nicht so wohl, daß sie so sind, wie sie sind, sondern daß sie das, was sie sind, für das Einzige halten, und nichts anderes wollen gelten lassen, das ist das Übel. Dem Egoismus, dem Despotismus, der Menschenfeindschaft bin ich feind, sonst werden mir die Menschen immer lieber, weil ich immer mehr im Kleinen und im Großen ihrer Thätigkeit und ihrer Charaktere gleichen Urcharakter, gleiches Schicksal sehe. In der That! dieses Weiterstreben, dieses Aufopfern einer gewissen Gegenwart für ein Ungewisses, ein Anderes, ein Besseres und immer Besseres seh' ich als den ursprünglichen Grund von allem, was die Menschen um mich her treiben und thun. Warum leben sie nicht, wie das Wild im Walde, genügsam, beschränkt auf den Boden, die Nahrung, die ihm zunächst liegt, und mit der es, das Wild, von Natur zusammenhängt, wie das Kind mit der Brust seiner Mutter? da wäre kein Sorgen, keine Mühe, keine Klage, wenig Krankheit, wenig Zwist, da gäb' es keine schlummerlosen Nächte u. s. w. Aber dies wäre dem Menschen so unnatürlich, wie dem Thiere die Künste, die er es lehrt. Das Leben zu fördern, den

ewigen Vollendungsgang der Natur zu beschleunigen, — zu vervollkommnen, was er vor sich findet, zu idealisiren, das ist überall der eigenthümlichste unterscheidendste Trieb der Menschen, und alle seine Künste und Geschäfte, und Fehler und Leiden gehen aus jenem hervor. Warum haben wir Gärten und Felder? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Handel, Schifffahrt, Städte, Staaten, mit allem ihrem Getümmel, und Gutem und Schlimmen? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Wissenschaft, Kunst, Religion? weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Auch wenn sie sich untereinander muthwillig aufreiben, es ist, weil ihnen das Gegenwärtige nicht genügt, weil sie es anders haben wollen, und so werfen sie sich früher ins Grab der Natur, beschleunigen den Gang der Welt.

So gehet das Größte und Kleinste, das Beste und Schlimmste der Menschen aus Einer Wurzel hervor, und im Ganzen und Großen ist alles gut und jeder erfüllt auf seine Art, der eine schöner, der andre wilder seine Menschenbestimmung, nämlich die, das Leben der Natur zu vervielfältigen, zu beschleunigen, zu sondern, zu mischen, zu trennen, zu binden. Man kann wohl sagen, jener ursprüngliche Trieb, der Trieb des Idealisirens oder Beförderns, Verarbeitens, Entwickelns, Vervollkommnens der Natur belebe jetzt die Menschen größtentheils in ihren Beschäftigungen nicht mehr, und was sie thun, das thun sie aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Gehorsam gegen das Herkommen, aus der Noth, in die sie ihre Vorväter hineingearbeitet und gekünstelt haben. Aber um so fortzumachen, wie die Vorväter es anfingen, auf dem Wege des Luxus, der Kunst, der Wissenschaft u. s. w., müssen die Nachkömmlinge eben diesen Trieb in sich haben, der die Vorväter beseelte, sie müssen, um zu lernen, organisirt seyn, wie die Meister, nur fühlen die Nachahmenden jenen Trieb schwächer, und er kömmt nur in den Gemüthern der Originale, der Selbstdenker, der Erfinder lebendig zum Vorschein. Du siehest, Lieber, daß ich Dir das Paradoxon aufgestellt habe, daß der Kunst- und Bildungstrieb mit allen seinen Modifikationen und Abarten ein eigentlicher Dienst sey, den die Menschen der Natur erweisen. Aber wir sind schon lange darin einig, daß alle die

irrenden Ströme der menschlichen Thätigkeit in den Ocean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen. Und eben diesen Weg, den die Menschen größtentheils blindlings, oft mit Unmuth und Widerwillen, und nur zu oft auf gemeine unedle Art gehn, diesen Weg ihnen zu zeigen, daß sie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen, das ist das Geschäft der Philosophie, der schönen Kunst, der Religion, die selbst auch aus jenem Triebe hervorgehn. Die Philosophie bringt jenen Trieb zum Bewußtseyn, zeigt ihm sein unendliches Objekt im Ideal, und stärkt und läutert ihn durch dieses. Die schöne Kunst stellt jenem Triebe sein unendliches Objekt in einem lebendigen Bilde, in einer dargestellten höheren Welt dar; und die Religion lehrt ihn jene höhere Welt gerade da, wo er sie sucht, und schaffen will, d. h. in der Natur, in seiner eigenen, und in der ringsumgebenden Welt, wie eine verborgene Anlage, wie einen Geist, der entfaltet seyn will, ahnden und glauben.

Philosophie und schöne Kunst und Religion, diese Priesterinnen der Natur, wirken demnach zunächst auf den Menschen, sind zunächst für diesen da, und nur, indem sie seiner reellen Thätigkeit, die unmittelbar auf die Natur wirkt, die edle Richtung und Kraft und Freude geben, wirken auch jene auf die Natur und wirken mittelbar auf sie reell. Auch dieses wirken jene drei, besonders die Religion, daß sich der Mensch, dem die Natur zum Stoffe seiner Thätigkeit sich hingibt, den sie, als ein mächtig Triebrad, in ihrer unendlichen Organisation enthält, daß er sich nicht als Meister und Herr derselben dünke und sich in aller seiner Kunst und Thätigkeit bescheiden und fromm vor dem Geiste der Natur beuge, den er in sich trägt, den er um sich hat, und der ihm Stoff und Kräfte gibt; denn die Kunst und Thätigkeit der Menschen, so viel sie schon gethan hat und thun kann, kann doch Lebendiges nicht hervorbringen, den Urstoff, den sie umwandelt, bearbeitet, nicht selbst erschaffen, sie kann die schaffende Kraft entwickeln, aber die Kraft selbst ist ewig und nicht der Menschenhände Werk.

So viel über menschliche Thätigkeit und Natur. Ich wollte, ich könnte es Dir so darstellen, wie es mir in der Seele und auch vor Augen liegt, wenn ich um mich herum die Menschen und

jedes seine Welt ansehe, denn es gibt mir großen Trost und Frieden, versöhnt mich besonders mit der mannigfaltigen menschlichen Geschäftigkeit, und gibt mir ein tiefes Wohlgefallen an allem Fleiße und tiefere Theilnahme an dem Treiben und an den Leiden der Menschen. Du hast nichts Kleines vor, lieber Bruder! wenn Du die Organisation einer ästhetischen Kirche darstellen willst und Du darfst Dich nicht wundern, so viel ich einsehe, wenn Dir während der Ausführung Schwierigkeiten aufstoßen, die Dir fast unübersteiglich scheinen. Die Bestandtheile des Ideals überhaupt und ihre Verhältnisse philosophisch darstellen, würde schon schwer genug seyn, und die philosophische Darstellung des Ideals aller menschlichen Gesellschaft, der ästhetischen Kirche, dürfte vielleicht in der ganzen Ausführung noch schwerer seyn. Mache Dich nur muthig daran; am Höchsten übt sich die Kraft am Besten, und Du hast in jedem Falle den Gewinn davon, daß es Dir leichter werden wird, alle andre gesellschaftlichen Verhältnisse in dem, was sie sind und seyn können, gründlich einzusehn.

Ich bin so in das Feld unserer Lieblingsgedanken hineingerathen, daß mir keine Zeit mehr übrig bleibt, um auch noch mehr von Dir und mir zu sprechen.

Ich muß ohnedies noch einige Zeit abwarten, um Dir etwas Bestimmteres von mir zu schreiben, und wie ich künftig zu leben gedenke, und wann ich vielleicht zu Euch kommen kann, Ihr Lieben! — O das sind gute Menschen, rief ich, vor Freude weinend, als ich Eure drei Briefe las.

Zum Schlusse will ich Dir noch eine Stelle aus meinem Trauerspiele, dem Tod des Empedokles, abschreiben, damit Du ungefähr sehen kannst, weß Geistes und Tones die Arbeit ist, an der ich gegenwärtig mit langsamer Liebe und Mühe hänge: O jene Zeit ꝛc.[1])

Lebe nun wohl, lieber Karl. Schreibe mir, so bald es Deine Geschäfte und die Umstände Dir gönnen wollen.

Dein

Hölderlin.

---

[1]) In Chr. Schwabs Ausgabe Hölderlins Bd. I. S. 141.

*Nr. 181.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg vor der Höhe
d. 18. Jun. 99.

Liebste Mutter!

Hätt' ich auch sonst nichts, was mich erheitern und mein Gemüth zum Danke und zum Glauben stimmen könnte, so wäre ein Herz, wie das Ihrige, diese Güte und Liebe genug. Glauben Sie mir, theure, verehrungswürdige Mutter! Sie sind mir heilig in dieser reinen Theilnahme, und ich müsste ein Mensch ohne Sinn seyn, wann ich diese nicht zu schäzen wüsste. Nein! der fromme Geist, der zwischen Sohn und Mutter waltet, stirbt zwischen Ihnen und mir nicht aus. O das sind gute Menschen! musst' ich bei mir selber sagen und vor Freude weinen, da ich die drei lieben Briefe las, von Ihnen und von Schwester und Bruder.

Nehmen Sie es nur nicht für Ungedult und Weichlichkeit, die meinen Jahren und meinem Geschlecht so übel ansteht — wenn ich klagte, von trostlosen Stunden sprach. Es war weniger mein eigenes Laid, was mich den Trost oft nicht in jeder finden lies, als die Trauer, die mich manchmal überfallen musste in meiner gänzlichen Einsamkeit, wenn ich unsere jezige Welt mir dachte, und an die Seltnen, Guten in ihr, wie sie leiden, eben darum, weil sie besser und treflicher sind. Und diss muss ich wohl zuweilen fühlen, denn diss treibt mich eben zu meiner reinsten Thätigkeit. Es ist wunderbar, dass der Mensch nichts weiter bringt, wenn er alles gleichgültig ansieht, und doch auch nichts wirkt und fördert, wenn er sich verkümmert, dass er also, um zu leben und thätig zu seyn, beedes in seiner Brust vereinigen muss, die Trauer und die Hofnung, Heiterkeit und Laid. Und diss ist, wie ich glaube, auch der Sinn des Christen. Und so haben es Sie auch gemeint. Wie herzlich dank' ich Ihnen auch für die lieben Worte von meinem seeligen Vater. Der Gute, Edle! Glauben Sie, ich habe schon manchmal an seine immer-heitre Seele gedacht, und dass ich ihm gleichen möchte. Auch Sie, liebste Mutter haben mir diesen Hang zur Trauer nicht gegeben,

von dem ich mich freilich nicht ganz rein sprechen kann. Ich sehe ziemlich klar über mein ganzes Leben, fast bis in die früheste Jugend zurük, und weiss auch wohl, seit welcher Zeit mein Gemüth sich dahin neigte. Sie werdens kaum mir glauben, aber ich erinnere mich noch zu gut. Da mir mein zweiter Vater starb, dessen Liebe mir so unvergesslich ist, da ich mich mit einem unbegreiflichen Schmerz als Waise fühlte, und Ihre tägliche Trauer und Thränen sah, da stimmte sich meine Seele zum erstenmal zu diesem Ernste, der mich nie ganz verlies und freilich mit den Jahren nur wachsen konnte. Ich habe aber auch in der Tiefe meines Wesens eine Heiterkeit, einen Glauben, der noch oft in voller wahrer Freude hervorgeht, nur lassen sich zu dieser so leicht nicht Worte finden, wie zum Laide. Es hat mich herzlich gefreut, dass Sie mich noch ermunterten, meiner Jugend mich zu freuen. Ich träume mich gerne etwas jünger, als ich bin, bin auch wohl bei allem Ernste und aller Bedachtsamkeit oft noch ein rechter Knabe, zu gutmüthig manchmal gegen die Menschen, und das hat immer Empfindlichkeit und Misstrauen zur Folge. Trösten Sie sich damit, liebste Mutter, dass ich meine Fehler ehrlich und ernst einsehe, und das bringt doch immer zum Vernünftigern.

Ich habe Ihnen eine angenehme Nachricht zu sagen. Ich habe mit Antiquar Steinkopf in Stutgard den Akkord getroffen, ein Journal herauszugeben, wozu er der Verleger seyn will. Monatlich wird ein Stük geliefert werden, die Aufsäze werden grösstentheils von mir seyn, die übrigen von Schriftstellern, denen zur Seite zu stehen, ich mir zur Ehre rechnen werde. Mein eignes Einkommen mag sich dabei auf 500 fl. jährlich belaufen und so wäre vom nächsten Jahr an auf einige Zeit meine Existenz auf eine honette Art gesichert. Da ich mir schon ziemlich vorgearbeitet habe, so dürfen Sie nicht fürchten, liebste Mutter! daß mich dieses Geschäfft zu sehr beläftigen möchte. Steinkopf hat in dem Briefe, worinn er sich geneigt zu diesem Unternehmen äussert, es sich ausgebeten, dass ich ihm zuerst die merkantilischen Bedingungen nennen möchte, und ihm sagen, wie viel ich für die Besorgung des Journals und meine Aufsäze verlange. Ich werde es ausdrüklich mir ausbedingen, dass mir wenigstens hundert Gulden mit Anfang des Jahres und so halbjährig bis zum Ende ausbe-

zahlt werden und so glaub' ich, da ich noch auf einige Zeit versehen bin, nicht so leicht in den Fall zu kommen, Ihre Güte misbrauchen zu müssen. Ich will Ihnen im nächsten Briefe noch das Sichere und Bestimmtere über das Journal schreiben. Ich bin so frei, die 100 fl. auf die Art, wie Sie es gutbefunden haben, anzunehmen, und ich werde es im Geiste und in der That niemals vergessen.

Wie sehr es mein Wunsch ist, theure Mutter, Sie und alle die Meinigen einmal wieder zu sehen, werden Sie leicht sich vorstellen, und wenn ich meine Geschäffte und meine kleine Oekonomie nicht zu sehr derangiren müsste, so möchte ich wohl den Herbst auf ein paar Wochen hinauf kommen. Aber ich fürchte fast, es wird mir vorerst an Zeit gebrechen, und Sie werden sich nicht wundern, wenn ich mich eben so strenge hierinn an meine eignen Gesezе und Vorsäze binde, als wie wenn ich unter der Disposition eines andern stände. Wenn ich diss nicht thäte, so würde mir meine gegenwärtige Unabhängigkeit eher schaden, als nüzen, und es würde mir am Ende lästig werden, mich in irgend eine Ordnung zu fügen. — Verzeihen Sie, dass ich so mit einmal abbreche, aber es ist schon etwas spät, und ich mag mich bei den kühlen Abenden nicht gern ausseзen. Meine Gesundheit ist mir wirklich theurer geworden, weil ich sie so zur ungelegenen Zeit auf eine Weile entbehren musste und sie nothwendig brauche. Tausend herzliche Empfehlungen an die l. Fr. Grosmamma. Noch diese Woche schreib' ich meiner theuern Schwester. Ich wollte Sie nur nicht länger auf einen Brief warten lassen.

Ihr

Friz.

[Am Rande:] Mögen Sie nur das Geld noch ungefähr einen Monath behalten. Ich will so frei seyn, Ihnen darum zu schreiben, so bald ich voraussehe, daß ich es in einiger Zeit nötig habe. Jezt gehet das baare Geld wenigstens nicht sicher.

*Nr. 182.

Hölderlin an Neuffer.

Homburg vor der Höhe
d. 3. Jul. 99.

Ich habe nicht ganz Wort gehalten, lieber! und Du erhältst das Verſprochene um eine Woche ſpäter, als ich dachte. Ich war genötiget, auf einige Tage zu verreiſen, wo ich dann auch unſern braven Jung geſprochen habe, der ſich jezt beſonders wohl befindet. Er will mir ſeinen Oſſian in das Journal geben. Als Text zum Kommentar mögen einige Stüke vortreflich dienen.

Ich will Dir bei Gelegenheit, wenn es Dich intereſſiren ſollte, einiges über die Methode und Manier ſagen, in der ich die Emilie geſchrieben habe. Du kannſt Dir wohl denken, daß ich bei der Eilfertigkeit, womit ich dabei zu Werke gehen muſste, die Dichtart, die ich ſchon ziemlich lange projectirt habe, nicht ſo ausdrüken konnte, wie ich es wünſchte, und wie es nötig wäre, um die Vortheile fühlbar zu machen, die ſie wahrſcheinlich hat, beſonders bei Stoffen, die nicht eigentlich heroiſch ſind. Es iſt mir gar nicht um den Schein des Neuen dabei zu thun; aber ich fühle und ſehe immer mehr, wie wir zwiſchen den beiden Extremen, der Regelloſigkeit — und der blinden Unterwerfung unter alte Formen und der damit verbundenen Gezwungenheit und falſchen Anwendung ſchwanken. Glaube deswegen nicht, lieber! daß ich willkührlich mir eine eigene Form vorſeze und ausklügle: ich prüfe mein Gefühl, das mich auf dieſes oder jenes führt, und frage mich wohl, ob eine Form, die ich wähle, dem Ideal und beſonders auch dem Stoffe, den ſie behandelt, nicht widerſpreche. Freilich kann ich dann im Allgemeinen recht haben, aber in der Ausführung um ſo leichter in Miſstritte gerathen, weil ich nur mir ſelber folge, und mich an kein ſinnlich Muſter halten kann. Aber es iſt eben keine andere Wahl; ſo wie wir irgend einen Stoff behandeln, der nur ein wenig modern iſt, ſo müſſen wir, nach meiner Überzeugung die alten klaſſiſchen Formen verlaſſen, die ſo innig ihrem Stoffe angepaſst ſind, daſs ſie für keinen andern taugen. Wir ſind es nun freilich gewohnt, daſs zum B. eine Liebesgeſchichte, die nichts weiter iſt als diſs, in der

Form des Trauerspiels vorgetragen wird, die doch bei den Alten ihrem innern Ganze nach und in ihrem heroischen Dialog zu einer eigentlichen Liebesgeschichte gar nicht passt. Behält man den heroischen Dialog bei, so ist es immer, als ob die Liebenden zankten. Verläßt man ihn, so widerspricht der Ton der eigentlichen Form des Trauerspiels, die dann auch freilich überhaupt nicht strenge beibehalten wird, aber deswegen auch ihren eigenthümlichen poëtischen Werth und ihre Bedeutung bei uns verloren hat. Man will aber auch nur rührende erschütternde Stellen und Situationen, um die Bedeutung und den Eindruk des Ganzen bekümmern sich die Verfasser und das Publikum selten. Und so ist die strengste aller poëtischen Formen, die ganz dahin eingerichtet ist, um, ohne irgend einen Schmuk fast in lauter grossen Tönen, wo jeder ein eignes Ganze ist, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und in dieser stolzen Verläugnung alles Accidentellen das Ideal eines lebendigen Ganzen so kurz und zugleich so vollständig und gehaltreich wie möglich, deswegen deutlicher, aber auch ernster, als alle andre bekannte poëtische Formen darstellt — die ehrwürdige tragische Form ist zum Mittel herabgewürdiget worden, um gelegenheitlich etwas glänzendes oder zärtliches zu sagen. Was könnte man aber auch mit ihr anfangen, wenn man den Stoff nicht wählte, zu dem sie passte, und mit welchem gepaart sie Sinn und Leben allein behielt. Sie war todt geworden, wie alle andre Formen, wenn sie die lebendige Seele verloren, der sie wie ein organischer Gliederbau dienten, aus der sie sich ursprünglich hervor bildeten, wie z. B. die republikanische Form in unsern Reichsstädten todt und sinnlos geworden ist, weil die Menschen nicht so sind, daß sie ihrer bedürften, um wenig zu sagen.

So wie nun die tragischen Stoffe gemacht sind, um in lauter grossen selbstständigen Tönen, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und mit möglichster Ersparniss des Accidentellen ein Ganzes voll kräftiger bedeutender Theile darzustellen, so sind die sentimentalen Stoffe, z. B. die Liebe ganz dazu geeignet, zwar nicht in grossen und stolzen, vesten Tönen, und mit entscheidender Verläugnung des Accidentellen, aber mit dieser zarten Scheue des Accidentellen, und in tiefen vollen elegisch bedeutenden,

und durch das Sehnen und Hoffen, das sie ausdrüken, vielsagenden Tönen harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und das Ideal eines lebendigen Ganzen, zwar nicht mit dieser angestrengten Kraft der Theile, und diesem hinreissenden Fortgang, mit dieser schnellen Kürze, aber geflügelt, wie ihre Psyche und Amor ist, und mit *inniger* Kürze darzustellen, und nun fragt sich nur, in welcher Form sich dieses am leichtesten und natürlichsten und eigentlichsten bewerkstelligen läßt, so daß der schöne Geist der Liebe seine eigne poëtische Gestalt und Weise hat.

Verzeihe mir, wenn ich Dir mit diesem unbestimmten Räsonnement Langeweile mache. Ich lebe so sehr mit mir allein, daß ich oft jezt gerne in einer müssigen Stunde mit einem unbefangenen Freunde schriftlich mich über Gegenstände unterhalten möchte, die mir nahe liegen, und das macht mich dann, wie Du siehest, geschwäziger, als vielleicht dem andern angenehm ist. Ich habe Dir freilich so gut als nichts gesagt und mehr mit mir selber gesprochen, als zu Dir.

Es freut mich herzlich, wenn Du Dich immer mehr der Poësie hingiebst. Das Zeitalter hat eine so grosse Last von Eindrüken auf uns geworfen, daß wir nur, wie ich täglich mehr fühle, durch eine lange bis ins Alter fortgesezte Thätigkeit und ernste immer neue Versuche, vielleicht dasjenige am Ende produciren können, wozu uns die Natur zunächst bestimmt hat, und was vielleicht unter andern Umständen früher, aber schwerlich so vollkommen gereift wäre. Wenn uns Pflichten, die uns beeden wahrhaft heilig sind aufrufen, so bringen wir dann auch der Nothwendigkeit ein schönes Opfer, wenn wir die Liebe zu den Musen verläugnen, wenigstens auf eine Zeit lang.

Es muß Dir einen glüklichen Abend gemacht haben, da Dein Lustspiel aufgeführt wurde, und Du Dich unter den heitern Zuschauern als die erste bewegende Kraft fühltest. Ist es gedrukt und kann ich es wohl in Frankfurt zu kaufen bekommen?

Ich wünsche Deinem Taschenbuche recht viele glükliche Mitarbeiter. Solltest Du mit einer Anzahl von Beyträgen unzufrieden seyn, und lieber noch die Lüke durch mich ausgefüllt sehn, so widme ich Dir gerne noch acht Tage, *natürlich nur im Nothfall*, sonst wäre diß eine anmaaßliche Äusserung von mir. Einige

Gedichte von mir ſchike ich Dir noch nach mit Beyträgen von noch einem jungen Dichter. Die von Bölendorf, die ich Dir hier beilege, ſind wohl nicht ohne Intereſſe für Dein Publikum und Du kannſt ja noch eine Auswahl treffen, wenn es Dir gut dünkt.

Sei ſo gut und ſorge dafür, daſs die Intervalle, die in dem Manuſcript von der Emilie zwiſchen den Jamben gelaſſen ſind, richtig abgedrukt werden.

Stoſſe Dich nicht an dem Titel; es thäte ja Noth mehr Vorreden zu ſchreiben, als Gedichte, und wenn ich durch ein paar Worte gewiſſermaaſſen ſolch eine Vorrede erſezen kann, und dem Leſer bedeuten, daß diß nur ein Moment aus Emiliens Leben iſt, und der Dichter überhaupt alle Biographie ſo viel möglich in einen Hauptmoment konzentriren muß — warum ſoll ich es nicht?

So flüchtig ich dieſen Verſuch geſchrieben habe, ſo darf ich doch ſagen, daſs ich mir bewuſst bin, weniges ohne dramatiſchen oder allgemein poëtiſchen Grund geſagt zu haben.

Gute Nacht, lieber! Grüſſe mir Herrn Steinkopf! überhaupt meine Freunde und Bekannten in Stutgard, und thue mir den Gefallen, mir auch einiges von ihnen zu ſchreiben, und ſchreibe mir bald wieder!

Hölderlin.

** Nr. 183.

Hölderlin an Schiller.

den 5. Juli 1799.

Die Großmuth, womit Sie mir immer begegneten, Verehrungswürdigſter! und die tiefe Ergebenheit gegen Sie, die in mir nur immer reifer wird, können mir allein ſo viel Zuverſicht geben, daß ich Sie mit einer unbeſcheidenen Bitte beſchwere, und ich würde ſie gewiß unterlaſſen, wenn ich mit Gewißheit vorausſähe, daß ſie Ihnen einen unangenehmen Augenblick machte. Vielleicht verblendet mich mein Wunſch, und die Einſicht, wie wichtig die Erfüllung derſelben für mich wäre; ich habe alſo allen Grund, ſie Ihnen zum Voraus abzubitten, wenn ſie Ihnen wirklich mißfällig ſeyn ſollte.

Wäre ich Ihrer Protection so werth, daß ich ihrer nicht bedürfte, so würde ich Sie nicht darum bitten, oder bedürfte ich ihrer so sehr, daß ich ihrer gar nicht werth wäre, so würde ich Sie auch nicht darum bitten. Aber ich glaube derselben gerade so weit bedürftig und werth zu seyn, daß die Bitte um dieselbe zu entschuldigen ist.

Ich habe im Sinne, die literarischen und poetischen Versuche, die ich unter den Händen habe, nach und nach in einem humanistischen Journale herauszugeben und fortzusetzen, und [?] ich würde es lieber abwarten, ob mir nicht endlich ein Produkt gelänge, von dessen Werth und Glück ich gewisser seyn könnte, wenn mir die Umstände die ruhige Independenz ließen, die dazu erforderlich wäre. So muß ich Proben geben, die vielleicht mehr etwas versprechen, als leisten, und kann vor dem Publikum die Autorität eines bewährten großen Mannes nicht entbehren, wenn ich nicht verunglücken soll, so viel ich mich und die Zeit kenne.

Ich bin deßwegen so frei, Sie um einige wenige Beiträge zu bitten, wenn Sie es nicht gegen Ihre Würde finden sollten, dies Zeichen Ihrer Gunst und Güte mir öffentlich zu geben.

Glauben Sie, Verehrungswürdiger! ich ehre Sie zu wahrhaft, als daß mir diese Unbescheidenheit nicht schwer geworden seyn sollte. Und ich kann sie nicht gut machen, wie ich wohl denken möchte, dadurch, daß ich nun, da die gefährliche Bitte herausgesagt ist, freier und unbefangener den Dank ausspreche, den ich Ihnen entgegenbrachte und nicht aussprechen konnte, da ich vor Jahren Sie zum Erstenmal sah, und der durch Ihren unvergeßlichen Umgang und indessen durch jedes Zeichen Ihrer Gegenwart in der Welt nur gründlicher geworden ist.

Gibt es irgend noch ein erreichbares, würdiges Ziel für mich in der Zukunft, so kann ich erst dann Ihnen recht danken; denn nur der Dank von dem, der Ihrer in einem Grade werth geworden ist, kann Sie erfreuen, und dann könnt' ich auch wohl meine unbescheidene Bitte rechtfertigen.

Haben Sie die Güte, auch wenn Sie es für gut finden sollten, mein Vorhaben nicht so eclatant zu begünstigen, mir doch zu antworten, es sey so kurz wie es wolle, denn wenn Sie schweigen, so muß ich den Tadel meiner Unbescheidenheit über mich

nehmen, und dieser möchte strenger ausfallen, als irgend einer, den Sie gegen mich äußern würden.

Sollte es Ihnen gefallen, so würde ich Ihnen das Manuscript des ersten Hefts zur Probe zuschicken.

Ich bin mit wahrster Verehrung

der Ihrige

M. Hölderlin.

**Nr. 184.

Hölderlin an Schelling[1].

Mein Theurer!

Ich habe indeß zu treu und zu ernst an Deiner Sache und an Deinem Ruhme Theil genommen, als daß ich es mir nicht gönnen sollte, Dich einmal wieder an mein Daseyn zu mahnen.

Wenn ich indessen gegen Dich geschwiegen habe, so war es größtentheils, weil ich Dir, der mir so viel und immer mehr bedeutete, irgend einmal in einer bedeutenderen Beziehung, oder doch in einem Grade des Werths, der Dich auf eine schicklichere Art an unsere Freundschaft mahnen könnte, entgegen zu kommen hoffte.

Nun treibt mich eine Bitte früher zu Dir und Du wirst mich auch in dieser Gestalt nicht verkennen. Ich habe die Einsamkeit, in der [ich] hier seit vorigem Jahre lebe, dahin verwandt, um unzerstreut und mit gesammelten, unabhängigen Kräften vielleicht etwas Reiferes, als bisher geschehen ist, zu Stande zu bringen, und wenn ich schon größtentheils der Poesie gelebt habe, so ließ mich doch Nothwendigkeit und Neigung [mich] nicht so weit von der Wissenschaft entfernen, daß ich nicht meine Ueberzeugungen zu größerer Bestimmtheit und Vollständigkeit auszubilden und sie, so viel möglich, mit der jetzigen und vergangenen Welt in Anwendung und Reaktion zu setzen gesucht hätte. Großentheils schränkte sich mein Nachdenken und meine Studien auf das,

---

[1]) Ohne Datum. Es ist anzunehmen, daß der Brief gleichzeitig mit dem vorigen an Schiller geschrieben wurde.

was ich zunächst trieb, die Poesie ein, insofern sie lebendige Kunst ist und zugleich aus Genie und Erfahrung und Reflexion hervorgeht und idealisch und systematisch und individuell ist. Dies führte mich zum Nachdenken über Bildung und Bildungstrieb überhaupt, über seinen Grund und seine Bestimmung, insofern er idealisch und insofern er thätig bildend ist, und wieder insofern er mit Bewußtseyn seines Grundes und seines eigenen Wesens vom Ideal aus und insofern er instinktmäßig aber doch seiner Materie nach als Kunst und Bildungstrieb wirkt ꝛc., und ich glaubte am Ende meiner Untersuchungen den Gesichtspunkt der sogenannten Humanität (insofern auf ihm mehr auf das Vereinigende und Gemeinschaftliche in den Menschennaturen und ihren Richtungen gesehen wird als auf das Unterscheidende, was freilich eben so wenig übersehen [werden darf]), fester und umfassender gesetzt zu haben, als mir bisher bekannt war. Diese Materialien zusammen veranlaßten mich zu dem Entwurf eines humanistischen Journals, das in seinem gewöhnlichen Charakter ausübend poetisch, dann auch historisch und philosophisch belehrend wäre über Poesie, endlich im Allgemeinen historisch und philosophisch belehrend aus dem Gesichtspunkte der Humanität.

Verzeihe mir diese schwerfällige Vorrede, mein Theurer! aber die Achtung gegen Dich ließ mir nicht zu, Dir mein Vorhaben so ex abrupto zu verkündigen und es schien, als wär' ich Dir gewissermaßen Rechenschaft schuldig von meinen Beschäftigungen, besonders da ich leicht fürchten konnte nach meinen bisherigen Produkten, daß ich das Zutrauen, das Du ehemals in meine philosophischen und poetischen Kräfte zu setzen schienst, jetzt, da ich Dir hätte die Probe geben sollen, nicht mehr in dem vorigen Grade besitze.

Dir, der mit dieser nur zu seltenen Vollständigkeit und Gewandtheit die Natur des Menschen und seiner Elemente durchschaut und umfaßt, wird es ein Leichtes seyn, Dich auf meinen beschränkteren Gesichtspunkt zu stellen und durch Deinen Namen und Deine Theilnahme ein Geschäft zu sanctioniren, das dienen soll, die Menschen, ohne Leichtsinn und Synkretismus, einander zu nähern, indem es zwar die einzelnen Kräfte und Richtungen und Beziehungen ihrer Natur weniger strenge behan-

delt und urgirt, aber doch mit Achtung gegen jede dieser Kräfte und Richtungen und Beziehungen faßlich und fühlbar zu machen ſucht, wie ſie innig und nothwendig verbunden ſind, und wie jede einzelne derſelben nur in ihrer Vortrefflichkeit und Reinheit betrachtet werden darf, um einzuſehen, daß ſie einer andern, wenn die nur auch rein iſt, nichts weniger als widerſpricht, ſondern daß jede ſchon in ſich die freie Forderung zu gegenſeitiger Wirkſamkeit und zu harmoniſchem Wechſel enthält, und daß die Seele im organiſchen Bau, die allen Gliedern gemein und jedem eigen iſt, kein einziges allein ſeyn läßt, daß auch die Seele nicht ohne die Organe und die Organe nicht ohne die Seele beſtehen können, und daß ſie beede, wenn ſie abgeſondert und hiermit beede aorgiſch vorhanden ſind, ſich zu organiſiren ſtreben müſſen und den Bildungstrieb in ſich vorausſetzen. Als Metapher durfte ich wohl dies ſagen. Es ſollte nichts weiter heißen, als daß das ſtoffloſe Genie nicht ohne Erfahrung und die ſeelloſe Erfahrung nicht ohne Genie beſtehen können, ſondern daß ſie die Nothwendigkeit in ſich haben, ſich zu bilden und durch Urtheil und Kunſt ſich zu konſtituiren, ſich zuſammen zu ordnen zu einem belebten, harmoniſch wechſelnden Ganzen, daß endlich die organiſirende Kunſt und der Bildungstrieb, aus dem ſie hervorgeht, auch nicht beſtehen können und nicht einmal denkbar ſind ohne ihr inneres Element, die natürliche Anlage, das Genie, und ohne ihr äußeres, die Erfahrung und das hiſtoriſche Lernen.

Ich wollte Dir nur den allgemeinſten Charakter des Journals, das, was man ſeinen Geiſt nennt, ungefähr berühren. Ich werde verſuchen in dem Vortrag und Ton ſo allgemein faßlich als möglich zu ſeyn.

Ich hielt es nicht ganz für ſchicklich, den Plan, den ich mir entwerfen mußte, oder auch die Materialien, die ich bereit habe, Dir beſtimmter zu nennen, ſo ſehr ich von der andern Seite verſucht war, Dir, ſo viel es ſich vor der Sache ſelber thun läßt, zu bezeugen, daß mein Projekt nicht ungründlich und leichtſinnig, auch vielleicht mehr zum Glücke gemacht iſt, als meine bisherigen Produkte, und daß ich, ſo viel ich Deinen Geiſt und Sinn kenne und ahne, in der Tendenz wenigſtens nicht gegen Dich ſündigen werde.

Ich will Deine Antwort, der ich mit Hoffnung entgegen ſehen werde, und Deine Geſinnungen über die Sache abwarten, um dann ausführlicher, wenn Du mich auffordern ſollteſt, mich über den Geiſt und die Einrichtung des Journals, ſo weit ich es vor mir ſelber entwerfen durfte, und über die möglichen und vorhandenen Materialien deſſelben gegen Dich zu äußern.

In jedem Falle, Freund meiner Jugend! wirſt Du mir verzeihen, daß ich mich mit dem alten Zutrauen an Dich gewandt und den Wunſch geäußert habe, Du möchteſt durch Deine Theilnahme und Geſellſchaft in dieſer Sache meinen Muth mir erhalten, der durch meine Lage und andere Umſtände indeſſen vielfältige Stöße erlitten hat, wie ich Dir wohl geſtehen darf. Ich werde Alles thun, um durch möglichſte Reife meiner eigenen Beiträge und durch die gütige Theilnahme verdienſtvoller Schriftſteller, mit der ich mir ſchmeichle, dem Journal den Werth zu geben, deſſen es bedarf, wenn Du es vor Deinem Gewiſſen und dem Publikum ſollſt verantworten können, daß Du wenigſtens Deinen Namen und, wenn Du mehr nicht könnteſt und möchteſt, des Jahres einige Beiträge dazu gegeben hätteſt. —

Antiquar Steinkopf in Stuttgart, der ſich bereitwillig und verſtändig gegen mich in der Sache geäußert hat, und der vielleicht eben, weil er ein Anfänger iſt, um ſo beharrlicher und getreuer in ſeinem Theile ſich verhält, verſpricht jedem Mitarbeiter ſichere Bezahlung, und ich habe es ihm zur Bedingung gemacht, jedem Mitarbeiter wenigſtens ein Karolin für den Bogen zu ſchicken. Wenn ich ſchon beinahe ganz davon und dafür zu leben gedenke, ſo glaubt' ich dennoch für meine Perſon nicht weiter fordern zu dürfen, da ich noch als Schriftſteller ſo ziemlich ohne Glück bin und meine eingeſchränkte Lebensart kein größeres Einkommen erfordert. Ich habe es aber ſeiner Dankbarkeit und Klugheit überlaſſen, bei den Mitarbeitern, in welchem Grade er will, eine Ausnahme zu machen. — Verzeih', daß ich auch davon ſpreche. Aber da es zur Sache gehört, ſo mag die Sache die Schuld tragen, daß ſie ohne einen ſolchen Pendant nicht beſtehen kann.

Habe die Güte, mein Theurer! mich wenigſtens bald mit

irgend einer Antwort zu erfreuen, und glaube, daß ich wie immer und immer mehr Dich geachtet habe und achte.

Dein

Hölderlin.

N. S. Mein Verleger vereinigt seine Bitte ausdrücklich mit der meinen.

Meine Adresse ist: Bei Glaser Wagner wohnhaft in Homburg bei Frankfurt.

**Nr. 185.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg, den 8. Juli 1799.

Liebste Mutter!

Ihre gütigen Briefe machen mir immer eine Art von Fest, wenn ich sie empfange, und es ist mir jedesmal dabei, als wenn ich nun zu Hause wäre, bei Ihnen, und Ihre mütterliche Liebe vergegenwärtiget Sie mir und meine liebe Heimath und meine theuern Verwandten so schön, daß mir die Entfernung um vieles erleichtert wird. Wegen meiner Gesundheit können Sie sich nun völlig beruhigen. Ich befinde mich seit geraumer Zeit gänzlich wohl, und ein freudiger Dank für diese gute Gabe, die wir uns selbst allein nicht geben können, geleitet mich bei meinem Geschäfte und in meinen Ruhestunden.

Das Gedichtchen[1]) hätte Sie nicht beunruhigen sollen, theuerste Mutter! Es sollte nichts weiter heißen, als wie sehr ich wünsche einmal eine ruhige Zeit zu haben, um das zu erfüllen, wozu mich die Natur bestimmt zu haben schien. Überhaupt, liebste Mutter! muß ich Sie bitten, nicht alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen. Der Dichter muß, wenn er seine kleine Welt darstellen will, die Schöpfung nachahmen, wo nicht jedes Einzelne vollkommen ist, und wo Gott regnen läßt

[1]) Wohl das Gedicht: „An die Parzen."

auf Gute und Böse und Gerechte und Ungerechte; er muß oft etwas Unwahres und Widersprechendes sagen, das sich aber natürlich im Ganzen, worin es als etwas Vergängliches gesagt ist, in Wahrheit und Harmonie auflösen muß, und so wie der Regenbogen nur schön ist nach dem Gewitter, so tritt auch im Gedichte das Wahre und Harmonische aus dem Falschen und aus dem Irrthum und Leiden nur desto schöner und erfreulicher hervor. — Ich erkenne es mit herzlichem Dank, edle gute Mutter! daß Sie mich so auf alle Art aufmuntern, und ich verspreche es Ihnen, Ihr Segen soll nicht ohne Frucht bleiben.

Was die Reise betrifft, zu der Sie mich so gütig einladen, so werden Sie aus dem Briefe an die liebe Schwester sehen, wie sehr ich versucht bin, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen, und in wie weit mir es möglich seyn wird, diesen Wunsch mir zu erfüllen.

Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mich genau zu erkundigen, auf welchem Wege Sie mir das Geld ganz sicher zustellen können, ich bitte Sie also meinen nächsten Brief noch abzuwarten, eh Sie es absenden. Eines Weiteren bin ich vor der Hand nicht benöthigt, auch wenn ich wirklich es sonst möglich machen könnte, zu Ihnen auf einige Wochen hinaufzureisen auf den Herbst. Nehmen Sie nochmal meinen erkenntlichsten Dank dafür! Mich hat es unendlich gefreut, daß Sie mir geschrieben haben, Sie könnten jetzt in so mancher Rücksicht ohne Sorge und in Ruhe seyn!

Meine Unpäßlichkeit soll Sie nur ja in keiner Freude stören, die Ihnen in Ihrem Alter, da Sie so viel für uns gethan, und so manches im Leben gelitten haben, so sehr zu gönnen ist. Ich bin jetzt ja gesund, liebe theilnehmende Mutter! und kann hoffen, es um so eher zu bleiben, da ich so ruhig und ohne übermäßige Anstrengung und gewaltsame Unterbrechung eine Weile leben darf. Geben Sie meinem Karl auch in meinem Namen die Hand, wenn er zu Ihnen kömmt! Viele Empfehlungen an unsere lieben Verwandten! Wie gerne würde ich an der Freude theilnehmen, die ihre lieben Gäste bei Ihnen haben werden, aber die neuesten Zurüstungen zu dem Journal, die ich gar nicht aufschieben

darf, um bald der Sache ganz gewiß zu seyn, lassen mich jetzt nicht wohl abkommen.

Tausend Empfehlungen an die liebe Frau Großmama.

Ich bin wie immer

Ihr

dankergebener Sohn

Hölderlin.

Nr. 186.

Hölderlin an seine Schwester[1]).

Theure Schwester!

Ich würde mir es nicht verzeihen, dass ich mit dem Danke für Deinen lezten lieben Brief so lange gezögert habe, wenn ich nicht indess so viele andre Briefe zu schreiben gehabt hätte, die ich unmöglich aufschieben konnte, ohne mich in Verlegenheit zu sezen. Es ist auch nicht sowohl die Zeit, die mir gebrach, denn eine Stunde findet sich doch leicht, aber es wird mir nicht leicht, wenn ich mich in einem Tone beschäfftigen musste, der zwischen uns beiden fremd ist, (so sehr es oft für mich Bedürfniss ist,) zu der Stimmung zurükzukehren, in der ich gerne an Dich schreibe und brüderlichere Worte zu finden, als die sind, worinn man sich schiklicher weise mit denen unterhalten kann, die uns weniger vertraut sind.

Es ist für mich unendlich erfreulich, dass die schöne Theilnahme zwischen uns beeden sich doch immer gleich bleibt, und dass wir immer noch die vorigen für einander sind und ich glaube auch, dass sich aus unserer Jugend nichts leicht so lebendig dauernd erhält, als die Liebe zwischen Geschwistern und Verwandten und halte mich so gerne daran, als einen theuren Überrest meiner vergangnen Zeit, wenn ich fühle, dass jezt in mir und um mich so manches anders ist, als ehmals. So sehr mich mein Gemüth auch vorwärts treibt, so kann ich es doch nicht verläugnen, oft mit Dank und oft mit Sehnsucht an die Jugendtage zu denken, wo

[1]) Ohne Datum. Von anderer Hand mit Bleistift darüber vermerkt: „Homburg im Sommer 1799". Der Brief wird gleichzeitig mit dem vorigen an seine Mutter geschrieben sein, in dem Hölderlin sich auf ihn bezieht.

man noch mehr mit seinem Herzen, als mit dem Verstande leben darf, und sich und die Welt noch zu schön fühlt, als um seine Befriedigung fast einzig im Geschäfft und im Fleisse suchen zu müssen.

Aber ich denke, wenn ich fühle, dass man nicht immer jung seyn kann, und denk' es oft gerne, dass alles seine Zeit hat, und dass der Sommer im Grunde so schön ist, wie der Frühling, oder vielmehr dass weder der eine, noch der andere ganz schön ist, und dass die Schönheit mehr in allen Lebenszeiten zusammen, so wie sie aufeinander folgen, besteht, als in einer einzigen. Und wie mit den Lebenszeiten, so ist es auch mit den Tagen. Keiner ist uns genug, keiner ist ganz schön, und jeder hat, wo nicht seine Plage, doch seine Unvollkommenheit, aber rechne sie zusammen, so kommt eine Summe von Freude und Leben heraus. — Theuerste! ich habe Deinen Brief eben wieder durchlesen und schäme mich jezt fast, Dir auf Deine gütigen Herzensworte indessen so etwas Allgemeines vorräsonirt zu haben.

Kann ich irgend mein jeziges Geschäfft so weit in Gang bringen, dass ich auf den Herbst einige Wochen entbehren kann und find' ich eine schikliche Auskunft, um wieder in meinen hiesigen Aufenthalt zurükzukehren, ohne dass es irgendwo im Vaterland auf eine bedeutende Weise auffällt, so will ich mir es wohl auch gönnen, Gute! in Deiner und Deines lieben Manns Gesellschaft und bei Deinen Kindern und unsern andern theuern Verwandten wieder einmal zu ruhn und zu leben.

Könnt' ich nur auch so viel Freude bringen, als ich empfangen werde! Aber was heisst das? Wir sind noch die Alten und sehn uns wieder. Das ist genug. Und Du erlaubst mir in Deiner glüklichen Haushaltung zu leben, als gehört' ich auch dazu. — Wenn und wo werd' ich denn Dich einmal zu mir zu Gaste bitten, Liebe? für mich hab' ich was meine Wirthschaft betrift, genug. Ein paar hübsche kleine Zimmer, wovon ich mir das eine, wo ich wohne, mit den Karten der 4 Welttheile dekorirt habe, einen eigenen grossen Tisch im Speissaal, der auch zugleich Schlafzimmer ist, und eine Kommode daselbst und hier im Kabinet Schreibtisch, wo die Kasse verwahrt ist, und wieder einen Tisch, wo die Bücher und Papiere liegen, und noch ein kleines Tischchen am Fenster, an den Bäumen, wo ich eigentlich zu Hausse bin,

und mein Weſen treibe, und Stühle hab' ich auch für ein paar gute Freunde, Kleider die Fülle von Frankfurt her, wohlfeile Koſt, die doch geſund iſt, einen Garten am Hauſſe, wo der Hausherr mir die Laube vergönnt, ſchöne Spaziergänge in der Nähe, und mit den Ausgaben geht es ſeine einfache Ordnung, und nächſtens bin ich vieleicht mein eigener Herr mit 500 fl. jährlichem Einkommen, worüber ich Dir das nächſtemal das weitere ſchreiben will. Das wäre auf eine Weile genug. Und wer weiſs, wie weit ich über kurz oder lange ins Bücherſchreiben hineingerathe und Glük mache, dann werd' ich mich erſt glänzend etabliren und Dich einmal zu Gaſte bitten.

Beſte! Verzeih mir das Gewäſche! Ich bin auch ſo Einer in meinem Weſen, von dem man ſchiklicher weiſe nur halb im Scherze, halb im Ernſte ſprechen kann. Ich verſpreche Dir übrigens niemals leichtſinnig in den Tag hinein zu leben, und jedes bürgerliche Verhältniſs, das ſich anbieten ſollte, wenn es zu mir paſst, und ich zu ihm paſſe mit Freuden anzunehmen und mich in ihm feſtzuſezen. So lang hab' ich ja wohl noch Friſt, als ich ohnediſs ohne eigenen Heerd und ohne ein eigentliches Amt leben müſste und unſerer guten Mutter nicht ganz beſchwerlich falle.

Ich kam ſehr ungerne daran, da dieſe gütige Mutter während meiner Univerſitätsjahre ſoviel für mich gethan hat, ihr geſtehen zu müſſen, daſs ich für dieſes Jahr mit dem, was ich von Frankfurt brachte, nicht ganz ausreichte wie ich dachte, da ich meine Maladie und die faſt vierteljährige Veränderung meiner Koſt, zu der ſie mich nöthigte, auch den harten Winter und einige andre Ausgaben nicht vorausſehn konnte. Ich habe mirs aber ausdrüklich und mit wiederhohltem Ernſte ausbedungen, die 100 fl., die ſie mir ſchiken will, und alles übrige, um das ich ſie vieleicht im Nothfall noch bitten möchte, ja nicht unbemerkt zu laſſen, und mich nur vor der Zeit, ſo viel es die Umſtände erfordern, auf dieſe Art auszuſteuern. Ich betracht' es übrigens immerhin als Grosmuth von dieſer guten Mutter und meinen theuren Verwandten, daſs ſie mit dieſem Zutrauen meine Lage begünſtigen, beſonders da unſer lieber Karl in mancher Rükſicht eher jezt einen Anſpruch auf die Unterſtüzung der Mutter zu machen hat, als ich.

Ich genieſſe jezt einer fortdauernden Geſundheit und kann

deſswegen heiter und thätiger und ruhiger seyn, und Du wirſt es mir nicht misdeuten, Beſte, wenn ich Dir eben dadurch geſtehe, wie ſehr mein Gemüth und meine Geiſteskräfte von meinem Körper abhiengen. Aber eben das machte die Maladie in dem Grade mir unangenehm, daſs ſie natürlicherweiſe ſo ſehr mit dem Gemüthe zuſammenhieng, daſs der kleinſte unangenehme Gedanke ſie mir oft plözlich erneuerte, und ſie hinwiederum den Kopf mir ſchwächte und unfähig machte. Mein Wille und meine Gedult konnte nur ſo weit reichen, daſs ich nicht mürriſch wurde, und niemand beſchwerlich fiel. Verzeih, daſs ich Dir nochmal davon geſprochen habe.

Die Luft iſt hier am Gebirge um ein ziemliches rauher, als in Frankfurt oder bei uns droben. Das iſt das einzige, was ich gegen die Gegend und den Ort einzuwenden habe. Verzeih es mir der Himmel! und der Sommer iſt nun auch um ſo angenehmer.

Du ſiehſt, ich werde faſt zu zärtlich, indeſs ich das zärtliche Schweſterherz unterhalte. Aber das ſchadet nichts, ſo lang ich nur auch noch etwas anders, als diſs bin. Ich ſag' es oft zu einem wilden Freunde, den ich um mich habe; wir müſſen feſt und treu und unerbittlich in dem ſeyn, was wir für wahr und gut erkennen, aber einzig und allein von Stahl und Eiſen zu ſeyn, ſtehet uns nicht an, beſonders bedanken ſich die Poëten dafür.

Jeder Menſch hat doch ſeine Freude, und wer kann ſie ganz verſchmähen? die meine iſt nun das ſchöne Wetter, die heitre Sonne und die grüne Erde und ich kann dieſe Freude mir nicht tadeln, ſie heiſſe wie ſie will, ich habe nun einmal keine andre in der Nähe, und hätt' ich noch eine andre, ſo würd' ich dieſe niemals doch verlaſſen und vergeſſen, denn ſie nimmt niemand nichts, und altert nicht, und der Geiſt findet ſo viel Bedeutung in ihr; und wenn ich einmal ein Knabe mit grauen Haaren bin, ſo ſoll der Frühling und der Morgen und das Abendlicht mich Tag für Tag ein wenig noch verjüngen, bis ich das lezte fühle und mich ins Freie ſeze und von da aus weggehe — zur ewigen Jugend.

Grüſſe Deine lieben Kinder. Du hatteſt ſo recht, Theuerſte! ſie wären ächte Tröſter für mich, wenn ich ein ſauer Geſicht machte und mich anſtellte, als wäre nichts als Noth und

Zwiſt und Froſt und Unrecht in der Welt, als lebte das Leben nicht, und als hätt' ich und andre Lebendigen kein Herz und keine Seele.

Leb wohl, theuerſte! Grüſſe mir Deinen verehrungswürdigen Gatten und ſag ihm, wie ich oft im Geiſte mit ihm lebe und ihn achte. Wie immer

Dein

Bruder

Hölderlin.

Nr. 187.

Hölderlin an Neuffer[1]).

Ich ſchike Dir hier einige Gedichte, lieber Neuffer! Ich wünſche, daß ſie Dir nicht unangenehm ſeyn mögen. Da ich die Arbeit, die ich gegenwärtig unter den Händen habe, nicht wohl auf lange unterbrechen kann, ſo gab ich Dir eben, was ich da liegen hatte, und für das Taſchenbuch nicht ganz unbrauchbar ſchäzte. Wenn einige derſelben vieleicht zu wenig populär ſind, ſo taugen ſie vieleicht für ernſtere Leſer und verſöhnen dieſe, die laider! oft ebenſo aufgelegt ſind, unſere gefälligere Produkte zu verdammen, als der entgegengeſezte Geſchmak es ſich zum Geſchäffte macht, alles wegzuwerfen, was nicht pur amüſant iſt. Überdiſs ſchik' ich ja noch eine Erzählung[2]), ſo bald ich weiß, daß das Project mit dem Journale nicht fehlſchlägt. Du ſiehſt ſelbſt, daß ich im entgegengeſezten Falle ſo ziemlich genöthiget wäre, meine Zeit und meine Producte zu einem andern Plane zu ſparen.

Empfiehl mich unſerem Freunde Steinkopf. In jedem Falle wird es mich freuen, durch mein Project mit dieſem edeln Manne bekannter geworden zu ſeyn. Dank ihm für ſeinen lezten freund-

[1]) Ohne Datum. Der Brief iſt jedenfalls nach dem Briefe vom 3. Juli (Nr. 182) geſchrieben, dem Hölderlin die „Emilie", ſo wie Gedichte von Böhlendorf beigelegt hatte, mit dem Verſprechen, noch einige eigene Gedichte, nebſt Beiträgen von noch einem jungen Dichter (Emmerich) nachzuliefern. Böhlendorf war inzwiſchen abgereiſt und übermittelte am 15. Juli in Jena ſchriftlich die Empfehlungen Hölderlins an Schiller. (Briefe an Schiller. Herausgegeben von L. Urlichs. S. 325.) Hölderlin wird alſo zu Ende Julis oder Anfang des Auguſt an Neuffer geſchrieben haben.

[2]) Die Erzählung iſt nicht ausgeführt, wenigſtens keine Spur derſelben erhalten.

ſchaftlichen Brief; ich würd' ihn eben izt auch beantworten; da ich aber den Brief an Matthiſon, den ich einſchließen ſoll, noch nicht geſchrieben, ſo muſs ich es auf den nächſten Poſttag verſchieben.

Ich freue mich, die kleine Epopoe, die Du unter den Händen haſt, bald vieleicht zu Geſicht zu bekommen.

Mit Landauer war ich vergnügt. Grüſs ihn und dank ihm für ſeine Freundſchaft in meinem Nahmen noch einmal.

Magſt Du in einer müſſigen Stunde mir bald wieder etwas ſchreiben, das mich erheitern kann, ſo wird es nicht umſonſt ſeyn; ein froher Augenblik iſt mir ſo wohlthätig zum Geſchäffte.

Grüſſe mir alle meine Freunde und bitte ſie, manchmal an mich zu denken. Ich wollte Dich ſchon einigemal fragen, ob das Gedicht „kennſt Du die Hand" etc., das ich im Taſchenbuche von dieſem Jahre geleſen habe, von Bilfinger iſt[1]). Es iſt gewiſs nicht ohne Geſchmak und poëtiſche Anlage.

Nun gute Nacht, lieber! Empfiehl mich beſonders Deinem edlen Freunde mit dem Du den Tacitus lieſeſt. Die Stunde iſt mir unvergeſslich, die ich in ſeiner Geſellſchaft in Frankfurt zugebracht habe.

Hölderlin.

Ich hab' es verſucht, in Eines von Emmerichs Gedichten etwas mehr Einfachheit und Harmonie zu bringen[2]). Seine Gedichte enthalten, wie Du finden wirſt, zum Theil trefliche Gedanken. Aber auf der einen Seite wechſeln die Töne nicht genug, auf der andern ſtimmen ſie nicht genug zu einem karakteriſtiſchen Ganzen zuſammen, und das iſt ihm wohl zu vergeben, denn es iſt mehr oder weniger das Schikſaal nahmhafter Dichter unſerer Zeit geweſen. Wenn die Fülle von Kraft und Stoff, die ihm, ſo viel ich ihn kenne, nicht abzuſprechen iſt, ſich einmal organiſirt, ſo kann ein treflicher Dichter aus ihm werden. Bölendorf iſt ein reiſender Kurländer, der ſich einige Zeit hier aufhielt, jezt aber in die Gegend von Jena abgereiſt iſt, um dort mit den groſſen Schriftſtellern nähere Bekantſchaft zu machen.

Mit den andern Gedichten von Emmerich kannſt Du ja die nöthigen Veränderungen noch vornehmen.

[1]) B . . . r war die Chiffre des Taſchenbuchs.

[2]) Muthmaßlich das von Neuffer aufgenommene Gedicht „das Schikſal".

**Nr. 188.

Schiller an Hölderlin.

(Abschrift.)[1])

Jena, den 24. (sic) 1799[2]).

Gern, mein wertheſter Freund! würde ich Ihr Verlangen wegen der Beiträge zu Ihrer Zeitſchrift erfüllen, wenn ich nicht ſo arm an Zeit und ſo eng an mein gegenwärtiges Geſchäft gebunden wäre, daß ich ſelbſt meinen Muſenalmanach dieſes Jahr ohne Beiträge laſſen, oder doch ſehr mager damit ausſtatten werde und ihn für die Zukunft vielleicht ganz aufgebe, weil ich mich von jedem Geſchäfte, das ſich mit meiner abſoluten Unabhängigkeit nicht verträgt, losſagen muß. Die Erfahrungen, die ich als Herausgeber periodiſcher Schriften ſeit 16 Jahren gemacht, da ich nicht weniger als fünf verſchiedene Fahrzeuge auf die klippenvollen Meere der Literatur geführt habe, ſind ſo wenig günſtig, tröſtlich, daß ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund nicht rathen kann, ein Ähnliches zu thun. Vielmehr komme ich auf meinen alten Rath zurück, daß Sie ſich ruhig und unabhängig auf einen beſtimmten Kreis des Wirkens concentriren möchten. Auch ſelbſt in Rückſicht auf das Lukrative, die wir Poeten oft nicht umgehen können, iſt der Weg periodiſcher Werke nur ſcheinbar vortheilhaft, und bei einem unbedeutenden Anfänger von Verleger ohne einen gewiſſen Rückhalt von eigenem Vermögen, der ihm verſtattet einen kleinen Stoß zu verſchmerzen, iſt es vollends nicht zu wagen.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich Ihnen nicht bloß meinen Rath ertheilen, ſondern auch die Mittel erleichtern könnte, denſelben auszuführen. Wenn Sie mich mit Ihrer jetzigen Lage bekannter machen wollen, ſo bin ich vielleicht eher im Stande etwas vorzuſchlagen, was Ihrem Wunſche gemäß iſt.

Leben Sie wohl und ſeyen Sie meiner treuen Ergebenheit verſichert.

Der Ihrige

Schiller.

---

[1]) Bemerkung Schwabs. Schillers Brief iſt mit einigen Varianten, nach einer (andern?) Abſchrift Haugs mitgeteilt in A. v. Kellers Beiträgen zur Schillerlitteratur 1859. S. 60.

[2]) Schiller hat den Brief in ſeinem Kalender am 26. Auguſt einge-

Nr. 189.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg d. 27. Aug. 99.

Liebste Mutter!

Es sind nun schon wieder zehn Tage vorbei, dass ich auf einen Brief von Ihnen warte und immer umsonst. Diss ist der vierte*) seit Anfang des Julius, den ich schreibe, ohne dass ich auf einen hätte Nachricht von Ihnen erhalten. Ich suche alle mögliche Ursachen auf, um mir dieses gänzliche lange Stillschweigen der l. Meinigen zu enträthseln; aber ich finde keine, die mir es ganz erklärte, wenn anders nicht Ihre und meine Briefe verloren gegangen sind. Ich habe aber von Stutgard indess andre Briefe erhalten, auch Sinklair; und ich muss desswegen denken, dass die Posten doch sicher gehn.

Darf ich Sie bitten, liebste Mutter! mir das Geld jezt zu schiken; ich habe nicht darauf gerechnet, dass unsre Korrespondenz würde 2 Monathe unterbrochen bleiben, sonst hätt' ich mich darauf eingerichtet, das Geld länger entbehren zu können; ich habe meinen Hauszins vorausbezahlt auf dieses Vierteljahr, auch sonst Ausgaben gemacht, die ich hätte noch aufschieben können, und so bin ich wirklich in einiger Verlegenheit, wenn es noch eine Weile anstehn sollte, bis ich das Geld von Ihnen erhalte.

Vor allem aber bitte ich Sie, so gewiss ich Ihrer bisherigen Güte täglich würdiger zu werden suche, mich doch nicht länger in dieser Unruhe über Ihr Befinden zu lassen, die mich wirklich nicht mit den Kräften, die mir nötig sind, mein Tagesgeschäfft treiben lässt.

Ich habe schon manchmal nach Verlauf einer Woche von Ihnen Anwort auf meinen Brief erhalten, und wenn Sie diesen Brief erhalten und ich muss noch länger als anderhalb Wochen umsonst auf Antwort warten, so weiss [ich] wirklich nicht, wie ich mir aus dieser täglichen Unruhe heraushelfen soll. Ich habe auch

---

tragen. Ein directes Gesuch von Steinkopf um Beiträge für das Journal vom 27. Juli 1799 hatte er nicht beantwortet. (Geschäftsbriefe Schillers. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig 1875. S. 214. 354.)

*) (Von der Hand der Mutter): „ich erhielt aber nur 2 hiervon".

dringend an den l. Karl geschrieben, dass er mir doch Nachricht geben möchte von Ihnen, im Fall Sie diesen Brief auch nicht bekämen. Wenn Sie nur wohl sind!

Wie immer

Ihr
getreuer Sohn
Friz.

*Nr. 190.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Homburg d. 3. Sept. 99.

Tausend Dank, theuerste Mutter! für die Freude, die mir Ihr lieber Brief gemacht hat, da ich nun doch wieder Nachricht von den l. Meinigen habe und in der Ungewissheit wegen Ihrer, liebste Mutter, nicht mehr leben muss.

Ich glaube nach allem, was ich von dem Gange der Post verstehe und nach den Erkundigungen, die ich diesen Abend bei dem hiesigen Postmeister eingezogen habe, dass wir wegen des Gelds so ziemlich ruhig seyn können. Es ist nemlich sehr möglich, dass der Postwagen seit dem 20. August noch gar nicht in Frankfurt angekommen ist und dass er indessen irgendwo unterwegs geblieben ist, vieleicht in Heidelberg. Nur, denk' ich muss der Postmeister in Stutgard durch die Briefpost Nachricht von dem Postwagen erhalten haben, es wird ihm also nicht unmöglich seyn, Ihnen Nachricht zu geben, wo das Geld liegt.

Sie können wohl die Anfrage machen, vorerst ohne dass diese Anfrage schon wie die Forderung um Rechenschaft aussieht; ich werde mich morgen in Frankfurt erkundigen durch meinen Hausherrn, der dahin geht, ob der Postwagen seit dem 20. August schon einmal in Frankfurt angekommen ist, worin ich aber zweifle. In jedem Falle will ich Ihnen morgen oder übermorgen wieder schreiben auch aus dem Grunde, dass Sie um so sicherer wenigstens Einen Brief von mir erhalten, und da ich Ihnen vieleicht im nächsten Briefe etwas näheres über die Sache schreiben kann, so bitte ich, noch einige Tage mit dem Briefe an den Postmeister in Stutgard zu warten. Der Postschein gilt ein ganzes Viertel-

[1]) Der Brief ist von Kelchner nur theilweise abgedruckt.

jahr lang und ich höre, dass er Sie sicher entschädigen müsste, wenn das Geld verloren gienge. Es kann auch gar nicht fehlen, dass er nicht erfährt, wo und durch wen es verloren gegangen ist; aber ich bin ziemlich ohne Sorge über diese Möglichkeit.

Ich danke Ihnen indessen herzlich, liebste Mutter, für diese gütige Unterstüzung und ich hoffe, dass Sie so bald nicht mehr durch mich in eine solche beträchtliche Ausgabe gesezt werden. Ich kann mir wohl denken, wie wenig Ihnen bei den izigen Umständen entbehrlich ist. Bis izt habe ich meine gewöhnliche Lebensart noch nicht einzuschränken gebraucht und ich hoffe mit der ansehnlichen Summe, die Sie mir zugeschikt haben, so lange auszureichen, bis sich eine Aussicht auf ein sicheres Auskommen für mich findet.

Mit der Herausgabe meines Journals ist es noch immer nicht entschieden. Schiller schrieb mir neulich, dass er mir zu einer solchen Beschäfftigung, die meinen Arbeiten gar zuviel Abhängigkeit geben würde, nicht ganz rathe, ich möchte ihm aber etwas Bestimmtes von meiner Lage schreiben, vielleicht könne er mir etwas vorschlagen, was mehr meinem Wunsche gemäss wäre. So viel über meine Lage, liebe, theure Mutter — Sinklair, der diesen Abend bei mir war, dankt Ihnen herzlich für das gegen ihn geäusserte Zutrauen; ich kann sicher im Nothfall auf ihn rechnen; — auch hat mein braver Hausherr, wie er hörte, dass mir Geld ausgeblieben sei, sich gleich von freien Stücken erboten, mir auszuhelfen, wenn ich seiner benöthiget wäre. Die guten Leute sorgen äusserst redlich für mich und sind mir ohne Eigennuz ergeben.

Wie sehr bedaure ich den guten H. Schwager und meine theure Schwester! So musste doch meine Sorge nicht ganz ungegründet seyn! Ich hoffe für den edlen Mann und meine Schwester und für uns alle.

Ihr

Friz.

[Am Rande:] Ich hoffe liebste Mutter, dass Sie in Nürtingen es so ziemlich ruhig behalten werden. Nur die Lage von Blaubeuren beunruhiget mich ein wenig. Aber ists doch bisher immer noch gut gegangen. Bei uns in Homburg und der Gegend ist es ganz ruhig.

Nr. 191.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg d. 4. Sept. 99.

Liebste Mutter!

Eben habe ich das Geld und Ihren schäzbaren Brief vom 15. Aug. erhalten. Diese gütige Hülfe und der Mutterseegen, womit sie begleitet ist, wird wohl nicht ohne Früchte seyn; und ich kann Ihnen keinen bessern Dank sagen, als dass ich das Empfangene dazu verwenden werde, um noch einige Zeit in täglichem Fleisse zu leben, besonders dem Werke, das ich unter den Händen habe, noch alle Vollkommenheit zu geben, die in meinen Kräften liegt; und kann ich auch für dissmal nicht die Aufmerksamkeit meines deutschen Vaterlands so weit verdienen, dass die Menschen nach meinem Geburtsort und meiner Mutter fragen, so will ich es, so Gott will! in Zukunft noch dahin bringen. Denn das ist doch eigentlich der einzige, auch der süsseste Gewinn für alle Verläugnung und alle die liebe Mühe, ohne die der Schriftsteller nichts werden kann, dass er sich und den Nahmen der Seinigen unter sein Volk und unter die Nachwelt bringt. Und das sind keine Worte, theure Mutter!

Sorgen Sie auch nur für meine Gesundheit nicht. Ich weiss es wohl, der Geist nimmt dem Körper Kräfte, aber er giebt sie ihm auch, und eine einzige Stunde, wo man mit Zufriedenheit nach der Arbeit ausruht, ersezt vieleicht eine Woche, wo es einem etwas sauer werden musste. Überdiss bin ich jezt besonders gesund, und danke es dem gütigen Himmel, der mir meine Jugendkräfte unter manchem Laide bis hieher so weit noch erhalten hat.

Wäre nur meine gute Schwester ausser Sorge und ihr lieber Mann gesund! Oder könnte ich nur denken, dass es nicht gefährlich ist. Schreiben Sie doch Ihm und Ihr von meiner herzlichen Theilnahme. Dürft' ich hoffen, dass Worte von mir den edlen Mann etwas erheitern könnten, so würd' ich gerne diese Tage ihm recht viel schreiben. Ich habe ohnediss schon manchmal dieses in Gedanken gethan.

Sie haben wohl recht, dass ein paar brüderliche Worte von unserem Karl schon genug sind, um mir Freude zu machen. So

sehr mich jeder Fortschritt seiner Geistesbildung und jede seiner Überzeugungen und Kenntnisse interessirt, so ehr ich doch das Herz, und meines Bruders Herz zu sehr, als dass mir nicht genügen könnte, was aus diesem kommt. Er wird schon aber etwas öfter ans Briefschreiben kommen, wenn er etwas älter geworden ist, dieser karge Briefschreiber. Sie wissen auch wohl, wie ichs sonst damit hielt. Ohne unzärtlich gegen die Seinigen zu seyn, ist man doch in seinen schönen Jahren etwas mehr sich selbst genug. Aber wenn man eine Weile in der kalten Welt hin und her gelebt hat, dann wird man erst einer so treuen Theilnahme, wie die zwischen Eltern und Kindern und Geschwistern ist, recht bedürftig. Wenigstens ist diss meine Erfahrung.

Es freut mich, dass die gute Lebret einen so guten Mann sich wählte, wie Ostertag ist. Sie wird glüklicher mit ihm seyn, als sie es mit mir geworden wäre. Wir taugten nicht recht zusammen und es ist das traurige bei solchen jugendlichen Bekantschaften, dass man sich erst kennen lernt, wenn man sich schon gegenseitig attachirt hat. So sehr ich diss bei meinem lezten Aufenthalt in Wirtemberg fühlte, so war ich doch, wie Sie selber wissen fest gesonnen, nicht leichtsinnig abzubrechen. Aber sie sah es selbst ein, sie musste sich auch wohl erinnern, dass sie mir noch in Tübingen Beweise genug gegeben hatte, dass sie sich in mein Wesen nicht recht zu finden wusste, und dass wir beede schon damals mehr aus einer gegenseitigen Gefälligkeit, als aus wahrer Harmonie die Bekantschaft fortsezten. Überdiss wollte es sich nicht recht zu meinem Lebensplan und zu den Umständen, unter denen wir leben, schiken, dass ich so frühe Bräutigam seyn sollte. So wie ich jezt mich und unsere Zeit kenne, halte ich es für Nothwendigkeit, auf solches Glük, wer weiss wie lange, Verzicht zu thun, und ich weiss aus Erfahrung, dass man auch ein Hagestolzenleben mit Würde führen kann. Wenn ich auch Pfarrer würde, so würde ich, wenn es anders nicht ganz gegen Ihre Wünsche wäre, lieber noch unverheurathet leben, und wenn Sie sich zur Hausmutter entschliessen könnten, oder ich doch in Ihrer Nähe lebte, so wäre diss mir genug. —

Ich hoffe, liebste Mutter! dass der Krieg Sie und die lieben Unsrigen wenigstens nicht in der Nähe beunruhigen wird. Wie

unſer armes Land unter Abgaben u. ſ. w. leiden muſs, weiſs ich freilich nur zu gut, und ich denke jedesmal auch an Sie dabei, denn wenn ſchon Ihr Einkommen ſo gering nicht iſt, ſo hält es doch immer ſchwer, blos von Zinſen des Kapitals neben den Haushaltungskoſten noch ſo viel andere Ausgaben zu beſtreiten, und es iſt ein trauriger Troſt, daſs jezt die halbe Welt auf dieſe und noch andere Art leidet. Ich hoffe den Frieden von Herzen, und halte ihn auch aus den allgemeinſten Gründen für nöthig und heilſam und von unabſehlicher Wichtigkeit. Vieleicht iſt er auch ſo entfernt nicht, als es ſcheint. Doch iſt diſs eben eine Vermuthung von mir. — Unter den jezigen Umſtänden wird es freilich nicht rathſam ſeyn, eine Reiſe nach Wirtemberg zu machen. Wie ſehr es mein Wunſch iſt, Sie, liebſte Mutter und die lieben Unſrigen nach ſo langer Zeit einmal wieder zu ſehen, können Sie ſich wohl denken. Vieleicht finden ſich aber bald günſtigere Zeiten. Doch muſs ich Ihnen ſagen, daſs Sie, ſo viel ich mir denken kann, ſich keine Unruhe wegen des Konſiſtorium machen dürfen. Man weiſs wahrſcheinlich, daſs ich hier privatiſire, und iſt ſo billig, mich ruhig zu laſſen, weil man doch erfahren kann, daſs ich meine Zeit nicht verſchwende. Der l. Fr. Grosmamma tauſend Empfehlungen.

Ihr

Friz.

*Nr. 192.

Hölderlin an Schiller[1].

Ich kann Ihnen den Dank nicht ausdrüken, Verehrungswürdigſter für die Grosmuth, womit Sie mir meine unſchikliche Bitte beantwortet haben, und ich darf Sie verſichern, daſs die gütigen Worte, womit Sie mich erfreuten, ſo gut reeller Gewinn (und Hülfe[2]) für mich ſind, als irgend eine andere Hülfe, die ich wünſchen konnte. Der Seegen eines groſſen Mannes iſt für die,

[1]) Von dieſem Briefe, deſſen Empfang Schiller in ſeinem Kalender am 20. September 1799 eingetragen hat, liegt nur ein unvollendetes Concept vor, das durch die Mittheilung an ſeine Mutter in dem Briefe vom 8. October 1799 (Nr. 194) ergänzt wird.

[2]) Nicht ausgeſtrichen.

die ihn erkennen oder ahnden, die beste Hülfe, wenigstens bedurft' ich diese von Ihnen am ersten. Ich habe seit langer Zeit darinn gefehlt, dass ich Ihren Umgang, Ihre gütige Theilnahme immer erst verdienen wollte; ich entzog mich desswegen Ihrer Gegenwart und behielt mir es vor, mich Ihnen einmal zu nähern, wenn ich gerechteren Anspruch auf die Aufmerksamkeit machen könnte, deren Sie mich würdigten, und habe mich durch diesen falschen Stolz um den wohlthätigen Einfluß Ihrer Belehrung und Aufmunterung gebracht, deren ich weniger als andre entbehren konnte, weil mein Muth und meine Überzeugungen nur zu leicht durch ungünstige Einwirkungen des gewöhnlichen Lebens geirrt und geschwächt werden.

Den schäzbaren Rath, den Sie mir schon vor einiger Zeit gegeben, und in Ihrem lezten Briefe wiederhohlt haben, liess ich mir nicht ganz umsonst gesagt seyn, und suche mich alles Ernstes in dem Tone vorzüglich auszubilden, ohne kapricios zu seyn, der meiner natürlichen ungestörtesten Sinnesart am nächsten zu liegen schien, und ich habe es mir zur Maxime gemacht erst in irgend [einer] Art des Dichtens vest zu werden, und Karakter zu gewinnen, ehe ich nach einer Gewandtheit strebe, die nur dessen Eigentum seyn kann, der einen sicheren Standpunkt gewonnen[1]) hat. Ich glaubte jenen Ton, den ich mir vorzüglich zu eigen zu machen wünschte, am vollständigsten und natürlichsten in der tragischen Form exequiren zu können und habe mich an ein Trauerspiel, den Tod des Empedokles, gemacht und eben diesem Versuche habe ich die meiste Zeit meines hiesigen Aufenthalts gewiedmet. — Ich gestehe, daß ich nicht ohne Beschämung gerade Ihnen dieses Geständniss thun kann, und Ihnen am wenigsten, denn seit ich die tragische Schönheit etwas gründlicher erkenne, ist mir, um nur Eines zu nennen, die Composition der Räuber in ihrem Wesentlichen, und besonders die Scene an der Donau, als Mitte des Stüks (Gedichts), so gross und tief und ewigwahr erschienen, daß ich schon diese Erkenntniss für verdienstlich hielt, und mir längst die Erlaubniss von Ihnen erbitten wollte, meine Gedanken einmal schriftlich auszuführen — und damit haben Sie einst angefangen — edler Meister! — Ihren Fiesko habe ich auch studirt und gerade

[1]) Ob unterstrichen oder ausgestrichen, nicht zu erkennen.

auch wieder den innern Bau, die ganze lebendige Gestalt, nach meiner Einsicht das Unvergänglichste des Werks, noch mehr als die grossen und doch so wahren Karaktere, und glänzenden Situationen und zauberischen (magische) Maskenspiele der Sprache bewundert. Die Übrigen stehen mir noch bevor, und es wird mir wohl nicht leichter werden, den Don Carlos mit Verstand zu lesen, da er lange Zeit die Zauberwolke war, in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab. Vergeben Sie, Verehrungswürdiger! wenn Sie diese Aeusserungen, die wenigstens recht buchstäblich wahr sind, nicht ganz schiklich finden sollten. Aber ich müßte nur ganz gegen Sie schweigen, oder mich sehr allgemein gegen Sie äussern, was ich auch gerne gewöhnlich gegen Sie beobachte, wenn ich mir zuweilen eine Ausnahme gönnen darf.

Sie erlauben mir Ihnen von meiner Lage, etwas Genaueres zu sagen. Sie ist so, daß ich ohne ziemliche Inconvenienz wohl nicht mehr länger als einige Monathe [sie] fortsezen kann. Ich hatte durch meine kleinen schriftstellerischen Arbeiten und durch das Hofmeisterleben so viel Reichtum gewonnen, daß ich hoffen konnte wenigstens so lange unabhängig zu leben, bis ich mein Trauerspiel zu einiger Reife gebracht hätte. Aber eine Kränklichkeit, die beinahe den ganzen Winter und noch einen Theil des Sommers dauerte, nöthigte mich einestheils meine frugale Lebensart zu ändern, anderntheils benahm sie mir auch von meiner Zeit und meinen Kräften mehr, als dem Plane gemäss war.

[Darunter, durch einen Zwischenraum getrennt und eingerückt, mit ein wenig anderer Schrift, also muthmaßlich später geschrieben:]

Die doch auch zu sehr in ihrer eigenen Sache leben, um fortdauernd beizutragen, wenn sie auch gleicher wären, als Sie, Verehrungswürdigster, und schiklicherweise eher in meine Gesellschaft für gewöhnlich gebeten werden könnten.

Nr. 193.

Aus dem Briefe eines Ungenannten an Hölderlin.

Jena im Sept. 99.

Lieber, Theurer.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Bei einem Leichtſinn, der mir wie Heckerling um die Augen fährt, iſt der Eifer für feſten Ernſt tiefer als je in Boehlend[orf] gedrungen. Er iſt freier in der Aeußerung — und verlangt nach beſtimmter Selbſtändigkeit. — Dieſen Winter wird er hier bleiben und bei Schelling hören — der wird ihm zeigen, daß ſein Ernſt noch keine Wurzeln hat. — Genug. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— ich hatte nur faſt zuviel von Boehlend. geredet. Es bleibe Dir allein geſagt. Deinen Rath habe ich ihm ſo gut als ich konnte mitgetheilt; er dankte aufrichtig — und verſicherte, daß er ſich dieſes lange ſelbſt — jetzt mit feſterem Ernſte geſagt und ſich nach einer ruhigen Lage dieſes zu erreichen ſehne. — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ich möchte meinen Rath, daß Du Dich nach Jena wenden ſollteſt faſt zurücknehmen, da Schelling principes rationes phil. artis angeſchlagen, Schlegel auch mehrere äſtetiſche Collegia. Du müßteſt dieſen Winter dem Verſuch opfern. Schlegel wäre Dir ſonſt nicht im mindeſten gefährlich — er lieſt wie er dichtet, halb Verſtand, halb Geiſt — ohne Beſtimmtheit und ohne Gefühl und Leben. Du wirſt mein Abſprechen natürlich der Eile zuſchieben. Ob Du ein Publikum jetzt finden wirſt weiß ich nicht. Künftigen Sommer könnte die beſtimmtere Ausführung nach den Schellingſchen Vorleſungen vielleicht ſehr willkommen ſeyn. — Ich werde Dir von ihm mehr ſchreiben, wenn ich ihn mehr geſprochen — ob er vielleicht ſelbſt ähnliche Verſuche machen will. Man ſagt er wolle nach Wien um Medicin zu ſtudiren. — —

D. Ich bin zum 2ten male bei Schelling geweſen, ich konnte mich ihm nicht verſtändlich machen und war auch blos in der Abſicht hingegangen, ihm zu zeigen — daß ich ihn

(Das folgende Blatt fehlt).

Die tiefste Achtung ergriff mich von neuem in seiner Vorlesung über Transcendentalphilosophie — seine Bestimmtheit, die ich in einigen Theilen für vollendet halte, zwang sie mir ab — und die Freude eine so völlige Uebereinstimmung mit meinen Gedanken zu finden war groß — es war mir so wohl in gesunder Natur des Gedankens Bewegungen zu fühlen — sein Blick war so fest — und so keusch. — Sein Gang war in den drei Stunden, die ich hospitirte, dieser: er stand bei der Geschichte, fand 3 Perioden, in der 1) des blinden Schicksals — 2) Spuren der Vorsehung (so mußte die Intelligenz der Natur dem handelnden Menschen erscheinen) 3) „dann wird Gott seyn". — Und wie er das sagte — so fest — so kalt wie es sich vom Katheder gebührte und so ernst. — Die Mönchsluft des Höhrsals konnte die Träne nicht zurückhalten — die Brust schwoll mir so mächtig — hätte ich Recht gehabt mich in seine Arme zu werfen und ihm die Hand zum Bunde zu reichen. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

*Nr. 194.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg d. 8. Oct. 99.

Liebste Mutter!

Ich hätte Ihnen bälder geschrieben, wenn ich Ihnen nicht von meiner gegenwärtigen Lage gern eine genauere Nachricht gegegeben hätte. Ich wollte deswegen einige Briefe abwarten, die auf meine künftige Existenz Einfluss haben. Bis jezt kann ich Ihnen aber nur so viel Gewisses sagen, dass ich endlich mit meinem Buchhändler über das Journal im Reinen bin, dass es vor sich gehen wird, und dass ich ihm versprochen habe, monatlich einige Bogen zu liefern, deren jeden er mir mit einer Karolin bezahlt, und dass er, wenn er Lust hat, meine Beiträge zu dem Journale nach einiger Zeit besonders zu druken und herauszugeben, dasselbe mir wieder mit 11 fl. für den Bogen honorirt. Indessen habe ich die eigentliche Herausgabe und ganze Besorgung des

Journals, auf Schillers Anrathen abgelehnt, weil mir die Korrespondenz mit andern, die am Journale arbeiten u. s. w. zu viele Zeit hinwegnehmen würde, als dass ich das, was ich eigentlich schreiben möchte mit gehöriger Ruhe und Aufmerksamkeit betreiben könnte. Überhaupt hätte mir das mühsame Geschäft der Korrespondenz und des Sammelns von Beiträgen und anderes, was noch mit der ganzen Besorgung des Journals verbunden ist, zu wenig eingetragen, als es mich Zeit gekostet hätte. Weil aber die Einnahme, die ich jezt für die Beitrage zum Journale habe, doch wohl nicht ganz hinreicht zu einer gesunden Lebensart, so hab' ich Schillern auf seine eigene Veranlassung geschrieben, dass er mir in seiner Nähe, wenn es möglich irgend einen kleinen Posten verschaffen möchte, der mich nicht ganz beschäfftigte, und noch ein kleines Einkommen zu meinen schriftstellerischen Erwerbnissen mir zugäbe. Ich erwarte alle Tage die Antwort. Es wäre um so mehr nach meinem Wunsche, wenn Schiller meine Bitte realisiren könnte, weil mir sein Umgang so vortheilhaft in mancher Rükksicht ist. Wird aber daraus vor der Hand nichts, was ich freilich nicht hoffe, so hätt' ich fast im Sinne, nach Stutgard zu gehen, und da einer kleinen Anzahl erwachsener junger Leute Privatvorlesungen zu halten, was, so viel [ich] auf die Nachfrage erfahren habe, nicht unthunlich wäre. Bekomm' ich aber von Schiller eine erwünschte Antwort, so bin ich so frei, liebste Mutter! eh' ich nach Sachsen abreise, noch einige Zeit bei Ihnen und den lieben Unsrigen zuzubringen. Sollte diss noch diesen Winter geschehn, so kann es Sie nicht stören in Ihrem eigenen Plane. Mein verehrungswürdiger Hr. Schwager und meine liebe Schwester werden mich wohl auch auf ein paar Wochen aufnehmen, und dann habe ich noch manche Freunde und Bekannte, bei denen ich mich einige Zeit wohl aufhalten darf und muss.

Schiken Sie das Geld nicht weg, von dem Sie sagten. Ich habe meine Rechnung gemacht, habe indess einige Kleinigkeiten eingenommen und bedarf sobald nichts wieder. Im unvorhergesehenen Nothfall kann ich ohne alle Inconvenienz mir durch Sinklair aushelfen; dieser will mich ohnediss nicht von hier weglassen, und thut desswegen gerne, wenn es nötig seyn sollte, für

mich etwas. Ich bitte Sie also wiederhohlt, nichts wegzuschiken. Nehmen Sie für das Empfangene nochmals meinen herzlichsten Dank. Für die Handschuhe, die mich so sehr freuten, und auf die ich einen besondern Werth lege, als ein Zeichen Ihrer Güte, habe ich Ihnen noch gar keinen Dank gesagt. Es war gewiss nicht Unachtsamkeit des Herzens, aber wohl des Kopfs. Ich bin recht sehr begierig auf neue Nachrichten von Ihnen, besonders auch, wie es mit der Gesundheit meines theuern Hr. Schwagers geht. Vieleicht mag mir meine gute Schwester auch bald wieder schreiben.

Die Post will bald abgehn. Ich musste desswegen eilen. Empfehlen Sie mich der l. Fr. Grosmama und alle den werthen Unsrigen. Wie immer

Ihr
erkenntlicher Sohn
Friz

Nr. 195.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg d. 16ten Nov. 99.

Liebste Mutter!

Ich konnte mir wohl denken, dass Sie dismal mit dem Schreiben etwas zögern müssten, und schikte mich um so lieber darein, weil ich mir Ihre lieben Gäste und Ihre Reise dabei dachte, die Ihnen gewiss zur Freude und Gesundheit dienen wird. Wie gerne nähme ich Antheil in dem glüklichen Kreise, in dem Sie leben, und trüge auch von meiner Seite etwas bei zu dem Vergnügen, das Ihnen der Umgang der Ihrigen gewährt. Ich glaube aber, dass ich Ihrer eigenen Einsicht gehorche, wenn ich wenigstens meinen Besuch noch so lange aufschiebe, bis es in unserem Lande und auf dem Wege wieder etwas ruhiger wird. Ich war diese Tage sehr besorgt um die guten Löchgauer, weil ich vermuthete, dass das Treffen zum Theil bei dem Orte selbst oder doch nicht weit davon vorgefallen seyn müsste. Nun werden die Unsrigen, wenigstens auf einige Zeit, wieder in Ruhe seyn.

Bei uns hier erfährt man den Krieg nur noch durch die Zeitungen, und es ist den Homburgern recht zu gönnen, da dis nach vielen Jahren der erste Winter ist, den sie ohne fremde Tisch-

und Hausgenossen und ohne Kriegsunruhe und Kriegslast zubringen. Ich wundere mich oft, wie diese Gegend, die fast der beständige Kriegsschauplaz mehr oder weniger gewesen ist, doch sich so schnell erhohlt, und dass die Menschen grösstentheils ihr Hauswesen und ihre Lebensart fortführen können, wie sonst.

Um auf meine Angelegenheiten zu kommen, so bedaure ich, dass ich Ihnen von meinen Aussichten noch nichts näheres sagen kann, und es ist mir eigentlich um Ihretwegen unangenehmer, als wegen mir, denn wenn ich bei meiner gegenwärtigen Lebensart nicht die unvermeidliche Inkonvenienz erführe, dass sie für den Anfang zu meinem zeitlichen Auskommen nicht hinreicht, so wäre ich auf immer damit zufrieden. Ich bin mir tief bewusst, dass die Sache, der ich lebe, edel, und dass sie heilsam für die Menschen ist, so bald sie zu einer rechten Äusserung und Ausbildung gebracht ist. Und in dieser Bestimmung und diesem Zwecke leb' ich mit ruhiger Thätigkeit und wenn ich oft erinnert werde (wie unvermeidlich ist), dass ich vieleicht billiger geachtet würde unter den Menschen, wenn ich durch ein honettes Amt im bürgerlichen Leben für sie erkenbar wäre, so trage ich es leicht, weil ichs verstehe und finde meine Schadloshaltung in der Freude am Wahren und Schönen, dem ich von Jugend auf im Stillen mich geweiht habe, und zu dem ich aus den Erfahrungen und Belehrungen des Lebens nur um so entschlossener zurükgekehrt bin. Sollte auch mein Inneres nie recht zu einer klaren und ausführlichen Sprache kommen, wie man denn hierinn viel vom Glük abhängt, so weiss ich, was ich gewollt habe, — und dass ich mehr gewollt habe, als der Anschein meiner geringen Versuche vermuthen lässt, kann auch hoffen, aus manchem, was mir zu Ohren kommt, dass meine Sache auch in einer ungeschikten Ausführung hie und da aus einem ahndenden Gemüthe gefasst und gebilliget werden, dass also in keinem Falle mein Daseyn ohne eine Spur auf Erden bleiben wird.

Ich mache Ihnen diese Geständnisse deswegen, liebste Mutter! weil mir daran liegen muss, um meiner eignen Ruhe willen mich in meinem gegenwärtigen Leben Ihnen so aufrichtig und unparteiisch hinzustellen, wie ich nur immer kann, um so mehr, da Sie durch Ihre gütige Unterstüzung mir darinn aushalfen bis hieher.

Ich danke Ihnen verbindlichst für das Uebersandte. Neuffer wird es wohl noch bis jezt zurükbehalten haben wegen der unsicheren Wege. Ich werde es gröstentheils zurüklegen können, um es zum Theil zu meiner künftigen Reise zu gebrauchen. Was mich einigermaassen beruhiget über die Unkosten, die ich Ihnen mache, ist, dass ich auch als Vikarius nicht ohne einige Beihülfe leben könnte, und dass ich doch eine gute Zeit in dem von dieser Seite vortheilhafteren Hofmeisterleben ausgehalten habe.

Wie freuet es mich, dass Sie mit unserem Karl so in jeder Rüksicht zufrieden seyn können und wie weiss ich es zu schäzen, dass er seine Kräfte so männlich auf die Lage hin anwendet und konzentrirt, in der er sich befindet. Ich ehre von Herzen und aus Überzeugung jeden, der sich auf diese Art der Welt nüzlich macht, und es thut mir nur oft laid, wenn ich zuweilen sehe, dass die Menschen gröstentheils auf der anderen Seite nicht ebenso billig sind, und auch einem Andern sein Recht widerfahren lassen, der durch die Art seines Geschäffts und seines Treibens in einigem Grade von jedem besondern Wirkungskreise entfernt wird, und nur dadurch bestehen kann, dass er mit Muth in seiner Art sich festsezt, und sein Schiksaal einsiehet und trägt, wie andre das ihrige. Und diss ist der Trost und die Regel meines Lebens, dass kein Mensch in der Wirklichkeit alles seyn kann, dass er irgend etwas seyn muss und bei den Vorzügen seines Standes und seiner eigentümlichen Lebensart auch das nothwendige Mangelhafte tragen, das sie mit sich führt.

Tausendmal danke ich es Ihnen, meine Mutter! dass Sie in dieser Rüksicht mich, der ich überall noch nichts Gemachtes bin, so schonend behandeln, und Sie und die Meinigen alle werden es gewiss gutheissen, dass ich so wenig gleichgültig seyn kann, in welchem Lichte ich vor Ihren Augen erscheine.

Ich bitte Sie auch recht sehr, dass Sie sich nicht dadurch inkommodiren lassen, wenn ich in meinen Briefen zuweilen ins Räsonniren verfalle. So viel ich die allgemeine Stimmung und Meinung der Menschen, wie sie jezt sind, bemerken kann, scheint mir auf die grossen gewaltsamen Erschütterungen unserer Zeit eine Denkungsart folgen zu wollen, die eben nicht gemacht ist, die Kräfte der Menschen zu beleben und zu ermuntern, und die eigent-

lich damit endet, die lebendige Seele, ohne die doch überall keine Freude und kein rechter Werth in der Welt ist, niederzudrüken und zu lähmen. Die Übertreibungen sind nirgends gut, und so ist es auch nicht gut, wenn die Menschen sich vor allem fürchten, was nicht schon bekannt und ausgemacht ist, und deswegen jedes Streben nach einem Vollkommneren, als schon vorhanden ist, für schlimm und schädlich halten. Eben dieses scheint mir jezt die allgemeinere Stimmung zu seyn, und sie liegt mir deswegen so auf dem Herzen, weil sie im Kleinen, wie im Grossen wirkt, und weil sich kein Mensch lossagen kann von dem schädlichen oder günstigen Einflusse der andern.

Wenn ich aber von einer solchen Empfindung den einen Tag mehr behaftet bin, als den andern, so muss sie sich auch in meinen Äusserungen mehr oder weniger zeigen, wenn ich mit den Vertrauten meines Herzens spreche.

Aber dass ich es Ihnen nicht zu lange mache, so will ich Ihnen nur noch sagen, dass ich hoffe, Ihnen nach Verlauf eines Monaths von dem Besuche, den ich schon so lange hoffe, wie auch von meiner künftigen Existenz etwas Genaueres sagen zu können. Ich bin wie immer, liebste Mutter!

Ihr

dankbarer Sohn

H.

Eben erfahre ich, dass das französische Directorium abgesezt, der Rath der Alten nach St. Cloux geschikt, und Buonaparte eine Art von Dictator geworden ist.

Nr. 196.

Hölderlin an seine Schwester.

Homburg d. 16. Nov. 99.

Theure Schwester!

Ich durfte mir kaum die Freude gönnen, die mir Dein lieber Brief gab. Es ist für mich so nothwendig, mich mit Gelassenheit in meinem Gleise zu erhalten, und Deine gütige freundliche Einladung war eben nicht gemacht, mich auf die Umstände, die meine Wünsche mir einschränken, aufmerksam zu machen. — Du hast

wohl recht, Theure! daſs es Zeit wäre, wir ſähen einander einmal wieder, und wie ähnlich den Deinigen hierinn meines Herzens Geſinnungen ſind, wirſt Du daraus genug ſehn, daſs ich Dich ſo oft von meiner Hofnung, Dich einmal beſuchen zu können, unterhalten. Wenn ich bisher jedesmal Hinderniſſe fand, ſo ſchikte ich mich auch nur darum ſo gedultig darein, weil ich lernen muſste, mich in manches zu ſchiken, was ich anders wünſchte. So hatt' ich es vorigen Winter veſt im Sinne zu kommen, und nahm eigentlich die Anerbietung meines Freundes Sinklair nur deswegen an, weil ich von Raſtadt aus die Meinigen zu beſuchen dachte. Aber die ſchlimme Witterung und der Arzt, mit dem ich ſchon in Raſtadt ein wenig zu thun haben muſste, nöthigten mich, die Zeit, die ich mir erlaubt hatte, in dieſem Orte und meiſt im Hauſſe zuzubringen und da ich wieder wohl war, ſchien es mir zu ſpät, und ich glaubte wieder zu meinem Geſchäffte eilen zu müſſen. Ich habe oft einen ſo langſamen Kopf, daſs ich manchmal Tage und Wochen hinbringe, wo andre ſchneller fertig ſind, und ſo brauche ich viel Zeit und muſs ſie faſt ängſtlich ſparen. —

Du ſagſt, ich könnte meine Arbeit ja auch bei Dir treiben. Für den Anfang gewiſs nicht, Gute! Ich bin einer ſolchen Freude zu wenig mächtig, als daſs ich, wie es nötig wäre, meine Gedanken beiſammen behalten könnte. Ich hatte mir deswegen ausgedacht, wenn mein Journal nur erſt ein wenig im Gange wäre, daſs ich einige Wochen mit gutem Gewiſſen müſſig gehen könnte, oder wenn ich ohnediſs genöthiget wäre durch einen Brief von Schillern meinen gegenwärtigen Aufenthalt zu verlaſſen, daſs ich dann die l. Meinigen beſuchen wollte. So lange ich aber keinen beſtimmten Poſten vor mir ſehe, ſo darf ich, meiner Überzeugung nach, die Arbeit, die mich zum Theil nähren ſoll, wenigſtens nicht eher verlaſſen, bis ſie vollends in Gang gebracht iſt. Von Schillern habe ich noch keinen Brief wieder erhalten.

Das Gedeihen Deiner lieben Kinder freut mich herzlich. Eine ſolche gute Mutter iſts aber auch werth. — Ich muſs Dir das einfältige Geſtändniſs machen, daſs es mich oft inkommodirt, nicht mehr der reiche Mann in Frankfurt zu ſeyn, um meinen Neffen zuweilen eine kleine Freude machen zu können.

Die bloſſen Grüſſe ſind doch keine rechte Sprache, beſonders für den kleinen Friz, der für jezt beſſer ſehen und betaſten kann, als ſprechen. Aber, wenn ich komme, bring ich was rechtes mit, das ſag ihnen.

Meinem Freunde Veiel wünſch ich alles Glük zu ſeinem neuen Leben.

Am meiſten freut es mich, daſs Dir die Sorge für Deinen l. Mann vom Herzen genommen iſt. Empfiehl mich ihm und verſichere ihn meiner fortdauernden Hochachtung.

Erhalte mir Deine Liebe, Theure!

Dein

treuer Bruder

H.

*Nr. 197.

Hölderlin an Neuffer.

Homburg d. 4. Dec. 99.

Mein Theurer!

Vor allem bezeuge ich Dir meinen Antheil an dem Tode Deiner guten Mutter, den ich erſt durch Dein Gedicht erfahren muſste. Du wuſsteſt, wie ſehr ich dieſe ſeltne Frau ehrte, und es war deſswegen faſt nicht recht, daſs Du mir nichts davon ſchriebſt. Ich weiſs aber ſelber ſehr wohl, wie in manchen Fällen dem Manne das Stillſchweigen heilſamer iſt, als die Mittheilung eines Laids. Du darfſt mir auch wohl glauben, daſs ich die ungelegene Veränderung in Deinem Amte[1]) mit Dir fühle, und daß ich es um ſo mehr bedaure, da ich Dir ſo gerne die ungeſtörte Freude an dem Erfolge Deiner poëtiſchen Beſchäfftigungen gegönnt hätte. Es iſt faſt, als müßte man durchaus kein Glük theurer zahlen, als das ſchriftſtelleriſche, beſonders [der] Dichter. Du fragſt mich um Rath, lieber Neuffer! Wie gerne ſagte ich Dir etwas Sicheres, und wie gerne ſorgte [ich] ſelber Dir für eine Auskunft! Aber Du weiſt es ohne mich, wie ſehr ich für meinen Theil Rath und Freundeshülfe bedürfte. Ich geſtehe Dir,

[1]) Neuffer, der ſeit 1792 als Hülfsprediger an dem Waiſenhauſe in Stuttgart verwandt war, ſcheint 1799 die definitive Anſtellung an demſelben erhalten zu haben. Allg. Deutſche Biographie. Band 23. S. 491—92.

daß ich nach und nach finde, wie es jezt faſt unmöglich iſt, blos von der Schriftſtellerei zu leben, wenn man nicht gar zu dienſtbar hierinn ſeyn, und ſein Auskommen auf Koſten der Reputation finden will. Und ſo bin ich unentſchloſſen, ob ich über kurz oder lange Vikar oder wieder Hofmeiſter oder Hausinformator werden will. Das leztere ſcheint mir faſt das beſte. Wenn ſich auch ein weniger beſcheidner Poſten für mich zeigen ſollte, ſo weiß ich nicht, ob ich davon Gebrauch machen ſollte, da ich weder gern die Schriftſtellerei dem Amte, noch das Amt der Schriftſtellerei aufopfern möchte, und darum wählte ich gerne einen Poſten, der keinen groſſen Aufwand von Kräften, und nicht zu viel Zeit erforderte. Weiſt und findeſt Du etwas beſſeres für Dich, ſo ſoll es mich gewiſs freuen, und ich weiſs nicht, ob Du, bei Deinen Connexionen in Stutgard nicht einen erwünſchten Ausweg, zum Beiſpiel, eine Reiſe auf Conſiſtoriums Koſten ſollteſt Dir verſchaffen können. Diſs leztere wäre dann gewiſs in jeder Rükſicht nach Deinem Sinne und Deinem Plan. Fällt mir irgend etwas bei, das mir vortheilhaft für Dich ſcheint, oder zeigt ſich eine Gelegenheit, die ich günſtig für Deine Wünſche finde, ſo theile ich es Dir gewiſs mit.

Über Deine neueſten Gedichte ſage [ich] Dir nur ſo viel, daſs ſie ſich durch treue, phraſenloſe Darſtellung des innern oder äuſſern Lebens, das ihnen zum Grunde liegt, auszeichnen. Und Du weiſt ſelbſt, wie viel dadurch geſagt iſt. Beſonders der Traum ſcheint dann auch das idealiſch poëtiſche mit Simplicität [zu] vereinigen. Die Veränderungen im Hymnus an die Ruhe gefielen mir beſonders durch die Klarheit, die ſie bei ihrer Bedeutenheit haben. Wäre ich nur näher bei Dir, daſs wir manchmal ein vernünftig Wort zuſammen ſprechen könnten über unſre edle Kunſt! Denn, im Vertrauen geſagt, ich finde immer mehr, wie vortheilhaft und wie erleichternd die wahre Erkenntniſs der poëtiſchen Formen für die Äuſſerung des poëtiſchen Geiſtes und Lebens iſt, und ich muſs erſtaunen, wie wir ſo umherirren mögen, wenn ich den ſichern, durch und durch beſtimmten und überdachten Gang der alten Kunſtwerke anſehe. Ich will Dirs auch nur geſtehn, daſs ich ein wenig mit Dir gezürnt habe, über die ziemlich leichten Äuſſerungen, die Du mich dieſen Sommer

einmal (bei Gelegenheit der Emilie) hören lieſſeſt in betreff der Poëſie. Verſtehe mich wohl, lieber! Es war nicht wegen der Emilie, die auch leichtſinnig genug hingeworfen iſt, aus Nothwendigkeit und Dienſtfertigkeit, es war um der Kunſt willen, die Du mir ſchaltſt. Halte mich für einen kalten Theoriſten, wenn Du willſt. Ich weiß, was ich meine, und bin gänzlich mit Dir einig, wenn Du unſre faden aus einſeitigen Begriffen zuſammengeflikten äſthetiſchen Compendien ins Feuer haben willſt. Gäbe mir nur ein Gott, ſo viel gute Stimmung und Zeit, daß ich ausrichten könnte, was ich einſehe und fühle. — Wie ſehr ich die Progreſſe Deines Taſchenbuchs zu ſchäzen weiſs, und wie meine eignen ſchriftſtelleriſchen Affairen ſtehn, kannſt [Du] aus dem Briefe an unſern Freund Steinkopf hören, wenn Du willſt. Ich muſs abbrechen; denn es iſt ſchon ſpät. Laß Dirs bald gut gehn, alter Freund! und tröſte Dich indeſs mit den Muſen und, wenn das frommt, auch mit der ungeheuchelten Treue

Deines

H.

[Am Rande:] Ich bitte Dich mir die 100 fl. in Wechſel ſo bald es nur möglich iſt, zu ſchiken[1]).

Nr. 198.

Hölderlin an Magenau (?)[2]).

Du haſt mich noch freundlich genug über mein Stillſchweigen zu recht gewieſen, lieber Bruder! und ich bitte Dich für nun und immer, daß Du mir es nie ausdeuteſt. So lang ich für meine

[1]) Das Geld, welches ihm ſeine Mutter durch Reuffers Vermittlung ſandte, und welches dieſer bisher noch zurückbehalten hatte. (S. Nr. 195.)

[2]) Muthmaßlich ein nicht abgeſandter Entwurf, ohne Datum und ohne Schluß. Der Text endet oben auf der vierten Seite, auf der, gleichfalls von Hölderlins Hand, von unten herauf geſchrieben ſteht:

Geſang des Deutſchen
Vis consili expers mole ruit sua;
Vim temperatam Di quoque provehunt
In majus. Horat.

Ich vermuthe, daß der Brief an Magenau gerichtet iſt. Die Stimmung deſſelben ſpricht für die ſpätere Homburger Zeit; auch iſt die Sorte des

Freunde, und alles andre, was uns angeht, mich nicht leichter intereſſire, als jezt der Fall iſt, ſo lange werd' ich wohl aus dem natürlichen Inſtinkt, noch bei mir ſelber zu bleiben, immer etwas ſpröde thun müſſen. Du glaubſt nicht, wie ſehr ich von je her hierin meine Noth hatte. Jede Beziehung mit andern Menſchen und Gegenſtänden nimmt mir gleich den Kopf zu ſehr ein, und ich habe dann meine Mühe, ſo bald ich irgend ein beſonderes Intereſſe bei mir zum Vorſchein und zur Sprache kommen laſſe, wieder davon weg und auf etwas Anderes zu kommen. Schreibſt Du mir, ſo tönt es ſo lange nach, bis ich mich mit Liſt oder Gewalt zu etwas anderem bringe, und ſchreib ich Dir, ſo iſt es noch ſchlimmer; ſo bin ich ein ſchwerfälliger Schwabe.

Du haſt alſo einen muthigen Anfang gemacht mit der Herausgabe Deiner Gedichte[1]). Bei Deinem veſten Sinne haſt Du auch mehr Recht, als ein anderer, vorerſt das Poëtiſche Spiel ein wenig, wie das Glüksſpiel zu treiben und im Nahmen des Genius den Würfel hinzuwerfen. Ich ſage damit gar nicht, als hätteſt Du Deine Beſonnenheit nicht auch benüzt, Deinen Künſtlerſinn, dem Du ſo ziemlich Unrecht zu thun ſcheinſt, weil er Dir ſo treulich und natürlich als ein redlicher Waffenträger im Treffen dient, ich meine, daß Du wohl auch Deinen gründlichen Geſchmak zur Hülfe genommen haben wirſt, aber ganz ſicher biſt Du Deiner Sache denn doch nicht. Wer iſt diſs auch von unſern alten und jungen Dichtern? und wem würde man es danken, ſo wie die Sachen jezt ſtehen? Wir kalten Nordländer erhalten uns gern in Zweifel und Leidenſchaft, damit wir nicht aus lauter lieber Ordnung und Sicherheit uns zum Schnekenleben organiſiren.

Aber im Ernſte, Lieber! Du muſt, wenn eine gröſſere Laufbahn Dich nicht haben will, mit der Poëſie rechten Ernſt machen.

Papiers dieſelbe, welche Hölderlin zu ſeinen Briefen in Homburg vom September 1799 bis Mai 1800 benutzte und die ſich außerdem von ihm nur noch einmal zu einem Briefe an Neuffer aus Jena verwandt findet.

[1]) Magenau hatte 1795 ſchon ein Bändchen Gedichte herausgegeben. Im Jahre 1798 waren von ihm erſchienen: 1. Wend Unmuth oder Erzählungen, Satiren, Gedichte, Einfälle. 2. Verſuche in chriſtlich religiöſen Geſängen über vorzüglichſte Sprüche aus der heiligen Schrift (S. Goedeke Grundriß ꝛc. III. 2. S. 596).

Du scheinst mir die poëtische Dreieinigkeit, den zarten Sinn und die Kraft und den Geist, himmlisches und irdisches Element genug in Deiner Natur [zu] haben, um dieses edle Leben, in einer so edlen Kunst, zu firiren und der Nachwelt wohlbehalten zu überliefern. Und darum ehr' ich den freien, vorurtheillosen, gründlichen Kunstverstand immer mehr, weil ich ihn für die heilige Aegide halte, die den Genius vor der Vergänglichkeit bewahrt.

Ich dünke Dir wohl ein rechter Büssender. Aber ich darf zu meiner Entschuldigung sagen, dass ich bei aller scheinbaren Unbedachtsamkeit, mit der meine bisherigen Arbeiten geschrieben sind, doch sehr bedächtig zu Werk gieng, und dass nicht sowohl die Schuld an mir liegt, als in den Einseitigkeiten unsers neuesten Geschmaks, wenn ich wirklich im Zorn und hiemit etwas revolutionär verfuhr. Aber es war wohl für den Anfang gut, und wie gesagt, Du kannst besser, als ich, so einen Anfang machen. Mein Glük war, daß ich sah, wo ich war, und deswegen meinen Stoff danach einrichtete und wählte.

**Nr. 199.

Hölderlin an einen Ungenannten[1].

Nehmen Sie meinen wahrsten Dank, Verehrungswürdiger! für die treuen Bemühungen, womit Sie eine bessere Literatur aufrecht zu halten besorgt sind, und seyen Sie versichert, daß ich Ihrer gütigen Einladung durch die besten Kräfte, die ich habe, folgen werde.

Die Gesetze, denen ich mich hiermit unterziehe, sind so rein und genau mir aus der Seele geschrieben, daß ich hoffen darf, es werde mir nicht sehr schwer werden, ihnen zu dienen. Ich glaube, den Sinn derselben gefaßt zu haben, und weiß im Allgemeinen nichts mehr hinzuzusagen. Wollen Sie mir eine Stelle bestimmen, bei der Beurtheilung poetischer Werke, so glaube ich für diese vielleicht zu taugen, da seit einigen Jahren mein Nachdenken und mein Beobachten fast ausschließlich dahin gerichtet war.

[1] Gleichfalls ein Entwurf ohne Datum und ohne Schluß. Ich glaube auch ihn in die Homburger Zeit verlegen zu müssen; an wen er gerichtet ist, weiß ich freilich nicht.

Das innigere Studium der Griechen hat mir dabei geholfen und mir statt Freundesumgang gedient, in der Einsamkeit meiner Betrachtungen nicht zu sicher, noch zu ungewiß zu werden. Uebrigens sind die Resultate dieses Studiums, die ich gewonnen habe, ziemlich von andern, die ich kenne, verschieden. Man hat, wie Ihnen bekannt ist, die Strenge, womit die hohen Alten die verschiedenen Arten ihrer Dichtung unterschieden, häufig ganz und gar mißkannt, oder doch nur an das Aeußerliche derselben sich gehalten, überhaupt ihre Kunst vielmehr für wohlberechnetes Vergnügen gehalten, als für eine heilige Schicklichkeit, womit sie in göttlichen Dingen verfahren mußten. Das Geistigste mußte ihnen zugleich das höchste Charakteristische seyn. So auch die Darstellung desselben. Daher die Strenge und Schärfe der Form in ihren Dichtungen, daher die edle Gewaltsamkeit, womit sie diese Strenge beobachteten bei untergeordneteren Dichtungsarten, daher die Zartheit, womit sie das Hauptcharakteristische vermieden bei höhern Dichtungsarten, eben weil das Höchstcharakteristische nichts Fremdes, Außerwesentliches, darum keine Spur von Zwang in sich enthält. So stellten sie das Göttliche menschlich dar, doch immer mit Vermeidung des eigentlichen Menschenmaßes, natürlicherweise, weil die Dichtkunst, die in ihrem ganzen Wesen, in ihrem Enthusiasmus, wie in ihrer Bescheidenheit und Nüchternheit ein heiterer Gottesdienst ist, niemals die Menschen zu Göttern oder die Götter zu Menschen machen, niemals unlautere Idololatrie begehen, sondern nur die Götter und die Menschen gegenseitig näher bringen durfte. Das Trauerspiel zeigt dieses per contrarium. Der Gott und Mensch scheint Eins, darauf ein Schicksal, das alle Demuth und allen Stolz des Menschen erregt und am Ende Verehrung den Himmlischen einerseits und andererseits ein gereinigtes Gemüth als Menscheneigenthum zurückläßt. Nach diesen ästhetischen Gesinnungen, die nach ihren Aeusserungen und nach den Worten wollen, sollen und können und wohl zu rechter Zeit gesagt sind, würde ich die poetischen Werke zu würdigen suchen mit unerschütterlicher Gerechtigkeit in der Sache und mit möglicher Schonung der Person des Schriftstellers, auch mit dem Gedanken,

— — — — — — — — — — — — —

**Nr. 200.

Hölderlin an seine Mutter.

Homburg, den 29. Januar 1800.

Liebste Mutter!

— — — Es scheint mir zweckmäßig zu sein, daß ich ohne eigentliche Noth die jetzige Art meiner Beschäftigungen und Studien so wenig, wie möglich, durch eine neue Lebens- und Geschäftsart unterbreche, da ich jetzt erst gewissermaßen eingeschirrt bin, und nach manchen Zerstreuungen und Unruhen endlich einige Festigkeit in meinem Thun gewonnen habe. Die Gründe also, die mir in diesem Augenblicke gewärtig sind, wären gegen einen Versuch, den ich ohnedies Ihnen kaum zumuthen möchte. — Nämlich, im Fall er fehlschlüge, so würde dies für meine Ruhe, die mir so theuer ist, und für die Geduld, mit der ich mich unter den menschlichen Verhältnissen sehe, eine fast zu starke Probe seyn, denn, wie gesagt, ich fühle, daß ich noch etwas stärker werden muß, um mich derlei Demüthigungen auszusetzen, die mir wenigstens auf einige Zeit die Lust und die rechte Kraft, unter den Menschen etwas zu fördern, nehmen würden. Und ich darf Ihnen wohl gestehen, liebste Mutter! daß eben hierauf mein Leibes- und Seelenwohl, wenn ich so sagen darf, im hohen Grade beruht. Der andere Grund wäre, daß ich jetzt einigermaßen geborgen bin auf einige Zeit, und daß es uns daran liegen muß, eine Laufbahn, die in keinem Falle sehr ungünstig enden kann, so lange fest zu verfolgen, bis sich irgend ein gewisser Erfolg zeigt, und es scheint mir nicht wohl möglich, meine jetzigen Beschäftigungen, die ein so gesammeltes und ungetheiltes Gemüth erfordern, jetzt gerade mit einem Amte zu vereinigen, wo ich mich erst wieder ganz einzugewöhnen und einzustudiren hätte.

Wenn Sie mir erlauben, hinzuzusetzen, daß ich nicht schlimmer als manche andere daran bin, wenn ich ein künftiges Amt mit etwas weniger Vermögen antrete, so scheint es mir wohl der Mühe werth im Nothfall indessen etwas zuzusetzen, so weit mein Einkommen nicht zureicht, besonders da ich, wenn ich gesund bleibe, auch bei einem künftigen Amte meine schriftstellerischen Arbeiten nicht ganz aufzugeben gesonnen bin, die mich freilich nie

reich machen, aber auch wohl nicht so ganz ohne Dank bleiben werden.

Uebrigens überlasse ich die Sache Ihrer und meines theuern Herrn Schwagers Entscheidung, da ich, so viel es die kurze Zeit leiden wollte, meine Meinung gesagt habe, um so mehr, da ich nicht so, wie Sie, im Stande bin, zu urtheilen, ob es mir, nach den genauern Umständen, möglich seyn wird, ohne ein beträchtliches Amt meine Existenz zu sichern. Wenn ich die Ausgaben abrechne, die mir meine Kränklichkeit im vorigen Jahr gekostet hat, so finde ich, daß ich mit 500 fl. so ziemlich ausreiche, und so viel könnte ich wohl in Stuttgart oder hier verdienen. — Sie werden es mir nicht verdenken, daß ich die Sache so einseitig ansehe; was höhere Gründe und Gesichtspunkte betrifft, so glaube ich mit gutem Gewissen behaupten zu dürfen, daß ich den Menschen mit meinem jetzigen Geschäfte wenigstens eben so viel diene und fromme, als im Predigtamte, wenn auch der Anschein dagegen seyn sollte. Ich stütze mich hierin nicht blos auf mein eigenes Urtheil, sondern auf den ausdrücklichen und ernstlichen Dank von achtungswürdigen Personen, den sie mir über einige meiner öffentlichen Aeusserungen gesagt haben.

Meine Abreise von hier hängt indessen vorzüglich von dem nächsten Briefe ab, den mir mein Buchhändler schreiben wird. Da ich hierin der Noth diene, so werden Sie mir es nicht verdenken, wenn ich sage, daß ich hier bleiben oder nach Stuttgart ziehen werde, je nachdem ich dort oder hier ein leichteres Auskommen finde. In jedem Falle muß ich noch bis Ostern bleiben, weil ich meine Arbeiten jetzt unmöglich so weit unterbrechen kann. In ungefähr 14 Tagen kann ich Sie wohl über dieses mit Gewißheit benachrichtigen. Sollte Sinklair, der wahrscheinlich noch diese Woche nach Schwaben abreist, um einen Freund bei der kaiserlichen Armee zu besuchen, nach Blaubeuren kommen, wie er es im Sinne hat, so bitte ich Sie von meiner wahrscheinlichen Abreise nichts gegen ihn zu erwähnen, wenn er nicht davon anfängt; so lang ich nicht ganz entschieden bin, mag ich ihm nichts davon sagen, weil er mich nicht gerne gehen läßt, und ich die ganze Sache gerne kalt überdenken und beschließen möchte. Uebrigens würde mich der Abschied von diesem Orte nicht wenig

kosten, und nur die Aussicht in meine geliebte Heimath und zu den Meinigen, die ich in der ganzen Welt vermissen würde, könnte mir ihn erleichtern. Ich habe hier gute, zum Theil vortreffliche Menschen kennen gelernt, und genieße mehr Attention und Theilnahme, als ein Fremder erwarten kann, der nichts zu geben hat, als hie und da eine ehrliche Meinung. — Um meine Gesundheit dürfen Sie ja nicht bange seyn, theuerste Mutter! Ich habe schon seit guter Zeit dieses kostbare Gut ungestört genossen, und es freut mich um so mehr, weil ich immer fürchtete, daß der böse krampfhafte Zustand bleibend werden möchte. Am hiesigen Arzte habe ich dadurch eine gar gute Bekanntschaft gewonnen, es ist ein immer heiterer treuherziger Mann, der einen wenigstens auf Augenblicke schon durch sein gesundes menschenfreundliches Gesicht heilen kann. Er ist der Mann für alle Hypochonder. — Der verstorbene G[ontard], von dem Sie schreiben, ist ein Onkel der Familie, bei der ich war. Mein lieber H. ist jetzt in einem Erziehungsinstitute in Hanau. Ich schreibe bloß deßwegen so selten von ihm, weil ich nie ohne Wehmuth an diesen vortrefflichen Knaben denken kann. Es ist recht gut für ihn, daß er aus Frankfurt weg ist, wo jeder Tag seine wahrhaft edle Natur wo nicht verdarb, doch entstellte. — Das Geld hab' ich von Neuffer erhalten, und sage Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank dafür. Im Fall einer Abreise würde ich Sie, wenn es ohne Ihre Unbequemlichkeit geschehen könnte, um etwas weniges bitten, nicht sowohl um der Reisekosten willen, die nicht groß seyn werden, als weil ich noch einen Conto bei dem Buchhändler in Frankfurt abzutragen habe. Meiner theuren Schwester danken Sie indessen in meinem Namen für ihren lieben Brief. Ich würde ihn noch heute selbst beantworten, wenn es mir nicht gerade ginge, wie es ihr gegangen ist, daß mir nämlich mein guter Freund, der Ofen, zu kalt werden will, und ich muß ja gehorsam seyn, und meinen dreißigjährigen Leib schonen und pflegen. Die Weste soll mir wohlstehn und wohlthun.

Tausend Empfehlungen und Grüße. Wie immer

Ihr

treuer Sohn

Hölderlin.

Nr. 201.

Hölderlin an seine Schwester.

Homburg d. 19. März 1800.

Meine Theure!

Ich hätte Dir schon eher geschrieben, wenn ich nicht lieber eine Stunde abgewartet hätte, wo ich mit einiger Ruhe und mit stillerem Geiste den Verlust Deines mir unvergeslichen Gatten denken könnte[1]).

Ich habe ihn gekannt, und weiss, wie viel wahrhaft Erhabnes, und Ewiges in seinem Gemüthe verborgen lag, und eben darum kann ich mir wohl denken, wie er mit dieser Heiterkeit sterben konnte; einer solchen Seele, die, wie die seinige, gewohnt war, das menschliche Leben mit seinen Leiden und Veränderungen mit einem höheren Auge anzusehen, und überall mehr auf das bleibende, auf den Grund unseres Wesens und Lebens zu achten, einem solchen Sinne muss der Tod mehr wie ein kurzer Abschied scheinen, als wie eine lange Trennung, und diss muss ihm auch die Entfernung von Dir, Du Gute! und von all den Seinigen erleichtert haben. Mich tröstet der Gedanke, der überall mein bester Trost ist, dass nemlich Gott überall ist, und in ihm und durch ihn wir alle jezt und immer vereiniget sind.

Am meisten trauert mein Herz darüber, dass ich Dich, Beste! nicht mehr im Geleite dieses edlen Lebensgefährten weiss, und dass Deine lieben Kinder nur noch eine Mutter haben, die zwar so ganz geschaffen ist, ihnen diesen Verlust zu ersezen, und alles zu seyn, was ihre Jugend bedarf, der aber doch bei einem leidenden Gemüthe diese theure Sorge schwer seyn muss. Liebste Schwester! erhalte Dich nur! für uns alle, denen Du so wahrhaft werth bist! vertraue Deiner guten Natur, denke, dass Du so viele glükliche Gaaben hast, die ganz gemacht sind, um leichter und unzerstörter unter den Begegnissen des Lebens auszudauern! wie oft habe ich Dich schon um Deine schöne Ruhe und Geduld beneidet, wenn mir es oft schwer wurde auf meinem Wege, und wie sehr ists immer mein Bestreben, das ganz zu lernen, was Dir angeboren ist! Die Gesellschaft und Unterstüzung unsrer guten Mutter wird Dir Trost genug gewähren. Ein so geprüftes Herz, wie das ihrige ist, beruhiget schon durch seine Nähe, und es muss Dir ein

[1]) Bräunlin war am 2. März gestorben.

ſtärkender Gedanke ſeyn, Deinen Kindern eben ſo viel zu ſeyn, als ſie uns war in unſerer Kindheit, da wir das beſte, was wir haben, ihr vorzüglich danken. Auch haſt Du ſonſt gute Menſchen um Dich, und der Seegen des Himmels, der uns allheilend umgiebt, kann Dir, Du reine Seele! nicht fehlen.

Kann ich Dir etwas ſeyn, ſo brauchſt Du es nur zu ſagen. So bald es nur meine Geſchäffte irgend zulaſſen, die gerade jezt etwas dringender ſind, ſo ſoll mich nichts abhalten, einmal zu kommen, und ich denke, Liebe! daſs ich zu Dir taugen werde, weil ich manches in der Welt zu ertragen gelernt habe, und nach mancherlei Erfahrungen die Anhänglichkeit an Dich und die Unſrigen nur gründlicher und ewiger geworden iſt. Einen treuen Freund haſt Du für Dich und Deine Kinder auf lebenslang an mir, das wirſt Du glauben. Sieh! Gute! theure Schweſter! diſs iſt in meinen Augen ein ſchäzbar Glük, das nur zu ſelten iſt, daſs eine ſolche ächte Harmonie und Achtung und Freude unter Geſchwiſtern iſt, und daſs wir eine ſolche Mutter haben.

Sorge nur für Deine Geſundheit, liebe! und lebe gerne. Es iſt denen wohl zu gönnen, die von uns gehen zur Ruhe und zu neuer Jugend; aber auch dieſes Leben iſt gut, Gott iſt auch hier, und ich glaube, es wird auch hier noch immer beſſer. Ich möchte Dir noch vieles ſagen, was von Troſt in mir iſt; ich habe ſo oft erfahren, wie ein Zuruf, der aus dem Heiligtume unſerer Seele kam, in tiefer Betrübniſs uns beglüken, und neues Leben, neue fromme Hoffnung ſchaffen kann. Eines denke ich beſonders oft, daſs der Lebendige, der in uns und um uns iſt, von Anbeginn in alle Ewigkeiten mächtiger, als aller Tod iſt, und das Gefühl dieſer Unſterblichkeit erfreuet mich oft in meinem Nahmen und im Nahmen aller, die da leben, und die geſtorben ſind, vor unſeren Augen. Und ſo iſts mein gewiſſer Glaube, daſs am Ende alles gut iſt, und alle Trauer nur der Weg zu wahrer heiliger Freude iſt.

Laſs mich ſo abbrechen, Theuerſte! Ich ſchreibe Dir bald wieder! auch unſerer lieben Mutter! und dem Bruder! Bleibt nur ihr mir, ihr Lieben! erhaltet euch für mich und die Unſrigen!

Dein

ewigtreuer Bruder

Hölderlin.

**Nr. 202.

Charlotte von Kalb an Hölderlin[1]).

Mainz den 15. Mai [1800].

Ein Jahr schon bin ich in dieser Gegend am Main und Rhein, bewohnte Wimpfen und Heilbronn, Heidelberg, Offenbach. An jedem Ort waren Sie gewesen. Anfang Juni gehe ich in's Wisbad.[2]). Im Juli bin ich wahrscheinlich in Mannheim, später im Herbst wohl wieder in Franken. Wenn Ihnen eine Reise in diese Gegend führt, will ich Ihnen wenigstens meine Gegenwart bekannt machen. Ihnen einen Brief voll tiefen Inhalts zu schreiben war nach solcher langen Entfernung und Schweigen unmöglich. — Wir kannten uns — was die Zeit und die Gelegenheit und unsere Entwicklung uns erlaubte zu sein. — Rastlose denkende Wesen sind in 6 Jahren[3]) ganz noch was Anderes geworden, so schnell die Veränderung im äußeren in jüngeren Jahren, so schnell die Veränderung in Urteil, Denken und Gesinnung in reiferen. Auch meine Seele hat sich mehr entwickelt und ich bin bis jetzt nur durch den Druck des Zufalls mehr befreit worden. Kein Wort mehr. — Es ist wohl sonderbar, daß mit dem reinsten Egoismus sich endlich die Seele sagt: Du kannst nichts mehr verlieren, aber leider Du wirst doch noch leiden.

Den Herbst Ihren Roman gelesen und mit vielem Vergnügen. Ich wiederhole ihn bald. Antworten Sie mir bald, vielleicht kann ich eine bedeutendere Frage an Sie thun. . . . Mit Gedanken und Gesinnung und dem Wunsch von Ihrem Sein und Wirksamkeit zu vernehmen.

Ch. von Kalb geb. von Ostheim.

---

[1]) Stimmen aus dem 18. Jahrhundert. Mitgetheilt von M. Carrière. Westermann Jahrbuch ꝛc. Band 44. 1878 S. 276. Hölderlin ist auf der Adresse als „Dichter des Hyperion in Nürtingen“ bezeichnet.

[2]) Wiesbaden.

[3]) Darnach ist der Brief 1800 geschrieben.

*Nr. 203.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Homburg d. 23. Mai 1800.

Liebste Mutter!

Ich war beinahe schon zur Abreise gerüstet, als ich Ihren Brief erhielt. Übrigens hatten die Nachrichten, die Ihnen einige Unruhe verursachten, auch mich in meinem Entschlusse einigermaassen zweifelhaft gemacht. Ich liess in Frankfurt nachfragen, ob der Postwagen noch gienge, und man hat mir es bejaht. Nun glaube ich, dass in einigen Wochen die Sachen wenigstens für meine Reise nicht hinderlicher seyn werden, als jezt, und weil ich ohnedifs wahrscheinlich mein Logis nicht gleich würde beziehen können, so will ich, um einen Mittelweg zu treffen, meine Abreise noch so lange anstehen lassen, bis Sie mich benachrichtigen werden, dass mein Logis in Stutgard so weit eingerichtet ist, dass ich es bei meiner Ankunft beziehen kann. Da ich für meine Geschäffte einige Zeit verlieren musste, so ist es ohnedifs nothwendig, dass ich in Stutgard so bald wie möglich in die Thätigkeit eintrete.

Übrigens bitte ich Sie, dass Sie sich mit den Meubles so wenig, wie möglich, Mühe und Unkosten machen. Es ist mir erst noch beigefallen, dass sich vieleicht über kurz oder lange doch noch ein angemessener Posten im Ausland mir dabieten könnte[2]), und so sehe ich darinn und in andern Rükfichten einen Grund, mich nicht so eigentlich auf ein langes Bleiben einzurichten. Der Bücherkasten ist mir ganz recht. Könnte ich von meiner Gesundheit nur immer so gewifs seyn, wie ich es jezt bin, so würde ich auch denken, dass ich meine schriftstellerischen Arbeiten immer so ununterbrochen würde fortsezen können, um davon zu leben. Aber ich finde es denn doch gut, nicht so einzig mich darauf zu verlassen, und so will ich mich eben kurz und gut zu den Nebengeschäfften entschliessen, die ich in Stutgard treiben kann. Freilich, wenn ich das Urtheil von Männern und Freunden höre, über mich und meine Sache, so möcht' ich, bei aller Demuth, die mir manches

[1]) Der Brief ist von Kelchner nur theilweise abgedruckt.

[2]) Er hoffte also immer noch auf eine günstige Antwort von Schiller.

auch misdeuten könnte, doch auch manchmal fragen, warum ich mich in der bürgerlichen Welt so herumbehelfen müsse? Übrigens so lang ich keinen andern Weg vor mir sehe, so halte ich den, den ich gehen muss, für den beschiednen, und finde mich darein, so gut ich kann.

Ich habe diese Tage eine Freude erlebt, die Ihnen auch Freude machen wird. Ein Kaufmann aus Frankfurt, den ich nur Einmal bei meinem dortigen Aufenthalte gesehen hatte, hat mir so unbekannter weise ein Geschenk mit einem Buche gemacht, das auch mehr als eine blosse Attention besagt, da sein Werth wohl wenig unter 100 fl. beträgt. Ich will den edeln Mann noch besuchen und ihm so danken, wie ers verdient.

Mögen Sie die Güte haben, und an Landauer schreiben, dass er mir bei Hr. Kling in Frankfurt oder bei wem er sonst mag, (ich will ihm selbst auch noch schreiben,) 6 Karolin anweist. Ich würde Sie nicht bemühen, wenn ich nicht ihres Kredits bedürfte, und da Sie wohl ohnedis an Landauer schreiben, so find' ich es für besser; als wenn ich es ihm schriebe. Das Geld ist nur auf alle Fälle.

Ich wollte, Sie hätten einmal Ruhe mit mir. Es thut mir weher als ich sagen mag, dass ich Ihnen immer Sorge und Mühe machen muss, besonders da Sie das bischen Ehre, womit mir bis izt in der Welt gelohnt worden ist, schon wegen unserer Entfernung nicht ganz mit mir theilen, und also fast unbelohnt bleiben müssen.

Ich hoffe, es soll in unserem Lande doch dismal erträglich hergehen! Tausend Grüsse an die liebe Schwester und an alle!

Ich bin in Eile, weil die Post abgehen will.

Ewig und von Herzen

Ihr

dankbarer Sohn

Hölderlin.

Nr. 204.

Hölderlin an seine Mutter[1]).

Liebste Mutter!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren gütigen Brief, und die guten Wünsche, die er enthält. Ich werde mich bestreben, von meiner Seite alles zu thun, was mich einer baldigen und dauernden Erfüllung derselben würdig machen kann.

Sie können nicht glauben, mit welchem Gefühle von Dank und Achtung gegen die Meinigen ich meinen Weg hieher gieng. Die Theilnahme und Aufmunterung treuer wohlmeinender Gemüther ist mir auf der Stelle meines Lebens, worauf ich jezt bin, ein grösseres Geschenk, als irgend etwas, worauf man sonst grossen Werth zu legen Ursache hat.

Mein Logis und die Aufnahme in meines Freundes[2]) Hausse fand ich ganz nach meinem Wunsche.

Überhaupt haben mich meine alten Bekannten so gutmüthig empfangen, daß ich wohl hoffen darf, hier eine Zeit im Frieden zu leben, und ungestörter, als bisher, mein Tagewerk thun zu können.

Ich halte es für ein Glük, daß mir schon das anständige und erwünschte Anerbieten von einem jungen Manne, der in der Canzlei arbeitet, gemacht worden ist, daß ich ihm Stunden in der Philosophie geben möchte, wofür mir monatlich ein Karolin bezahlt wird.

Sonst habe ich eben manche Ausgabe machen müssen, um mich vollends in meiner kleinen Wirthschaft einzurichten. Besonders habe ich mich nicht gerne entschlossen, mir einen Schreibtisch, der zugleich als Commode dient, zu bestellen, was doch, als ein anständiges Meuble, mir nothwendig schien und von Landauer angerathen wurde, weil ich auf dem kleinen Tischchen nicht wohl mit meinen Papieren in Ordnung bleiben, und wie Sie selbst sehn, ohne Inkommodität meine Kleider und Wäsche etc. auch nicht immer in dem Koffre behalten kann.

[1]) Ohne Datum. Muthmaßlich der erste Brief nach seiner Uebersiedlung von Nürtingen nach Stuttgart. (Juni 1800.)

[2]) Landauer.

Ich brauche den Schreibtisch nicht gleich zu bezahlen, also sind Sie auch nicht für jezt gerade dadurch mit neuen Ausgaben beläftigt. Wenn es Ihnen aber möglich wäre, noch mit einigen Karolinen mir in einiger Zeit auszuhelfen, und mich so vollends sicher zu stellen, so werde ich es mit herzlichem Dank annehmen und wohl auf ein Jahr lang Sie, liebste Mutter! unbeläftiget lassen können. Haben Sie eben jezt noch Gedult mit mir! An Fleiß und gutem Muth und gehöriger möglichster Einschränkung soll es nun und nimmer fehlen.

Es betrübt mich genug, da ich andern Menschen und besonders den Meinigen nur Freude machen möchte, daß ich für jezt nur immer mehr empfangen muß, als geben kann.

Tausend Grüsse an meine theure Schwester! Ich habe neulich unterwegs ein kleines Gedicht an sie entworfen, das ich ihr nächstens schiken will, wenn es ihr einen vergnügten Augenblik machen sollte. Landauers empfehlen sich Ihnen und der Schwester. Ich hoffe immer noch, daß wir in kurzem Friede haben, und von kriegerischen Unruhen befreit seyn werden.

[1]) — — — — — — — — — — — —

Küssen Sie die lieben Kinder in meinem Nahmen.

Ewig Ihr dankbarer Sohn
Hölderlin.

Der Bücherkasten und Vorhang ist ganz nach Wunsche ausgefallen. Meine Sachen habe ich alle richtig erhalten.

Nr. 205.

Hölderlin an seine Mutter[2]).

Liebste Mutter!

Nur ein paar Worte, um Ihnen herzlichen Dank zu sagen und vorzüglich auch Sie zu versichern, daß eine Anmahnung von Ihnen gewiß von mir nicht, wie wohl sonst der Fall seyn konnte, mit Empfindlichkeit mehr aufgenommen werde.

[1]) Mittheilungen über den Stand seiner Wäsche.

[2]) Ohne Datum. Gleichfalls aus Stuttgart, muthmaßlich nach dem vorigen geschrieben.

Sie sind ja als Mutter meine natürliche und ewige Freundin, und was ist ehrwürdiger und dem Herzen wohlthätiger, als wenn ein treuer Sinn, wie der Ihre, die Sorgen und nothwendigen Bedenklichkeiten des Lebens für uns übernimmt.

Glauben Sie nur, wenn ich Sie manchmal stillschweigend ansah, und das Alter in Ihrer mir öfters gegenwärtigen Miene bemerkte, da dachte ich im Herzen, so opfert sich eines für das andre, und ja! Sie haben mir und mir besonders viele Liebe, und manche Kraft geopfert, die sich [in] Besorgnissen und Bemühungen um mich verzehrte. Und wenn ich Ihnen selten so etwas aussprechе, so ist es nur, weil ich solche Gedanken lieber in mir bewahre, um sie, womöglich, in einem Leben, das Ihrer würdig ist, zu offenbaren.

Sie können nun eine Weile wieder, wie ich hoffe, wegen meinen Bedürfnissen ruhig seyn. Ich habe ein paar Karolin noch von meinem Verleger einzunehmen, und so wird es mir möglich, nebst dem gütig zugesandten, den Schreibtisch zu bezahlen und zum Hausgebrauche noch einige Zeit auszureichen.

Ich habe auch wieder einen neuen Antrag zu Lectionen von Hr. Registrator Gutscher, den ich noch von Rastadt aus kannte, bekommen.

Wahrscheinlich will mich Hr. Registrator Frisch vierteljährlich bezahlen, denn ich habe noch nichts von ihm eingenommen, kann aber, wie ich weiß, auf seine Generosität rechnen.

Der Brief von unsrem Karl ist eigentlich an Sie gerichtet, und ich muß tausendmal um Vergebung bitten, daß ich ihn das leztemal zu schiken vergaß. Ich war damals zu sehr beschäfftiget.

An alle herzlichen Gruss!

So bald es meine Geschäffte erlauben, bin ich so frei, Sie zu besuchen.

Ihr

treuer Sohn

Hölderlin.

** Nr. 206.

Hölderlin an seine Mutter.

Stuttgart, im Juli 1800.

Liebste Mutter!

Da ich gegenwärtig sehr beschäftigt bin, um vor meinem Besuche in Reutlingen noch mit einigem fertig zu werden, so müssen Sie eben diesmal mit einigen Worten vorlieb nehmen. Meinen herzlichsten Dank für Ihre lieben Briefe! Gestern erhielt ich auch noch den, welchen Sie mir zuletzt nach Homburg geschrieben.

Wenn ich denke, wie viel stärker und gesunder ich mich seit der Veränderung meines Aufenthalts fühle, und wie sich meine jetzige Lage täglich angemessener für meine Bestimmung und sicherer zu meinem Auskommen bildet, so fühle ich eine Zufriedenheit und Ruhe, die ich lang entbehrte, und ich hoffe, es soll so bleiben, und dieser Zustand werde einen festen und frohen Dank gegen die theuern Meinigen und gegen meine Freunde in mir erhalten. Ich habe jetzt drei Anerbieten zu Lektionen, die mir alle angenehm sind.

Meine Feierstunden bringe ich in guter wohlmeinender Gesellschaft zu, und mein eigenstes Geschäft gehet, wie es scheint, mir jetzt auch leichter und reiner von Herzen.

Unser guter trefflicher Karl wird nun auch wohl nicht lange mehr in Ungewißheit über seine Lage bleiben. — —

Ihr dankbarer und treuer Sohn

Hölderlin.

Nr. 207.

Hölderlin an seinen Bruder[1]).

Liebster Karl!

Buchhalter Frisch ist bis izt noch nicht aus der Kanzlei nach Hausse gekommen, ich werde ihn aber wohl noch nach Tisch fragen können, und dann noch Dir eine Antwort schreiben, ehe der Bote abgeht.

Ich denke, da sich die Gelegenheiten zu einem anständigen Posten so Dir zudrängen, daß es Dir nicht fehlen wird.

---

[1]) Ohne Datum, unvollendet, wohl um dieselbe Zeit, jedenfalls vor dem folgenden an die Schwester geschrieben.

Bist Du doch auch wieder ganz hergestellt? Sei so gut und sage mir im nächsten Briefe doch auch etwas davon.

Ich würde in dieser schönen und grossen Zeit und in der Ruhe und Freiheit, die ich habe, wohl sagen können, daß ich wahrhaft lebte, wenn nicht noch alte Leiden in mir zuweilen,

Nr. 208.

Hölderlin an seine Schwester[1]).

Liebste Schwester!

Ich scheine mein gegebenes Wort Dir nicht sehr gewissenhaft zu halten. Wäre es aber möglich gewesen, ich hätte seither sicher alle Wochen wenigstens einmal geschrieben. Ich bin durch das böse malade Jahr, das ich überstanden habe, etwas langsamer in meinem Geschäfte geworden, und muß oft mit einem halbmüssigen Nachsinnen manche gute Stunde zubringen, darf mich dann nicht öfter unterbrechen, als es die Noth erfordert, und diese trat bisher, wegen der Neuheit meiner Lage, öfter ein, als es künftig geschehen wird. Auch fühl ich mich nach und nach auch wieder stärker zu dem, was ich aus Liebe und Pflicht den Tag durch arbeite und schaffe, kann also künftig leichter und öfter eine Stunde gewinnen, die für Dich gehört.

Daß auch Du Dich gesünder fühlst, ist mir eine Ursache, warum ich heiterer, als sonst, bin. Daß Dein Herz in seinem Verluste sich jezt zuweilen stärker fühlen muß, seit Du stärker wieder geworden bist, verstehe ich wohl, Theuerste!

Lebe nur so ruhig, wie möglich, hin, und vergegenwärtige Deinem Sinne alles, was Du noch hast, so freundlich und genügsam, wie möglich, und laß Dich die zufälligen leicht vorübergehenden Betrübnisse des Tages nicht irren! Du siehst selbst, wie viel wir beede uns z. B. sind, und doch würde auch bei täglichem Umgang zuweilen eine Stunde kommen, wo wir uns nicht ganz verständen.* So ists mit allem. Die Güter des Lebens scheinen oft ungenieſsbar, blos darum, weil sie oft eine rauhe Hülse

[1]) Ohne Datum. Muthmaßlich noch im Sommer 1800 aus Stuttgart geschrieben.

tragen, und tragen müssen, aber der Kern ist darum dann doch auch gewährt.

Grüsse unsre gute Mutter; Karl hat mich neulich noch vor seiner Abreise zu seinem in [der] That vortheilhaften Posten besucht, und mit wahrhaftem Danke gerühmt, wie gütig sie ihm noch aus der Noth geholfen habe. Wir Söhne sind ihre grossen Schuldner.

Grüße Deine lieben Kinder! Vorzüglich unsere verehrungswürdige Grosmutter! und, wenn sie noch bei euch sind, unsere übrigen schäzbaren Verwandten!

Du siehest, Liebe, daß ich eben wieder pressirt bin.

[1]) — — — — — — — — — — — —

Dein
treuer Bruder
H.

Nr. 209.

Hölderlin an die Seinigen[2]).

Meine Theuren!

Ich will da nur wieder das Nothwendigste schreiben. Wenn es Euch Lieben recht ist, komm ich vieleicht diese Woche, wenigstens auf einige Stunden, zu Euch, und bespreche mich weitläufiger.

Landauer scheint sehr zu wünschen, daß ich bleibe, und hat Anstalten gemacht, daß ich vieleicht einige Informationen mehr, also ungefähr 3 Luidor des Monaths erhalte. Ob ich damit so weit reiche, als wir alle wünschen, wäre dann die Frage. Aus der Schweiz hab ich indessen keine Antwort. Der Rath der Meinigen, so viel er, ohne das Herz zu fragen, unpartheiisch seyn kann, wird mir deswegen willkommen seyn, weil ich mit völliger Einstimmung thun möchte, was zu thun ist. Der Himmel weiß! daß ich nur frage, was nothwendig sei? und daß ich mich in alles Nothwendige zu schiken bereit bin. Aber wenn wir diß so viel möglich eingesehen haben, wollen wir auch so getrost und

[1]) Wäsche-Angelegenheiten.

[2]) Gleichfalls ohne Datum, jedenfalls nach dem vorigen geschrieben. Der Brief ist an die Mutter adressiert, und nach der Anrede an Mutter und Schwester gemeinsam bestimmt.

freudig im Geiste untereinander seyn, als wir können, in diesem und in allen Fällen.

Nur Glauben und Liebe und Hoffnung soll nie aus meinem Herzen weichen, dann gehe ich, wohin es soll, und werde gewiß am Ende sagen: ich habe gelebt! und wenn es kein Stolz und ke[ine] Täu[schung] ist, so darf ich woh[l] sagen, daß ich in jenen Stu[nden] nach und nach, durch die Prü[fungen] meines Lebens, vester und s[icherer] geworden bin.

Die Landauer läßt Dich grüssen.

[1]) — — — — — — — — — — — —

Herzlichen Gruß an alle!

Dein

treuer Bruder

Friz.

Nr. 210.

Hölderlin an seine Schwester[2]).

Meine Theure!

Ich werde verhindert morgen zu kommen; hoffe aber um so sicherer, übernächsten Sonntag Dich und die lieben Unsrigen zu sehen.

Der schöne Herbst bekommt meiner Gesundheit ausserordentlich wohl, und ich fühle mich frisch in der Welt, und eine neue Hofnung, noch eine Weile unter den Menschen das Meinige zu thun, lebt allmälig immer stärker in mir auf.

Auch Du, Beste! bist, wie ich höre, wieder vester auf Gottes Boden. Wir werden wohl noch manche schöne Tage zusammen haben, besonders, wenn der Friede endlich da seyn wird, der, wie mir heute ein französischer Offizier sagt, beschlossen seyn soll.

Wir haben hier starke Einquartierung. Seid ihr doch ruhig bisher unter diesen Umständen, meine Lieben!

Grüsse unsre theuren Müttern[3]) und Deine Kinder!

Dein

H.

[] Mit dem Siegel abgerissen und durch Conjectur ergänzt.

[1]) Auskunft über Waarenpreise.

[2]) Ohne Datum, im Herbst 1800 muthmaßlich nach dem vorigen geschrieben.

[3]) Suevismus.

Nr. 211.

Hölderlin an ſeine Schweſter[1]).

Theuerſte!

Ich danke Dir und unſern guten Müttern noch einmal von Herzen für die glüklichen Augenblike, die ich unter Euch zugebracht. Solche Ruhetage ſind hienieden der Lohn unſeres Lebens.

Dein Brief hat mich ſehr bewegt; aber eine wohlthätige Ruhe hat mir dann auch der Gedanke gegeben, daß ich mit Dir, Gute, und den Meinigen doch ſo im Wahrſten und Heiligſten verbunden bin. Diß erhält mein Herz, das am Ende nur zu oft in allzugroſſer Einſamkeit ſeine Stimme verliert und vor uns ſelber verſchwindet. Und was iſt alle Weisheit ohne dieſe kindliche fromme Stimme in uns?

Den Beſuch bei Deiner Freundin will ich morgen machen. Heute bin ich etwas zu müde.

Darf ich Dir rathen, daß Du oft ins Freie gehſt, dieſen ſchönen Herbſt, und unter dem ſchönen blauen Himmel Frieden und Geſundheit hohleſt?

Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie viel diß hilft, und an Begleitung wird es Dir nicht fehlen.

Deine lieben Kinder ſind ein Gut für mich. Wie viel mehr werden ſie es für Dich ſeyn? Man findet ſelten ſolche glüklich geborne und gutgezogne Geſchöpfe, und Du weiſt ſelbſt, welch eine ſchöne und edle Beſtimmung es iſt, über einen ſolchen Reichtum zu walten und ſeinem natürlichen Gedeihen fortzuhelfen.

Grüſſe ſie von mir, wie unſre verehrungswürdigen Müttern.

Dein

treuer Br.

H.

---

[1]) Ohne Datum. Im Herbſt 1800 nach dem Beſuche in Nürtingen geſchrieben.

**Nr. 212.

Hölderlin an seine Schwester.

Stuttgart, im December 1800.

Meine Theure!

Es war freilich nicht recht, daß ich den unerwarteten Gast nicht ansagte, und ich bitte es Euch und ihm ab. Es kam aber am letzten Samstag, wo ich es hätte thun müssen, so viel zusammen, daß Du die Zerstreuung, in der ich es, redlich zu sagen, vergaß, ziemlich natürlich finden müßtest, wenn Du mich von innen und aussen gesehen hättest.

Ich wurde von meinen Freunden fast unbarmherzig bestürmt, um zu bleiben, verschiedene interessante Anträge zu Unterrichtsstunden wurden mir an demselben Tage gemacht, und zugleich sollte ich unter allen den Gängen, die ich zu machen hatte, und in äusserem und innerem Tumult dem Fremden, den ich wirklich lieb gewann, eine entscheidende Antwort geben und hatte dann über meine künftige Lage und seine Familie und ihn und mich ihm so manches zu sagen. Ich gestehe Dir, Theure! daß ich meinen Entschluß, so sehr er meinem Herzen widersprach, doch immer mehr mit meinem Herzen zu reimen weiß. Ich habe in mir ein so tiefes dringendes Bedürfniß nach Ruhe und Stille — mehr als Du mir ansehn kannst, und ansehn sollst. Und wenn ich dies in meiner künftigen Lage finde, so erhalte ich mein Herz meinen unvergeßlichen Verwandten und Freunden nur um so wärmer und treuer. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß auch ich, wie mancher andere, in der kritischen Lebenszeit, wo um unser Inneres her, mehr noch als in der Jugend, eine betäubende Unruhe sich häuft, daß ich, um auszukommen, so kalt und allzunüchtern und verschlossen werden soll. Und in der That, ich fühle mich oft wie Eis, und fühle es nothwendig, so lange ich keine stillere Ruhestätte habe, wo alles was mich angeht, mich weniger nah, und eben deßwegen weniger erschütternd bewegt. Hierin liegt für mich, und wie ich glaube, auch für die Meinigen, der Hauptgrund, der mich, wo manches andere auf beiden Seiten gleich war, zu meinem Entschlusse bestimmte. Ich habe Dir freilich nur obenhin gesprochen. Ich will mich mündlich erklären,

so viel Du es willst. — Wir bleiben uns, liebe theure Schwester! und ihr Verwandte und Freunde meines Herzens alle! Sehr lieb wäre es mir, wenn ich unsern Karl noch sprechen könnte. Schreib' ihm dringend. Ich habe ihn lange nicht recht gesprochen. Und es wäre mir sehr gegen mein Herz, schriftlich Abschied nehmen zu müssen von ihm. Er soll mir noch die Freude machen, wenn er kann.

Ich will die Feiertage bei Dir und unserer theuern Mutter wenigstens zum Theil zubringen, und von Nürtingen aus abreisen, meine Effekten aber, wenigstens die hauptsächlichsten, die ich brauche, von hier aus wegschicken, wenn es die liebe Mutter so gut findet. Ausgaben habe ich hier wenig mehr zu machen. Ein paar Stiefel glaub' ich nöthig zu haben, das ist alles. Kann mir die liebe Mutter einige Louisdor zum Reisegeld auftreiben so ist es mir lieber, als wenn ich sie hier entlehne. Die Reisekosten werden mir, versprochener Weise, vergütet, und wohl so reichlich, daß ich das, was ich von Geld mitnehme, heimgeben, und von dem Uebrigen noch eine Weile vorkommende Ausgaben bestreiten kann. Ich bleibe bis zu den Feiertagen vorzüglich wegen meiner Unterrichtsstunden noch hier. — Ich schreibe nächsten Botentag wieder, und nicht so eilfertig, wie heute. Vergieb es! Es ist heute Landauers Geburtstag, und da bin ich den ganzen Morgen hie und da unterbrochen worden und soll jetzt eben zu Tisch. An Landauern sollst Du den Mann finden, der meine Bruderstelle in meiner Abwesenheit vertritt. Glaub es! was wir uns sind, und was alle unsere Lieben mir sind, ist unveränderlich.

Dein

Hölderlin.

Nr. 213.

Hölderlin an seine Schwester[1]**.**

Meine Theure!

Es will mir selbst nicht gefallen, daß ich jezt schon einigemal Dich habe auf Briefe warten lassen müssen. Wie ich die Wäsche schikte, war ich wirklich gehindert, durch das Einpaken, dabei zu

[1]) Ohne Datum; im December 1800 muthmaßlich später, als der vorige geschrieben.

schreiben, und gestern war ich gerade ausgegangen, als unsre Nürtinger Freunde mich besuchen wollte, und nachher konnte ich sie nirgends erfragen und aufsuchen, um Dir wenigstens ein paar Worte sagen zu lassen.

Auf die Feiertage komme ich gewiß. Nur weiß [ich] die Zeit nicht genauer zu bestimmen, da ich noch manches auszufertigen habe, ehe ich abreise. Auf das dringende Zureden meiner Freunde habe ich ihnen versprochen, nachher wenigstens noch einen Tag auf Besuch hieher zu kommen.

Das Geld, das mir unsre gütige Mutter schikte, kam mir recht gelegen. Ich habe noch einiges einzunehmen, aber auch noch einige nothwendige Ausgaben zu machen, und wußte nicht, wie weit ich mit dem Einzunehmenden hinreichen würde, bin also bei meiner Abreise auf alle Fälle gesichert, was mir, wie Du denken kannst, sehr wohl thut. Übrigens werde ich auch davon keinen Heller zu viel ausgeben. Danke ihr herzlichst in meinem Nahmen!

Wegen der Rechnung über Kost und Logis will ich mit Landauer sprechen, daß, im Fall der Noth, die Bezahlung bis auf Ostern noch anstehn kann.

Zum Glüke geht mir jezt so manches durch den Kopf, daß ich den Abschied von meinen hiesigen Freunden nicht so sehr fühle. Einige ruhige Tage bei Euch, Ihr Theuersten! werden mir noch zum Seegen auf meine dritte Wanderschaft werden.

Übrigens siehest Du selbst, Liebe! daß meine künftige Lage das glüklichste ist, was mir, für jezt, begegnen konnte.

Ich kann Euch auch wohl von Jahr zu Jahr besuchen. In Eile

Dein

Friz.

**Nr. 214.

Hölderlin an seinen Bruder.

Nürtingen, vor der Abreise nach Hauptwyl.

Theurer Karl!

Ich habe Deinen Brief erhalten, auf dem Wege von Stuttgart hieher. Landauer schickte mir ihn nach, und so traf er mich unter mancherlei Gedanken, die mir die Abreise aus Stuttgart und die offene Straße und die offene Welt eingab. Ich fühlte

den ewigen Lebensmuth, der uns, voll liebenden Vertrauens, durch alle Perioden des Daſeyns oft ſtillmahnend, oft in ſeiner vollen frohen Kraft hindurchführt, dieſen Geiſt der Jugend und der Weisheit fühlt' ich einmal wieder, recht, wie er erſcheinen muß, wenn wir ihn erkennen ſollen, und Deine treuen frommen Abſchiedsworte konnten dieſe Stimmung nur noch reinigen[1]) und verſchönern. Wie vieles hab' ich Dir auf der Stelle, indem ich meines Weges ging, im Geiſte geantwortet! Ja! ich darf es ſagen, ich war voll mächtigen Troſtes für Dich und mich, und ich habe dieſe Stimme unſers Genius noch nicht vergeſſen.

Von Stuttgart aus will ich Dir noch einmal ſchreiben. Ich werde mich noch einige Tage dort aufhalten. Indeß begnüge Dich mit dieſen flüchtigen Worten und nimm zum Abſchiede die ſtille, aber unausſprechliche Freude meines Herzens in Dein Herz — und laß ſie dauern, bis ſie nicht mehr ſo die einſame Freude von Freund und Bruder iſt — Du fragſt mich welche?

Dieſe, theure Seele! daß unſere Zeit nahe iſt, daß uns der Friede, der *jetzt* im Werden iſt, gerade das bringen wird, was er und nur er bringen konnte; denn er wird vieles bringen, was viele hoffen, aber er wird auch bringen, was wenige ahnden.

Nicht daß irgend eine Form, irgend eine Meinung und Behauptung ſiegen wird, dies dünkt mir nicht die weſentlichſte ſeiner Gaben. Aber daß der Egoismus in allen ſeinen Geſtalten ſich beugen wird unter die heilige Herrſchaft der Liebe und Güte, daß Gemeingeiſt über alles in allem gehen, und daß das deutſche Herz in ſolchem Klima, unter dem Segen *dieſes neuen* Friedens erſt recht aufgehn, und geräuſchlos, wie die wachſende Natur, ſeine geheimen weitreichenden Kräfte entfalten wird, dies mein' ich, dies ſeh' und glaub' ich, und dies iſt's, was vorzüglich mit Heiterkeit mich in die zweite Hälfte meines Lebens hinausſehn läßt. — Sey denn noch froh über Deinen unſchuldigen, anſpruchloſen Lebensgang, Du Guter! Du biſt erhalten, geſpart; der Sturm gehet hinweg, ſey froh, daß Du in ſicherer Verborgenheit ihn fern gehört und Deine Seele rein und liebend furchtlos für die beſſere Zeit bewahrt haſt, und glaube mir, Du wirſt die höhere

[1]) Schwab: „nachreinigen."

Bestimmung, der Du angehörst, auf Deinem sichern Wege noch erreichen. Vergessen kannst Du jene nicht, so wenig, als ich Dich vergessen kann. Wir wollen uns öfters schreiben, auch besuchen, so oft es möglich ist. Ich bin ja von den Meinigen nur drei Tagereisen entfernt. Und wärs auch weiter, Du weißt, wie wir verbunden sind im Lieben und Glauben, Du Edler!

Ewig Dein

Friz.

**Nr. 215.

Hölderlin an die Seinigen.

Stuttgart, vor seiner Abreise nach Hauptwyl.

Kein Wort von allen Euren treuen Herzensworten, Ihr Guten! soll verloren seyn, so wie keiner der gütigen Liebesdienste.

Ich bin wohl hieher gekommen, etwas müde, wie es immer geht, wenn das Herz voll und bewegt ist, und die Gedanken mächtiger arbeiten, und der Mensch doch auch seinen irdischen Gang gehen soll. Aber könnt' ich doch so die Tage meines Lebens immer wandeln zwischen Himmel und Erde, mit Demuth und Glauben getheilt, und so den süßen Schlaf, und die Ruhe, die wir hoffen, verdienen!

Ich will nun nimmer den Unmuth in mir Meister seyn lassen. Der Uebermuth soll aber auch sich beugen vor dem, was um uns und über uns ist. Gewiß, ich kann es nicht anders glauben, wenn ich das Meinige thue, so werd' auch ich auf dieser Erde meine Bestimmung menschenmöglich erfüllen, und nach den Prüfungstagen meiner Jugend noch zufrieden seyn.

Ich hoffe zu Ende der bevorstehenden Reise so gesund zu seyn, wie ich jetzt bin. Die Umstände nöthigen mich noch bis Samstag zu bleiben.

Mein guter Landauer will mich mit den übrigen Freunden noch bis Tübingen auf eine Art geleiten, die mir auf das Uebrige des Weges wohl thun wird. Er sagt mir, daß Sie die Meubles, so bald oder spät Sie es gut finden, hier abholen lassen können.

Findet er einen guten Käufer, so will er den Schreibtisch weggeben.

Ich werde wohl noch einmal schreiben können von hier aus. Es ist mir Bedürfniß, Euch, Ihr Theuersten, so oft ich kann, ein Wort aus dem Herzen zu sagen.

Glauben Sie mir's, meine verehrungswürdige Mutter! und Ihr, gute, theure Geschwister! das Aechte, das Unschuldige, das gründliche Herz, das ich in jedem von Euch, wie eine Stimme des Himmels, von Jugend auf, noch eh' ich wußte, was es war, erfahren habe, und nun erkenne und als den Grund alles Guten und Wahren und Gottähnlichen ehre, — dies, dies ists, was mir unvergeßlich bliebe von Euch, wenn ich auch alles andre Liebe, was eben aus diesen Herzen mir zu gut kam, je vergessen könnte!

Grüßen Sie mir alle Freunde.

Ihr

Hölderlin.

Nr. 216.

Hölderlin an Gonzenbach[1]**.**

Erlauben Sie, daß ich, noch ehe ich es mündlich kan, Ihnen einen aufrichtigen Dank sage, für den gütigen Ruf, zu einem Verhältnisse und Geschäffte, die so gut und schäzbar für mich seyn wird. Sie haben mir mit so vielem entgegen[2]), was ich achten muß, ich kann Ihnen nur guten Willen und Aufmerksamkeit auf das, was meine Pflicht in Ihrem Hause seyn wird, und Offenheit und Treue versprechen und wenn Sie sagen, daß Sie einen Werth in das, was ich zu leisten habe, legen, so wissen Sie gewiß auch, wie viel Werth und Gutes darinn für mich liegt, daß ich in dem Kreise einer Familie leben werde, die sich selbst genug seyn kann, und die schwerste und schönste aller Tugenden, die, das Glük zu tragen, täglich ausübt. Wär' ich auch nur der Zuschauer unter Ihnen, so hätt' ich an einem solchen Bilde des Friedens genug. Ich bitte, daß Sie diese Worte nicht für eitel nehmen.

[1]) Entwurf eines Briefes, dessen Abschrift ich der Güte des Herrn Professor Sauer in Prag verdanke. Das Original befindet sich im Besitze des Herrn Küntzel in Leipzig. Datum und Adresse fehlen. Es ist offenbar das Concept des Briefes, den Hölderlin, wie er in dem folgenden Briefe an seine Schwester schreibt, Tags vorher nach Hauptwyl abgesandt hatte.

[2]) ursprünglich: „so vieles anzubieten".

Da Sie gütiger weise die Tüchtigkeit zum Amte des Erziehers mir im Allgemeinen zutrauen, so glaube ich das besondere, was für mich zu beobachten seyn wird, von einer Unterredung mit Ihnen erwarten zu können.

Den . . . . Jenner hoffe ich abreisen zu können.

Haben Sie die Güte mich Ihrer verehrungswürdigen Familie zu empfehlen. Ihrem Herrn Sohne wiederhohle ich den Dank und werde es ihm wohl oft noch danken, daß er, durch seine Person und seine Begegnung, die Entfernung von den Freunden und Verwandten der Heimath mir erleichtert und mir [in] diesem Grade es wünschenswerth gemacht hat, den Aufenthalt in einem Familienkreise zu verdienen, den er so schön repräsentirt. Mit Treue und Wahrheit

Ihr
ergebener
M. Hölderlin.

**Nr. 217.

Hölderlin an seine Schwester.

Stuttgart, vor der Abreise nach Hauptwyl[1]).

Meine Theure!

Nun auch zum letztenmale von hier aus!

Ich bin völlig reisefertig. Alles ist gepackt und bestellt. Gestern habe ich nach Hauptwyl geschrieben, und meine ganze Sorge ist nur, unter meinen Freunden mir die nöthige Heiterkeit zu erhalten.

Deine theuren unvergeßlichen Worte sollen mir erst in Hauptwyl, wenn ich ruhig sein werde, recht wohlthun.

Ich schreibe von Konstanz aus, wenn es auch nur einige Worte sind, blos, daß wir von einander wissen. Wir verstehn uns ja so gut, daß auch das einsylbigste und flüchtigste uns das Rechte sagt, und die eigentlichste Sprache unserer Treue ersetzt.

Du weißt, wie man oft ruhig und stille seyn kann und doch das Herz voll ist. So ist es mir auch jetzt. Ich könnte keine

---

[] vor „mir" durchgestrichen.

[1]) Muthmaßlich zu Anfang Januars 1801 geschrieben.

Worte finden für alles, was ich Euch, Ihr Liebſten! täglich und ſtündlich ſagen ſollte, und ſo iſts beſſer, wenn ich mich beſcheide, und noch zum Ende ſo trocken und unbedeutend Abſchied nehme.

Lebt eben wohl, Ihr Guten, und bleibet zufrieden und freudig im Geiſte, in dem Geiſte, der uns auch unter den ſchmerzlichſten Stunden des Abſchieds das ganze Glück verwandter Herzen zu fühlen gibt.

Der heitere Himmel mag uns auch, wenn es ſo bleiben ſollte, an einander mahnen und tröſten. Den Dank für alles, was Ihr mir ſeyd, und an mir thatet, will ich nimmer ausſprechen; aber treu und lebend in meiner Seele bewahren.

Lebe wohl, Freundin und Schweſter! Küſſe Deine Kinder! Laß ſie Deine Freude ſeyn, wie ſie auch die meinige ſind. Unſere theure Mutter und unſern braven Bruder laß auch in meinem Namen, weil ich es nicht ſo nahe kann, und weil Dein Herz reich genug iſt, die Liebe erfahren, die Ihnen und Dir das Leben verſüßt und erleichtert und uns Kraft zu allem Guten gibt. Ewig

Dein

Friz.

V.

Dritte Wanderſchaft.

Um die Mitte des Januar 1801 langte Hölderlin in seinem neuen Bestimmungsorte, Hauptwyl, an. Es war eine große Familie, in deren Kreis er eintrat. Der erste Eindruck, den er von ihr empfing, war ein sehr günstiger. Er glaubte, Menschen gefunden zu haben, „unter denen man mit zufriedener Seele leben muß, so viel unschuldiger Frohsinn ist unter den jüngeren, und so ein gesunder Verstand und edle Gutheit unter den Älteren". Den Vater schildert er als einen „ehrwürdigen Mann, der für seinen Stand besonders viel gelernt, und viel erlebt zu haben scheint, und doch eine Einfalt beibehalten hat, die mich äusserst interessirt, und unter seinen Kindern ein stilles anspruchloses, aber sehr reelles Ansehen ausübt". Der älteste Sohn — wahrscheinlich derselbe, den er schon in Stuttgart kennen gelernt hatte — wohnte als verheiratheter Mann mit im Hause. Freilich mogte Hölderlin für die Bedürfnisse seines Gemüths hier nicht volle Befriedigung finden. „Es sind", schreibt er später an Landauer, „solche gründliche Menschen, die gerade so viel Antheil nehmen an Fremden, als es ihr Herz nicht schwächt und als die Theilnahme und Geselligkeit noch ungezwungen und klar bleibt." Wohl hatte er sich eine Stätte gewünscht, wo er durch Alles, was ihn angehe, weniger nah und eben deswegen weniger erschütternd bewegt werde. Dennoch mußte nach den Beweisen wärmster Liebe und Theilnahme, an welche die letzten Monate in der Heimath ihn gewöhnt hatten, sein Herz unter diesen Menschen etwas entbehren. Ueber Zahl und Character seiner Zöglinge äußert er in den vorhandenen Briefen sich nicht. Er schreibt nur einmal im Anfang, daß „sein Geschäfft eingerichtet sei und gut von Statten gehe".

Was aber die Menschen Hölderlin nicht gewährten, gab ihm vollauf die Natur. „Die große Natur in diesen Gegenden",

schreibt er im Februar an seine Schwester, „erhebt und befriediget meine Seele wunderbar." — — „Ich kann nur dastehn, wie ein Kind, und staunen und stille mich freuen, wenn ich draussen bin, auf dem nächsten Hügel, und wie vom Aether herab die Höhen alle näher und näher niedersteigen bis in dieses freundliche Thal, das überall an seinen Seiten mit den immergrünen Tannenwäldchen umkränzt, und in der Tiefe mit Seen und Bächen durchströmt ist, und da wohne ich in einem Garten, wo unter meinem Fenster Weiden und Pappeln an einem klaren Wasser stehen, das mir gar wohl gefällt des Nachts mit seinem Rauschen, wenn alles still ist, und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und sinne." Und je friedlicher es in seinem Inneren wurde, um so heller ging das Angedenken an seine entfernten Lieben in ihm auf. „Ich verlasse mich darauf, daß ich mit gutem Gewissen lebe und meine Pflicht thue; das Übrige, wie Gott will! und wenn die Zukunft mir nichts Freudiges verspräche, als daß ich von Zeit zu Zeit Dich und die Mutter und den Bruder und Deine Kinder wiedersehen und an eurem Tische Gast seyn kann, so wär' es genug".

Der, wie es scheint, sehr frühe Eintritt des Frühlings that ihm jetzt besonders wohl, seine Augen weideten sich „an den Hügeln und Bächen und Seen herum" um somehr, „da dies seit drei Jahren der erste Frühling ist, den ich mit freier Seele und frischen Sinnen geniesse". Sein Selbstgefühl erwachte aufs Neue; in den Demüthigungen, die er so lange im Verkehr mit der Welt in guter Meinung sich auferlegt, erkannte er eine Täuschung seines Lebens. „Ich fühle es endlich, nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe; es hat mich überrascht in Augenbliken, wo ich völlig rein und frei mich wieder umsah." In diese gehobene Stimmung fiel die Nachricht von dem Abschluß des ersehnten Friedens. „Ich glaube", schrieb er seiner Schwester an dem Tage, da sie nach Hauptwyl gelangte, „es wird nun recht gut werden in der Welt. Ich mag die nahe oder die längst vergangene Zeit betrachten, alles dünkt mir seltne Tage, die Tage der schönen Menschlichkeit, die Tage sicherer furchtloser Güte, und Gesinnungen herbeizuführen, die eben so heiter als heilig, und eben so erhaben als einfach sind."

Wenn gleich muthvoller gestimmt, fühlte Hölderlin sich doch wohl noch zu fremd in den neuen Verhältnissen, um sich an eine

größere dichterische Aufgabe zu wagen. Nichts wenigstens deutet darauf hin, daß er zum Empedokles zurückgekehrt sei. Das Trauerspiel, das er mit so viel Liebe begonnen, sollte ein Torso bleiben. Nur eine kleine Anzahl von Oden ist muthmaßlich in Hauptwyl gedichtet. Einige derselben, wie „der Winter" und „der gefesselte Strom" sind offenbar durch unmittelbare Natureindrücke hervorgerufen. Im „Winter" stellt er dem draußen tobenden Nordsturm den stillen Frieden des häuslichen Gemachs gegenüber. „Der gefesselte Strom" ist ein mächtiger Frühlingsgesang, in dem sich der Dichter in seiner vollen Größe und Eigenart zeigt[1]). Schwächer ist die Ode „Unter den Alpen gesungen", in welcher er in einem ihm sonst fremden Versmaß die „heilige Unschuld", die er „hier unter den silbernen Alpen" verkörpert sah, sie, „der Menschen und der Götter liebste Vertrauteste" feiert, als der selbst „in treuem Busen Göttliches hält"[2]). Tiefere Blicke in sein Inneres lassen uns die beiden Oden „Dichtermuth" und „der blinde Sänger" thun. Im „Dichtermuth" richtet er sich selbst auf und seine Genossen und mahnt sie, „nur wehrlos fort durchs Leben zu wandeln und nicht zu sorgen". Aber er weiß, wie

— — — — „auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig und Jedem hold,
Jedem trauend, wie sängen
Sonst wir Jedem den eigenen Gott?

Wenn die Woge denn auch einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunterzieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt,

Freudig starb er" — — — —

[1]) Beide Gedichte erschienen zuerst in der Ausgabe der Gedichte 1826, welche in Strophe 4 Vers 1 die mit den Handschriften übereinstimmende richtige Lesart „Zauderer" hat, während die späteren Ausgaben fälschlich „Zauberer" lesen.

[2]) Zuerst erschienen in Vermehrens Musenalmanach auf das Jahr 1802.

Und

Wenn des Abends vorbei Einer der Unseren kömmt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er Manches wohl
An der warnenden Stelle
Schweigt und gehet getrösteter."

Es klingt, wie eine Ahnung, daß bald auch ihn die Woge hinunterziehen und seine Lippe vor der Zeit verstummen werde.

Auch aus dem „blinden Sänger" tönt es wie eine Prophezeiung heraus, wenn wir an die spätere Umarbeitung durch den Dichter denken. „Wo bist Du, Jugendliches? Wo bist Du, Licht?" fragt der Blinde am Morgen. Sein Herz ist wach, aber um ihn ist es Nacht. Er gedenkt der Tage seiner Jugend, da das Licht ihm schien, da die Erde ihm grünte und blühte und das Angesicht der Lieben ihm nicht fernie war.

„nun sitz' ich still allein, von einer
Stunde zur anderen und Gestalten
Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schafft
Zur eignen Freude nun mein Gedanke sich."

Dann hört er oft „den Wagen des Donnerers am Mittag", den „Retter" hört er dann in der Nacht. Es ist der Tod, dessen Hand ihn berührt. Der Sterbende glaubt, wieder zu sehen, wie da er jung war, den „grünen Boden", das „Haus seiner Väter", er bittet die Lieben alle, die ihm begegneten einst, daß sie kommen, daß er sie segne, daß sie ihm helfen, sein Glück zu tragen. Ich wenigstens kann diesen Schluß des Gedichts nicht anders, als die Vision eines Sterbenden, nicht als eine plötzliche wunderbare Heilung deuten.

Leider scheint die zuversichtlichere Stimmung, welche sich in Hölderlins ersten Briefen ausspricht, nicht von langer Dauer gewesen zu sein. Es war die stumme Natur allein, deren Anblick befreiend auf sein Gemüth wirkte; die Menschen, unter denen er lebte, gewährten ihm nicht, was sein liebebedürftiges Herz auf die Länge nicht entbehren konnte[1]). Auch die Musik vermißte er hier. „Ich

[1]) Die Angabe Waiblingers, welche Schwab wiederholt, daß Hölderlin hier Lavaters und Zollikofers Bekanntschaft gemacht habe, ist jedenfalls bezüglich des ersteren eine irrige, da dieser am 2. Januar 1801, also vor Hölderlins Ankunft in Hauptwyl, gestorben war. Möglich wäre es jedoch, daß

muß doch noch besonders danken", heißt es in einem Briefe an Landauer, „für die goldenen Stunden der Musik! Die freundlichen Töne ruhen in mir, und sie werden manchesmal erwachen, wenn es friedlich im Innern und um mich still ist." Solche Augenblicke aber wurden immer seltener. „Überhaupt", schreibt er wenig später dem Freunde, „ists seit ein paar Wochen ein wenig bunt in meinem Kopfe. O! Du weist es, Du siehest mir in die Seele, wenn ich Dir sage, dass es mich oft um so mächtiger wieder überfällt, je länger ichs mir verschwiegen habe, diss, dass ich ein Herz habe in mir, und doch nicht sehe wozu? mich niemand mittheilen, hier vollends niemand mich äussern kann. Sage mir, ists Seegen oder Fluch, diss Einsamseyn, zu dem ich durch meine Natur bestimmt und je zweckmässiger ich in jener Rücksicht, um mich selbst herauszufinden, die Lage zu wählen glaube, nur immer unwiderstehlicher zurükgedrängt bin." Deutlicher noch verräth sich eine krankhafte Erregung in einem ungefähr gleichzeitig geschriebenen Briefe an seinen Bruder, in dem er auf die Kämpfe zurückkommt, in denen seine Seele während des ersten Winters in Homburg sich abgearbeitet hatte. Er redet hier von einer Entfremdung, die schon seit jener Zeit zwischen ihnen beiden eingetreten sei und die offenbar nur in seiner Einbildung bestand. Wenigstens lassen die zwischen ihnen bis in die letzte Zeit gewechselten Briefe nicht die leiseste Spur einer solchen Entfremdung erkennen. Aus Hauptwyl scheint dieser Brief freilich der erste gewesen zu sein, welchen er dem Bruder schrieb. Unter der Losung: „A Deo principium" wünscht er mit ihm den Bund zu erneuern. „Die Religion beschäftigt mich vorzüglich. Du, in Jugendkraft und Einsamkeit, in jenem herrlichen Gefühle, worauf sich, wie ein Felsen, alles Himmlische begründet, in dem Gefühle, Deine Pflicht ins Werk zu richten, Du wirst mir auch redlich beistehen."

Wohl hatte er in diesem Briefe noch geschrieben: „Hier in dieser Unschuld des Lebens, hier unter den silbernen Alpen, soll mir es auch endlich leichter von der Brust gehen." Aber schon nahte die Zeit, die er hier weilen sollte, sich ihrem Ende. Der

---

er Lavater früher in Homburg bei einem Besuche des Landgrafen kennen gelernt hätte. In den Briefen wird auch Zollikofers Name nicht genannt.

Abschied war, wie es scheint, kein freiwilliger. Am 11. April zeigte ihm Herr Gonzenbach brieflich an, daß zwei Knaben aus seiner Familie, von denen er sowohl, wie sein Sohn mit ihm gesprochen, die zu ihm hätten kommen sollen und die der „Haubtgegenstand seines Erziehungs-Plans" gewesen seien, nicht kommen würden und „also dardurch das Haubtsächlichste seiner Absichten wegfalle" und ersuchte ihn in durchaus freundschaftlicher Form, „sich nach diesen Umständen gefälligst zu richten und seine Maßregeln darnach zu nehmen"; „das heißt", fügte er hinzu, „mit Ihrer besten Bequemlichkeit". In einem Zeugniß, das Hölderlin nach dieser Mittheilung von ihm erbeten hatte, sprach er seine ganze Hochachtung und das Bedauern aus, „daß die unvorhergesehene Wendung der Umstände uns so frühe wieder trennt". Ob die angegebenen Gründe die allein entscheidenden waren, oder ob sonst etwas zwischen den Hausherrn und Hölderlin getreten und ihr Verhältniß getrübt hatte, läßt sich nicht feststellen, da keine Aeußerung Hölderlins darüber vorliegt. Die Angabe Schwab's, daß Unterhandlungen, welche der Hölderlin befreundete Huber — Redacteur der Allgemeinen Zeitung — in Stuttgart über die Herausgabe seiner Gedichte angeknüpft habe, ihn mit zur Rückkehr in die Heimath bestimmt hätten, findet in den vorhandenen Briefen keine Bestätigung.

Aus dieser letzten Zeit seines Hauptwyler Aufenthalts stammt, wie ich glaube, das wehmüthige Frühlingslied, welches Schwab in seiner Gesammtausgabe unter der Ueberschrift: „Palinodie" unvollendet aus den Handschriften veröffentlicht hat[1]):

„Was dämmert um mich, Erde, Dein freundlich Grün?
Was wehst Du wieder, Lüftchen, wie einst, mich an?
In allen Wipfeln rauscht's . . .
. . . . . .

Was weckt ihr mir die Seele? was regt ihr mir
Vergangnes auf, ihr Guten, o schonet mein
Und laßt sie ruhn, die Asche meiner
Freuden, ihr spottetet nur, o wandelt

[1]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich unter der Ueberschrift: „Gestalt und Geist" ein schwer lesbares Concept des Gedichts, mit vielen Correcturen.

Ihr schicksallosen Götter, vorbei und blüht
In eurer Jugend über den Alternden
Und wollt ihr zu den Sterblichen euch
Gerne gesellen, so blühn der Jungfraun

Euch viel, der jungen Helden, und schöner spielt
Der Morgen um die Wangen der Glücklichen
Und lieblich tönen . . . .
Euch die Gesänge der Müheloſen.

Ach! vormals rauschte leicht des Gesanges Well'
Auch mir vom Busen, da noch die Freude mir,
Die himmlische, vom Auge glänzte . .

. . . . . .

Noch im Laufe des April scheint Hölderlin die Rückreise nach Nürtingen angetreten zu haben — mit wie bitteren Empfindungen, können wir uns denken, Aeußerungen von ihm selbst liegen darüber nicht vor. Auch wie zunächst sein Leben bei den Seinen sich gestaltete, wissen wir nicht.

Wahrscheinlich lebte er ganz still und zurückgezogen mit Mutter und Schwester und hatte seine Freude an deren Kindern. Auch die Großmutter war noch im Hause. Er fing wieder an zu dichten. Der Gegensatz zwischen Heimath und Fremde beschäftigte seine Phantasie aufs Neue. So nahm er das Gedicht „der Wanderer" wieder vor, arbeitete es um und fügte einen neuen Schluß hinzu. Die Heimath ist jetzt das „seelige Thal des Rheins". Der heimkehrende Sohn fragt nach Vater und Mutter, die ihn, während er fern war, „umsonst gesucht".

„Aber wo sind sie? Du schweigst? Du zögerst, Hüter des Hauses!
Hab ich gezögert doch auch! Habe die Schritte gezählt,
Da ich nahet' und bin, gleich Pilgern, stille gestanden!
Aber gehe hinein, melde den Fremden, den Sohn,
Daß sich öffnen die Arm' und mir ihr Seegen begegne,
Daß ich geweiht und gegönnt wieder die Schwelle mir sey!
Aber ich ahn' es schon, in heilige Fremde dahin sind
Nun auch sie mir und nie kehret ihr Lieben zurük.
Vater und Mutter? und wenn noch Freunde leben, sie haben
Andres gewonnen, sie sind nimmer die Meinigen mehr.
Kommen werd' ich, wie sonst, und die alten, die Nahmen der Liebe
Nennen, beschwören das Herz, ob es noch schlage, wie sonst,
Aber stille werden sie seyn. So bindet und scheidet
Manches die Zeit. Ich dünk' ihnen gestorben, sie mir.

Und so bin ich allein. Du aber, über den Wolken,
Vater des Vaterlands! mächtiger Aether! und Du,
Erd' und Licht, ihr ewigen Drei, die walten und lieben,
Ewige Götter! mit euch brechen die Bande mir nie.
Ausgegangen von euch, mit euch auch bin ich gewandert,
Euch, ihr Freudigen, euch bring' ich erfahrner zurük.
Darum reiche mir nun, bis oben an von des Rheines
Warmen Bergen mit Wein reiche den Becher gefüllt!
Daß ich den Göttern zuerst und das Angedenken der Helden
Trinke, den Schiffer, und dann eures, ihr Trautesten! auch
Eltern und Freund'! und der Mühe und aller Leiden vergesse
Heut' und morgen und schnell unter den Heimischen sey."

In dieser veränderten Gestalt erschien das Gedicht noch in demselben Jahre in der Flora, 3. Vierteljahr. Ungefähr gleichzeitig wird das Gedicht „Heimkunft. An die Verwandten" entstanden sein. In ihm hält der Dichter sich enger an die Wirklichkeit, als im „Wanderer". Er schildert seinen Abschied von den Schweizer Bergen in früher Morgenstunde, die Fahrt im Boot über den See, seine Freude bei der Landung auf heimathlichem Boden, das Wiedersehn mit den Seinen. Bei unläugbarer Großartigkeit ist die Darstellung nicht immer völlig klar und ein gewisses Dunkel, wie es seine späteren Dichtungen kennzeichnet, lagert schon über dem Ganzen. Vielleicht gehören dieser Zeit auch die Erweiterungen zweier älteren Gedichte an: „Stimme des Volks" und „Dichterberuf" (früher betitelt: „An unsere Dichter"), welche zugleich mit der „Heimkunft" und einem späteren Gedichte „die Wanderung" in der Flora des folgenden Jahres, 4. Vierteljahr, Aufnahme fanden.

Inzwischen drängte die Noth Hölderlin, sich nach einer neuen Erwerbsquelle umzusehn. Die Heimath bot ihm nichts. Denn vor dem Vikariat, das zunächst ihm hier winkte, empfand er nach wie vor ein unüberwindliches Grauen. Die alten Jenenser Pläne tauchten wieder auf. Er dachte dort sein Glück als Docent an der Universität zu versuchen und zugleich in Schillers Nähe zu leben, ein Wunsch, der ihm „beinahe zur Nothwendigkeit" geworden. So fremd war er in der Welt, daß er von Schillers Uebersiedlung nach Weimar nichts wußte. Den Brief, welchen er ihm in den ersten Tagen des Juni schrieb, adressirte er nach Jena. Man kann diesen Brief nicht ohne Rührung lesen. Vertrauensvoll

setzt er dem Manne, der ihm „eine Freude gegeben hatte in seinem Umgange, die noch keine böse Stunde auslöschen konnte", seine Lebensführung in den letzten Jahren, seine gegenwärtige drückende Lage, seine Pläne für die Zukunft aus einander. Er wünscht in Jena Vorlesungen zu halten, was ihm, so viel er wisse, erlaubt sei, über griechische Literatur, mit der er sich seit Jahren fast ununterbrochen beschäftigt habe. Auch philosophische Themata scheint er behandeln zu wollen, doch darüber drückt er sich nicht ganz klar aus. Es ist sein letzter Versuch, sich eine Stellung zu erringen, die ihm möglich macht, seiner „nächsten Bestimmung" zu leben. Er bittet Schiller, ohne dessen Billigung er nichts thun könne, um seinen Rath. „Sollten Sie es widerrathen, so bin ich ruhiger auf einem andern Wege, und werde sehen, wie ich mich aufrecht erhalte." — „Ich würde", schließt er den Brief, „viel, sehr vieles vergessen in dem Augenblike, wo ich Sie wiedersehen und mit der Ehrfurcht grüssen könnte, mit der ich Ihnen zum erstenmale begegnete." Hölderlin hatte dem Briefe einige Papiere beilegen wollen; es scheint jedoch, daß er schrieb, ehe er mit ihrer Ausarbeitung fertig geworden war.

Schiller hat den Empfang des Briefes in seinem Kalender verzeichnet — eine Antwort nicht. Die Wirkung dieses Schweigens auf Hölderlin läßt sich ermessen. Er sah sich völlig aufgegeben von dem Manne, von dem er seit seiner Jugend „unüberwindlich dependirte", er fühlte, daß das letzte und stärkste Band, welches ihn mit der literarischen Welt verknüpfte, zerschnitten, daß er jetzt ganz allein auf sich gestellt sei. Doch, wie tief auch verletzt, nie vergaß er, was Schiller ihm einst gewesen, und noch in den Tagen des Irrsinns leuchteten seine Augen bisweilen, wie in Gesundheit, wenn Schillers Name genannt wurde, und ein Ausruf innigster Verehrung entrang sich seinen Lippen.

Unter Hoffen und Harren wurde es Herbst. Ein Abbild seiner düsteren Stimmung ist die Ode „An die Hoffnung", die wahrscheinlich in diesen Tagen entstand:

„O Hoffnung! holde! gütig geschäftige!
Die Du das Haus der Trauernden nicht verschmähst
Und gerne dienend, Edle, zwischen
Sterblichen waltest und Himmelsmächten.

Wo bist Du? wenig lebt' ich, doch athmet kalt
Mein Abend schon. Und stille, den Schatten gleich,
Bin ich schon hier und schon gesanglos
Schlummert das schaudernde Herz im Busen[1]).

Es blieb ihm nichts übrig, als von Neuem sein Hofmeisterleben zu beginnen. Der Gymnasialprofessor Ströhlin in Stuttgart hatte seinetwegen Unterhandlungen mit Herrn Mayer, Hamburgischem Consul in Bordeaux, angeknüpft. Zu Ende Octobers meldete Landauer an Hölderlin nach Nürtingen, daß die Verhandlungen einen guten Fortgang nähmen und forderte ihn auf zu einer Besprechung mit Ströhlin nach Stuttgart zu kommen. Von hier aus schrieb Hölderlin im November an die Seinigen, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit: „Wenn sich meine Lage verändern sollte, so bitte ich Sie, es auch aus dem besten Gesichtspunkte anzusehn. Ich würde eine sorgenlose Existenz bei einer Beschäftigung haben, die mir zur Gewohnheit geworden ist, und hoffentlich finde ich gute Menschen. Ins abhängige Leben muß ich hinein, es sey, auf welche Art es wolle, und Kinder zu erziehen, ist jetzt ein besonders glückliches Geschäft, weil es so unschuldig ist." Der Abschied von der deutschen Erde wurde ihm schwerer, als vor einem Jahre, wo er der Heimath näher blieb, und ein freundlicher Hoffnungsschimmer noch seinen Weg erhellte. „So viel darf ich gestehen", heißt es in dem Abschiedsbriefe an seinen Bruder, „daß ich in meinem Leben nie so fest gewurzelt war ans Vaterland, im Leben nie den Umgang mit den Meinigen so sehr geschätzt, so gerne zu erhalten mir gewünscht habe! Aber ich fühl' es, mir ist's besser draußen zu seyn, und Du, mein Theurer, fühlst es selber, daß zum einen, wie zum andern, zum Bleiben, wie zum Wandern Gottes Schutz gehört, wenn wir bestehen sollen."

[1]) Zuerst gedruckt im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet 1805. Eine Reinschrift auf der K. Bibliothek in Stuttgart ist „Bitte" überschrieben.

Briefe.

1801.

Nr. 218 bis 228.

*Nr. 218.

Hölderlin an seine Mutter.

Hauptwyl[1]) bei Konstanz
d. 24. Jenner 1801.

Theure Mutter!

Lassen Sie die guten Nachrichten, die ich Ihnen von meiner hiesigen Lage sagen kann, den ersten Dank seyn für all' Ihre gütigen treuen Sorgen, die Sie besonders während meines Aufenthalts im Lande für mich gehabt haben.

Ich kann in der That nicht anders sagen, nach der Überzeugung, die ich mir seit 10 Tagen geben konnte, als daß die zahlreiche Familie, in der ich lebe, aus solchen Menschen besteht, unter denen man mit zufriedener Seele leben muß, so viel unschuldiger Frohsinn ist unter den jüngeren, und so ein gesunder Verstand und edle Gutheit unter den Älteren.

Besonders ist mir der Vater vom Hausse ein ehrwürdiger Mann, der für seinen Stand besonders viel gelernt, und viel erlebt zu haben scheint, und doch eine Einfalt beibehalten hat, die mich äusserst interessirt, und unter seinen Kindern (wovon der älteste Sohn verheurathet und auch im Hausse mit ist) ein stilles anspruchloses, aber sehr reelles Ansehn ausübt.

Ich will mich für dissmal nicht weiter in Beschreibungen einlassen; genug, so wie es jezt steht, bin ich vergnügt, und mein Geschäfft ist eingerichtet und gehet gut von Statten, und ich hoffe, man soll in Jahr und Tagen so zufrieden mit mir seyn, wie man es jezt ist, und Ihr, ihr Theuersten, sollt immer gute Nachricht von mir hören, und einmal über mich recht ruhig sein können.

[1]) Geschrieben: „Hauptweil".

Ich fühle mich auch völlig gesund. Wie soll es mich freuen, nun auch von euch bald etwas zu hören, und eure Liebe wieder nahe zu fühlen, ihr Guten!

Es ist mir sehr lieb, dass ich voriges Jahr doch einige Zeit in eurer Nähe gelebt habe; ich war so fremde geworden unter den Menschen und hab' es unter euch erst wieder, und vieleicht zum erstenmale ganz gefühlt, wie unter euch mein Leben lang mir eine Zuflucht für mein Herz bleibt und eine unvergängliche Freude, die mir niemand nehmen kann. Das nächstemal will ich meiner theueren Schwester und meinem Karl besonders schreiben. Den Brief von Konstanz aus werden Sie wahrscheinlich nun erhalten haben. Meine Schuld werd ich, wenigstens zum Theil abtragen können mit nächstem Briefe. Herr Gonzenbach hat mir schon aufgetragen, ihm die Reisekosten zu nennen, und ich werde ihm, so bald es Gelegenheit giebt, die Rechnung vorlegen.

Ich bin genöthiget, schon hier zu schliessen. Ich soll in Gesellschaft, und der Brief muß vor Abend fort.

Erhalten Sie mir Ihre Liebe, theure Mutter! und lassen [Sie] die ruhigen Zeiten, die nun kommen werden, Ihrem Leben recht wohlthun. Es stehet Ihnen auch an, die ehrwürdigen Jahre, in welchen Sie jezt sind, mehr in Feier und Ruhe und Heiterkeit als bisher zuzubringen. Wie vieles haben Sie für uns gethan! Und Sie wissen selbst, daß es nicht Jedermanns Glük ist, eine solche Mutter und eine solche Tochter und solche Enkel täglich vor Augen zu haben.

Und die abwesenden Söhne sind Ihnen ergeben genug, um so zu leben, wie es vor Ihrem geprüftesten Urtheil bestehen kann.

Empfehlen Sie [mich] meiner verehrungswürdigen Grosmutter!

Ewig

Ihr

treuer Sohn

Hölderlin.

[2]) — — — — — — — — — — — —

Den Brief der Jfr. Schwabin habe ich richtig überliefert. Man erinnerte sich ihrer mit Vergnügen.

---

[2]) Angabe seiner Adresse.

Nr. 219.

Siegfried Schmid an Hölderlin.

Friedberg b. Frcfurt a. Mayn
den 3. Febr. 1801.

Das waren wieder köſtliche Worte des hohen Geiſtes, hervorgequollen aus der heiligen Tiefe, wo das unvergänglich jugendliche Leben ſich regt, — und ſie haben auf Leben getroffen, das wiedertönend von ihnen erzitterte[1]).

Nächſtens mehr, wann ich Dir das Gedicht ſchike. Es ſollte ſchnell gedrukt werden, auch wegen des Profeſſorweſens. Ein hieſiger Bekannte ſagte: laſſen wir es auf gemeinſchaftliche Koſten druken. Um nun den Buchhändlerklauen etwas zu entreiſen, haben wir von unſren Bekannten Subſkription angenommen. Ich muthe Dir natürlich nichts von Subſkribentenſammeln zu, lege aber doch in der Abſicht einige Ankündigungen bey, daß wenn Du einige Deiner Bekannten aus euren Gegenden darauf aufmerkſam machen wollteſt, ſie Exemplare bey meinem Bruder in Baſel um den Subſkriptionspreis bekommen könnten. Die Adreſſe meines Bruders iſt: „Ludwig Schmid bey Hr. Fürſtenberger u. Sohn.“

Denke an Deinen Fernen, wenn Du heiter die Gletſcher aus Eurer Gegend ſiehſt und die ſieben Berge im Toggenburger Lande. Ich durchzog die Gegend als Krieger und ſah mit wunderbaren Empfindungen da manchmal hinauf.

Dein

S. S.

*Nr. 220.

Hölderlin an ſeine Schweſter.

Hauptwyl bei St. Gallen
d. 23. Febr. 1801.

Theure Schweſter!

Ich ſchreibe Dir und den lieben Unſrigen an dem Tage, da unter uns hier alles voll iſt von der Nachricht des ausgemachten Friedens[2]) und, da Du mich kenneſt, brauche ich Dir nicht zu

[1]) Offenbar eine Antwort auf das ihm gewidmete Gedicht: „Die Herbſtfeier“.

[2]) Der Friede von Luneville, 9. Februar 1801.

ſagen, wie mir dabei zu Muth iſt. Ich konnte auch dieſen Morgen, da der würdige Hausvater mich damit begrüſste, wenig dabei ſagen. Aber das helle Himmelblau und die reine Sonne über den nahen Alpen waren meinen Augen in dieſem Augenblike um ſo lieber, weil ich ſonſt nicht hätte gewußt, wohin ich ſie richten ſollte in meiner Freude.

Ich glaube, es wird nun recht gut werden in der Welt. Ich mag die nahe oder die längſtvergangene Zeit betrachten, alles dünkt mir ſeltne Tage, die Tage der ſchönen Menſchlichkeit, die Tage ſicherer, furchtloſer Güte, und Geſinnungen herbeizuführen, die ebenſo heiter als heilig, und ebenſo erhaben als einfach ſind.

Diß und die große Natur in dieſen Gegenden erhebt und befriediget meine Seele wunderbar. Du würdeſt auch ſo betroffen, wie ich, vor dieſen glänzenden ewigen Gebirgen ſtehn, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, ſo iſt es über dieſen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur daſtehn, wie ein Kind, und ſtaunen und ſtille mich freuen, wenn ich drauſſen bin, auf dem nächſten Hügel und wie vom Aether herab die Höhen alle näher und näher niederſteigen bis in dieſes freundliche Thal, das überall an ſeinen Seiten mit den immergrünen Tannenwäldchen umkränzt, und in der Tiefe mit Seen und Bächen durchſtrömt iſt, und da wohne ich in einem Garten, wo unter meinem Fenſter Weiden und Pappeln an einem klaren Waſſer ſtehen, das mir gar wohl gefällt des Nachts mit ſeinem Rauſchen, wenn alles ſtill iſt, und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und ſinne.

Du ſieheſt, Theure! ich ſehe meinen Aufenthalt wie ein Menſch an, der in der Jugend Laids genug erfahren hat, und jezt zufrieden und ungeſtört genug iſt, um herzlich zu danken, für das, was da iſt. Und je friedlicher es in meinem Innern wird, um ſo heller und lebender gehet das Angedenken an euch, ihr theuern Entfernten! mir auf, und ja, ich darf es ſagen, denn ich fühl es zu lebendig, wenn mir noch glüklichere Tage vorbehalten wären, Du und alle unſre Lieben würden nur mir unvergeſslicher ſeyn. Indeſſen verlaße ich mich darauf, daß ich mit gutem Gewiſſen lebe und meine Pflicht thue; das Übrige, wie Gott will! und wenn die Zukunft mir nichts Freudiges verſpräche, als daß ich von Zeit zu Zeit Dich und die Mutter und den Bruder und Deine Kinder

wiederſehen und an eurem Tiſche Gaſt ſeyn kann, ſo wär' es genug.

Daß unſre gütige Mutter mich von meiner Schuld auch diſsmal wieder diſpenſiren will, iſt gegen das Ausgemachte. Sie muß mir wenigſtens erlauben, daß ich auf irgend eine andere Art noch auch ihr wieder danke, als mit dieſen Worten, die ſo leicht von Herzen gehn. Bleibe nur geſund und ſei ſo gut und berede unſre lieben Mütter dieſen Frühling manchmal auch zu einem Gange ins Grüne, bis es ihnen zur Gewohnheit wird, ich habe großen Glauben daran und meine, daß es langes Leben und Stärke dem Geiſte bringt.

Entſchuldige mich doch bei unſerem Karl, daß ich ihm noch nicht geſchrieben habe, er weiß ja auch, ſo gut wie ich von ihm weiß, daß wir uns immer nahe ſind und immer angehören. Freilich muß alles gefeiert werden, was gut und heilig iſt, und darum ſoll auch unſer Briefwechſel ja nie zu lange unterbrochen bleiben. Indeſſen gelten ja die Briefe an Dich, auch ihm, wie allen den theuern Unſrigen. Leb wohl und ſchreibe mir bald wieder!

Dein

H.

Nr. 221.

Hölderlin an Landauer[1]).

Mein Theurer!

Ich wollte Dir erſt ſchreiben, wenn ich mich hier geſammelt und erſt ein wenig umgeſehen hätte, und ich darf wohl ſagen, daß ich in der gegenwärtigen Lage zu beſtehen hoffe.

Der Umgang mit Dir und den übrigen Freunden hat mir einen reellen Gewinn gegeben, den ich immer entbehrte und den ich

---

[1]) Abſchrift von der Hand Chriſtoph Schwabs, der dazu bemerkt hat: „Brief Hölderlins an Landauer, geſchrieben im Frühling 1801 aus Hauptwil, übrigens ohne Datum; das Original habe ich an den Handſchriftenſammler Max Wüſtemann gegeben".

Der Anfang iſt vor dem vorigen Briefe an die Schweſter geſchrieben. Meine Bemühungen mir das Original zu verſchaffen, waren vergeblich. Die Abſchrift iſt keinesfalls buchſtabengetreu.

zu gebrauchen ſuchen werde. Ich habe bei euch erſt eine rechte Ruhe gelernt, mit der man ſich auf den Grund der Seele bei Menſchen verläßt, nachdem man ſie an ächten Zeichen kennen gelernt hat. So hält man denn auch feſter und treuer am Leben und unter denen, die einen angehen. Dies kann ich bei den Menſchen, unter denen ich jezt lebe, recht gut anwenden. Sie ſind nach meinem kälteſten Urtheil gerade das, was ich erwarten mochte, ſolche gründliche Menſchen, die gerade ſo viel Antheil nehmen an Fremden, als es ihr Herz nicht ſchwächt und als die Theilnahme und Geſelligkeit noch ungezwungen und klar bleibt.

Eben darum ſeyd ihr ja mir unvergeßlich, und ich werde in den beſten Stunden, die ich hier in Geſellſchaft lebe, an euch gemahnt.

Ich möchte jeden gern mit eigenem Gruſſe grüſſen und jedem ſagen, wie wahrhaft ein ſchönes Echo aus unſerem Zuſammenſeyn in Stuttgart mich begleitet, beſonders während der Reiſe mein Morgen- und Abendlied geweſen iſt.

Vor den Alpen, die in der Entfernung von einigen Stunden hie herum ſind, ſtehe ich immer noch betroffen, ich habe wirklich einen ſolchen Eindruck nie erfahren, ſie ſind wie eine wunderbare Sage aus der Heldenjugend unſerer Mutter Erde und mahnen an das alte bildende Chaos, indeſs ſie niederſehen in ihrer Ruhe und über ihrem Schnee in hellerem Blau die Sonne und die Sterne bei Tag und Nacht erglänzen.

Dann kannſt Du wohl auch denken, wie mir jezt im Frühlingsanfang alle Elemente wohlthun, und wie ich die Augen waide an den Hügeln und Bächen und Seen herum, da dies ſeit drei Jahren der erſte Frühling iſt, den ich mit freier Seele und friſchen Sinnen genieſſe.

Theurer Freund! ich habe mich lange mit Täuſchungen getragen, die andern und mir zur Laſt und vor dem Herrn des Lebens und vor meinem Schutzgeiſt eine Schande geweſen ſind. Ich meinte immer, um in Frieden mit der Welt zu leben, um die Menſchen zu lieben und die heilige Natur mit wahren Augen anzuſehen, müße ich mich beugen und, um andern etwas zu ſeyn, die eigene Freiheit verlieren. Ich fühle es endlich, nur in ganzer Kraft iſt ganze Liebe; es hat mich überraſcht in Augenbliken, wo

ich völlig rein und frei mich wieder umfah. Je ſicherer der Menſch in ſich und je geſammelter in ſeinem beſten Leben er iſt und je leichter er ſich aus untergeordneten Stimmungen in die Eigentliche wieder zurückſchwingt, um ſo heller und umfaſſender muß auch ſein Auge ſeyn, und Herz haben wird er für alles, was ihm leicht und ſchwer und groß und lieb iſt in der Welt. Ich hätte natürlich vom Frieden zuerſt angefangen, wenn nicht die erſten Seiten des Briefes, ich glaube ſchon vor 14 Tagen geſchrieben wären. Was mich vorzüglich bei demſelben freut, iſt, daß mit ihm die politiſchen Verhältniſſe und Mißverhältniſſe überhaupt die überwichtige Rolle ausgeſpielt und einen guten Anfang gemacht haben zu der Einfalt, welche ihnen eigen iſt; am Ende iſt es doch wahr, je weniger der Menſch vom Staat erfährt und weiß, die Form ſei, wie ſie will, um deſto freier iſt er.

Es iſt überall ein nothwendig Übel, Zwangsgeſetze und Executoren derſelben haben zu müſſen. Ich denke, mit Krieg und Revolution hört auch jener moraliſche Boreas, der Geiſt des Neides auf, und eine ſchönere Geſelligkeit, als nur die ehernbürgerliche mag reifen!

Verzeih, mein Theurer! wenn ich Dir mit meinen redeſeligen Gedanken Langeweile mache. Ich darf ja wohl Dir gegenüber ſprechen, als ſpräch ich mit mir ſelbſt.

Bei den Damen mußt Du mich in gutem Andenken erhalten, wenn Du großmüthig ſeyn willſt. Ihr werdet mich auslachen, aber ich muß doch noch beſonders danken für die goldenen Stunden der Muſik! Die freundlichen Töne ruhen in mir, und ſie werden manchesmal erwachen, wenn es friedlich im Innern und um mich ſtill iſt.

Grüß alſo alle Freunde! Ich glaube, ſie wiſſen und fühlen es, ob ich getreu bin. Mit einem um den andern halte ich Geſpräche: nein! es verläßt mich von keinem, was mir theuer war, das Bild. Leb wohl!

Dein

H.

**Nr. 222.

Hölderlin an seinen Bruder.

Hauptwyl 1801[1]).

Mein Karl!

Ich fühle es, wir lieben uns nicht mehr, wie sonst, seit langer Zeit, und ich bin daran schuldig. Ich war der erste, der den kalten Ton anstimmte. Weißt Du es noch, zu Anfang meines Aufenthalts in Homburg, erinnerst Du Dich der Briefe, die Du mir damals schriebst? Aber ein Unglaube an die ewige Liebe hatte sich meiner bemächtiget. Ich sollte auch dahinein gerathen, in diesen furchtbaren Aberglauben an das, was eben Zeichen der Seele und Liebe, aber so mißverstanden ihr Tod ist. Glaub' es, Theuerster! ich hatte gerungen bis zur tödtlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen fest zu halten, ja! ich hatte unter Leiden gerungen, die, nach allem zu schließen, überwältigender sind, als alles andre, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten im Stande ist. — Ich sage Dir dieses nicht umsonst. — Endlich, da von mehr als einer Seite das Herz zerrissen war und dennoch festhielt, da mußt' ich veranlaßt werden, nun auch mit Gedanken mich in jene bösen Zweifel zu verwickeln, deren Frage doch so leicht vor klarem Auge zu lösen ist, nämlich, was mehr gelte, das Lebendigstewige, oder das Zeitliche. Nur ein zu großes Geringschätzen alles dessen, was nothwendig ist, war auch im Stande, mich in jenen größeren Irrthum zu verleiten, in welchem ich zu sehr, und wirklich mit einem abergläubischen Ernste, alles Aeußerliche, das heißt, alles, was nicht im Gebiete des Herzens liegt, ansah und aufnahm. Aber ich habe so lang fortgemacht, bis ich es recht erfahren hatte; ich habe es auch erfahren und habe mich herausgerissen, um es zu sagen, daß alles hin ist, wenn die Einigkeit, die heilige, die allgemeine Liebe, der die Liebe des Bruders so leicht wird, hin ist. Es ist nur ein Streit in der Welt, was nämlich mehr sey, das Ganze oder das Einzelne? Und der Streit widerlegt sich in jedem Versuche und Beispiele durch die That, indem der, welcher aus dem Ganzen wahrhaft handelt,

[1]) Muthmaßlich im März 1801 geschrieben.

von selber zum Frieden geweihter und alles Einzelne zu achten darum aufgelegter ist, weil ihn sein Menschensinn, gerade sein Eigenstes, doch immer weniger in reine Allgemeinheit, als in Egoismus oder wie Du's nennen willst, fallen läßt.

A Deo principium. Wer dies versteht und hält, ja bei dem Leben des Lebens! der ist frei und kräftig und freudig, und alles Umgekehrte ist Chimäre und zergehet in soferne in Nichts.

Und so sey denn auch unter uns, bei dieser Bundeserneuerung, die gewiß nicht Ceremonie oder Laune ist, a Deo principium.

Wie wir sonst zusammendachten, denke ich noch, nur angewandter! Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist, und dieses sey unter uns Gott!

Ich spreche, wie einer, der beweisen will, wie wenn der Andere nicht glaubte, und das Herz ist mir vom Leben aller Heiligliebenden immer so voll. Was ist dies? Sage mir's! Du fühlst in meine Seele. Ist's noch Unglaube? Unglaube an ein schönes Verständniß, wo man auch spricht, und klar spricht, weil man freudig spricht, aber, wo man den Freund für ausgemacht ansieht, und ihn in jeder Sylbe von neuem feiert, aber nicht so dringend ist. Ja! es ist Unglaube: aber nicht an das Herz des Andern, so fern es dem Ganzen angehört und in so fern es mir gehört. Als wenn wir uns, wir beede, uns nicht lieben müßten, wie wir beide ein Höheres lieben, das doch wohl zweier Brüder und mehr als eines solchen Paares, das Geschwister genug, das eine Welt von Menschen bedarf, um ausgesprochen zu werden und seine Ehre zu haben. Theure Seele! die Guten lassen sich nicht. Sie können nicht, so lange sie gut sind, und das Ganze, worin sie begriffen sind, gut ist. Es fehlt nur oft am Mittel, wodurch ein Glied dem andern sich mittheilt, es fehlt sehr oft noch unter uns Menschen an Zeichen und Worten. Und siehe! daß wir uns erinnern müssen, daß wir das Versäumte nachholen und sprechen müssen, laut sprechen zu einander, was wir uns sind, für was wir es sind. Ja! wer das Wort mißbraucht, wer Wort verfälschet oder nicht hält, der fehlet wohl sehr, aber gewiß der auch, der es zu wenig braucht. Ich will aber diesmal sonst nichts anderes sagen, als daß wir, wie von neuem, anfangen wollen. Künftig,

je mehr wir ſprechen und fühlen werden, wie kalt das Wort iſt, um ſo mehr werden wir Seele und Treue hineinzulegen ſuchen, um ſo mehr wird alles in uns lebendig werden, was gut iſt. Die Augenblicke dann, wo es uns endlich einmal gelingt, einander etwas Rechtes herausgeſagt zu haben, die Augenblicke, wo der Bruder dem Bruder, der Mann dem Mann, die menſchliche Seele der menſchlichen Seele als Zeuge eines Heiligen und Freudigen ſo gegenwärtig iſt, die ſind dann auch aller Hoffnung und alles Erfolges werth.

Hier in dieſer Unſchuld des Lebens, hier unter den ſilbernen Alpen, ſoll mir es auch endlich leichter von der Bruſt gehen. Die Religion beſchäftigt mich vorzüglich. Du, in Jugendkraft und Einſamkeit, in jenem herrlichen Gefühle, worauf ſich, wie ein Felſen, alles Himmliſche begründet, in dem Gefühle, Deine Pflicht ins Werk zu richten, Du wirſt mir auch redlich beiſtehen. Ein Wort der unbefangenen Seele iſt ſo viel, und Du weißt, wie viel es gilt. Vor allem bitte ich Dich, Dich bitte ich darum, daß Du mir über alles, was die Sache näher oder ferner angeht, Deines Herzens Meinung ſagſt und meine Reden brüderlich aufnimmſt, um mit eines Bruders Macht mir auch zu ſagen: dies oder das war nicht für mich. Feſter Glaube, unverbrüchliche Ehrlichkeit und ſo die reine freie Offenheit ſey unter uns!

Was wäre das Leben, wenn es ſolche Blumen nicht hätte! Aber ſo wahrhaft und vom Himmel herab verbunden, ſieht man auch mit Augen eines Höhern und handelt in dem klaren Elemente, das der Geiſt empfängt und ſchaffet, auch viel leichter und kräftiger, und kommt erſt recht mit der Welt aus, und die noch ungeboren ſind, die fühlen es künftig auch!

Die goldenen Hoffnungen, mein Karl! verlaſſen mich nicht, auch Dich nicht.

Lebe wohl! Und ſchreibe nur bald! Du fühleſt ja auch die Freude zum voraus; ich traue Dir es zu und Du auch mir, daß wir uns noch ſehr viel ſeyn werden.

Dein Bruder

H.

Nr. 223.

Hölderlin an Landauer[1]).

Eben, edler treuer Freund! erhalte ich Deinen zweiten Brief, und fühle in Deinem sanften Verweise dreifach, was Du mir bist und bleiben sollst.

Ich bin hier mit den Posten noch nicht bekannt. Überhaupt ists seit ein paar Wochen ein wenig bunt in meinem Kopfe.

O! Du weist es, Du siehest mir in die Seele, wenn ich Dir sage, dass es mich oft um so mächtiger wieder überfällt, je länger ichs mir verschwiegen habe, diss, dass ich ein Herz habe in mir, und doch nicht sehe wozu? mich niemand mittheilen, hier vollends niemand mich äussern kann.

Sage mir, ists Seegen oder Fluch, diss Einsamseyn, zu dem ich durch meine Natur bestimmt und je zweckmässiger ich in jener Rücksicht, um mich selbst herauszufinden, die Lage zu wählen glaube, nur immer unwiderstehlicher zurükgedrängt bin! — Könnt ich einen Tag bei euch seyn! — euch die Hände bieten! — Bester! wenn Du nach Frankfurt kommst, so denk an mich! Willst Du? Ich werde hoffentlich immer meiner Freunde werth seyn.

Dein

H.

*Nr. 224.

Gonzenbach an Hölderlin[2]).

Sie werden Sich erinnern, mein Hochgeschäzter Herr und Freund, daß sowohl mein Sohn, als auch ich, Ihnen von zwey jungen Knaben aus meiner Famille gesprochen, welche zu mir kommen sollten, und die eigentlich der Haubtgegenstand meines Erziehungs-Plans waren. — Da sich nun, durch unvorhergesehene Zufälle, die größte Wahrscheinlichkeit zeigt, daß diese Knaben eine andere Bestimmung haben werden, und allso dardurch das Haubt-

[1]) Der Brief ist an „Herrn Kaufman Landauer in Stutgard, franco Lindau," adressirt, also in Hauptwyl geschrieben, muthmaßlich um dieselbe Zeit, wie der vorige.

[2]) Der Brief ist auf der vierten Seite einfach „An Herrn Magister Hölderlin" adressirt, unversiegelt.

sächlichste meiner Absichten wegfällt, so werden Sie mir nicht übeldeuten, wenn ich, um Sie in keine nachtheilige Verlegenheit zu sezen, Sie hiermit in Zeiten davon benachrichtige, und höflichst ersuche sich nach diesen Umständen gefälligst zu richten, und Ihre Maßregeln darnach zu nehmen; das heißt, mit Ihrer besten Bequemlichkeit, indem mein einziger Wunsch ist, daß Sie sich dabey gänzlich nach Ihrer Convenienz in allen Rücksichten richten. — Ich bedaure von Herzen, daß uns das Schicksahl sobald wieder trennen soll, da aber die Wendungen desselben nicht in unserer Macht stehen, so hoffe ich, Sie werden mir diese Nothwendigkeit nicht zurechnen, sondern mich auch in der Ferne mit der Fortdauer Ihrer schäzbaren Freundschaft beehren, so wie Ihnen die meinige lebenslänglich gewidmet bleiben wird[1]).

Mit den aufrichtigen Gesinnungen unwandelbarer Hochachtung

Ihr

Hauptweil ergebenster
d. 11ten Aprill 1801. A. Gonzenbach.

*Nr. 225.

Hölderlin an Schiller[2]).

Nürtingen bei Stutgard
d. 2. Jun. 1801.

Ich hatte mir längst die Hoffnung gemacht, Sie einmal wieder an mich erinnern zu dürfen, Verehrtester! und ich wollte nur zuvor noch einige Papiere ausarbeiten, um Ihnen diese vorzulegen. Sie mussten mich fast aufgegeben haben, und ich dachte,

[1]) Das nach diesem Briefe von Hölderlin erbetene Zeugniß lautet:

„Auf Verlangen von Herrn Magister Hölderlin bezeüge ich hiemit, daß dieser Herr als Lehrer meiner Kinder, sich meine ganze Hochachtung erworben, und bedaure nur, daß die unvorhergesehene Wendung der Umstände uns so frühe wieder trennt. — Ich verliere an Ihm einen schäzbaren Freünd, und wünsche daß die glücklichste Zukunfft und ununterbrochene Zufriedenheit stets sein Loos sein mögen.

Alt-Schloß-Hauptweil d. 13. Aprill 1801. A. Gonzenbach."

[2]) Die Einsicht des Originals verdanke ich der Güte des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig. Hölderlin hatte den Brief nach Jena adressirt. Dieser Name ist ausgestrichen und darunter von anderer Hand „Weimar" geschrieben. Den Empfang hat Schiller in seinem Kalender am 16. Juni 1801 vermerkt.

es ſollte Ihnen nicht unangenehm ſeyn, zu ſehen, daſs mich der Druk der Umſtände doch nicht ganz überwunden habe, und daſs ich noch einigermaaſſen, Ihrer alten Grosmuth würdig, lebte und mich fortzubilden ſuchte. Nun muſs ich aber doch bälder ſchreiben, als ich es wollte[1]). Mein Wunſch, einmal in Jena, in Ihrer Nähe zu leben, iſt mir beinahe zur Nothwendigkeit geworden, und da ich für und wider die Gründe erwägt hatte, blieb mir nichts übrig, als mich von Ihnen, ohne deſſen Billigung ich nichts thun kann, zu dieſer Wahl autoriſiren zu laſſen.

Ich habe bisher gefunden, daſs es mir nicht möglich iſt, bei ganz unabhängiger Beſchäfftigung eine ganz unabhängige Exiſtenz zu gewinnen.

Ich habe deſswegen, nur ſelten unterbrochen, meiſt als Erzieher gelebt, und habe, indeſs ich doch grossentheils meine Pflicht that, die Unzufriedenheit anderer, wenn ich zu ungeſchikt, oder ihr drükend Mitleiden, wenn ich einmal geſchikt ſchien, in hohem Grade erfahren. Sehr oft, Verehrungswürdigſter! dankt' ich in ſolchen Lagen Ihnen im Innerſten, daſs Sie mir eine Freude gegeben hatten in Ihrem Umgang, die noch keine böſe Stunde auslöſchen konnte in mir. Aber doch war mir allmälig die Gedult zur Leidenſchaft geworden, und ich nahm, in zweifelnden Fällen, immer lieber die Richtung dahin, wo es wahrſcheinlicher war, daſs ich die eigentlichen Zweke meines Lebens einem fremden Dienſte opfern muſste. Nun finde ich und ſehe ziemlich klar darüber, daſs man wohl eine Auskunft treffen kann, wenn es verſagt iſt, der nächſten Beſtimmung zu leben, daſs aber eine falſche Reſignation ſo gut ein ſchlimmes Ende nehmen muſs, wie allzugroſſe Unklugheit. Diſs fällt mir jezt mehr als ſonſt auf, da ich, ohne andere Dazwiſchenkunft, genöthiget bin, in einigen Wochen als Vikar zu einem Landprediger zu gehn. Es iſt nicht, als ob ich nicht auch dieſer Sphäre ihren möglichen Werth und ihre Freude gönnte. Aber ich ſehe, daſs die Beſchäfftigung und ganze Manier, die einmal zur Bedingung geworden iſt in dieſer Lage, doch zu ſehr mit meiner Äuſſerungsart kontraſtirt, als daſs ich über dieſem Widerſpruche nicht am Ende alle Mittheilungsgaabe verlieren müſste.

[1]) Das heiſst wohl, ehe er mit der Ausarbeitung der Papiere fertig geworden war.

Ich habe mich seit Jahren fast ununterbrochen mit der griechischen Literatur beschäfftiget. Da ich einmal daran gekommen war, so war es mir nicht möglich, dieses Studium abzubrechen, bis es mir die Freiheit, die es zu Anfang so leicht nimmt, wiedergegeben hatte, und ich glaube, im Stande zu seyn, Jüngeren, die sich dafür interessiren, besonders damit nüzlich zu werden, dass ich sie vom Dienste des griechischen Buchstabens befreie und ihnen die grosse Bestimtheit dieser Schriftsteller als eine Folge ihrer Geistesfülle zu verstehen gebe.

Auch bin ich veranlasst worden, besonders über die nothwendige Gleichheit nothwendig verschiedener höchster Prinzipien und reiner Methoden manches zu denken, was im ganzen Zusammenhange und mit den rechten Gränzlinien dargestellt, wohl auch einiges Licht über den Bildungskreis und die von ihm ausgeschlossenen Gebiete verbreiten könnte.

Ich bitte Sie recht sehr, Verehrtester! dass Sie dieses nothgedrungene Selbstlob mit Ihrer gewohnten Güte lesen, und dass Sie nur nicht denken, wenn ich vor Ihnen so gerade, und so vieles von mir erzähle, dass ich die Bescheidenheit vor einem Grösseren, als ich bin, hätte verläugnen gelernt.

Ich wollte Ihnen nur offen die Gründe nennen, die mich überzeugen, dass es nicht unschiklich wäre, wenn ich nach Jena gienge und da versuchte, den grösseren Theil meiner Zeit zu Vorlesungen zu verwenden, die mir, so viel ich weiss, zu halten erlaubt sind.

Ich erwarte nicht gerade eine grosse Menge von Zuhörern, doch so viele, als bei derlei Vorlesungen gewöhnlich sind. Ich hoffe auch niemanden damit gerade in den Weg zu treten.

Sollten Sie es widerrathen, so bin ich ruhiger auf einem andern Wege, und werde sehen, wie ich mich aufrecht erhalte.

Sie werden es nicht verschmähen, durch Ihre Theilnahme meinem Lebensgange ein Licht zu leihen, weil ich doch sonst nicht, auf eine eitle Art, ihm eine Bedeutung zu geben suche, die er nicht hat.

Sie erfreuen ein ganzes Volk, und sehen das wohl selten. So mag es Ihnen nicht ganz unwerth scheinen in einem, der Sie ganz ehrt, eine neue Lebensfreude, die von Ihnen kam, aufgehen zu sehen.

Ich würde viel, sehr vieles vergessen in dem Augenblike, wo ich Sie wiedersehen und mit der Ehrfurcht grüssen könnte, mit der ich Ihnen zum erstenmale begegnete. Wahrhaft der

Ihrige

Hölderlin.

Nr. 226.

Landauer an Hölderlin.

Stuttgard 22. 8ten 1801.

Ich melde Dir nur mit wenigem, mein Lieber, daß gestern Prof. Ströhlin[1]) bey mir war, der Dich hierher bitten läßt, weil er Dich nothwendig sprechen muß. Er hat Briefe von Bordeaux erhalten, deren Innhalt Dich vollkommen zufrieden stellen wird, da Du vor der Hand von Predigen dispensirt bist, 25 Ld'ors ReißGeld erhältst neben der Versicherung, daß Dein jährlicher Gehalt auf 50 Ld'ors sich belaufen werde. Komme doch also ja morgen hierher, Ströhlin wünscht sehr, daß Du nicht säumest, und richte es ja so ein Lieber Hölderlin, daß Du einige Zeit hier bleibst. Ströhlin sagte mir vor einigen Tagen noch, daß Du ihm eine Predigt versprochen aber noch nicht gesandt hättest, worüber er sich wundere.

Dein Schirm ist durchaus nirgends zu finden. Dich erwartet mit offnen Armen

Dein

C. Landauer.

**Nr. 227.

Hölderlin an die Seinigen.

Stuttgart, wahrscheinlich November 1801.

Meine Theuern!

Ich habe diesmal so viel Dank zu sagen, daß ich lieber gar nichts sagen möchte, als so wenig, wie es wohl jetzt nothwendig ist. Glauben Sie, daß ich solcher Herzen gewiß, von solcher Theilnahme und Treue in so manchen Fällen überzeugt und immer überzeugter bin, dies ist ein Glück meines Lebens, das auch der Rede werth und mehr als manches andere ist, das ich entbehren muß, und gerne entbehre Wenn sich meine Lage verändern sollte, so bitte ich Sie, es auch aus dem besten Gesichtspunkte anzusehn.

[1]) Friedr. Jak. Ströhlin ord. öffentl. Professor der griechischen, französischen und englischen Sprache am Stuttgarter Gymnasium.

Ich würde eine sorgenlose Existenz bei einer Beschäftigung haben, die mir zur Gewohnheit geworden ist, und hoffentlich finde ich gute Menschen. Ins abhängige Leben muß ich hinein, es sey, auf welche Art es wolle, und Kinder zu erziehen, ist jetzt ein besonders glückliches Geschäft, weil es so unschuldig ist. — —

Ihr

Friz.

**Nr. 228.

Hölderlin an seinen Bruder.

Nürtingen, den 4. December 1801.

Mein theurer Karl!

Ich komme Abschied zu nehmen. Aber laß uns nicht klagen! in solchen Fällen erhalte ich immer lieber den zufriedenen Geist, der das Traurige, Gott zu ehren, verschweigt, und auf das Gute siehet.

So viel darf ich gestehen, daß ich in meinem Leben nie so fest gewurzelt war ans Vaterland, im Leben nie den Umgang mit den Meinigen so sehr geschätzt, so gerne zu erhalten mir gewünscht habe!

Aber ich fühl' es, mir ist's besser, draußen zu seyn, und Du, mein Theurer, fühlst es selber, daß zum einen, wie zum andern, zum Bleiben, wie zum Wandern, Gottes Schutz gehört, wenn wir bestehen sollen. Dich erhält in Deiner Art besonders die Geschäftigkeit. Sonst würd' es Dir zu enge werden. Mir ist noth, vorzüglich, mit der rechten Wahl das meinige zu thun. Sonst würd' ich zu zerstreut dahin gerissen.

Laß nur die alte brüderliche Liebe nicht untergehen unter uns. Das ist ein heiliges Glück, wenn bei Verschiedenheit des Lebensgangs die Menschen doch durch solche Bande, wie das unsre ist, zusammengehalten werden. Das ist der größere Sinn, der überall anfeuert und rettet. Und Männerseelen besonders bedürfen es nicht, daß eines dem andern gleiche, wenn die Liebe zwischen ihnen seyn soll. Ohne diese Offenheit des Herzens aber ist kein Glück mit ihnen. O mein Karl! Vergib mir, daß es rein sey zwischen uns.

Und so leb wohl! es wird Dir gut gehen bei den Unsrigen, da Du im Deinigen so gut bist. Denk' zuweilen auch an mich!

Dein

Hölderlin.

VI.

Letzte Wanderſchaft.

Wieder war es um die Weihnachtszeit, daß Hölderlin die Heimath verließ, die er klaren Geiſtes nicht wiederſehen ſollte. Gleich zu Anfang ſeiner Reiſe, in Straßburg, ſtieß er auf unerwartete Hinderniſſe. Am 15. December dort angekommen, erhielt er erſt am 30. December die Erlaubniß zur Weiterreiſe. Ueber die Gründe, welche dieſen unfreiwilligen Aufenthalt veranlaßten, iſt heute nichts ſicheres mehr zu ermitteln. Seiner Mutter ſchrieb er am 9. Januar 1802 aus Lyon, daß er wegen ſeines Reiſepaſſes ſo lange in Straßburg habe bleiben müſſen. Auch ſei ihm, als einem Fremden von der Obrigkeit dort die Reiſe über Lyon angerathen und er werde alſo Paris nicht ſehen. Der Weg bis Lyon ſei ein „beſchwerlicher und erfahrungsreicher" geweſen, doch habe er auch manche reine Freude gefunden. „Ich weiß es, einſame Beſchäfftigung macht, daß man in die weite Welt ſich ſchwieriger findet; ich denke aber, Gott und ein ehrlich Herz hilft durch, und die Beſcheidenheit vor andern Menſchen." Der nächſte Brief an ſeine Mutter iſt aus Bordeaux vom 28. Januar, an dem Tage ſeiner Ankunft geſchrieben. Die Aufregungen der Reiſe zittern in ihm nach. Am 10. Januar war er von Lyon aufgebrochen und hatte den Weg, wie es ſcheint, größtentheils zu Fuße zurückgelegt. „Dieſe letzten Tage bin ich ſchon in Einem ſchönen Frühlinge gewandert, aber kurz zuvor auf den gefürchteten überſchneiten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildniß, in eiskalter Nacht und die geladene Piſtole neben mir im rauhen Bette — da hab' ich auch ein Gebet gebetet, das bis jetzt das beſte war in meinem Leben und das ich nie vergeſſen werde." — — „Ich bin nun durch und durch gehärtet und geweiht, wie Ihr es wollt. Ich denke, ich will ſo bleiben, in der Hauptſache. Nichts fürchten und ſich

viel gefallen lassen." Der freundliche Empfang im Hause des Consuls hatte ihm indeß wohlgethan. Er fand, daß er fast zu herrlich wohne. In einer Nachschrift, einige Tage später, setzt er hinzu: „Der Anfang meiner Bekanntschaft, meiner Bestimmung ist gemacht. Er könnte nicht besser seyn. „Sie werden glücklich seyn", sagte beim Empfang mein Konsul. Ich glaube, er hat Recht."

Nur einen Brief noch hat er aus Bordeaux nach langer Pause — am Charfreitage — an seine Mutter geschrieben. Er ist ein Zeichen, wie sehr er selbst sich bewußt war, daß sein erschüttertes Gemüth der Schonung bedürfe. Seine Mutter hatte ihm den Tod der Großmutter gemeldet. „Verkennen Sie mich nicht", antwortete er ihr, „wenn ich über den Verlust unserer nun seligen Großmutter mehr die nothwendige Fassung, als das Leid ausdrücke, das die Liebe in unseren Herzen fühlt." — — „ich meines Orts muß mein so lange nun geprüftes Gemüth bewahren und halten, und die zärtlichen guten Worte, die, wie Sie wissen, mir zu leicht vom Munde gehen, ich muß sie sparen für jetzt, ich darf nicht Sie und mich noch mehr dadurch bewegen." Ueber seine Lage schreibt er kurz: „Mir gehet es so wohl, als ich nur wünschen darf!" Er rühmt die „wahrhaft vortrefflichen Menschen", denen er hier verbunden sei, und indem er der Freude gedenkt, welche „die guten Kinder" den Seinigen machten, nennt er auch seine Zöglinge „lebendige Bilder der Hoffnung". Zum Schluß bittet er, ihn zu entschuldigen, daß er nicht schreibe. „Die weite Entfernung und meine Beschäftigungen rathen mir, für jetzt mit Briefen etwas sparsam zu seyn. Wir bleiben uns dennoch."

Ueber die Eindrücke, die Hölderlin sonst noch während seines Aufenthalts in Frankreich empfing, geben uns nur das spätere Gedicht „Andenken", so wie ein Brief an Böhlendorf aus Nürtingen vom 2. December 1802 einige Kunde. In beiden erkennen wir immer noch den tiefsinnigen Dichter, der Ergreifendes mit den einfachsten Worten zu sagen weiß, wenn auch hie und da die Gedanken sich verwirren und der Ausdruck unklar, in dem Briefe selbst leidenschaftlich-wild wird. Im Anfange des Gedichts entrollt er vor uns ein liebliches Bild der südlichen Natur. Er ruft dem wehenden Nordost, dem liebsten ihm unter den Winden:

„Geh' aber nun und grüße
Die schöne Garonne,
Und die Gärten von Bordeaux,
Dort, wo am schroffen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinschauet ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln."

„Noch denket das mir wohl und wie
Die breiten Gipfel neiget
Der Ulmwald über die Mühl',
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum,
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daselbst
Auf seidnen Boden,
Zur Märzenzeit,
Wenn gleich ist Nacht und Tag,
Und über langsamen Stegen,
Von goldenen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehen."

Düster klingt dagegen der Brief. „Ich habe Dir lange nicht geschrieben, bin indeß in Frankreich gewesen und habe die traurige einsame Erde gesehen; die Hütten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind." — — „In den Gegenden, die an die Vendee gränzen, hat mich das Wilde, Kriegerische interessirt, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern und das im Todesgefühle sich wie in einer Virtuosität fühlt, und seinen Durst zu wissen, erfüllt. Das Athletische der südlichen Menschen in den Ruinen des antiken Geistes, machte mich mit dem eigentlichen Wesen der Griechen bekannter." — — „Der Anblick der Antiken hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst" — — — Es liegt die Vermuthung nahe, daß Hölderlin auf dem Wege von Lyon nach Bordeaux Vienne berührte und durch den Anblick der dort vorhandenen Antiken begeistert wurde. Auch in Bordeaux fehlte es nicht an Denkmälern antiker Kunst, die zu sehen er sicher nicht versäumte und die sein Interesse für diesen Gegenstand wach erhielten.

Als nach dem erwähnten Charfreitagsbriefe an seine Mutter Woche auf Woche verstrich ohne irgend welche Nachricht von ihm, geriethen die Seinigen in große Unruhe, da ihnen das Gefährliche seines Zustandes nach seiner Rückkehr von Hauptwyl und besonders nach dem Scheitern seines Jenenser Plans, nicht entgangen war. Ihre Furcht war nur zu begründet. Denn in der zweiten Woche des Juni erschien er plötzlich bei ihnen, mit den ausgesprochenen Merkmalen des Wahnsinns, in einem Aufzuge, der, wie Schwab sagt, die Aussage zu bestätigen schien, daß er unterwegs beraubt worden sei. Nach Waiblingers Erzählung war er unerwartet in Stuttgart bei Matthisson eingetreten, „leichenblaß, abgemagert, von hohlem wilden Auge, langem Haar und Bart und gekleidet wie ein Bettler", hatte, als Matthisson ihn nicht erkannt, „mit dumpfer geisterhafter Stimme gemurmelt: „Hölderlin"" und war verschwunden. Berichte der Seinigen selbst über seinen Zustand bei der Rückkehr besitzen wir leider nicht. Daß Waiblingers Angaben, denen Schwab gefolgt ist, nicht frei von Uebertreibungen sind, mögte ich glauben. Aus einer mir abschriftlich vorliegenden Berechnung Landauers ersehe ich, daß Hölderlin, außer den von Bordeaux abgesandten Effecten im Juni von Straßburg einen „Nachtsack" nach Stuttgart vorausgeschickt hatte, eine Thatsache, welche die Erzählung von dem Bettleranzuge, in dem er in der Heimath erschienen sei, mindestens sehr zweifelhaft macht.

Ueber die Ursachen der Verwandlung, welche mit Hölderlin in den letzten Monaten vorgegangen war, herrscht ein Dunkel, welches heute schwerlich ganz zu lichten sein wird. Die von Waiblinger gegebene Erklärung, daß Hölderlin in Bordeaux versucht habe, „sich in betäubenden Ausschweifungen zu vergessen" und daß dadurch „sein Geist aus den Fugen gerathen sei", ist schon von Schwab, als eine durch nichts begründete und völlig unglaubwürdige zurückgewiesen. Ueberhaupt enthält der von Waiblinger entworfene Lebensabriß Hölderlins, wo er nicht auf eigene Erlebnisse sich stützt, so viel grobe Irrthümer und nachweisbare Unrichtigkeiten, daß er nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist.

Schwab sprach die Vermuthung aus, daß Hölderlin noch in Bordeaux die Nachricht von der Krankheit der Frau Gontard und auf der Reise, wenn nicht früher, die Kunde von ihrem Tode ver-

nommen habe. „Der Einfluß eines solchen Ereignisses", sagte er, „auf seinen schon vorher so bedenklichen Zustand — Schiller hatte denselben schon vor fünf Jahren gefährlich genannt — läßt sich leicht ermessen; seine Natur brach zusammen zur gleichen Zeit, da jenes Wesen, in dem er die sonst vergebens gesuchte Idealwelt gefunden hatte, von der Erde schied." Auch in der Frankfurter Gesellschaft glaubte man den scheinbar plötzlich bei ihm ausgebrochenen Wahnsinn mit jenem ungefähr gleichzeitigen Ereigniß in Zusammenhang bringen zu müssen und es bildete sich so eine Mythe, die Wilhelm Rullmann in einem Aufsatze, „Hölderlins Diotima" betitelt, ungefähr mit denselben Worten erzählt, wie ich sie später aus dem Munde der Frau Belli-Gontard, einer Nichte Diotima's, von der sie wahrscheinlich auch Rullmann gehört hatte, vernahm[1]). „An der Mittagstafel des Hamburgischen Consuls in Bordeaux", so heißt es dort, „erschien eines Tages ein Frankfurter Kaufmann, als Gast. „Nun, was giebt's Neues in der alten Mainstadt?" fragte der Hausherr in gleichgültigem Tone. Und in demselben gleichgültigen Tone wird die Antwort gegeben: „Nichts besonderes; doch etwas, was Sie vielleicht interessiren wird. Da ist vor 14 Tagen die schöne Frau Gontard-Borkenstein, die ja aus Ihrem Hamburg gebürtig ist, an den Rötheln gestorben." Kaum sind diese Worte gesprochen, so wenden sich aller Blicke nach dem Hauslehrer. Mit todtenbleichem Gesicht, verstörten Mienen springt dieser von seinem Stuhl, eilt er zur Thür hinaus, niemand sah ihn wieder. So wie er war, ohne Mütze und Wanderstab, hatte sich Hölderlin auf die Straße hinausgestürzt, durcheilte in glühender Sonnenhitze Frankreich und die Schweiz und kam er endlich in die Schwäbische Heimath in das Haus seiner Mutter zurück — ein wahnsinniger Bettler." Ich habe bereits an einem anderen Orte[2]) den Nachweis geführt, daß diese ganze Erzählung eine Fabel ist. Frau Gontard — Diotima — starb am 22. Juni 1802 nach kurzem — zehntägigen — Krankenlager. Hölderlin aber hatte nach dem uns vorliegenden Reisepaß Bordeaux bereits am 10. Mai ver-

[1]) Salon für Litteratur, Kunst und Gesellschaft. Herausgegeben von Dohm u. Rodenberg. Band VI. 1870.

[2]) Neue Mittheilungen über Hölderlin. Archiv für Literaturgeschichte. Band XV S. 65 ff.

lassen und am 7. Juni Straßburg passirt, jedenfalls also den heimathlichen Boden betreten, bevor Frau Gontard erkrankte. Frau Belli-Gontard erzählt in ihren „Lebenserinnerungen", daß gerade in diesen Tagen des Juni ihre Eltern ein großes Diner gaben. „Frau Gontard-Borkenstein, meine Tante, war auch anwesend; nie erschien sie mir so reizend, wie an jenem Tage; noch weis ich ihre Kleidung, sie bestand in einem weißen Atlasunterkleid, darüber ein schwarzes Tüllkleid, kurze Aermel und einen kleinen weißen Crephut mit einer Feder; Hals, Arme, Brust und Gesicht so weiß, wie Alabaster; sie trug keinen Schmuck."

Allerdings hatte Hölderlins Freund Sinclair den Eindruck gefürchtet, den die Nachricht von ihrem Tode auf ihn machen würde und, ohne Kunde von seiner bereits erfolgten Rückkehr in einem Briefe vom 30. Juni an ihn sich erboten, ihn von Bordeaux abzuholen. „Du glaubtest", schreibt er ihm tröstend, „an Unsterblichkeit, da sie noch lebte, Du wirst gewiß jetzt mehr daran glauben, da das Leben Deiner Liebe sich vom Vergänglichen geschieden hat"[1]). Wann und auf welche Art Hölderlin den Tod der von ihm verehrten und geliebten Frau erfuhr, ob er in dem Augenblicke fähig war, die ganze Größe des Schmerzes zu ermessen, wissen wir nicht. Der briefliche Verkehr mit ihr hatte, wie ich schon erwähnt habe, längst aufgehört. Daß seine Gedanken trotzdem dauernd mit ihr beschäftigt waren, daran dürfen wir nicht zweifeln. Doch findet sich nur in einem der uns von ihm erhaltenen Briefe eine Aeußerung, die auf sie bezogen werden kann. Er schreibt im Frühling 1801 aus Hauptwyl an Landauer: „Bester! wenn Du nach Frankfurt kommst, so denk' an mich! Willst Du? Ich werde hoffentlich immer meiner Freunde werth seyn." Unter den nach der Homburger Zeit entstandenen Gedichten, so weit sie in die Sammlungen aufgenommen sind, nennt keines ihren Namen. Doch rechtfertigt dies keineswegs den Schluß, daß ihre Gestalt aus seiner Dichtung verschwunden sei. Waiblinger hat uns den Anfang einer Ode aus den Tagen seiner Geistesnacht aufbewahrt, die uns zeigt, wie bis in diese hinein ihr Bild ihn begleitete.

---

[1]) Friedrich Hölderlin in seinen Beziehungen zu Homburg v. d. Höhe. Nach den hinterlassenen Vorarbeiten des Bibliothekars J. G. Hamel bearbeitet von Dr. Ernst Kelchner. 1883. S. 27—28.

Jedenfalls aber hatte ihr Geschick an seinem plötzlichen Aufbruch aus Bordeaux keinen Antheil.

Ein Brief Schellings an Hegel aus Cannstadt vom 11. Juli 1803[1]), also nur ein Jahr nach der traurigen Katastrophe geschrieben, wirft einiges, wenn auch zweifelhaftes Licht auf die Gründe, welche Hölderlin bestimmten, Bordeaux zu verlassen. „Der traurigste Anblick", schreibt er, „den ich während meines hiesigen Aufenthalts gehabt habe, war der von Hölderlin. Seit einer Reise nach Frankreich, wohin er auf eine Empfehlung von Professor Ströhlin mit ganz falschen Vorstellungen von dem, was er bei seiner Stelle zu thun hätte, gegangen war, und woher er sogleich wieder zurückkehrte, da man Forderungen an ihn gemacht zu haben scheint, die er zu erfüllen theils unfähig war, theils mit seiner Empfindlichkeit nicht vereinen konnte — seit dieser fatalen Reise ist er am Geist ganz zerrüttet." Worin diese Forderungen bestanden, darüber schweigt der Brief. Es liegt aber nahe, einen früheren Brief Landauers an Hölderlin damit in Verbindung zu bringen. Landauer hatte ihm am 22. October 1801 aus Stuttgart nach Nürtingen geschrieben: „Er (Ströhlin) hat Briefe von Bordeaux erhalten, deren Innhalt Dich vollkommen zufrieden stellen wird, da Du vor der Hand von Predigen dispensirt bist, 25 L'dors Reise Geld erhältst nebst der Versicherung, daß Dein jährlicher Gehalt auf 50 Ld'ors sich belaufen werde." Und zum Schluß: „Ströhlin sagte mir vor einigen Tagen noch, daß Du ihm eine Predigt versprochen aber noch nicht gesanndt hättest, worüber er sich wundere." Es klingt freilich seltsam, daß man im Hause des Consuls zu Bordeaux von Hölderlin verlangt haben sollte, dort zu predigen. Indeß besitzen wir vor der Hand keine weiteren Andeutungen über die Forderungen, die Hölderlin bewogen, seine Stellung aufzugeben.

Es ist jedenfalls die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Trennung Hölderlins von Bordeaux sich ohne gewaltsame Aufregung vollzog. Wir wissen aber, wie sehr durch alles, was ihn betroffen, sein Gemüth erschüttert war schon, bevor er in seine dortige Stellung eintrat und können daher ermessen, welche schmerz-

[1]) Aus Schellings Leben. Band I S. 468—69.

lichen Gedanken ihn bestürmten, als er nach wenig mehr, als drei Monaten sich abermals auf den Heimweg machte — ein völlig aussichtsloser Mann. Von dem Einzigen, was ihm blieb, von seinem dichterischen Genie, war keine Befreiung für ihn zu hoffen, da dieses in seiner verhängnißvollen Beschränkung ihn nur immer tiefer in die Einsamkeit seines Ich zurückdrängte. Wahrscheinlich machte er die Reise, wie er gekommen war, größtentheils wieder zu Fuße. Daß er Paris auf ihr berührte, wie Schwab aus einer Aeußerung von ihm in seiner letzten Lebenszeit schließt, mögte ich bezweifeln, da ihm schon bei der Herreise der Weg über diese Stadt von der Obrigkeit widerrathen war. Sein Paß enthält nur die Weisung „à laisser passer et librement circuler de Bordeaux à Strasbourg département du bas Rhin“ und weist kein anderes Visa, als das des Maire von Straßburg auf. In dem erwähnten Briefe an Böhlendorf, in welchem er über seinen Aufenthalt in Frankreich aus frischer Erinnerung berichtet, erwähnt er nur „die Hütten des südlichen Frankreich“ und „die Gegenden, die an die Vendee gränzen“. Auch wo er in diesem Briefe von dem durch die Antiken empfangenen Eindruck redet, nennt er Paris nicht. Und wenn er in einem Briefe vom 12. März 1804 an Leo von Seckendorf schreibt: „die Antiquen in Paris haben besonders mir ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben, so daß ich mehr darin studiren möchte“, so halte ich es für möglich, daß zu dieser Aeußerung ein nicht lange vorher erschienenes Kupferwerk, das er sich von einer öffentlichen Bibliothek verschafft haben konnte, den Anstoß gab: „Le Musée français, recueil complet des tableaux, statues et basreliefs, qui composent la collection nationale. Publié par Robillard-Peronville et Laurent. Tome I. A Paris XI (1803). Dieser Band enthält nämlich in seiner fünften Abtheilung „La table et les statues antiques“ die Statuen des Musée Napoléon in Abbildungen, welche wohl geeignet erscheinen, in lichteren Zeiten, wie sie damals Hölderlin noch öfter beschieden waren, seine muthmaßlich schon durch die Antiken in Vienne und Bordeaux geweckte Aufmerksamkeit zu fesseln.

In demselben Briefe an Böhlendorf findet sich aber eine Stelle, die mir für die Erklärung von Hölderlins Wahnsinn bedeutungsvoll erscheint. „Das gewaltige Element“, schreibt er, „das Feuer

des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen." Unter dem „gewaltigen Element", dem „Feuer des Himmels" verstehe ich die Gluth der südlichen Sonne, deren Strahlen sein Haupt während der langen Wanderung Preis gegeben war[1]). Aerztliche Untersuchungen haben festgestellt, daß bei angestrengten Fußmärschen in warmer Jahreszeit, zumal bei windstiller Luft, die Körpertemperatur des Menschen erheblich steigt, bis zu den höchsten, das Leben unmittelbar bedrohenden Fiebergraden (Hitzschlag) hinauf, und daß schon geringere Grade dieser Steigerung eine verderbliche Wirkung auf das Blut und die Nervencentren äußern, bis bei den höchsten das Bewußtsein schwindet, zuweilen unter ausgesprochenen Erscheinungen von Gehirnreizung: Muskelzuckungen, großer psychischer Unruhe und Aufgeregtheit, Sinnestäuschungen, Delirien, selbst vorübergehender Manie. In dem Zustande, in welchem Hölderlin die Reise antrat, von quälenden Gedanken verfolgt, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn, neben körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, das himmlische Feuer seinen Geist in dem Maße verstörte, daß er, auf heimathlichem Boden angelangt, unter der Wucht schmerzlicher Erinnerungen, die sich hier ihm aufdrängten, zusammenbrach.

[1]) Die thatsächliche Temperatur während jener Monate habe ich nicht feststellen können, da zugängliche Berichte darüber nicht vorhanden sind.

Briefe.

1802.

Nr. 229 bis 231.

Nr. 229.

Hölderlin an seine Mutter.

Lyon d. 9. Jenn. 1802.

Meine theure Mutter!

Sie werden sich wundern, zu dieser Zeit von Lyon aus einen Brief von mir zu erhalten. Ich war genöthiget, länger, als ich vermuthete in Strasburg zu bleiben, wegen meines Reisepaß, und die lange Reise von Strasburg bis hieher wurde durch Überschwemmungen und andere unabwendbare Umstände, die mich aufhielten, noch länger.

Es war ein beschwerlicher und erfahrungsreicher Weg, den ich bis hieher machte, aber auch manche reine Freude hab' ich gefunden. Ich kann es nicht verschweigen, daß ich manchmal an euch, ihr Lieben, und auch an den gedachte, von dem mir Muth kommt, der mich erhielt bis auf diese Stunde, und ferner mich geleiten wird.

Ich weiß es, einsame Beschäfftigung macht, daß man in die weite Welt sich schwieriger findet; ich denke aber, Gott und ein ehrlich Herz hilft durch, und die Bescheidenheit vor andern Menschen.

Ich bin noch müde, liebe Mutter! von der langen kalten Reise, und hier ists jezt so lebhaft, daß man nur in innigem Angedenken an solche, die uns kennen und wohl auch gut sind, sich selber wiederfindet.

Morgen reis' ich nach Bordeaux ab, und werde wohl bald dort seyn, da jezt die Wege besser und die Flüsse nicht mehr ausgetreten sind.

Ich muß Ihnen noch sagen, daß mir die Reise über Lyon, als einem Fremden, von der Obrigkeit in Strasburg angerathen

worden iſt. Ich ſehe alſo Paris nicht. Ich bin auch damit zufrieden. Ich freue mich, mein ordentlich Geſchäfft bald anzutreten.

Ich will Ihnen und den andern Lieben von Bordeaux aus, wenn ich in Ruhe bin, noch vieles ſchreiben.

Grüſſen ſie alle, alle herzlich!

Unſer Karl wird jezt in Nürtingen ſeyn. Denken Sie manchmal an mich, wenn Sie des Abends vergnügt zuſammen ſind. Die liebe Schweſter bitt ich, ſich der beſten Stunden zu erinnern, die wir hatten, und den Kleinen auch zuweilen den Onkel zu nennen.

Tauſend Dank für alle Güte und Unterſtüzung und Theilnahme!

Leben Sie wohl!

Ihr

treuer Sohn

Hölderlin.

**Nr. 230.

Hölderlin an ſeine Mutter.

Bordeaux den 28. Januar 1802.

Endlich, meine theure Mutter, bin ich hier, bin wohl aufgenommen, bin geſund und will den Dank ja nicht vergeſſen, den ich dem Herrn des Lebens und des Todes ſchuldig bin. — Ich kann für jetzt nur wenig ſchreiben; dieſen Morgen bin ich angekommen, und meine Aufmerkſamkeit iſt noch zu ſehr auf meine neue Lage gerichtet, um mit Ruhe Ihnen einiges Intereſſante von der überſtandenen Reiſe zu ſagen. Ueberdies hab' ich ſo viel erfahren, daß ich kaum noch reden kann davon.

Dieſe letzten Tage bin ich ſchon in Einem ſchönen Frühlinge gewandert, aber kurz zuvor, auf den gefürchteten überſchneiten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildniß, in eiskalter Nacht und die geladene Piſtole neben mir im rauhen Bette — da hab' ich auch ein Gebet gebetet, das bis jetzt das Beſte war in meinem Leben und das ich nie vergeſſen werde.

Ich bin erhalten — danken Sie mit mir!

Ihr Lieben! ich grüßt' Euch wie ein Neugeborner, da ich aus den Lebensgefahren heraus war — ich warf mirs gleich vor,

daß ich im letzten Briefe von Lyon aus unſere theure Großmutter nicht beſonders nannte, ich ſprach mit Ihnen, liebe Mutter, ſahe meiner Schweſter Bild, und ſchrieb in meinen freudigen Gedanken einen Brief an meinen Karl in hohem Tone.

Ich bin nun durch und durch gehärtet und geweiht, wie Ihr es wollt. Ich denke, ich will ſo bleiben, in der Hauptſache. Nichts fürchten und ſich viel gefallen laſſen. Wie wird mir der ſichere erquickende Schlaf wohl thun! Faſt wohn' ich zu herrlich. Ich wäre froh an ſicherer Einfalt. Mein Geſchäft ſoll, wie ich hoffe, gut gehn. Ich will mich ganz dem widmen, beſonders von Anfang. Lebet wohl! Von Herzen und mit Treue

Der Eure

H.

N. S. Der Brief hat ſich um einige Tage verſpätet. Der Anfang meiner Bekanntſchaft, meiner Beſtimmung iſt gemacht. Er könnte nicht beſſer ſeyn. „Sie werden glücklich ſeyn", ſagte beim Empfange mein Konſul. Ich glaube, er hat Recht.

**Nr. 231.

Hölderlin an ſeine Mutter.

Bordeaux, am Charfreitage 1802.

Meine theure Mutter!

Verkennen Sie mich nicht, wenn ich über den Verluſt unſerer nun ſeligen Großmutter mehr die nothwendige Faſſung, als das Leid ausdrücke, das die Liebe in unſeren Herzen fühlt. Ich finde, daß man ohne feſten Sinn nicht wohl auskommt, ich will der Rathgeber nicht ſeyn für die Meinigen, aber ich meines Orts muß mein ſo lange nun geprüftes Gemüth bewahren und halten, und die zärtlichen guten Worte, die, wie Sie wiſſen, mir zu leicht vom Munde gehen, ich muß ſie ſparen für jetzt, ich darf nicht Sie und mich noch mehr dadurch bewegen. Das neue reine Leben, das, wie ich glaube, die Geſtorbenen nach dem Tode leben, und das der Lohn iſt auch für die, die, wie unſere theure Großmutter, ihr Leben lebten in heiliger Einfalt, dieſe Tugend des Himmels, die nun ihr Antheil iſt, nach der ſo lange ihre Seele

ſich ſehnte, dieſe Ruhe und Freude nach dem Leiden, wird auch Euer Lohn ſeyn, theure Mutter, theure Schweſter; für meinen Bruder und mich iſt wohl auch ein edler Tod, ein ſicherer Fortgang vom Leben ins Leben aufbehalten, ſo wie ich glaube, allen den Unſrigen. Indeſſen geleite uns ein treuer gewiſſer Geiſt, und der Hohe im Himmel gebe, daß wir nicht läßig ſeyen, und was wir thun mit Maß thun, und das Schickliche treffen in dem, was unſere Sache iſt!

Mir gehet es ſo wohl, als ich nur wünſchen darf! Ich hoffe auch das, was meine Lage mir gibt, allmählig zu verdienen, und einmal, wenn ich in die Heimath wiederkomme, der wahrhaft vortrefflichen Menſchen, denen ich hier verbunden bin, nicht ganz unwürdig zu ſeyn.

Denket, Ihr Lieben, meiner ſo viel, als Ihr dadurch im Eurigen nicht geſtört ſeyd. Meinem Bruder wünſche ich, daß er fortfahre mit Glück, ſo wie er bisher gedieh in ſeinem Kreiſe, ſeinen Geſchäften.

Die guten Kinder werden Euch viele Freude machen, und Ihr ſeyd glücklich, ſo von lebendigen Bildern der Hoffnung, wie ich von meinen Zöglingen, umgeben zu ſeyn. Grüßet meine Freunde, entſchuldiget mich, daß ich nicht ſchreibe, die weite Entfernung und meine Beſchäftigungen rathen mir, für jetzt mit Briefen etwas ſparſam zu ſeyn. Wir bleiben uns dennoch.

Euer treuer

H.

VII.

Geiſtesdämmerung.

Ueber den Gang, welchen Hölderlins Krankheit nach seiner Rückkehr von Bordeaux nahm, sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Aerztliche Zeugnisse liegen überall nicht vor. Wie gewöhnlich in solchen Fällen werden die Angehörigen sich bemüht haben, seinen Zustand vor der Welt möglichst zu verbergen. Unsere Kenntniß gründet sich daher, abgesehen von dem, was nach mündlicher Tradition von zweifelhaftem Werthe berichtet wird, lediglich auf die schriftlichen Mittheilungen einzelner Freunde, die ihn gesehen und gesprochen, einige auch länger mit ihm verkehrt hatten, und dasjenige, was der Kranke selbst an Briefen und Dichtungen hinterlassen. Wie Schwab erzählt, hatte man Anfangs im Sinne gehabt, ihn zu einem Geistlichen aufs Land zu geben, war aber davon zurückgekommen, weil man fürchtete, der Gedanke, er solle hier zu geistlichen Amtsverrichtungen gebraucht werden, würde ihn beunruhigen. So blieb er im Hause der Mutter, in schmerzlicher Gemüthsverstimmung, die sich zeitweilig zu angstvoller Aufregung mit Gewaltthätigkeiten gegen seine Umgebung steigerte. Indeß scheint er unter der liebevollen schonenden Behandlung, die er von den Seinigen erfuhr, allmälich ruhiger geworden zu sein. „Ich kann es Ihnen wahrlich nicht genug aussprechen", schrieb der treue Landauer am 31. Juli der Mutter, „wie sehr mich der Zustand unseres H. zu Boden drükt. Gedult und Ausdauer so viel als möglich ist allein, was ich Ihnen wünschen kann; ich habe übrigens immer noch die Hofnung, daß es sich mit ihm bessern soll." Es kehrten auch lichtere Zeiten für den Kranken wieder, in denen er sich mit Uebersetzungen aus dem Griechischen, namentlich aus dem Pindar[1]), beschäftigte, selbst eigene Dichtungen begann.

[1]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich u. A. ein dickes Octavheft, mit den, zum Theil in entgegengesetzter Richtung geschriebenen Übersetzungen einer Anzahl (15) Olympischer und Pythischer Oden Pindars.

Besänftigend wirkte öfters auf ihn, wie Schwab erzählt, eine Vorlesung aus dem griechischen Homer, die er einem talentvollen jungen Menschen hielt, den man in Stunden größerer Aufregung gern zu diesem Zwecke herbeirief. Im September schien er so weit hergestellt, daß man ihm gestatten durfte, in Sinclairs Begleitung eine kleine Reise zu machen. Nach dem mir vorliegenden, am 28. September 1802 für die Dauer von vier Wochen ausgestellten Paß ging der Weg über Blaubeuren und Ulm nach Regensburg. Ueber sein Verhalten auf dieser Reise schreibt Sinclair ein Jahr später — 17. Juni 1803 — an Hölderlins Mutter, als Antwort auf einen offenbar sehr traurig lautenden Brief derselben[1]): „Ihr geehrtestes Schreiben vom 6. d., welches ich gestern erhielt, hat mich sehr betrübt. Doch kann ich es nicht denken, daß eine eigentliche Gemüths Verwirrung und Abnahme der Geistes Kräfte bei meinem theuren und lieben Freunde Statt habe. Es sind, hoffe ich, nur Symptome, die niemand beurtheilen kann, als wer die vielen und grosen Ursachen kennt, die ihn auf den Punkt, wo er ist, gebracht haben. Zu Regensburg war ich auch beinahe der einzigste, der ihn nicht für das hielt, wofür ihn die dasigen Ärzte ausgaben: und ich kann mit Wahrheit behaupten, daß ich nie größere Geistes und Seelen Kraft als damahls bei ihm gesehen. Ich glaube aber in der That, daß es ihm äusserst schmerzlich sein muß, so beurtheilt und dafür gehalten zu werden; denn wiewohl ich überzeugt bin, daß seine verehrungswürdigen Angehörigen alle Schonung und Delicatesse die nur denkbar ist, in den Beweisen ihrer Liebe gegen ihn zeigen werden, so ist er doch ein viel zu fein fühlendes Wesen, als daß er nicht auch das geheimste Urtheil, das man über ihn fällt, im Innern des Herzens lesen sollte: und um wie bekümmerter muß dieses ihn nicht machen."

Wenn wir nun gleich aus späteren Briefen Sinclairs wissen, daß er den geistigen Zustand seines Freundes lange Zeit günstiger ansah, als er in Wirklichkeit war, so dürfen wir doch aus jenem Briefe so viel entnehmen, daß Hölderlins Geist damals, wenn er

[1]) Sinclairs Brief ist von Kelchner (a. a. O. S. 28—30) abgedruckt, aber fälschlich vom 17. Januar datirt. Im Original ist deutlich „d. 17. Junii" zu lesen; auch nimmt der Brief auf ein Schreiben Hölderlins „zu Anfang des Frühlings" Bezug.

wohlthuend angeregt wurde, noch eines freien Fluges mächtig sein konnte. Tiefe der Anschauung und Großheit der Gedanken finden wir auch, trotz einer gewissen Wildheit und theilweisen Unklarheit des Ausdrucks, in dem bereits erwähnten Briefe, den er einige Wochen nach seiner Rückkehr von Regensburg an Böhlendorf schrieb, mit dem er also in Verbindung geblieben war. Denselben Stempel tragen auch die Gedichte, die muthmaßlich während dieses Jahres entstanden. Ich rechne dahin: „die Wanderung", „Andenken", „der Rhein" und „Patmos".

In allen diesen Gedichten hat Hölderlin die Fessel des antiken Odenversmaßes abgestreift und bewegt sich frei in reimlosen, mit Anapästen untermischten Jamben, von ungleicher Länge. „Die Wanderung"[1]) bringt seine Sehnsucht nach dem Lande der Griechen in eigenartiger Weise zum Ausdruck. In die einleitende liebevolle Schilderung der schwäbischen Heimath hinein klingt noch die frische Erinnerung an den „Heerd des Hauses", das „überschattende Alpengebirg", mit seinen schneeigen Gipfeln, von denen die Quellen zu Thale rauschen. Ihn aber den Dichter, „frei wie Schwalben" treibt es „dem Kaukasus zu". Denn eine Sage läßt vor alter Zeit die Seinen still fortziehen „von Wellen der Donau" nach dem schwarzen Meere hin und dort mit „der Sonne Kindern" zusammentreffen, und aus ihrer Verbindung ein neues schöneres Geschlecht erblühen.

„Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,
Daß wir das Bündniß wiederbegehn
Und der theuren Ahnen gedenken?
Dort an den Ufern, unter den Bäumen
Jonia's, in Ebenen des Kayster's,
Wo Kraniche, des Aethers froh,
Umschlossen sind von fernhindämmernden Bergen,
Dort wart auch ihr, ihr Schönsten! oder pflegtet
Der Inseln, die, mit Wein bekränzt,
Voll tönten von Gesang — — —"
— — — — — — — — — — — —

[1]) Das Gedicht erschien zuerst in der Flora 1802, 4. Vierteljahr; später in von Seckendorfs Musenalmanach 1807. Hier fehlen indeß die letzten 15 Verse: In der mir vorliegenden Reinschrift beginnt gerade mit diesen Versen ein zweiter Bogen.

„O Land des Homer!
Am purpurnen Kirſchbaum, oder wenn,
Von Dir geſandt, im Weinberg mir
Die jungen Pfirſiche grünen,
Und die Schwalbe fernher kommt und Vieles erzählend
An meinen Wänden ihr Haus baut, in
Den Tagen des Mai's, auch unter den Sternen
Gedenk' ich, o Jonia! dein. Doch Menſchen
Iſt Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich
Gekommen, euch, ihr Inſeln, zu ſehn" — —

Doch nicht zu bleiben gedenkt er; einladen nur will er die „Grazien Griechenlands" nach Schwaben zu ihnen zu kommen, „wenn milder athmen die Lüfte".

„Dann werden wir ſagen, wie kommt,
Ihr Charitinnen, zu Wilden?

Und er antwortet, ſchließend, wie er jetzt liebt, mit einer allgemeinen Betrachtung über das Geheimniß- und Räthſelvolle in den Geſchicken der Menſchen:

„Die Dienerinnen des Himmels
Sind aber wunderbar,
Wie alles Göttlichgeborne.
Zum Traume wird's ihm, will es Einer
Beſchleichen, und ſtraft den, der
Ihm gleichen will mit Gewalt.
Oft überraſcht es den,
Der eben kaum es gehofft hat."

Das Gedicht „Andenken"[1]) haben wir ſchon als ein Erinnerungsbild an die Tage von Bordeaux kennen gelernt, an die Traubenberge

„wo herab
Die Dordogne kommt
Und zuſammen mit der prächt'gen
Garonne meerbreit
Ausgehet der Strom."

Auch hier knüpft der Dichter an die Schilderung der ſüdlichen Natur, mit dem Blick auf die See, allgemeine Betrachtungen, nicht immer klar im Ausdruck. Sein tiefes Bedürfniß nach Ruhe und nach liebevoller Theilnahme ſpricht er aus in den Worten:

[1]) Das Gedicht erſchien zuerſt in von Seckendorfs Muſenalmanach 1808.

„Es reiche aber,
Des dunklen Lichtes voll,
Mir Einer den duftenden Becher,
Damit ich ruhen möge. Denn ſüß
Wär' unter Schatten der Schlummer.
Nicht iſt es gut
Seellos vor ſterblichen
Gedanken zu ſeyn, doch gut
Iſt ein Geſpräch und zu ſagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
Von Tagen der Lieb'
Und Thaten, welche geſchahen."

Im „Rhein"[1]) ſchildert der Dichter in großartigen Bildern das Schickſal des Stroms, den er als Halbgott einführt, von ſeinem Urſprung an. Dies leitet ihn auf das Geheimniß des Menſchenſchickſals, wie es durch die Geburt beſtimmt wird. Den Göttern, die „an eigener Unſterblichkeit genug haben", ſtellt er die Menſchen gegenüber, die „in der Götter Namen theilnehmend fühlen", die aber zu Grunde gehen, „wenn Einer, wie ſie, ſeyn will".

„Drum wol ihm, welcher fand
Ein wohlbeſchiedenes Schickſal,
Wo noch der Wanderungen
Und ſüß der Leiden Erinnerung
Aufrauſcht am ſichern Geſtade,
Daß da und dorthin gern
Er ſehn mag, bis an die Gränzen,
Die bei der Geburt ihm Gott
Zum Aufenthalte gezeichnet.
Dann ruht er, ſelig beſcheiden,
Denn alles, was er gewollt,

[1]) Das Gedicht wurde zuerſt, wider Hölderlins Wiſſen und Willen, in von Seckendorfs Muſenalmanach 1808 veröffentlicht, in 14- bis 16zeilige Strophen eingetheilt, mit der Widmung an Sinclair. Im Hamelſchen Nachlaß befindet ſich eine ſchöne Reinſchrift gleichfalls des ganzen Gedichts, die mit dem Abdruck im Muſenalmanach größtentheils übereinſtimmt. In dieſer Reinſchrift iſt es „An Vater Heinze" gerichtet, über deſſen Namen jedoch Hölderlin in der Schlußſtrophe, ohne ihn zu ſtreichen, „Sinklair" geſchrieben hat. In den Schwabſchen Ausgaben iſt das Gedicht als „Fragment" bezeichnet; es fehlen die beiden letzten Strophen. Auch weicht es mehrfach vom Muſenalmanach, wie der Reinſchrift ab, die Stropheneintheilung iſt eine andere.

Das Himmliſche, von ſelber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd,
Jezt, da er ruhet, den Kühnen."

Gegen das Ende entfernt das Gedicht ſich mehr und mehr von ſeinem urſprünglichen Gegenſtande. „Halbgötter denkt" der Dichter und vor ihm taucht Rouſſeaus Geſtalt auf, dem

„Unüberwindlich die Seele,
Die ſtark ausdauernde ward"

am Bieler See,

„Wo der Stral nicht brennt
Im Schatten des Walds"
— — — — — — — — — —
„Und herrlich iſts aus heiligem Schlafe dann
Erſtehen und aus Waldeskühle
Erwachend, Abends nun
Dem milderen Licht entgegenzugehn."

Der Dichter verweilt in Gedanken bei der Ruhe des Abends, dem Frieden in der Natur und in der Menſchenbruſt:

„Es feiern die Lebenden all',
Und ausgeglichen
Iſt eine Weile das Schickſal"

und ſchließt:

„Die ewigen Götter ſind
Voll Lebens allzeit; bis in den Tod
Kann aber ein Menſch auch
Im Gedächtnis doch das Beſte behalten,
Und dann erlebt er das Höchſte.
Nur hat ein jeder ſein Maas.
Denn ſchwer iſt, zu tragen
Das Unglück, aber ſchwerer das Glück.
Ein Weiſer aber vermocht' es
Vom Mittag bis in die Mitternacht,
Und bis der Morgen erglänzte,
Beim Gaſtmahle helle zu bleiben."

In dem größten und wahrſcheinlich letzten Gedicht dieſer Zeit „Patmos"[1]) ſehen wir den Genius des Dichters in ſchmerzlichem

[1]) Auch dieſes Gedicht erſchien zuerſt in von Seckendorfs Muſenalmanach 1808. Wohl bei keinem Gedichte Hölderlins wäre eine Richtigſtellung des Textes mehr zu wünſchen, als bei dieſem. Indeß, obwohl wir mehre Reinſchriften deſſelben, mit Correcturen und Varianten aus ſpäterer Zeit, beſitzen (S. „Neue Mittheilungen über Hölderlin" A. a. O. S. 72) bleibt die Aufgabe eine ſchwer zu löſende.

Kampfe mit dem Dunkel, das ihn umgiebt. Es hat lichte Stellen, in denen es ihm gelungen ist, tiefen Gedanken in einfachen Worten den denkbar schönsten Ausdruck zu geben; aber seine Schwingen sind gelähmt, und immer wieder ermattet der Flug, und es zieht ihn wieder in Unklarheit und Verworrenheit. Hell aber hebt sich auf der Insel, wohin der Geist ihn geführt hat, die Gestalt des Jüngers ab:

„des gottgeliebten,
Des Sehers, der in seliger Jugend war
Gegangen mit
Dem Sohne des Höchsten, unzertrennlich; denn
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers, und es sahe der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes genau,
Da beim Geheimnisse des Weinstocks sie
Zusammensassen zu der Stunde des Gastmals,
Und — in der grossen Seele ruhig ahnend den Tod —
Aussprach der Herr die letzte Liebe, denn nie genug
Hatt' er von Güte zu sagen
Der Worte damals, und zu erheitern, da
Er's sahe, das Zürnen der Welt.
Denn alles ist gut. Drauf starb er. Vieles wäre
Zu sagen davon. Und es sahn ihn, wie er siegend blickte,
Den Freudigsten, die Freunde noch zuletzt." — —

Hölderlin hatte dies Gedicht dem Landgrafen von Homburg gewidmet, dem er es, wie Schwab erzählt, im Februar 1803 zusandte.

Schon früher habe ich erwähnt, wie auch in anderen noch ungedruckten Gedichten, die in dieser Nacht des Leidens entstanden, die Persönlichkeit Christi in eigenartiger Beleuchtung erscheint. So sehen wir sie in einem „der Einzige" überschriebenen Gedicht, inmitten der griechischen Götter- und Heroenwelt, der Jugendheimath des Dichters, gleichsam im Kampfe mit ihr:

„Gehöret hab' ich
Von Elis und Olympia, bin
Gestanden, oben auf dem Parnass
Und über Bergen des Isthmus
Und drüben auch
Bei Smyrna und hinab
Bei Ephesos bin ich gegangen;
Viel hab' ich schönes gesehn

Und geſungen Gottes Bild
Hab' ich, das lebet unter
Den Menſchen; aber dennoch,
Ihr alten Götter und all'
Ihr tapfern Söhne der Götter,
Noch Einen ſuch' ich, den
Ich liebe, unter euch.
Wo ihr den lezten eures Geſchlechts,
Des Hauſſes Kleinod, mir,
Dem fremden Gaſte verberget.

„Mein Meiſter und Herr!
O Du mein Lehrer!
Was biſt Du ferne
Geblieben? und da
Ich ſahe mitten unter den Geiſtern
Die Helden und
Die Götter, warum bliebeſt
Du aus? Und jezt iſt voll
Von Trauern meine Seele
Als eifertet, ihr Himmliſchen, ſelbſt
Daſs, dien' ich einem, mir
Das andern fehlet.
Ich weiſs es aber, eigene Schuld
Iſts. Denn zu ſehr
O Chriſtus! häng' ich an Dir"
— — — — — — — —

In einem anderen, gleichfalls noch ungedruckten Gedicht aus dieſer Zeit „Germanien" offenbart ſich die Liebe, mit welcher Hölderlin dauernd am Vaterlande hing. Er nennt Germanien

„Die Prieſterin, die ſtillſte Tochter Gottes,
Sie, die zu gern in tiefer Einfalt ſchweigt"

und ruft ihr zu:

„Du biſt es, auserwählt
Allliebend und ein ſchweres Glük
Biſt Du zu tragen ſtark geworden."

Hölderlins Krankheit lag zumeiſt in ſeinem Gemüth. Dauernde Wahnvorſtellungen ſcheint er nicht gehabt zu haben. Aber ſein Geiſt ertrug größere Anſtrengungen nicht lange und ſchmerzlich empfand er dieſe Ermattung. Rührend klagt er gegen den Schluß des Gedichts „der Einzige":

„Dieſes mal
Iſt mir vom eigenen Herzen
Zu ſehr gegangen der Geſang.
Gut machen will ich aber
Den Fehl, mit nächſtem
Wenn ich noch andere ſinge.
Nie treff' ich, wie ich wünſche,
Das Maas. Ein Gott weiſs aber,
Wann kommt, was ich wünſche, das Beſte."
— — — — — — — — — —

Im Gefühl ſeiner Schwäche nahm Hölderlin jetzt zum Ueberſetzen ſeine Zuflucht. Er blieb den Winter über im Hauſe der Mutter, in ſtrenger Abgeſchloſſenheit, ohne Verkehr mit der Außenwelt. Seine Freunde in Stuttgart waren bekümmert über ſein gänzliches Schweigen. „Was machſt Du?", ſchrieb ihm Landauer im Februar 1803. „Wahrſcheinlich arbeiteſt Du den ganzen Tag und die halbe Nacht, daß Du ſo gar keine Kunde von Dir giebſt, mich ſo gar nicht mehr beſuchſt." Sinclair hatte in Regensburg mit ihm die Abrede genommen, daß er im Frühjahr zu ihm nach Homburg kommen ſolle. Aber Hölderlin konnte ſich nicht entſchließen, Nürtingen zu verlaſſen und ſchrieb dem Freunde zu Anfang des Frühlings, „daß er noch einige Zeit dort zu bleiben brauche". Vielleicht hoffte er vor ſeiner Ueberſiedlung nach Homburg die begonnene Ueberſetzung der Sophokleiſchen Tragödien noch bis zu einem gewiſſen Abſchluß bringen zu können. Indeß verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand ſichtlich, zum Theil wohl in Folge der angeſtrengten geiſtigen Thätigkeit, zu der ſeine Kraft nicht mehr ausreichte. Zu Anfang Junis ſchrieb die Mutter ſehr betrübt darüber an Sinclair. In ſeiner Antwort vom 17. Juni erneuert dieſer ſeine Einladung nach Homburg. „Ich glaube, daß nichts für ihn beſſeres ſein könnte, als bei jemand zu ſein, der ihn und ſein Schickſal ganz kennt, und vor dem er nichts verborgnes hat. Gäbe es einen andern ſolchen Freund, als mich, ſo wollte ich es nicht ſein, der ihn aufnähme, weil es eine groſe Verantwortlichkeit iſt, die Gefahr eines ſolchen Kleinods, als ihr Sohn iſt auf ſich genommen zu haben. Er hat aber keinen, der ihn ſo kennt und auf den er eben, weil er ihn ſo kennt, ein ſolch Zutrauen ſezzt als mich, wiewohl er viele hat, die ihn von Herzen lieben und ver-

ehren." Er bedauert, daß es ihm zur Zeit nicht möglich ſei, ihn abzuholen, und wünſcht von der Mutter zu erfahren, „ob ſeine Umſtände es nicht erlauben, daß er die Reiſe allein mache. Im Fall, daß es angeht, würde ich ihm davon ſchreiben: auch ihm vielleicht eine Strecke entgegenkommen. Daß ihr lieber Sohn hier bequem und wohlverſorgt wohnen ſolle, darauf können Sie Sich verlaſſen. Was das übrige betrifft, ſo iſt zwiſchen uns die Verabredung getroffen, daß er 200 fl. jährlich von meiner Beſoldung annimmt, ſo lang es meine Umſtände erlauben und dies iſt izt der Fall. Ich glaube aber, daß er es nicht gerne ſehen wird, villeicht, daß ich es Ihnen ſchreibe. Ich thue es aber blos in der Abſicht, Sie zu beruhigen. Überdies können ſich bald Umſtände ereignen, die ſeine Lage erleichtern werden, ohne daß er meiner Beihülfe nöthig haben wird: die ich ihm aber kein Bedenken getragen habe zu widmen, weil es eine Freundſchafts Pflicht und nur eine Erwiederung deſſen iſt, was ich ihm zu verdanken habe. Da dieſes alles genau mit unſern Verhältniſſen zuſammenhängt, die Ihnen unbekannt ſind, ſo verbinden Sie mich, wenn Sie Sich alles Urtheils hierüber enthalten: und daher ſo wie gegen Ihn alſo auch gegen mich, und gegen niemand nicht ſich deſſen äuſſern. — Ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er auf meine Einladung kommen wird, und wir wollen dann dem gütigen Schickſal das überlaſſen glücklich zu wenden, was Liebe und Einſicht der Freundſchaft für ihn thun kann. — Ich weiß was ein Sohn einer ſo zärtlichen Mutter iſt, als Sie ſind, weil auch ich noch das Glück habe meine Mutter zu beſizzen: ich habe alſo wohl überlegt, was ich Ihnen zumuthe indem ich Sie erſuche mir Ihren lieben Sohn anzuvertrauen, und welche Pflichten ich dabei übernehme: ich rechne aber auf das Zutrauen, das Ihre Briefe gegen mich verrathen, und das ich zu erwiedern mich beſtrebe."

Ob Hölderlin jetzt eine erneute Einladung von Sinclair empfing und ablehnte, oder ob die Mutter, von der augenblicklichen Unausführbarkeit der Reiſe überzeugt, der Einladung vorbeugte, habe ich nicht ermitteln können — genug Hölderlin blieb in Nürtingen.

Hier ſah ihn im folgenden Monat ſein Freund Schelling, der um dieſe Zeit ſich in Schwaben aufhielt, wieder und ſchrieb,

tief ergriffen von dem Eindruck, am 11. Juli darüber an Hegel nach Jena: — — „seit dieser fatalen Reise" (nach Bordeaux) „ist er am Geist ganz zerrüttet und obgleich noch einiger Arbeiten z. B. des Übersetzens aus dem Griechischen bis zu einem gewissen Punkte fähig, doch übrigens in einer vollkommenen Geistesabwesenheit. Sein Anblick war für mich erschütternd; er vernachlässigt sein Äußeres bis zum Ekelhaften und hat, da seine Reden weniger auf Verrückung hindeuten ganz die äußeren Manieren derer, die in diesem Zustande sind, angenommen. Hier zu Lande ist keine Hoffnung, ihn herzustellen. Ich dachte Dich zu fragen, ob Du Dich seiner annehmen wolltest, wenn er etwa nach Jena käme, wozu er Lust hatte. Er bedarf ruhige Umgebung und wäre durch eine suivirte Behandlung wahrscheinlich zurecht zu bringen. Wer sich seiner annehmen wollte, müßte durchaus seinen Hofmeister machen und ihn von Grund aus wieder aufbauen. Hätte man erst über sein Äußeres gesiegt, so wäre er nicht weiter zur Last, da er still und in sich gekehrt ist"[1]).

Der Brief rechtfertigt vollkommen die Besorgnisse, welche Hölderlins Mutter gegen Sinclair ausgesprochen hatte, wenn er auch die Hoffnung auf eine wahrscheinliche Genesung festhält. Wir müssen annehmen, daß Schelling den Jugendfreund in einem besonders unglücklichen Augenblicke wiedersah, in dem die sichtbare Vernachlässigung seines Aeußeren den schlimmsten Eindruck auf ihn machte. Hegel antwortete ihm am 16. August: — — „noch unerwarteter die Erscheinung Hölderlins in Schwaben, und zwar in welcher Gestalt. Du hast freilich recht, daß er dort nicht wird genesen können; aber sonst ist er überhaupt über die Periode hinaus, in welcher Jena eine positive Wirkung auf Menschen haben kann; und es ist izt die Frage, ob für seinen Zustand die Ruhe hinreichend ist, um aus sich selbst genesen zu können. Ich hoffe, daß er noch immer ein gewisses Zutrauen in mich setzt, das er sonst zu mir hatte und vielleicht ist dieses fähig etwas bey ihm zu vermögen, wenn er hieher kommt"[2]).

---

[1]) A. a. O. I S. 468—69.

[2]) Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. Leipzig 1887. S. 32.

Ob damals der Plan, Hölderlin nach Jena zu ſchicken, wirklich ernſthaft erwogen wurde, mögte ich bezweifeln, und ſo iſt denn auch in Schellings Antwort an Hegel vom 31. Auguſt aus Stuttgart von Hölderlin nicht weiter die Rede.

Der Unglückliche hatte ſich während der letzten Monate vorzugsweiſe mit der Ueberſetzung des Sophokles beſchäftigt und, wie es ſcheint, Schelling eine Probe derſelben vorgelegt. Gelegentlich waren auch noch ſelbſtſtändige Dichtungen entſtanden. Der Buchhändler Wilmans in Frankfurt a. M. hatte ſich bereit erklärt, den Verlag der Ueberſetzung zu übernehmen. Es liegen uns einige Briefe Hölderlins an ihn vor, welche dieſe Angelegenheit betreffen. Sie verrathen ein gewiſſes, ja geſteigertes Selbſtgefühl, ſind aber zugleich ein Zeugniß, daß er öfters entweder unklar dachte, oder ſeine Gedanken nicht einfach und klar auszudrücken verſtand. In einem Briefe vom December 1803 ſchreibt er an Wilmans, nachdem er ſich über die ihm vorgelegte Druckprobe geäußert, daß er eben an der Durchſicht einiger „Nachtgeſänge“ für ſeinen Almanach ſei und hofft ihm „die Probe einiger gröſſerer lyriſchen Gedichte“ auf den Januar ſchicken zu können.

Einen wehmüthigen Einblick in Hölderlins damaligen Geiſteszuſtand gewährt uns auch ein Brief von ihm vom 12. März 1804 an Leo von Seckendorf, der ſeit 1802 als Regierungsrath in Stuttgart angeſtellt war. Die Bekanntſchaft beider reichte ſchon in den Sommer 1792 zurück, in dem Seckendorf in Tübingen ſtudirte. Bei ſeinem Abgange nach Jena im Herbſt 1792 hatte Hölderlin ihm in das Stammbuch geſchrieben:

„Es wölbt zu reinerem Genuße
Dem Dichter ſich der Schönheit Heiligtum,
Er koſtet oft, von ihrem Mutterkuße
Geläutert und geſtärkt Elyſium;
Des Schaffens ſüße Luſt, wie ſie, zu fülen
Belauſcht ſie kün der zartgewebte Sinn,
Und magiſch tönt von unſern Saitenſpielen
Die Melodie der ernſten Meiſterin.“

Tüb. im Sept. 1792.

Zum Andenken von
Ihrem Freunde
M. Hölderlin.

Ob Hölderlin später ihn noch in Jena traf, ist aus seinen Briefen nicht ersichtlich. Vielleicht hatte das Schicksal beide erst jetzt wieder zusammengeführt[1]). Schmerzlich mußte es Seckendorf dann berührt haben, als er den Freund, den er als blühenden hoch aufstrebenden Jüngling verlassen, so verwandelt wiederfand. In jenem Briefe sehen wir, wie Hölderlins Geist fortwährend mit hohen Gedanken beschäftigt ist, wie aber seine Kraft im Ringen damit ermattet und der Ausdruck ihm versagt. Das „unterthänig" am Schlusse gemahnt schon an den Ton seiner Briefe aus späterer Zeit, wo das Gefühl seiner Leistungsunfähigkeit schwer auf ihm lastete[2]).

Wie sorgsam die Mutter über ihren kranken Sohn wachte, zeigt ein Brief von ihr an seinen Verleger Wilmans, vom 28. Mai 1804. Sie bittet ihn darin, von dem Guthaben ihres Sohnes zwei ältere Rechnungen Anderer für Bücher zu berichtigen, falls er ihm nicht selbst eine Anweisung sende. Sie könne sich nicht erklären, weshalb er die Rechnungen so lange habe stehen lassen, und bitte daher Herrn Wilmans in dem Briefe an ihren Sohn nicht gerade zu melden, daß sie ihn darum ersucht habe[3]).

Wenn Einer befähigt war, die Tragödien des Sophokles in unsere Sprache zu übertragen, so wäre es Hölderlin in seinen gesunden Tagen gewesen. Jetzt war er dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Die Uebersetzung erschien 1804 in zwei Bändchen, deren erstes Oedipus, den Tyrannen, das zweite die Antigone enthielt. Wohl erkennen wir in einzelnen Stellen und Wendungen noch den Gedanken und Sprache beherrschenden Dichter; aber im Ganzen ist die Uebersetzung steif und unbeholfen, ängstlich an das

---

[1]) Nach den Immatrikulations-Protokollen war Seckendorf am 10. November 1792 in Jena und am 13. Januar 1796 in Göttingen immatrikulirt. Wann er Jena verlassen, konnte ich nicht feststellen. Vielleicht hatte er zu der großen Zahl derer gehört, welche, wie Sinclair im März 1795 aus Jena schrieb, „die Ordensgeschichten" von dort fortgetrieben hatten.

[2]) Der Brief ist 1886 in der „Straßburger Post" Nr. 329 durch Herrn Scheidel, Vorsteher der Lateinschule in Lauterburg i. E. veröffentlicht, dessen gütiger Mittheilung ich das obige Stammbuchblatt verdanke.

[3]) Eine Abschrift dieses Briefes verdanke ich der Güte des Herrn Professor Sauer in Prag. Das Original ist im Besitze des Herrn Künzel in Leipzig.

Original sich anklammernd, und doch nicht immer mit richtigem Verständniß, oder unklar im Ausdruck. Die Chöre sind in freien Versmaßen übertragen, der Dialog in fünffüßigen Jamben, denen hie und da sechsfüßige untermischt sind; überhaupt ist die Behandlung des Metrums nicht fehlerfrei. An die Stelle einer Einleitung, die der Dichter besonders zu schreiben vorhatte, scheinen die Noten getreten zu sein, die jedem Bändchen angehängt sind. Sie enthalten neben lichten Kunstblicken, die von ernstem Nachdenken zeugen[1]), viel Unverständliches und Sinnloses, das uns öfters im Zweifel läßt, ob der Verfasser sich in seinen Gedanken verwirrt hatte, oder nur nicht im Stande war, für das Gedachte die passenden Worte zu finden. Characteristisch für seine Auffassung der Poësie ist besonders der Anfang der Noten, der allerdings vorzugsweise die tragische Dichtung im Auge hat:

„Es wird gut seyn, um den Dichtern, auch bei uns, eine bürgerliche Existenz zu sichern, wenn man die Poësie auch bei uns, den Unterschied der Zeiten und Verfassungen abgerechnet, zur μηχανη der Alten erhebt."

„Auch andern Kunstwerken fehlt, mit den griechischen verglichen, die Zuverlässigkeit; wenigstens sind sie bis izt mehr nach Eindrüken beurtheilt worden, die sie machen, als nach ihrem gesezlichen Kalkül und sonstiger Verfahrungsart, wodurch das Schöne hervorgebracht wird. Der modernen Poësie fehlt es aber besonders an der Schule und am Handwerksmäßigen, daß nemlich ihre Verfahrungsart berechnet und gelehrt, und wenn sie gelernt ist, in der Ausübung immer zuverlässig wiederhohlt werden kann. Man hat, unter Menschen, bei jedem Dinge, vor allem darauf zu sehen, daß es Etwas ist, d. h., daß es in dem Mittel (moyen) seiner Erscheinung erkennbar ist, daß die Art, wie es bedingt ist, bestimmt und gelehret werden kann. Deswegen und aus höheren Gründen bedarf die Poësie besonders sicherer und karakteristischer Prinzipien und Schranken."

Neben der Uebersetzung des Sophokles hatte Hölderlin einige „Nachtgesänge", wie er sie in dem Briefe an Wilmans nannte, gedichtet, ihm auch „die Probe einiger grösserer lyrischer Gedichte"

[1]) Die Briefe an Neuffer aus Homburg beweisen, wie sehr ihn der Gegenstand in seinen gesunden Tagen beschäftigt hatte.

in Aussicht gestellt. In dem von Wilmans verlegten „Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet auf das Jahr 1805“ [1]) finden wir indeß von Hölderlin nur neun kleinere Gedichte, während die folgenden Jahrgänge nichts mehr von ihm bringen. Es sind zum Theil Umarbeitungen älterer Gedichte. Die Ode „An die Hoffnung“ [2]), so wie „Der Winter“, jetzt mit der Ueberschrift „Vulkan“, haben nur geringe Aenderungen erfahren. In der Ode „Blödigkeit“ begegnen wir zunächst den im „Dichtermuth“ ausgesprochenen Gedanken wieder, in etwas veränderter Fassung; der Schluß dagegen ist neu, die Erinnerung an die Gefährten, welche untergingen, getilgt. „Der gefesselte Strom“ heißt jetzt „Ganymed“. Das Motiv dieser Namensänderung ist nicht klar, der Gedankengang ist fast derselbe geblieben, und nur in der ersten und letzten Strophe sind dunkle Anspielungen auf das Schicksal des Ganymed enthalten [3]). Am bedeutsamsten ist die Umgestaltung des „blinden Sängers“ in „Chiron“. Sie ist ein Zeichen, daß Hölderlin sich, wenigstens zu Zeiten, der Umnachtung seines Geistes schmerzlich bewußt war. Traurig lautet die Frage:

„Wo bist Du Nachdenkliches! Das immer muß
Zur Seite gehn, zu Zeiten, wo bist Du, Licht?

Und die Nacht, die den blinden Sänger „mit heiligem Zauber“ hielt und hemmte, dem Chiron „zürnt“ sie:

„Das Herz ist wieder wach, doch herzlos
Zieht die gewaltige Nacht mich immer.“

Gegen das Ende entfernt sich das Gedicht immer mehr von seinem Urbild und verliert sich in Dunkel [4]).

---

[1]) Der Verleger hatte das Taschenbuch der Kaiserin von Rußland gewidmet. Die Widmung ist vom 1. September 1804 datirt.

[2]) Eine Reinschrift dieser Ode im Hamelschen Nachlaß stimmt genau mit dem Text des Taschenbuchs überein.

[3]) Im Hamelschen Nachlaß befindet sich ein Manuscript des „gefesselten Strom“ flüchtig geschrieben, mit vielen Correcturen und Varianten, welche dem „Ganymed“ entsprechen, die letzte Strophe allein in dieser Fassung.

[4]) Nach einer Sage (Apollodor. Bibl. II 5,4) zog Chiron, durch einen vergifteten Pfeil des Herakles unheilbar verwundet, sich in seine Höhle zurück und wünschte hier zu sterben; aber er konnte nicht sterben, weil er unsterblich war. Erst als Zeus die Unsterblichkeit von ihm auf Prometheus übertragen hatte, starb er.

In den neuen Gedichten: „Thränen“ [1]), „Hälfte des Lebens“, „Lebensalter“, „Der Winkel von Hahrdt“ ſchlägt der Dichter wohl noch hie und da ergreifende Töne an, die an geſunde Tage erinnern, doch lagert ein düſterer Nebel über dem Ganzen; die meiſten derſelben ſind offenbar nur Bruchſtücke. Niemand wird ohne Wehmuth die Worte leſen:

„Hälfte des Lebens“ [2]).

„Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Roſen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küſſen
Tunkt ihr das Haupt
In's heilignüchterne Waſſer“

„Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter iſt, die Blumen, und wo
Den Sonnenſchein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern ſtehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.“

Im Sommer 1804 fand Hölderlin in ſich den Muth, der Einladung ſeines Freundes Sinclair nach Homburg zu folgen. Sinclair kam ſelbſt nach Nürtingen, um ihn abzuholen. Auf dem Wege dahin hatte er Schelling, der inzwiſchen Jena mit Würzburg vertauſcht hatte, beſucht. Schelling ſchrieb darüber am 14. Juli an Hegel: „Vor ungefähr 4 Wochen überraſchte mich Sinclair. Er war auf dem Wege nach Schwaben, Hölderlin dort abzuholen, mit dem er dann auch hieher zurückkam. Dieſer iſt in einem beſſeren Zuſtande, als im vorigen Jahre, doch noch immer in merklicher Zerrüttung. Seinen verkommenen geiſtigen Zuſtand drückt die Ueberſetzung des Sophokles ganz aus [3]). Er ſagte mir,

[1]) Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet ſich ein ſchwer leſerliches Concept des Gedichts, mit der Ueberſchrift: „Sappho's Schwanengeſang“.

[2]) Die K. Bibliothek in Stuttgart beſitzt ein Bruchſtück des Concepts mit der Ueberſchrift: „Die Schwäne“. „Birnen“ Lesart des Taſchenbuchs.

[3]) Die Aeußerung Hölderlins in einem Briefe an Wilmans vom 20. Sept. 1803, daß Schelling die überſetzten Tragödien „an das Weimariſche Theater beſorgen wolle“, kann nur auf einem Mißverſtändniß beruhen, wenn

daß er Bibliothekar des Landgrafen von Homburg geworden ſei und ging mit Sinclair dorthin.“ [1])

Sinclair hatte die Anſtellung für Hölderlin ausgewirkt, während er ſelbſt die Koſten der Beſoldung trug. Aus ſeinem, dem Landgrafen deshalb übergebenen Pro Memoria [2]) ergiebt ſich, daß er den Betrag desſelben ſchon ſeit zwei Jahren an den Freund gezahlt hatte.

In Homburg fand Hölderlin bei ſeinen früheren Freunden und Bekannten den herzlichſten Empfang und von allen Seiten bemühte man ſich, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Sinclair gewann die Ueberzeugung, daß er entſchieden auf dem Wege der Geneſung ſei und nur zeitweilig, wie Hamlet, die Maske des Wahnſinns vornehme. Er ſchrieb darüber am 6. Auguſt an Hölderlins Mutter [3]): „Zum Glück war das Stillſchweigen, das ich gegen Ew. Wohlgebohren beobachten muſte, weil Ihr Herr Sohn es von mir verlangt hat, daß ich nicht eher ſchreiben ſollte, als bis daß er ſchrieb, nicht durch einen üblen Zuſtand deſſelben veranlaſst. Vielmehr befindet ſich derſelbe vollkommen wohl und

---

auch Schellings Urtheil über ſie bei der erſten Wiederbegegnung mit Hölderlin ein Jahr früher, günſtiger gelautet hatte, als jetzt.

[1]) A. a. O. Band II S. 23—24.

Num. 349.“

[2]) „Unterthänigſtes Pro Memoria „Da S^mus^ meine unterthänigſte Bitte, den Magister Hölderlin aus Wirtemberg zu Höchſtdero Bibliothekar zu ernennen, gnädigſt geruht haben zu willfahren, ſo füge ich die weitere unterthänigſt an: daß ich ihm diejenigen zweihundert Gulden meiner Beſoldung Kraft dieſes überlaſſen dürfe, welche ich vor zwei Jahren als Zulage erhalten, blos aber in Rückſicht ſeiner angenommen, auch demſelben meiner vielen gegen ihn habenden Verbindlichkeiten wegen ſeitdem abgegeben hatte. Bei dieſer kleinen Beſoldung für den Mag. Hölderlin wäre eine gnädigſte Verfügung dahin zu wünſchen, daſs ſie jedesmahl wenn ſie fällig ganz ausgezahlt werde, damit derſelbe zu ſeinem Unterhalt darauf rechnen könne. Ich zweifle nicht, daß ſich Herr Hölderlin der fürſtlichen Gnade durch den Ruf ſeiner Talente und Gelehrſamkeit, ſowie durch eine vollkommene Anhänglichkeit an S^mum^ und Höchſtdero durchlauchtigſte Familie würdig machen werde.“

Homburg den 7. Juli 1804.

J. v. Sinclair.“

„Ich genehmige gänzlich dieſes arrangement, wie auch die richtige Zahlung. F. L.“ (S. Kelchner a. a. O. S. 31.)

[3]) Kelchner a. a. O. S. 32.

zufrieden, und nicht nur ich, sondern ausser mir noch 6—8 Personen, die seine Bekanntschaft gemacht haben, sind überzeugt, daß das was Gemüths Verwirrung bei ihm scheint, nichts weniger, als das, sondern eine aus wohl überdachten Gründen angenommene Äusserungs Art ist, und freuen sich sehr darüber seines Umgangs profitiren zu können. Den Herrn Land Grafen, der aus dem Bad noch nicht zurück ist, hat er noch nicht gesprochen. Die kleine Besoldung, die ihm hat verwilligt werden können, wird mit dem, was er nach Dero vorletztem geehrtesten Schreiben von Ihnen erhalten soll, zur Bestreitung seiner Bedürfnisse hinreichen. Er wohnt im Hause eines französischen Uhrmachers, Namens Calame, in der Gegend, wo er es wünschte. Es sind sehr brave Leute, die alles für ihn besorgen und wo er sehr gut aufgehoben ist. Sie können daher ganz ausser Sorgen sein, und würden Sich gewisslich selbst davon überzeugen, wenn Sie anhero kommen sollten." — —

Halten wir diesen Aeußerungen das Urtheil Schellings gegenüber, so können wir nicht zweifeln, daß Sinclair den Zustand seines Freundes zu günstig und hoffnungsvoll ansah.

Von Hölderlin selbst besitzen wir keine Briefe aus diesem zweiten Aufenthalt in Homburg. Trotz aller freundlichen Theilnahme, die ihn umgab, konnte er doch nur schmerzliche Erinnerungen in ihm wecken, wenn er in lichten Zeiten sich des Gegensatzes zwischen sonst und jetzt voll bewußt wurde. In seinem Zimmer hatte er das Klavier wiedergefunden, welches ihm einst die Prinzessin Auguste geschenkt, und gewiß war ihm Anfangs die Musik eine Trösterin in dunklen Stunden. Von den Töchtern des Landgräflichen Paares lebte jene allein noch im elterlichen Hause, nachdem die jüngste, Prinzessin Marianne, seit dem Januar 1804 mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen vermählt, ihrem Gatten nach Berlin gefolgt war. Dagegen lernte Hölderlin jetzt eine der älteren Schwestern kennen, die Erbprinzessin Amalie von Anhalt-Dessau, die eine Zeit lang zum Besuche der Eltern in Homburg weilte. Er hatte vor 10 Jahren auf einer Fußreise von Jena aus ihre gegenwärtige Heimath, Dessau, besucht und, wie er damals der Schwester schrieb „in den Gärten von Luisium und Wörrliz einen herrlichen Tag zugebracht". Es scheint, daß er zu

der Prinzeſſin in nähere Beziehungen trat, da er ihr eine tief empfundene Ode widmete[1]). Bezeichnend für ſeine gehobene Stimmung iſt die Rückkehr zu dem antiken Versmaß in derſelben. Wenn auch nicht völlig ausgeführt, gemahnt ſie in ihrer Formenſchönheit und Klarheit, wie ein letzter Sonnenblick, der uns den Dichter noch einmal auf der Höhe ſeines Könnens zeigt.

„Aus ſtillem Hauſe ſenden die Götter oft
Auf kurze Zeit zu Fremden die Lieblinge,
Damit, erinnert, ſich am edlen
Bilde der Sterblichen Herz erfreue.

So kommſt Du aus Luiſiums Hainen auch
Aus heil'ger Schwelle dort, wo geräuſchlos rings
Die Lüfte ſind und friedlich um Dein
Dach die geſelligen Bäume ſpielen,

Aus Deines Tempels Freuden, o Prieſterin!
Zu uns, wenn ſchon die Wolke das Haupt uns beugt
Und kalt und wild . . . . . .
. . . . . .

O theuer längſt . . . . . da Du
Im Dunkeln göttlich Feuer behüteteſt;
Doch ſtiller, theurer heute, da Du
Unter den Zeitlichen ſegnend feierſt.

Denn, wo die Reinen wandeln, vernehmlicher
Iſt da der Geiſt und offen und heiter blühn
Des Lebens dämmernde Geſtalten
Da wo ein ſicheres Licht erſcheinet.

Und wie auf dunkler Wolke beſänftigend
Der ſchöne Bogen blühet, ein Zeichen iſt
Er künft'ger Zeit, ein Angedenken
Seliger Tage, die einſt geweſen.

So iſt Dein Leben, heilige Fremdlingin!
Wenn Du Vergangnes über Italiens
Zerbrochnen Säulen ſieheſt, wenn Du
Neues in ſtürmiſcher Zeit betrachteſt."

---

[1]) Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Heſſen-Homburg etc. Band III S. 311.

Auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet ſich ein Concept der Ode ohne Ueberſchrift.

Von dem, was Hölderlin sonst noch während dieses zweiten Aufenthalts in Homburg gedichtet haben mag, ist in die Sammlungen seiner Gedichte nichts aufgenommen. Vielleicht befindet sich unter den vorhandenen, zum Theil schwer zu entziffernden Manuscripten noch ein oder das andere Fragment, welches dieser Zeit angehört, jedenfalls keines von gleicher Vollendung, wie die genannte Ode. Wir wissen auch nicht, wie lange die günstige Zeit dauerte, in der er einer solchen dichterischen Leistung noch fähig war.

Die einzige Aufzeichnung, die wir meines Wissens über seinen damaligen Zustand aus unmittelbarer Beobachtung besitzen, verdanken wir Bettina von Arnim, die im Sommer 1805 eine Zeit lang in Offenbach lebte und hier wiederholt mit Sinclair — von ihr St. Clair genannt — zusammentraf. Hölderlin gehörte zu ihren Lieblingsdichtern und sie nahm an seinem düsteren Loose den wärmsten Antheil. In ihrem Buche „Die Günderode" erzählt sie in ihrer eigenthümlichen Weise der Freundin Einiges von dem, was Sinclair ihr über den Unglücklichen mitgetheilt hatte. „Er sagt", schreibt sie, „ihm zuhören, sei grade, als wenn man es dem Tosen des Windes vergleiche, denn er brause immer in Hymnen dahin die abbrechen wie wenn der Wind sich dreht — und dann ergreife ihn wie ein tieferes Wissen, wobei einem die Idee daß er wahnsinnig sei ganz verschwinde, und daß sich anhöre was er über die Verse und über die Sprache sage, wie wenn er nah dran sei das göttliche Geheimniß der Sprache zu erleuchten, und dann verschwinde ihm wieder alles im Dunkel, und dann ermatte er in der Verwirrung, und meine es werde ihm nicht gelingen begreiflich sich zu machen." Das Geheimniß der Sprache, die Gesetze der Poësie, das Räthsel des Menschenschicksals beschäftigten nach diesen Mittheilungen dauernd noch seine Gedanken. Oft aber scheint seine Aufregung sich bis zur Angst gesteigert zu haben. Die Saiten des Klaviers, auf dem er phantasirte, hatte er zerrissen. „Dieses Klavier", sagte Sinclair, „ist ein wahrer Seelenabdruck von ihm." Die Briefe der Seinigen beantwortete er nicht mehr. Rührend fragt ihn seine Mutter in einem Briefe vom 29. October 1805, ob sie ihm vielleicht ohne ihr Wissen und Wollen Veranlassung gegeben habe, daß er empfindlich gegen sie sei?

Während sonst der Frühling immer eine besänftigende Macht über ihn ausgeübt hatte, verschlimmerte sich im Frühling 1806 sein Zustand in dem Grade, daß seine Wirthsleute ihn nicht länger behalten wollten und man ihn anderweitig unterbringen mußte. Auch Sinclair sah jetzt — zu spät — ein, daß der Kranke nicht mehr in Homburg bleiben könne, um so weniger, als die äußeren Verhältnisse dort sich wesentlich geändert hatten. Tief bekümmert schrieb er am 3. August an Hölderlins Mutter[1]): „Die Veränderungen, die sich leider! mit den Verhältnissen des Herrn Land Grafen zugetragen haben, die Ihnen auch schon bekannt sein werden, nöthigen den Herrn Land Grafen zu Einschränkungen, und werden auch meine hiesige Anwesenheit wenigstens zum Theil aufheben. Es ist daher nicht mehr möglich, daß mein unglücklicher Freund, dessen Wahnsinn eine sehr hohe Stufe erreicht hat, länger eine Besoldung beziehe, und ich bin beauftragt Sie zu ersuchen, ihn dahier abhohlen zu lassen. Seine Irrungen haben den Pöbel dahier so sehr gegen ihn aufgebracht, daß bei meiner Abwesenheit die ärgsten Mishandlungen seiner Person zu befürchten ständen, daß seine längere Freiheit selbst dem Publicum gefährlich werden könnte, und, da keine solche Anstalten im hiesigen Lande sind, es die öffentliche Vorsorge erfodert, ihn von hier zu entfernen. — Wie sehr es mich schmerzt, können Sie glauben, aber der Nothwendigkeit muß ein jedes Gefühl weichen, und in unsern Tagen erfährt man nur zu oft diesen Zwang. Ich werde mir es auch für die Zukunft zur Pflicht machen, für Hölderlin möglichste Sorgfalt zu tragen, die Umstände aber erlauben mir izt nicht, mich hierüber bestimmt zu äussern."

Es wurde beschlossen, einen letzten Heilungsversuch in der von Autenrieth damals neu eingerichteten Klinik in Tübingen zu wagen. Hölderlin wurde, wie Schwab erzählt, von Sinclair selbst, unter dem Vorwande, daß er zu Tübingen einen Büchereinkauf zu machen habe, dorthin gebracht und ließ sich den Aufenthalt in jener Heilanstalt geduldig vorschreiben, als „auf höheren Befehl" über ihn verhängt.

So war er wieder in der Heimath, um sie fortan nicht mehr zu verlassen.

[1]) Kelchner a. a. O. S. 33—34.

Briefe.

1802 bis 1805.

Nr. 232 bis 238.

**Nr. 232.

Hölderlin an Böhlendorf.

Nürtingen den 2. December 1802.

Mein Theurer!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, bin indeß in Frankreich gewesen und habe die traurige einsame Erde gesehn; die Hütten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind.

Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen.

In den Gegenden, die an die Vendée gränzen, hat mich das Wilde, Kriegerische interessirt, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern und das im Todesgefühle sich wie in einer Virtuosität fühlt, und seinen Durst zu wissen, erfüllt. Das Athletische der südlichen Menschen, in den Ruinen des antiken Geistes, machte mich mit dem eigentlichen Wesen der Griechen bekannter; ich lernte ihre Natur und ihre Weisheit kennen, ihren Körper, die Art, wie sie in ihrem Klima wuchsen, und die Regel, womit sie den übermüthigen Genius vor des Elements Gewalt behüteten. Dies bestimmte ihre Popularität, ihre Art, fremde Naturen anzunehmen und sich ihnen mitzutheilen. Darum haben sie ihr eigenthümlich Individuelles, das lebendig erscheint, so fern der höchste Verstand im griechischen Sinne Reflexionskraft ist, und dies wird uns begreiflich, wenn wir den heroischen Körper der Griechen begreifen; sie ist Zärtlichkeit, wie unsere Popularität.

Der Anblick der Antiken hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst, die auch in der höchsten Bewegung und Phänomenalisirung der Begriffe und alles ernstlich Gemeinten dennoch alles stehend und für sich selbst erhält, so daß die Sicherheit in diesem Sinne die höchste Art des Zeichens ist. Es war mir nöthig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich festzusetzen auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt.

Die heimathliche Natur ergreift mich um so mächtiger, je mehr ich sie studiere. Das Gewitter, nicht blos in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Gang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher!

Mein Lieber! ich denke, daß wir die Dichter bis auf unsere Zeit nicht commentiren werden, sondern daß die Sangart überhaupt wird einen andern Charakter nehmen, und daß wir darum nicht aufkommen, weil wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen.

Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nöthig. Sonst haben wir keinen für uns selbst; sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden. Lebe recht wohl!

Dein

H.

Nr. 233.

Landauer an Hölderlin[1]).

Stuttgard 8ten Febr. 1803.

Vor ein paar Tagen erhielt ich inliegenden Brief für Dich, lieber Hölderlin.

Was machst Du? Wahrscheinlich arbeitest Du den ganzen Tag und die halbe Nacht, daß Du so gar keine Kunde von Dir giebst, mich so gar nicht mehr besuchst. Ich gestehe Dir, Freund, es thut mir offt schmerzlich wehe, wenn ich daran denke, daß Deine Freunde Dir nichts mehr zu seyn scheinen, weil Du es nicht für der Mühe werth hältst, Dich um sie zu erkundigen.

Es soll mich herzlich freuen, wenn Du Dich bald entschließen magst, mich — wenigstens auf einige Tage — zu besuchen. Scheffauer macht eben jezt ein schönes Monument in Erde — über Lebensgröße — für den verstorbenen Erb-Prinzen von Baden.

Lebe wohl, Lieber, und denke wenigstens zuweilen an

Deinen

C. Landauer.

Nr. 234.

Hölderlin an Wilmans[2]).

Nürtingen bei Stutgard
d. 20. Sept. 1803.

Wohlgebohrner
Insonders hochgeehrtester Herr!

Ich danke Ihnen recht sehr, dass Sie an der Übersezung der Sophokleischen Tragödien den gütigen Antheil genommen haben.

Da ich von meinem Freunde Schelling, der sie an das Weimarische Theater besorgen wollte, keine Nachricht habe, so geh ich lieber den sicheren Weg und mache von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch.

---

[1]) Der Brief ist an Herrn „Magister Hölderlin im Bräunlinschen Hauß in Nürtingen“ adressirt.

[2]) Die Einsicht des Originals verdanke ich der Güte des Herrn Albert Cohn in Berlin.

Ich bin es zufrieden, daſs der erſte Band erſt in der Jubilatemeſſe erſcheint, um ſo mehr, da ich hinlänglichen Stoff habe, eine Einleitung zu den Tragödien vorauszuſchiken, die ich wohl dieſen Herbſt noch ausführen können werde.

Ich hoffe die griechiſche Kunſt, die uns fremd iſt durch Nationalkonvenienz und Fehler, mit denen ſie ſich immer herumbeholfen hat, dadurch lebendiger, als gewöhnlich dem Publikum darzuſtellen, daſs ich das Orientaliſche, das ſie verläugnet hat, mehr heraushebe, und ihren Kunſtfehler, wo er vorkommt, verbeſſere.

Ich werde Ihnen immer danken, daſs Sie mit Ihrer gütigen Zuſchrift ſo mich getroffen haben, weil Sie zur Äuſſerung mir eine Freiheit machen, jezt, da ich mehr aus dem Sinne der Natur und mehr des Vaterlandes ſchreiben kann, als ſonſt.

Ich bin mit wahrhaftiger Hochachtung

Euer Wohlgebohren

gehorſamſter Diener

Friedrich Hölderlin.

Nr. 235.

Hölderlin an Wilmans[1]).

Nürtingen bei Stutgard
d. . . . Dec. 1803.

Verehrungswürdiger!

Ich danke Ihnen, daſs Sie ſich bemüht haben, mir eine Probe von dem Druke der Sophokleiſchen Tragödien mitzutheilen. Ich glaube, daſs es bei ſolchen Lettern bequemer für die Augen iſt, den Sinn zu finden, da man durch allzuſcharfe Lettern leicht verſucht wird, blos auf die Typen zu ſehen.

Die Schönheit des Druks ſcheint wenigſtens mir, nichts dadurch zu verlieren. Die Linien ſtehen ſo in veſterem Gleichgewicht.

Ich bin eben an der Durchſicht einiger Nachtgeſänge für Ihren Allmanach. Ich wollte Ihnen aber ſogleich antworten, damit kein Sehnen in unſere Beziehung kommt.

[1]) Die Einſicht des Originals verdanke ich der Güte des Herrn Carl Geibel in Leipzig. Auf dem Brief wohl von der Hand des Empfängers die Notiz: „Hölderlin d. 3. Januar 1804."

Es ist eine Freude, sich dem Leser zu opfern, und sich mit ihm in die engen Schranken unserer noch kinderähnlichen Kultur zu begeben.

Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug, denn so weit sind wir noch immer, troz der Verschiedenheit der Stoffe; ein anders ist das hohe und reine Frohlokken vaterländischer Gesänge.

Das Prophetische der Messiade und einiger Oden ist Ausnahme.

Ich bin sehr begierig, wie Sie die Probe einiger grösserer lyrischen Gedichte aufnehmen werden. Ich hoffe, sie Ihnen auf den Januar zu schiken; und wenn Sie diesen Versuch, wie ich, beurtheilen, werden sie wohl noch bis auf die Jubilatemesse erscheinen können.

Die Einleitung zu den Sophokleischen Tragödien denke ich besonders zu schreiben, allenfalls für die Herbstmesse; es stehet dann in Ihrem Belieben, Verehrungswürdiger! ob Sie davon wollen Gebrauch machen oder nicht.

Von Schelling hoffe ich Ihnen bald eine Antwort zu schiken.

Für die Ausgabe der Ansichten, wovon Sie mir eine Ankündigung gütigst zuschikten, werd' ich in Stutgard Theilnehmer zu finden suchen. Ich habe daselbst mit einigen Männern Bekantschaft, die solche Schriften kauffen mögen und andern sie empfehlen.

Ich empfehle mich Ihnen, mein Theurer! bis zu fernerer Probe meiner Ergebenheit.

Hölderlin.

*Nr. 236.

Hölderlin an Leo von Seckendorf[1].

Nürtingen d. 12. März 1804[2].

Ich habe Dich neulich besuchen wollen, konnte aber Dein Haus nicht finden. Ich besorge also den Auftrag, der mir diesen Besuch nothwendig machte, schriftlich und schike Dir eine Ankündigung von pittoresken Ansichten des Rheins[3]; es ist Dir möglich,

[1] Die Einsicht des Originals verdanke ich der Güte des Herrn Gustav Scheidel, Lehrer an der Lateinschule in Lauterburg i. E.

[2] Darunter von Seckendorfs Hand: „mündlich beantwortet".

[3] Offenbar die in dem vorigen Briefe an Wilmans erwähnte Ankündigung.

Theil daran zu nehmen und dafür Theilnehmer zu finden. Der Fürst hat sich schon dafür interessirt. Ich bin begierig, wie sie ausfallen werden; ob sie rein und einfach aus der Natur gehoben sind, so dass an beiden Seiten nichts Unzugehöriges und Unkarakteristisches mit hineingenommen ist, und die Erde sich in gutem Gleichgewicht gegen den Himmel verhält, so dass auch das Licht, welches dieses Gleichgewicht in seinem besondern Verhältniss bezeichnet, nicht schief und reizend täuschend seyn muss. Es kommt wohl sehr viel auf den Winkel innerhalb des Kunstwerks und auf das Quadrat ausserhalb desselben an.

Die Antiquen in Paris haben besonders mir ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben, so dass ich mehr darin studiren möchte.

Ich bitte Dich auch, Dich für eine Übersezung der Sophokleischen Tragödien zu interessiren, die mir derselbige Verleger Herr Willmans in Frankfurt in Verlag genommen hat, und die auf Ostern herauskommen wird.

Die Fabel, poëtische Ansicht der Geschichte und Architektonik des Himmels beschäfftiget mich gegenwärtig vorzüglich, besonders das Nationelle, sofern es von dem Griechischen verschieden ist.

Die verschiedenen Schiksaale der Heroen, Ritter und Fürsten, wie sie dem Schiksaal dienen, oder zweifelhafter sich in diesem verhalten, hab' ich im Allgemeinen gefasst.

Ich wünschte Dich wirklich einmal in Stutgard zu sehen und Gespräch mit Dir zu haben. Ich schäz es eigentlich, dass wir einen Mann, der so gelehrt ist und so menschlich, unter uns haben. Herrn von Sinklair habe ich es geschrieben.

Ich glaube Dir noch vieles mittheilen zu können. Das Studium des Vaterlandes, seiner Verhältnisse und Stände ist unendlich und verjüngt, dass uns die gute Zeit nicht leer von Geiste werde und wir uns wieder selber finden mögen.

Ich denke einfältige und stille Tage, die kommen mögen. Beunruhigen uns die Feinde des Vaterlands, so ist ein Muth gespart, der uns vertheidigen wird gegen das andre, das nicht ganz zu uns gehört. Ich empfehle mich Dir unterthänig.

Hölderlin.

**Nr. 237.

Hölderlin an Wilmans[1]).

Nürtingen bei Stutgardt
d. 2. Apr. 1804.

Verehrungswürdiger!

Ich habe die Drukfehler des Ödipus durchgegangen. Der rohe Druk hat mir fast besser gefallen, wahrscheinlich, weil die Züge, welche an den Buchstaben das Veste anzeigen, gegen das Modificirende so gut aushalten in dieser Typographie, und dieses im rohen Druk noch bemerkbarer war, als im gefeilten. Der Erfinder ist erst verschämt gegen sein Publikum und verlieret über der Galanterie dann das Eigenthümliche überhaupt, besonders das Veste, was diese Typographie karakterisirt. Übrigens hat die Typographie in diesem Vorzug nur mehr dem Scheine nach verloren, als der Wirklichkeit.

Ist sie bekannter, so geben Sie ihr das Rohe des ersten Druks, und lassen es oder geben ihm eine Feile.

Ich sage diß, um Ihnen zu bezeugen, wie weit ich diese Vortrefflichkeit verstehe. Diese allzu strenge Feile schwächet auch nur das Veste dem ersten Scheine nach, und wenn man sich gerade oder mit einer reinen Richtung zu den Seiten davor sezt, so sieht man die ersteren Züge gut.

Ich erwarte nur die Exemplare, um sie an Herrn von Göthe und Herrn von Schiller zu schiken, und an einige andre, die vieleicht eine Theilnahme daran haben.

Der Prinzessin von Homburg möcht ich ein besonderes Exemplar schiken. Ich weiß nicht, ob Sie dazu besonderes Papier wählen wollen.

Ich glaube durchaus gegen die exzentrische Begeisterung geschrieben zu haben und so die griechische Einfalt erreicht; ich hoffe auch ferner auf diesem Prinzipium zu bleiben, auch wenn ich das, was dem Dichter verboten ist, kühner exponiren sollte, gegen die exzentrische Begeisterung.

---

[1]) Abgedruckt in: „Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten". Herausgegeben von Carl von Holtei. Hannover 1872. Bd. II. S. 27—28.

Ich freue mich, Ihnen nächstens etwas zu schiken, worauf ich jezt einen eigentlichen Werth seze.

Ich wünsche, daß die Ideen und Berührungspunkte, welche dieses Buch in Umlauf bringen, so schnell wie möglich sich bewähren mögen.

Leben Sie indeß wohl, mein Theurer!

Ihr Freund

Hölderlin.

Nr. 238.

Hölderlins Mutter an ihren Sohn.

Allerliebster Sohn!

ob ich schon nicht so glücklich bin auf mein wiederholtes Bitten auch einige Linien von Dir mein Lieber zu erhalten, so kan ich es doch nicht unterlaßen, Dich manchmal von unserer vordauerenden Liebe, und Andencken zu versichern. wie sehr würde es mich freüen und erheitern, wan Du mir nur auch wieder einmahl schreiben wolteſt, daß Du die L. Deinige noch liebſt und an uns denckeſt. Vieleicht habe ich Dir ohne mein Wisen und Willen Veranlasung gegeben, daß Du empfindlich gegen mich biſt, und so bitter entgelten läſeſt, seye nur so gut, und melde es mir, ich will es zu verbesern suchen. oder wan Dir etwas an Deinem Weiszeüg oder Kleidungsstücke abgehen solte, so schreibe es mir oder bitte Deinen Hausherrn, daß Er mir schreibt. es freüt mich herzlich, daß Du, wie mir die gnädige Frau von Bröck schreibt, einen so gutdenkenden Hausherrn haſt, der Dich so Liebreich behandle. Du mein Lieber wirſt es auch zu schäzen wißen, und danckbar vor die besondere Gewogenheit und Vorsorge, die Dein Edler Freund und Gönner Hr. von Sincklär so viel an Dir thut, wie auch deſen Gnädige Frau Mutter und die Persohnen, die Dich verpflegen.

Besonders aber bitte ich Dich herzlich, daß Du die Pflichten gegen unser l. Gott und Vatter im Himmel nicht versäumeſt. wir können auf dieser Erde keine gröſere Glückseligkeit erlangen, als wan wir bey unseren l. Gott in gnaden stehen. nach diesem wollen wir mit allem ernſt streben, daß wir dort einander wieder finden, wo keine Trennung mehr sein wird.

ich ſende Dir anbey ein Wämesle und 4 Paar ſtrümpf und 1 paar Handſchu als einen Beweiſ meiner Liebe und Andencken, ich bitte Dich aber, daß Du die Wollene Strümpfe auch trägſt. zum Preiſ unſers guthen Gottes kan ich Dir melden, daß wir biſher, auch Dein l. Bruder und ſchwägerin in Zwiefalten[1]) vor Kriegsnoth und unruhen verſchont geblieben. und ich dancke es auch dem L. Gott, daß es in Homburg, ſo viel ich weiß, zu keinen Kriegeriſchen Auftritten kam. Der l. Gott ſeye uns und unſerm Vatterland gnädig und gebe uns und allen Menſchen wieder den ſüſen Frieden. Nebſt unſerm allerſeitigen herzlichen Gruß und Bitte, daß Du mich auch wieder mit etwas erfreüſt und bald ſchreibſt, ſchlieſe ich mit der Verſicherung, daß ich unveränt ert verharre.

Nürtingen d. 29. Octobr 1805.

Deine getreue M. Gockin.

---

[1]) In der Schwäbiſchen Chronik vom 16. Nov. 1803 ſteht: „Befördert der bisherige Oberamtei Subſtitut Gock von Nürtingen zum Amtsſchreiber und Amtspfleger in Zwiefalten.

VIII.

Geiſtesnacht und Ende.

Digitized by Google

Ein Jahr lang blieb Hölderlin in der Klinik. Aufzeichnungen über seine Krankheit und die Art der Behandlung während dieses Zeitraums sind nicht vorhanden. Er scheint sehr streng überwacht zu sein, indem man ihm beispielsweise zur Einnahme seiner Mahlzeiten weder Messer noch Gabel, sondern nur einen zinnernen Löffel gestattete. Wir dürfen daraus schließen, daß er noch häufigeren Anfällen von Tobsucht unterworfen war. Eine wirkliche Besserung wurde nicht erzielt, und so entschloß sich seine Familie im Sommer 1807, ihn in Tübingen bei einem wohlhabenden Tischlermeister, Namens Zimmer, in Kost und Pflege zu geben. Dieser wird als ein Mann geschildert, der eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung besaß, selbst eine gewisse Bekanntschaft mit der deutschen poëtischen und philosophischen Literatur verrieth. Er sowohl, wie seine Frau nahmen sich des Unglücklichen liebevoll an; später, da beide älter wurden, unterstützte sie besonders eine der Töchter, Lotte — „heiligste Jungfer Lotte" von Hölderlin genannt — in der Sorge für den Kranken. Das Haus, welches der Tischler bewohnte, war am linken Neckarufer in den ehemaligen Zwinger der Stadt hineingebaut. Hölderlin erhielt im ersten Stock ein kleines Erkerzimmer angewiesen, welches auf den Fundamenten eines alten Stadtthurms ruhte. Unter seinen Fenstern rauschte der Fluß, in dessen Thälern, wie er einst gesungen, sein Herz zum Leben auferwacht war; jenseits desselben hatte er den Blick auf grüne Wiesen und weiterhin in das Steinlachthal gegen die Schwäbische Alb — also nur freundliche Eindrücke.

Indeß kehrten auch hier im Anfange Raserei- und Wuthanfälle nicht selten wieder; namentlich gerieth er jedesmal in zornige Aufregung, wenn er Einen aus der Klinik sah. Aber auch in seinen verwirrtesten und heftigsten Augenblicken, so erzählten später

seine Pflegerinnen, sagte er nie ein unschönes oder ungutes Wort. Eine große körperliche Abspannung pflegte solchen Ausbrüchen zu folgen.

Allmälich aber wurde er in der wohlthuenden Umgebung, in welcher er sich befand und bei der freundlichen Behandlung, die ihm von seinen Pflegeeltern zu Theil wurde, ruhiger, die Tobanfälle wurden seltener und weniger heftig, sein Körper schien sich zu kräftigen. So durfte man ihm mit der Zeit größere Freiheit gestatten, ließ ihn frei sich im Hause und in dem Zwinger vor demselben bewegen, nahm ihn wohl auch einmal vor das Thor in den Garten und in den Weinberg mit.

Er selbst fing an sich mit dem Gedanken an eine Herausgabe seiner Gedichte zu beschäftigen, obwohl er seinen Freunden bereits für unheilbar galt. Die Familie hatte seine Papiere an Conz übergeben und dabei den Wunsch blicken lassen, wenn er etwas von dem, was er des Verfassers würdig glaubte, gegen ein Honorar dem Drucke überlassen könnte, so würde eine dem Unglücklichen dadurch zuwachsende Unterstützung mit Dank aufgenommen werden. Im September 1809 bot Conz eine Auswahl derselben, darunter das Fragment „Empedokles", dem Redacteur der Zeitung für die elegante Welt zur Aufnahme in sein Blatt an, unter der Bedingung, daß der Name des Verfassers vor der Hand nicht dabei gedruckt werde. Denn, so schreibt er, „seiner Geistesverwirrung ungeachtet hat er immer noch die Grille, daß er von einer eigenen Ausgabe seiner Werke spricht, und wo er hört, daß etwas von ihm gedruckt worden sey, ohne sein Vorwissen, wie z. B. Leo von Seckendorf und ich glaube auch die Verfasser der Einsiedlerzeitung manches, was sie aus den Händen seiner auswärtigen Freunde erhielten, unglücklicher Weise gerade aus der Periode, wo er schon über dem gegenwärtigen unglücklichen Zustande brütete — recht als ob sie in den Resultaten des beginnenden Irrsins die höchste Begeisterung und Weihe des Dichters witterten — wo er dies hört, ist er stets sehr ungehalten darüber und schreit über unbefugte Eingriffe in eigene Rechte."[1])

[1]) S. Hölderlinstudien. A. a. O. S. 438—39.

Auch später noch sehen wir Hölderlin von diesem Gedanken erfüllt. Ein jüngerer Bruder des Dichters Karl Mayer, August, welcher 1812, zum Soldaten ausgehoben, mit dem Napoleonischen Heere nach Rußland ziehen mußte und nach dem Brande von Moskau auf dem Rückzuge umkam, wohnte in den Jahren 1810 und 1811 als Student in demselben Hause mit Hölderlin und besuchte ihn öfters. Er war ein hochgesinnter liebenswürdiger Jüngling und hatte, wie Uhland von ihm sagte, „einen offenen Sinn für Poësie, der sich auch in seinen Gedichten productiv zeigt". So scheint er Hölderlins Vertrauen gewonnen zu haben. „Der arme Hölderlin", schreibt er am 1. Januar 1811 seinem Bruder, „will auch einen Almanach herausgeben und schreibt dafür täglich eine Menge Papiers voll. Er gab mir heute einen ganzen Fascikel zum Durchsehen, woraus ich Dir doch einiges aufschreiben will. Folgendes ist der schöne Schluß eines Lieds auf den Tod eines Kindes:

„Die Schönheit ist den Kindern eigen,
Ist Gottes Ebenbild vielleicht,
Ihr Eigenthum ist Ruh' und Schweigen,
Das Engeln auch zum Lob gereicht."

Folgende Verse waren mir rührend:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
Der Jugend Freuden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne."

Außer diesen Versen, in denen noch die unmittelbare Empfindung des Dichters einen Ausdruck gefunden hat, theilt Mayer einige „komische" Verse aus einem Gedichte „der Ruhm" und den Schluß eines Gedichtes „auf die Geburt eines Kindes" mit[1]).

Aus den nächsten Jahren liegen mir einige ungedruckte Briefe Zimmers an Hölderlins Mutter vor, die in ihrer Schlichtheit, obwohl sie nur einzelne Züge von ihm wiedergeben, doch einen vollen Einblick in sein zerstörtes Geistesleben thun lassen. Im October 1811 erzählt ihr Zimmer, daß sie ihn zur Zwetschenernte mit in den Garten genommen hätten, und daß er recht gelacht habe,

[1]) Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen von Karl Mayer. Stuttgart 1867. Bd. I S. 175—176.

wenn ihm beim Schütteln der Bäume die Zwetschen auf den Kopf fielen. „Im heim gehen begegnete uns Professor Konz und grüße Ihren Sohn, nante Ihn Herr Magister, sogleich erwiederte Ihr Sohn, Sie sagen Herr Magister, Konz bat Ihren Sohn um Verzeihung und sagte bey uns alte Bekante komt es nicht darauf an wie mir[1]) uns Titulliren bey diesen Worten zog Konz den Homer aus der Tasche und sagte, sehen Sie ich habe auch unsern alten Freund bey mir, Hölderlin suchte eine Stelle darin auf, und gab sie Konz zum leßen, Konz laß die Seite Ihrem Sohne ganz begeister vor, dadurch Wurde Ihr Sohn ganz entzükt, wir gehnen dann auseinander, und Konz sagte, leben Sie recht wohl Herr Biebledekarius. Das machte Ihren Sohn ganz zufrieden. Aber 3 Tage nachher brach Er aus, und sagte in der Heftigkeit, Ich bin Kein Magister ich bin fürstlicher Biebledekarius schimfte und fluchte auf daß Consistorium und war lange unzufrieden darüber, jezt ist Er aber wieder ganz ruhig."

Am 19. April 1812 schreibt Zimmer an die Mutter, sie hätten schon seit geraumer Zeit eine Abnahme seines Körpers, bei mehr als gewöhnlichem Appetit, bemerkt; auch sei er im letzten Vierteljahr ruhiger gewesen, wie sonst, die Paroxysmen weniger heftig und von kürzerer Dauer. „Vor ohngefehr 10 Tagen war Er aber des Nachts sehr unruhig lief in meiner Werkstadt umher, und sprach in der gröSten heftigkeit mit Sich selbst, ich stund auf und fragte Ihn was Ihm fehle, Er bat mich aber wieder ins Bett zu gehen und Ihn allein zu laßen, sagte dabey ganz vernünftig Ich kann im Bett nicht bleiben und muß herum laufen, Sie alle können ruhig seyn, ich thue niemand nichts, schlafen sie wohl bester Zimmer, dabei brach Er das gespräch ab, ich konnte auch nichts weiter thun als wieder ins Bett zu gehen wenn ich Ihn nicht erzürnen wollte, that es auch und liß In thun was Er wolte." Morgens sei er ruhiger geworden, aber von heftigem Fieber befallen, mit starken Schweißen und Durchfall, ein Zustand, der mehre Tage angehalten und den Kranken sehr geschwächt habe. „Jezt ist Er wieder den ganzen Tag auser dem Bette und äuserst höflich, der Blik seines Augs ist freundlich und Liebreich auch spielt und singt Er, und ist übrigens sehr vernünftig." —

[1]) Suevismus für „wir."

— „gegenwärtig muß man Ihm noch immer einheizen, Er friert sehr leicht" — — „Das merkwürdigste dabey ist, das Er seit jenner Nacht keine spur von Unruhe mehr hatte sonst hatte Er doch wenigstens alle ander Tag eine uhnruhige Stunde. Und auch der eigene Geruch der besonders des Morgens in seinem Zimmer so auffallend war hat sich verlohren." Der herbeigerufene Arzt, Professor Gmelin, habe sich dahin geäußert, daß sich über den wirklichen Zustand des Kranken Bestimmtes noch nicht sagen lasse, es scheine ihm aber „ein Nachlaß der Natur" zu sein, und leider müsse auch er dies glauben. „Ihre schönne Hoffnung, den lieben Sohn noch diesseits glüklich zu sehen würde den freylich leider ach leider verschwünden, doch komme es wie es komme so wird Er gewißt, doch jenseits beklükt werden." — — „Sein dichterischer Geist", fährt er fort, „zeigt Sich noch immer thätig, so sah Er bey mir eine Zeichnung von einem Tempel Er sagte mir ich solte einen von Holz so machen, ich versetze Ihm drauf daß ich um Brod arbeiten müßte, ich sey nicht so glüklich so in Philosofischer ruhe zu leben wie Er, gleich versetze Er, Ach ich bin doch ein armer Mensch, und in der nehmlichen Minute schrieb Er mir folgenden Vers mit Bleistift auf ein Brett:

„Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Gränzen,
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden."

In einem Briefe vom 2. März 1813 heißt es: „Hölderlin ist recht Braf und immer sehr Lustig die Pfeifenköpfe haben Ihn gefreudt die Sie die güte hatte mit zu schüken. Er kante sie gleich und sagte Ich habe sie in Frankfurt gekauft. Auch sezte Er hinzu in Frankfurt habe ich viel Geld gebraucht, auf meinen Reisen aber habe ich nicht viel gebraucht." — Nachschrift: „Ich habe Hölderlin gefragt ob Er nicht auch schreiben wolle. Es scheint aber das Er würklich keine Lust dazu hat." Darunter ist jedoch von Hölderlins Hand mit festen sicheren Zügen geschrieben: „Herr Zimmer erlaubt mir, eine Empfehlung von mir hinzuzusezen. Ich empfehle mich in Ihr gütiges Andenken. Können Sie, theuerste Mutter! mich bald wieder mit einem Briefe erfreuen, so wird diss an ein dankbares Herz geschehen."

Der letzte mir vorliegende Brief Zimmers ist vom 22. Februar 1814. „Ihr Lieber Hölderle", schreibt er, „ist so braf das man Ihn nicht beßer wünschen kann. Er hat viel Freude an seinem Christgeschenk gehabt" — „Uber den Brief den der Herr Pfarrer in Löschgau geschrieben hat, hatte er viele Freude bezeigt. Er sagte zu mir, der Mann hat mir viele wohlthaten in meiner Jugend erzeigt, auch das Kleine Büchle von Böhlendorf hat Ihn Sehr gefreudt, Er sagte, ach der gute ist früh gestorben, es war ein Kurländer, Ich habe Ihn in Homburg gekandt es war ein rechter guter Freund von mir. Wie sehr ist es Ihrem Lieben Guten Hölderle zu gönnen das Er keine wilde anfälle mehr hat, und das Er so heiter und zufrieden lebt." Seit sein Büble angefangen habe Klavier zu spielen, unterhalte Hölderlin sich meistens mit Klavierspiel[1]). „Er kann noch nach Noten spilen wenn Er will. Er spilt aber lieber nach eigener Fantasie."

Die genauesten Aufzeichnungen über Hölderlins Krankheit in ihrem späteren Verlaufe verdanken wir Wilhelm Waiblinger und Christoph Schwab. Waiblinger war im Herbst 1822 als ein 18 jähriger Jüngling, um Theologie zu studiren, in das Stift zu Tübingen eingetreten und blieb hier, zeitweilige Unterbrechungen durch längere Reisen abgerechnet, bis zum Herbst 1826, wo er nach Italien ging. Schon vor seinem Eintritt ins Stift hatte er bei einem gelegentlichen Besuche in Tübingen Hölderlin kennen gelernt und innigen Antheil an seinem traurigen Schicksal genommen. Sein Hyperion hatte ihn so begeistert, daß er, in einem Roman in Briefen — Phaëton — eine Nachbildung versuchte. Mit warmer Empfindung und dichterischer Phantasie ausgestattet, brachte er dem Unglücklichen ein wirkliches Verständniß entgegen, und es scheint, daß er in dem jahrelangen Verkehr einen gewissen Einfluß auf ihn gewann, so weit Hölderlin einem solchen noch zugänglich war. Ein Jahr nachdem Waiblinger Deutschland verlassen, schrieb er in Italien seine Erinnerungen an ihn nieder.

In den letzten Lebensjahren des Dichters trat Christoph Schwab, der im Herbst 1840 die Universität Tübingen bezogen hatte, gewissermaßen an Waiblingers Stelle. Seine Theilnahme

[1]) Das Instrument stand im Wohnzimmer des Tischlers.

für Hölderlin war schon früher durch seinen Vater, Gustav Schwab, den Mitherausgeber der Gedichte Hölderlins, geweckt, und so besuchte er während seiner Studienzeit den mehr und mehr Vereinsamten sehr oft und war noch wenige Tage vor seinem Tode bei ihm gewesen.

Als Waiblinger Hölderlin kennen lernte, stand dieser im 52. Lebensjahre, nahezu zwanzig Jahre war sein Geist umnachtet. Doch war seine hohe hagere Gestalt noch ungebeugt, sein Haar noch dunkel, die schönen und edlen Züge seines Gesichts nicht ohne Leben und Wärme, nur bisweilen durch ein krampfhaftes Zucken entstellt, der Blick seiner braunen Augen zwar matt, aber freundlich, zu Zeiten selbst noch voll Feuer und Kraft. Aber während der Jahre, die Waiblinger mit ihm verkehrte, glaubte dieser bereits eine zunehmende körperliche und geistige Erschöpfung an ihm wahrzunehmen.

Indeß hatte schon beim Beginn ihrer Bekanntschaft Hölderlins Geistesschwäche einen hohen Grad erreicht. Sein Gemüth war tieferer Empfindungen nicht mehr fähig. Sein Verstand vermogte nicht mehr, einen Gedanken festzuhalten und zu verfolgen, ihn mit anderen zu verknüpfen und Schlüsse daraus zu ziehen, kurz Hölderlin war nicht mehr im Stande zusammenhängend zu denken. Auf einzelne Fragen, wenn sie Gegenstände des gewöhnlichen Lebens oder ihm gleichgültigere Erinnerungen betrafen, konnte er in einer guten Stunde wohl noch verständig antworten. Bisweilen sah man, wie er sich anstrengte, eines Gedankens Herr zu werden, bald aber in dem vergeblichen Bemühen und in dem schmerzlichen Gefühle seiner Ohnmacht sich verwirrte, ein Zucken über seine Stirn flog, wie er dann wohl das Haupt schüttelte, „Nein! Nein!“ rief, bis er, den Kampf aufgebend und erschöpft, sich in einem Schwall von Worten ohne Sinn und Bedeutung entlud. Gewöhnlich aber gab er sich keine Mühe, sondern überließ sich widerstandslos dem Spiele der Vorstellungen und Bilder, die in regelloser Folge sich drängten, auftauchten und vergingen, von keinem Steuer beherrscht.

Characteristisch für diesen Zustand sind Hölderlins Briefe an die Seinigen — an Andere scheint er nicht mehr geschrieben zu haben. Er schrieb nicht gern und mußte öfters von seinen Pflege-

eltern dazu aufgefordert werden, offenbar weil er sich seiner Schwäche bewußt war und die Anstrengung scheute. Vor mir liegen 65 Briefe, die Mehrzahl an seine Mutter, einige wenige an seine Schwester gerichtet[1]), meist nur kurz, sämmtlich ohne Datum, die Adresse entweder von seiner eigenen, oder von Zimmers Hand. Bisweilen beruft er sich ausdrücklich auf dessen Erlaubniß, freut sich schreiben zu dürfen, entschuldigt sich auch wohl, daß er schon wieder schreibe. Die Form der Briefe ist kindlich-unbeholfen, man sieht, daß das Schreiben ihm Mühe machte. Der Inhalt ist fast durchweg der gleiche: demüthige Bezeugung seiner Verehrung, Freude an dem Wohlergehen der Seinen, Dank für empfangene Beweise der Liebe, Versprechen, sich ihrer werth zu zeigen, Gefühl eigener Unwürdigkeit. So weit sind die Briefe nicht gerade unverständig zu nennen. Wenn er aber über diese Aeußerungen hinausgeht und allgemeinere Betrachtungen anstellt, verwirren sich sofort seine Gedanken, und der Ausdruck wird unverständlich. Er selbst sieht die Verwirrung kommen und bricht daher meist früher ab. „Ich muß schließen", „Ich breche schon wieder ab", „Ich merke, daß ich schließen muß". Ein oder das andere Mal spricht er schon im Anfange den Zweifel aus, ob er sich werde verständlich machen können. Doch sind nur einige kurze Briefe völlig verwirrt, wahrscheinlich in einer ungünstigen Stunde auf äußeren Antrieb geschrieben. Wie in seinen Reden tritt auch in diesen Briefen die Neigung hervor, eigenthümliche Hauptwörter zu bilden, wie „Fortdauernheit", „Bezeugniß", „Beruhigtheit" u. s. w. Ein wirklich wärmeres Gefühl kommt in ihnen kaum je zum Ausdruck, es scheint wenig mehr als eine kühle Erinnerung, was ihn mit den Seinen verbindet. Er dankt seiner Schwester für ihre Besuche; doch nur einmal hatte er sie, wie Schwab erzählt, bei einem solchen Besuche weinend umarmt, und auch dieser augenblickliche Eindruck war schnell wieder verwischt. Einmal spricht er die Hoffnung aus, die Mutter in Nürtingen zu besuchen. Ob dieser Besuch wirklich geplant war, ob er zur Ausführung gelangte, habe ich nicht ermittelt. Die Nachricht von ihrem Tode — 1828 —

[1]) Ein von Schwab (a. a. O. II S. 316—17) citirter Brief an seinen Bruder hat sich nicht im Schwabschen Nachlaß gefunden.

scheint ihn wenig bewegt zu haben. Damit hatten seine Briefe ihr Ende erreicht.

Von Jugend auf schon mehr in sich gekehrt, hatte Hölderlin sich in seiner langen Einsamkeit ganz daran gewöhnt, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen, und war gegen Alles, was um ihn her vorging, immer unachtsamer und theilnahmloser geworden. Zeiten völliger Stumpfheit, in denen er schweigend vor sich hinbrütete, kamen jedoch, wie es scheint, nur selten vor. Meist dachte er laut und redete bei Tage, wie bei Nacht, so lange er wach war, unausgesetzt mit sich, bald in ruhigerem gleichmäßigen Tone, bald heftig und aufgeregt, öfters sich fragend und abwechselnd mit Ja oder mit Nein antwortend. Auch in Gegenwart Anderer setzte er gewöhnlich diese Selbstgespräche fort, oder fiel nach kurzer Unterbrechung wieder in sie zurück. Den Inhalt seiner Selbstgespräche kennen wir nicht, wissen nicht, ob etwa einzelne Vorstellungen, Erinnerungen häufiger darin wiederkehrten; einen Zusammenhang hatten sie sicher nicht. „Man konnte", erzählt Schwab, „oft Stunden lang bei ihm sein, ohne etwas Anderes zu hören, als kurze Anreden und solche schnell und hastig ausgestoßene, nie ganz verständliche Monologe."

Wie theilnahmlos in sich versunken Hölderlin in der Regel aber auch war, so konnte doch auch jetzt noch ein plötzlich von außen ihn treffender Eindruck gleichsam einen Rest gesunden Empfindens und Denkens, mit entsprechendem Handeln, auslösen. So erzählt Waiblinger, daß er einmal aufs Aeußerste erschrak, als er ein Kind in einer gefährlichen Stellung am Fenster sah und schnell hinlief und es wegnahm. Auch Schwab theilt noch aus seiner letzten Lebenszeit einige Beispiele mit, wo er bei unliebsamen Ueberraschungen und ohne Zeit zum Ueberlegen sich verständig zu helfen wußte.

Die Farben der Vergangenheit hatten in Hölderlins Augen ihren Glanz verloren; selbst sein eigenes Ich war ihm schattenhaft geworden. Allerdings war ihm ein gewisses Selbstgefühl, sogar nicht frei von Eitelkeit, geblieben. Er achtete darauf, daß man ihm den Titel Bibliothekar gebe, wie um die Täuschung zu erhalten, daß er noch „ein Amt im bürgerlichen Leben" — das einzige, welches er je besessen — versehe. Für jede ihm erwiesene

Aufmerksamkeit war er dankbar und fühlte sich gekränkt, wo er Vernachlässigung zu sehen glaubte. Uhland pflegte ihm zu seinem Geburtstage einen Strauß von Hyacinthen, den Blumen, welche Hölderlin besonders liebte, zu bringen; noch zu seinem letzten Geburtstage sandte er ihm einen solchen Strauß, worüber Hölderlin sich, wie er wiederholt aussprach, „rasend" freute. Dagegen hatte die Mittheilung, daß eine Ausgabe seiner Gedichte vorbereitet werde, ihn einst völlig kalt gelassen. Als er aber das fertige Werk sah — 1826, — schien er doch Freude darüber zu empfinden. Sein Hyperion lag fast immer aufgeschlagen auf seinem Zimmer und häufig hörte man ihn mit lauter Stimme einzelne Stellen aus demselben deklamiren. Sehr geschmeichelt fühlte er sich auch, wenn jemand ihm eine Stelle im Hyperion oder in seinen Gedichten zeigte, die ihm besonders gefallen, und dankte dafür mit einem freundlichen Lächeln. Doch sprach er selbst nicht gern von seinen Dichtungen und wich Fragen darüber aus. Von den wenigen Werken älterer deutscher Dichter, die er besaß — Klopstock, Gleim, Cronegk, Hagedorn, Zachariä — interessirten ihn nur Klopstocks Oden, in denen er bisweilen las, und die er auch wohl Besuchern zeigte. Ein wirkliches Verständniß derselben hatte er schwerlich noch, vielleicht nicht einmal seiner eigenen Dichtungen. Gegen jede von Freunden beabsichtigte Vermehrung seiner kleinen Bibliothek sträubte er sich aufs Entschiedenste. In den letzten Lebensjahren fing er an, seinen Namen zu verläugnen, und nannte sich Scardanelli; er konnte selbst zornig werden, wenn man ihm den alten Namen gab. Daß, wie Schwab meint, eine Furcht ihn zu dieser Verläugnung bestimmte, weil man ihm früher seinen Aufenthalt in der Klinik, als „auf höheren Befehl verhängt", dargestellt habe, mögte ich bezweifeln. Freilich war er in seiner Krankheit furchtsam und schreckhaft geworden, und die von Waiblinger häufiger gehörte Aeußerung: „es geschieht mir nichts" bezog sich möglicher Weise auf jenen Ausspruch. Aber damals, wo die dadurch erzeugte Furcht in ihm noch lebendig sein konnte, fiel es ihm nicht ein, sich seines Namens zu entäußern. Die spätere Abneigung gegen denselben wird daher einen anderen Grund gehabt haben. Ich vermuthe, daß der Name jetzt Erinnerungen in ihm hervorrief, die ihn schmerzlich berührten.

Denn ausgelöscht waren seine Erinnerungen nicht. Die Personen, mit denen er in gesunden Tagen verkehrt hatte: Hegel, Schelling, Matthisson, Schiller, Heinse u. s. w. lebten noch in seinem Gedächtniß, aber ihre Gestalten waren verblaßt, und ihr Andenken weckte keine wärmere Empfindung mehr in seinem Gemüth. Nur wenn Schillers Name genannt wurde, leuchtete bisweilen sein Auge und er rief wohl: „mein herrlicher Schiller"! ja noch in seinen letzten Lebensjahren sprach er nicht ungern von seiner Bekanntschaft mit ihm. Dagegen schien Goethe, von dessen Herzensgüte er einst einen so tiefen Eindruck empfangen hatte, jetzt ein Gegenstand stiller Abneigung für ihn geworden zu sein — „der Herr von Goethe", wie er ihn in seinen Selbstgesprächen nannte. Ob er glaubte, daß Goethe es gewesen sei, der Schiller bestimmt habe, seinen letzten Brief unbeantwortet zu lassen?

In Waiblingers Zimmer war über seinem Arbeitstische das für Hölderlin einst so bedeutsame *Ἓν καὶ πᾶν* mit großen Lettern an die Wand geschrieben. Der Anblick mogte eigenthümliche Vorstellungen in ihm wachrufen. Er sprach oft lange mit sich, in die Betrachtung des geheimnißvollen Zeichens versenkt, und einmal sagte er: „ich bin nun orthodox geworden, Ew. Heiligkeit. Nein! Nein! ich studire gegenwärtig den dritten Band von Herrn Kant und beschäftige mich viel mit der neueren Philosophie". Als Waiblinger ihn dann fragte, ob er sich Schellings erinnere, erwiederte er: „ja, er hat mit mir zu gleicher Zeit studirt, Herr Baron"! und als Waiblinger hinzufügte „jetzt ist er in Erlangen", sagte Hölderlin „vorher ist er in München gewesen".

Einzelne Erinnerungen waren ihm offenbar peinlich geworden. Niemals, erzählt Waiblinger, redete er von Frankfurt und Diotima; Fragen darnach pflegte er kurz abzuschneiden. Auch von seinem Aufenthalt in Frankreich wollte er nichts hören. Kam er einmal auf solche Gegenstände, wurde er entsetzlich aufgeregt, und es dauerte bisweilen Tage lang, bis er sich wieder beruhigte. Auch die Erinnerung an seine Kindheit schien ihm schmerzlich zu sein. Nicht lange vor seinem Tode besuchte ihn der O. A. Richter Rooschüz[1]), der in Nürtingen mit ihm auf derselben Schulbank ge-

[1]) Seine Tochter, die bekannte Schriftstellerin Ottilie Wildermuth hatte diese Begegnung öfter ihren Kindern erzählt, denen ich die Mittheilung verdanke.

sessen hatte, und bemühte sich, indem er Namen und Thatsachen aus ihrer Schulzeit nannte, die alten Tage in sein Gedächtniß zurückzurufen. Anfangs hörte ihm Hölderlin mit der ihm eigenen Höflichkeit zu, ohne jedoch eine Spur erwachender Erinnerung zu zeigen. Bald aber wurde er sehr heftig und drängte in großer Aufregung den Besucher zur Thür heraus.

Ueberhaupt verhielt er sich allen Bekannten gegenüber, wie Conz, Haug u. A., die bisweilen noch zu ihm kamen, namentlich in der späteren Zeit, durchaus kühl und ablehnend, ohne eine Spur der Erinnerung an das frühere Verhältniß blicken zu lassen. In den ersten Jahren hatte er selbst Conz öfter in seinem Garten besucht und, während dieser an seiner Uebersetzung des Aeschylus arbeitete, sich damit unterhalten, Blumen zu pflücken, die er nachher zerriß und in seine Tasche steckte. Ein Interesse für die Thätigkeit des ehemaligen Freundes hatte er nie gezeigt und schien später eine gewisse Abneigung gegen ihn zu empfinden, so daß Waiblinger Noth hatte, ihn nur zu einem Spaziergange in den Conzischen Garten zu bewegen.

Seine Theilnahme an den Ereignissen der Gegenwart, so viel davon zu ihm in sein einsames Zimmer drang, war schon zeitig erloschen. Nur einmal hatte sie sich lebhafter geäußert, während des griechischen Freiheitskampfes. Die Nachricht, daß die Griechen Herren der Morea seien — 1821 —, hatte er mit einer Art Begeisterung aufgenommen, so daß man selbst Hoffnungen für seine Genesung daran zu knüpfen wagte. Allein sehr bald war er in die frühere Gleichgültigkeit zurückgesunken.

Alle Liebe, deren sein erstarrtes Gemüth noch fähig war, hatte er auf seine Pflegeeltern und deren Familie übertragen. Es war die zutrauensvolle Anhänglichkeit eines Kindes an seine Wohlthäter. Und da die freundlichen Eindrücke, die er von ihnen empfing, sich täglich erneuerten, so blieb auch sein Gefühl für sie das gleiche. Zu Waiblinger hatte er seiner Zeit auch eine entschiedene Zuneigung gefaßt, aber sie erkaltete mit dem Aufhören des Verkehrs, und die Nachricht von seinem Tode, die man ihm aus der Zeitung vorgelesen hatte — 1830 —, war spurlos an ihm vorübergegangen, so daß er später, als Schwab ihm einmal von ihm erzählte, diesen fragte: „lebt er nicht mehr?“

Es lag in der Natur seiner Krankheit und der dadurch bedingten Lebensweise, daß Hölderlin, wie vor allem Neuen, so besonders vor fremden Besuchern eine große Scheu empfand. Doch konnten sie ihm nicht ferngehalten werden. Theils wirkliche Theilnahme, theils Neugierde führten sie ihm zu. Und leider hatte Mancher unter ihnen kein Verständniß für die Zurückhaltung, die er dem zerstörten Genius schuldig sei, und ahnte nicht, welches Weh er ihm anthat, wenn er Fragen an ihn richtete über eine Vergangenheit, deren Gedächtniß unter allen Umständen schmerzliche Empfindungen in ihm wecken mußte, und deren Bild in seinem irren Sinn nur mehr oder minder verzerrt noch haftete. Die feinen und höflichen Formen, die Hölderlin in gesunden Tagen stets beobachtet hatte, bemühte er sich auch jetzt noch festzuhalten, aber, da ihm in seiner Abgeschiedenheit der Maßstab für die Wirklichkeit verloren gegangen war, so übertrieb er sie in krankhafter Weise. Jeden Eintretenden empfing er mit einer Unzahl von Verbeugungen, begrüßte ihn mit „Ew. Majestät", „Ew. Heiligkeit", „Herr Baron", oder mit ähnlichen hohen Titeln, antwortete auf seine Fragen „mit Unterthänigkeit" oder „Sie befehlen" u. s. w. Eine Unterhaltung mit ihm war aber nur auf kurze Dauer möglich, da er sehr bald alle Aufmerksamkeit verlor, nicht mehr auf das achtete, was man ihm sagte, gedankenlose Erwiederungen gab, oder unbekümmert, als ob Niemand zugegen, seine unterbrochenen Selbstgespräche fortsetzte. Niemals unterließ er indeß an guten Tagen, beim Abschied seinen Gast bis auf den Flur zu geleiten. Befand er sich aber in schlechter Stimmung, oder kam die Rede auf einen Gegenstand, der ihm peinlich war, so pflegte er für den Besuch in einer Weise zu danken, daß der Betreffende es gerathen fand, sich schleunigst zu entfernen, ehe die Aufregung des Kranken bis zu Thätlichkeiten sich steigerte. Oefter scheint er die Besucher auch in dem Wohnzimmer der Familie, in dem sich das Klavier befand, begrüßt zu haben. Bisweilen luden ihn Studenten, welche mit ihm in demselben Hause wohnten, zum Kafee ein. Das machte ihm jedesmal Freude, und er saß dann, seine Pfeife rauchend, still und behaglich unter ihnen. Hier störte ihn auch die Gegenwart Fremder nicht, die ihn zu sehen wünschten, da er nicht den Eindruck hatte, daß sie seinetwegen gekommen seien. Uebrigens

fühlte er ſich zu einzelnen Perſonen ſchon bei der erſten Begegnung hingezogen, während andere ihn ebenſo entſchieden abſtießen. Kinder liebte er nach wie vor, aber ſeine Liebe wurde nicht mehr erwiedert. Sie fürchteten ſich vor dem Unglücklichen und flohen ihn.

Die Muſik hatte immer noch eine große Macht über Hölderlin, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger. Zu der einſt geliebten Flöte kehrte er indeß nur vorübergehend in längeren Zwiſchenräumen zurück und legte ſie ſpäter ganz bei Seite. An dem Klavierſpiel dagegen hatte er bis zu ſeinem Ende Freude. Stunden lang konnte er an dem Inſtrumente ſitzen und ein einfaches Thema unermüdlich variiren, nur hie und da durch ein krampfhaftes Aufzucken ſich unterbrechend. Oefters baten ihn wohl Beſucher, wenn es ihnen nicht gelang, ihn aus ſeiner Theilnahmloſigkeit und ſeinen Selbſtgeſprächen herauszureißen, Klavier zu ſpielen, eine Bitte, der er gewöhnlich bereitwilligſt entſprach. In früheren Jahren ſang er auch wohl noch, ſelbſt in Gegenwart Anderer. Man erkannte in ſeiner Stimme, ſagt Waiblinger, einen ehemals guten Tenor, die Worte waren nicht zu verſtehen, der Geiſt des Geſanges Schwermuth und Trauer, aber das überſchwängliche Pathos ſtörte die Wirkung und machte eher einen beängſtigenden Eindruck.

Hölderlins treuſte Freundin war die Natur geblieben. Sie, in deren Anſchauen ſchon die Seele des Knaben Troſt und Frieden gefunden, hatte auf den Kranken ihren lindernden Einfluß nicht verloren, ſie war ihm eine Vertraute, an deren Bruſt ſein irrer Geiſt ſich lehnen und ausruhen konnte. Was auch durch die lange Nacht in ſeinem Geiſtes- und Gemüthsleben zerſtört war, das Band, welches ihn mit der Natur verknüpfte, war nicht zerriſſen. Täglich erfreute er ſich an der lieblichen Ausſicht aus ſeinem Erkerſtübchen. Oft unterbrach er ſich im Leſen, öffnete das Fenſter und blickte in die Gegend hinaus. Auch in der Nacht, wenn der Mond ſchien, ſtand er bisweilen auf, ſetzte ſich ans Fenſter und verſenkte ſich in die Betrachtung der Landſchaft. Wenn ſeine Pflegeeltern ihn, was in den erſten Jahren noch häufiger geſchah, auf Spaziergängen oder in ihren Garten mitnahmen, ſo äußerte er wiederholt ſeine Freude an Allem, was er draußen ſah, an den blühenden Geſträuchen, an denen ſie vorübergingen, an dem Zug der Wolken, dem Wechſel des Lichts;

immer wurde er dann friedlicher gestimmt, und seine Selbstgespräche hörten auf. Eindrücke dieser Art waren es auch, durch welche, was ihm von dichterischer Kraft noch übrig geblieben, am leichtesten angeregt wurde. Ein heiterer Himmel machte auch ihn meist froher und sanfter. In den Jahren, da Waiblinger mit ihm verkehrte, nahm dieser ihn jede Woche einmal in sein Gartenhaus, unterhalb der Stadt auf dem Oesterberge mit, von wo man die Aussicht über grüne freundliche Thäler hatte, über die am Schloßberge emporgelagerte Stadt, die Krümmung des Neckars, viele lachende Dörfer und die Kette der Alb. Beim Eintritt verneigte Hölderlin sich jedesmal aufs Verbindlichste und empfahl sich in Waiblingers Gunst und Gewogenheit. Dann öffnete er das Fenster, setzte sich in die Nähe desselben und lobte die Aussicht in ganz verständiger Weise. Wenn er so da saß, die ihm von Waiblinger gebotene Pfeife rauchend, und in die Ferne hinausblickte, verstummte das laute Denken, und sicher waren es friedliche Bilder, die jetzt an seinem inneren Auge still vorüberglitten.

In den späteren Jahren wagte Hölderlin sich nicht mehr vor das Thor hinaus. Er schien selbst die Abnahme seiner Kräfte zu fühlen. In dem Zwinger vor dem Hause ging er aber bei jedem Wetter des Morgens noch Stunden lang auf und ab, in seine Selbstgespräche vertieft und Blumen und Gräser abrupfend. Nachmittags blieb er dann gewöhnlich auf seinem Zimmer. Auch seiner äußeren Erscheinung hatte das nahende Greisenalter sein Gepräge aufgedrückt. Seine hohe Gestalt war leicht vorgebeugt, immer aber noch ehrfurchtgebietend, sein volles Haar ergraut, die Formen seines Gesichts noch immer schön, aber ohne Leben, das Braun seiner Augen ins Graue verfärbt, ihr Blick blöde und ausdruckslos, nur selten noch von einem zärtlichen Schimmer überflogen. In seinem ganzen Wesen war er stiller und ruhiger geworden.

Aber selbst in dieser Zeit, wo der geistige Verfall sich so sichtlich schon in seinen Mienen offenbarte, war der Drang, seine verworrenen Vorstellungen und Empfindungen in dichterischer Form auszusprechen, in ihm noch nicht erloschen, diese von Jugend auf stärkste Triebfeder seines Handelns nicht zerstört. Vor mir liegt ein Folioblatt von seiner Hand, „die Aussicht", ein kurzes Gedicht

in gereimten Jamben. Die ſteife, etwas unſichere Handſchrift verräth die Schwäche des Alters. Es ſind ein Paar nüchterne Naturbetrachtungen, loſe an einander gereiht, die ihn auf einen abſtracten Gedanken führen, den er aber nicht mehr klar zu faſſen oder auszudrücken vermag, unterzeichnet: „Mit Unterthänigkeit Scardanelli. den 24. Mai 1748" — ein Zeichen, wie fremd ihm alle Zeitbeziehungen geworden waren. Wahrſcheinlich hatte er dieſe Verſe für einen Beſucher, der ihn um ein Andenken gebeten, aus dem Stegreif niedergeſchrieben. Von anderer Hand iſt darüber mit Bleiſtift bemerkt: „In Tübingen von Hölderlin in ſeinen letzten Lebenstagen geſchrieben".

Durch Hölderlins Freunde wiſſen wir, daß er, namentlich in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts bei Zimmer, wo er noch an eine Herausgabe ſeiner Gedichte dachte, große Maſſen Papier beſchrieb. Da jedoch das Schreiben ihn aufregte, ſuchte man ihm die Gelegenheit möglichſt zu entziehen. Später, da er ruhiger wurde, ließ man ihn frei gewähren. So empfing, wie ich ſchon erwähnte, Auguſt Mayer im Januar 1811 von ihm einen ganzen Fascikel gereimter Gedichte zum Durchleſen. Aus den oben mitgetheilten Proben erſieht man, daß Hölderlin damals noch im Stande war, innerhalb enger Gränzen, Selbſtgedachtes und Empfundenes in einer einfachen verſtändlichen Form, mit ſicherer Beherrſchung des Metrums auszuſprechen. Auch die gleichfalls citirten Verſe, die er dem Tiſchler, als dieſer es ablehnte, nach einer Zeichnung einen Tempel von Holz zu machen, zur Antwort mit Bleiſtift auf ein Brett ſchrieb, beſtätigen das Geſagte. Wo die Papiere geblieben ſind, die Waiblinger, wie er in ſeinen Erinnerungen erzählt, von ihm beſaß und bei ſeiner Abreiſe nach Italien in Deutſchland zurückließ, habe ich nicht ermitteln können. Sie ſtammten offenbar aus einer früheren Zeit. Es waren, wie er ſagt, Briefe in Proſa, oder freien Pindariſchen Versmaßen, an Diotima gerichtet, häufiger alcäiſche Oden in einem eigenartigen ſonderbaren Styl; der Inhalt: Erinnerung an die Vergangenheit, Kampf mit der Gottheit, dem Schickſal, Feier der Griechen. Nur die erſte Strophe einer Ode an Diotima hat Waiblinger daraus mitgetheilt:

„An Diotima."

„Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind
ich Dir noch kennbar bin, Dir Vergangenheit,
o Du Theilhaber meiner Schmerzen,
einiges Gute bezeichnen Dir kann" — — —

Wenn sich auch hier schon zeigt, wie bald Hölderlin die Kraft verließ, den angefangenen Gedanken voll und rein auszuführen, daß er sich begnügen mußte, die Strophe metrisch abzurunden, so verrathen die wenigen Verse doch noch eine Tiefe und Wärme der Empfindung, deren er zur Zeit seines persönlichen Verkehrs mit Waiblinger nicht mehr fähig war. Außer diesem Bruchstück hatte Waiblinger an Eduard Mörike die Handschrift einer alcäischen Ode aus späterer Zeit (1824) gegeben, die zuerst von Mörike mit zwei kleinen Aenderungen, oder vielmehr Verbesserungen, später von Schwab in der ursprünglichen Fassung veröffentlicht wurde[1]). Sie enthält einzelne liebliche Naturbilder, in einer Sprache, die noch an bessere Zeiten erinnert, während Anderes durch den nüchternen und prosaischen Ausdruck deutlich die Ermattung des Dichters kund thut. Sonst ist von dem, was Waiblinger von Hölderlins Papieren besaß, so viel ich weiß, nichts zu unserer Kenntniß gelangt. Die Gedichte, welche Schwab aus der Zeit des Irrsinns in der Gesammtausgabe von Hölderlins Werken veröffentlicht hat, behandeln völlig andere Gegenstände, als die, welche Waiblinger als Inhalt der in seinen Händen befindlichen Oden nennt. Sie geben größtentheils nur die Empfindungen wieder, welche das Anschauen der Natur in dem Kranken geweckt hatte, untermischt mit Betrachtungen über Menschenbestimmung und Menschenschicksal, den ärmlichen Trümmern einstiger hoher Gedanken, welche seinen Geist erfüllt hatten. Die Erinnerung an die Vergangenheit und an sein persönliches Schicksal hatte, wie es scheint, aufgehört, seine dichtende Phantasie zu beschäftigen, sei es, weil er sie, als ihm zu peinlich geworden, zurückdrängte, sei es, weil ihre Bilder mit den Jahren an Deutlichkeit verloren und sich in seinem Geiste verwirrten. Auch die griechische Welt scheint für ihn in immer weitere Ferne gerückt zu

[1]) „Beiträge zur Biographie Hölderlins". Westermann's Jahrbuch Band 30 S. 663.

sein, wenigstens hat seine Theilnahme an ihr nur dürftige Spuren hinterlassen[1]). Unter den von Schwab veröffentlichten Gedichten sind verhältnißmäßig einfach und klar: „der Frühling“[2]) — außer den oben genannten das einzige aus dieser Zeit erhaltene Gedicht in alcäischem Versmaß — „der Kirchhof“, „der Spaziergang“, „das fröhliche Leben“, die wohl sämmtlich aus dem Anfange der zwanziger Jahre stammen. Am unbefangensten spricht sich die individuelle Stimmung, die Ruhe, die unter freiem Himmel auch jetzt noch auf sein krankes Gemüth sich herabsenkte, in dem Gedicht „der Spaziergang“ aus:

„Ihr Wälder schön an der Seite,
Am grünen Abhang gemalt
Wo ich umher mich leite,
Durch süße Ruhe bezahlt
Für jeden Stachel im Herzen,
Wenn dunkel mir ist der Sinn,
Den Kunst und Sinnen hat Schmerzen
Gekostet von Anbeginn“ etc.

Die drei anderen Gedichte verrathen schon deutlicher, daß der Dichter der Gedanken und der Sprache nicht mehr völlig Herr ist und sich von Reim und Metrum beherrschen läßt. Noch mehr zeigt sich das in einem Gedichte „der Herbst“ vom September 1837, in dem er sich in Betrachtungen über die Jahreszeit verliert, die nur hier und da den Sinn und Zusammenhang ahnen lassen.

Im Juni 1838 sandte Eduard Mörike an Hermann Kurz einige noch ungedruckte Gedichte Hölderlins[3]). „Ich habe dieser Tage“, schreibt er, „einen Rummel Hölderlinischer Papiere erhalten, meist unlesbares äußerst mattes Zeug. Ein kurzes seltsames Fragment christlichen Inhalts muß ich Dir aber doch als einem neuerdings mit pastoralibus wieder vertraut Gewordenen mittheilen:

[1]) Im Hamelschen Nachlaß finden sich zwei Entwürfe zu einem „Griechenland“ überschriebenen Gedichte, die zweifellos der Zeit des Irrsinns angehören.

[2]) A. a. O. S. 342.

[3]) Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Jakob Baechtold. Stuttgart 1885. S. 94—95.

„Freundschaft, Liebe, Kirch' und Heilge, Kreuze, Bilder,
Altar und Kanzel und Musik. Es tönet ihm die Predigt.
Die Kinderlehre scheint nach Tisch ein schlummernd müßig
Gespräch für Mann und Kind und Jungfrau'n, fromme Frauen,
Hernach geht er, der Herr, der Burgersmann und Künstler
Auf Feldern froh umher und heimathlichen Auen;
Die Jugend geht betrachtend auch"

Was sagst Du zu der Schilderung? Das von der Kinderlehre klingt beinah diabolisch naiv, so rührend es gemeint sein mag.

Ferner eine Ode an seinen Kostherrn. Besonders die letzte auf Schreinerei und Holzwesen bezügliche Zeile ist merkwürdig.

„An Zimmern."

„Von einem Menschen sag' ich, wenn der ist gut
Und weise, was bedarf er? Ist irgend eins
Das einer Seele genüget? ist sein Haben,
Eine gereifteste Reb' auf Erden,
Gewachsen, die ihn nähre? Der Sinn ist deß
Also. Ein Freund ist oft die Geliebte, viel
Die Kunst. O Theurer, Dir sag' ich die Wahrheit:
Dädalus Geist und des Walds ist deiner."

„Jene Idee von den sterblichen Gefäßen göttlicher Wahrheit (in Schillers Kassandra) hat freilich auch für mich einen ganz erschütternden Ausdruck in den bewußten Versen."

Zimmer war das Jahr vorher gestorben. Das Gedicht war sicher schon früher entstanden. Mörike lag es nur in einer Abschrift von Zimmers Hand vor.

Die Zeit, nach der Hölderlin in den Tagen der Gesundheit sehnend ausgeschaut, in der „die Menschen nach seinem Geburtsort und seiner Mutter fragen würden", war jetzt gekommen, — zu spät für den Armen, um sich ihrer zu freuen. Das Erscheinen seiner Gedichte hatte, wenn auch nicht lauten Beifall, doch Liebe für den Dichter und Theilnahme an seinem traurigen Loose in weiteren Kreisen geweckt. So geschah es in seinen letzten Lebensjahren häufiger, daß fremde Besucher ihn um ein Paar Strophen von seiner Hand, als ein Andenken baten. Hölderlin pflegte solchen Wünschen bereitwillig zu entsprechen und ohne Zaudern einige Verse über ein selbstgewähltes Thema niederzuschreiben, die er dann mit einer tiefen Verbeugung überreichte. Bisweilen stellte er auch

unter mehren von ihm vorgeſchlagenen Gegenſtänden die Wahl frei. Als beiſpielsweiſe J. G. Fiſcher ihn im April 1843, alſo wenige Monate vor ſeinem Tode, mit einigen Freunden beſuchte und um ein Paar Zeilen als Andenken bat, ſagte Hölderlin: Wie Ew. Heiligkeit befehlen! Soll ich Strophen über Griechenland, über den Frühling, über den Zeitgeiſt?" Und auf die Bitte um den „Zeitgeiſt", trat er ſofort an ſein Stehpult und ſchrieb einige Verſe über das gewünſchte Thema nieder, indem er ſie mit den Fingern der linken Hand auf dem Pulte ſkandirte[1]). Die wenigen Gedichte, welche von Hölderlin aus dieſen Jahren erhalten ſind, verdanken wahrſcheinlich ſolchen Bitten ihren Urſprung. Einige derſelben hat Schwab in ſeiner Geſammtausgabe veröffentlicht; ein Theil iſt noch ungedruckt[2]). Die meiſten ſind unterzeichnet: „Mit Unterthänigkeit Scardanelli" und mit einem Datum aus dem vorigen oder gar einem noch früheren Jahrhundert verſehen; nur ein Datum — 15. März 1842 — entſpricht vielleicht dem Tage der Niederſchrift. Der 24. Mai 1748 ſteht unter mehren Gedichten, die ſchwerlich an demſelben Tage geſchrieben ſind. Das Thema dieſer durchweg gereimten Gedichte bilden, mit wenigen Ausnahmen, die Jahreszeiten, unter denen der Frühling am häufigſten vertreten iſt. Es ſind allgemein gehaltene Schilderungen und nüchterne Betrachtungen über den Wechſel der Zeiten, ſelten ſtößt man auf ein eigenartiges, wärmer empfundenes Bild, oder die Andeutung eines höheren, in ſeiner Erinnerung haftenden Gedankens, der ſich vergeblich zur Klarheit durchzuringen ſtrebt. Nur mit Wehmuth verweilt das Auge auf dieſen letzten matten Lebensäußerungen eines zerſtörten Genius.

Ueber Hölderlins letzte Krankheit und ſein Ende erzählt Schwab, der zu jener Zeit ſein nächſter Umgang war: „Im Winter auf 1843 war Hölderlin einigemal unwohl, erholte ſich jedoch immer

---

[1]) Schwäbiſche Chronik. 1881. Nr. 159.

[2]) Zwei der von Schwab veröffentlichten Gedichte „der Frühling" und „der Sommer" (a. a. O. S. 347) befinden ſich in Abſchrift auf der K. Bibliothek in Stuttgart; außerdem einige ungedruckte (zwei „der Frühling", eines „Griechenland" überſchrieben) gleichfalls in Abſchrift; ſämmtlich unterzeichnet „Scardanelli". Das Original eines ungedruckten Gedichts „der Frühling", mit gleicher Unterſchrift iſt im Beſitz des Herrn Carl Geibel in Leipzig.

ſchnell, ſo daß man ſein Ende noch ziemlich weit entfernt hielt. In den erſten Tagen des Juni beſuchte ich ihn und fand ihn faſt wie ſonſt. Kurze Zeit darauf fühlte er ſich plötzlich des Abends ſehr unwohl, ging, um ſich zu erleichtern, zum offenen Fenſter und ſah lange in die ſchöne Mondnacht hinaus, was ihn etwas zu beruhigen ſchien, indeſſen nahm ſeine Mattigkeit zu und er legte ſich ins Bett. Hier fühlte er bald den Tod herannahen, faltete die Hände und betete; man hörte ihn nur wenige Worte ſprechen und darunter nichts, was auf ein Erwachen ſeines Geiſtes ſchließen ließ. Er ſtarb" — Abends 10¾ Uhr[1]) — „noch ehe der Arzt herbeigekommen war, den 7. Juni 1843".

Waiblinger ſagt, Hölderlin habe den Tod gefürchtet. Es mag ſein. In geſunden Tagen war ihm der Gedanke an „das große Wiederſehen der Geiſter" erhebend, er empfand eine Sehnſucht „zurükzukehren in die Arme der Natur, der wandelloſen, ſtillen und ſchönen, von der er ausgegangen". Jetzt, da die Krankheit ſein Denken zerſtört hatte, war ihm nur die natürliche Furcht vor dem Vergehen geblieben. „Es thut dem Herzen ſo weh", hatte er ſchon als Jüngling ſeiner Schweſter bei dem Tode ihres Eichhörnchens geſchrieben, „wenn etwas in der Natur untergeht." Wir beſitzen das Bruchſtück einer Ode, muthmaßlich aus der Zeit ſeiner Geiſtesdämmerung, welche dieſe Furcht vor dem Tode, aber zugleich ſeine Hoffnung ausſpricht[2]):

„Es erſchrekt uns
Unſer Retter, der Tod. Sanft kommt er
Leiſ' im Gewölke des Schlafs,
Aber er bleibt fürchterlich und wir ſehn nur
Nieder ins Grab, ob er gleich uns zur Vollendung
Führt aus Hüllen der Nacht hinüber
In der Erkenntniſſe Land."

Ihm, in ſeiner Geiſtesnacht konnte allein der Tod Licht und Befreiung bringen.

---

[1]) Nach Angabe des Kirchlichen Todtenregiſters.

[2]) Auf einem Octavblatt im Beſitz der K. Bibliothek in Stuttgart, bezeichnet als ein „Autograph Hölderlins", aber anſcheinend nicht von ſeiner Hand, unterzeichnet:

„Ihr gehorſamſter D.
Hölderlin."

Ueber den Befund in der Leiche sind wir nur unvollkommen unterrichtet. So auffallend es uns heute erscheinen mag, ein Obductionsprotocoll scheint nicht aufgenommen zu sein; alle Nachforschungen, die ich unter dem Beistande meiner Schwäbischen Collegen nach dieser Richtung anstellte, ergaben ein völlig negatives Resultat. Wir sind daher lediglich auf die mündliche Tradition angewiesen, die als Befunde „ausgebildete Brustwassersucht, Herzverknöcherung und Hirnwassersucht" nennt. Letztere wurde auf eine vorausgegangene Entzündung der Hirnhäute zurückgeführt. Daß ein derartiger Proceß in der That während des Lebens bestanden hatte, ist nach dem, was wir über die Entstehung und den Verlauf seiner Krankheit wissen, höchst wahrscheinlich; die Residuen eines solchen werden bei chronischem Irresein nur selten vermißt. Damit ist indeß, bei der Dürftigkeit aller Angaben, der ursächliche Zusammenhang mit den psychischen Symptomen noch nicht erklärt; es bleibt ferner zweifelhaft, welcher Antheil dem als „Verknöcherung" bezeichneten Herzleiden an dem Zustandekommen der am Gehirn wahrgenommenen Veränderungen gebührt. Die nächste Todesursache war wohl nicht eine einfache „Brustwassersucht", sondern eine schleichend, ohne auffällige Symptome verlaufene Entzündung des Brustfells, mit reichlichem Erguß, die während des Lebens nicht erkannt war.

Am 10. Juni, um 10 Uhr Morgens, wurde Hölderlin bestattet. „Ein voller Lorbeerkranz", sagt Schwab, „schmückte das Haupt des Todten. Seiner Leiche folgten trotz eingetretenen Unwetters außer den Verwandten viele Studirende und mehrere Professoren." Schwab sprach einige Worte am Grabe. „Als der Sarg niedergelassen wurde, erhellte sich der trübe Himmel, und die Sonne goß ihre freundlichsten Strahlen über das offene Grab." Ein Denkmal, von Hölderlins Bruder, Karl von Gock, ihm gesetzt, bezeichnet die Stätte. Es trägt die Inschrift aus dem Gedichte „Das Schicksal":

„Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land."

Nahe dem Friedhofe, im botaniſchen Garten, unter dem Schatten alter Bäume, iſt im Sommer 1881 ein zweites Denkmal entſtanden, von dem Bildhauer Emmerich Andreſen, einem begeiſterten Verehrer Hölderlins, ſeinem Andenken geweiht. Auf einem Sockel von grauem Stein, mit einer Inſchrift von Hamerling, ſteht, aus weißem Marmor gebildet, in freier und leichter Haltung eine ſchöne Jünglingsgeſtalt, „der Genius des Ruhmes“; das Haupt, auf ſeinem Scheitel einen goldenen Stern tragend, iſt ein wenig nach oben gerichtet. Die linke Hand ſtützt ſich auf einen Säulenſtumpf; die ausgeſtreckte Rechte hält einen vergoldeten Lorbeerkranz, dem Grabe des Dichters zugewandt. In eine Marmorplatte am Fuße des Sockels iſt der Name: „Hölderlin“ eingemeißelt.

Nachricht über das benutzte briefliche Material.

1. Bisher Ungedrucktes.

Von den 238 hier vereinigten Briefen von und an Hölderlin sind 143 zum ersten Mal aus den Handschriften veröffentlicht.

Davon stammen allein 131 aus dem Nachlaß Christoph Theodor Schwabs, jetzt im Besitze der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart[1]) (Cod. Poet. et phil. Fol. 63). Es sind die Nummern:

1—19. 21—49. 51—53. 55—66. 69—71. 73—82. 85. 87. 89. 90. 93. 98. 99. 103. 106. 108. 109. 114. 115. 117. 118. 134. 137. 139. 140. 143. 145. 148—152. 154—159. 161. 162. 165. 172. 178. 179. 187. 198. 204. 205. 207—211. 213. 219. 221. 223. 226. 229. 233. 238.

Aus dem Hamelschen Nachlasse (in Privatbesitz)[2]) stammen die Nummern:

176. 186. 189. 191. 193. 195. 196. 201.

Die Nummern *234. 235* konnten, durch die derzeitigen Besitzer[3]) liebenswürdig im Original zur Verfügung gestellt, vom Verfasser selbst copirt werden, während No. *116* und No. *216* (beide in Privatbesitz) in buchstabengetreuen Abschriften durch Erich Schmidt und August Sauer beigesteuert wurden.

[1]) Mit großer Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit hat diese das Material dem Verfasser zur Verfügung gestellt und zugänglich gemacht. Mit nie ermüdender selbstloser Hingabe haben die Beamten — allen voran Prof. H. Fischer, jetzt in Tübingen und Prof. Schott — durch bio- und bibliographische Nachweisungen, Handschriftenvergleichung ꝛc. ihn Jahre hindurch unterstützt. In seinem Namen und Sinne sei ihnen allen an dieser Stelle herzlichster Dank dafür ausgesprochen.

[2]) Vgl. Carl C. T. Litzmann. Neue Mittheilungen über Hölderlin, Archiv f. Litteraturgesch. XV. S. 68 f. Der bereits dort dem Besitzer für seine Förderung ausgesprochene Dank sei hier wiederholt und nach jüngsten Erfahrungen aufs Wärmste bestätigt.

[3]) Herr Albert Cohn in Berlin und Herr Carl Geibel in Leipzig.

II. Mit den Urschriften verglichen und in Folge dessen hier sowohl correkter wie vollständiger konnten mitgetheilt werden 39 früher schon ganz oder theilweise veröffentlichte Briefe[1]):

a) Die Briefe an resp. von Neuffer No. *54. 68. 83. 91. 95—97. 100. 107. 110. 112. 120. 122. 125. 138. 142. 164. 168. 182. 197*, mitgetheilt v. Chr. Th. Schwab, Fr. Hölderlins sämmtliche Werke II. S. 91—130. Originale in der Königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. (Cod. Poet. et phil. Fol. 63.)

b) Die Briefe an Schiller No. *110*, mitgetheilt v. Urlichs, Briefe an Schiller 1877. S. 232—34 (Schwab a. a. O. 135—36.) (Orig. im Bes. der Freiin Elise von König-Warthausen); *146*, Schwab a. a. O. 141—143. (Orig. im Bes. d. Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin); *160*, Schwab S. 145. (Orig. im Bes. d. Herrn August Otto Schulz in Leipzig); *192*, Schwab S. 148—150. (Orig. Königl. öff. Bibl. Stuttgart); *225*, Schwab S. 150—153. (Orig. im Bes. d. Herrn Rudolph Brockhaus in Leipzig).

c) Die Briefe an die Mutter resp. die Schwester No. *166. 167. 171. 175. 177. 181. 190. 194. 203*, mitgetheilt (z. T. jedoch nur bruchstückweise) von Fr. Kelchner, Friedr. Hölderlin in s. Beziehungen zu Homburg v. d. Höhe. Homburg 1883. S. 7—26. (Originale im Hamelschen Nachlaß); *218. 220*, mitgetheilt von J. Baechtold. Vierteljahresschrift für Litteraturgeschichte I (1888) S. 270—73. (Orig. Königl. öff. Bibl. Stuttgart.)

d) Brief von Gonzenbach No. *224*, mitgeth. v. J. Baechtold a. a. O. S. 273—74. (Orig. Königl. öffentl. Bibl. Stuttg.)

e) Brief an Leo von Seckendorf No. *236*, mitgetheilt von Gustav Scheidel in der Straßburger Post 1886, 27. Nov. No. 329. (Orig. Nachlaß Leo von Seckendorfs in ?)

III. Briefe, deren Urschriften trotz sorgfältigster Nachforschungen nicht mehr auffindbar waren, die daher nur nach den bekannten gedruckten Texten wiederholt werden konnten[2]).

a) Die „Briefe Hölderlins an die Seinigen und seinen Jugendfreund Nast", mitgetheilt v. Schwab a. a. O. S. 5—86. No. *20. 50. 72. 86. 88. 94. 102. 104. 105. 119. 121. 123. 124. 127. 128. 132. 136. 144. 147. 153.*

---

[1]) Im Text mit * bezeichnet, der nur bei No. *68* und *224* durch ein Versehen fehlt. In den Briefen dieser wie der vorigen Abtheilung sind die Eigenthümlichkeiten der Orthographie, ohne Peinlichkeit, durchgehends gewahrt, offenbare Schreibfehler und dergl. dagegen getilgt. Auf den ersten nicht mehr vom Verfasser selbst durchgesehenen Bogen (von 12 an) bittet man einige untergelaufene Inconsequenzen zu entschuldigen. (Schreibung von Ue, Ae statt Ü, Ä.) Die bereits früher gedruckten Briefe, für die die Originale nicht zur Verfügung standen, wurden in der zum Theil ziemlich modernisirten Rechtschreibung des ersten Druckes gelassen.

[2]) Im Texte mit ** bezeichnet.

163. 169. 173. 174. 180. 185. 200. 206. 212. 214. 215. 217. 222. 227. 228. 230. 231, dazu No. *170*, mitgetheilt von Kelchner a. a. O. S. 12.

b) Die Briefe an resp. von Schiller, mitgetheilt v. Schwab a. a. O. S. 133—135. 137—141. 143—148. No. *84. 111. 126. 133. 135. 141. 183. 188.*

c) Die Briefe an resp. von Hegel, mitgetheilt von Chr. Th. Schwab. Westermanns Monatsh. Bd. 30. S. 653—659. No. *92. 101. 113. 129—131.*

d) Brief an Schelling. Schwab, Fr. H. f. W. II. S. 156—160. No. *184.*

e) Brief an e. Ungenannten. Schwab a. a. O. S. 154—156. No. *199.*

f) Brief von Frau v. Kalb, mitgetheilt von Carriere. Westermanns Monatshefte Bd. 44. S. 276. No. *202.*

g) Brief an Böhlendorf. Schwab a. a. O. S. 86—88. No. *232.*

h) Brief an Wilmanns, mitgetheilt v. Holtei, Dreihundert Briefe aus 2 Jahrhunderten 1872. II. S. 27—28. No. *237.*

Alphabetisches Namenverzeichniß[1]).

A.

v. Adlerskron 97.
Amalie, Erbprinzessin v. Anhalt-Dessau, geb. Prinzessin v. Hessen-Homburg 630 f.
Ammon (Probst) 177. 205. 207.
Andresen, Emmerich 671.
Apollodor 627. Anm.
Aristophanes 162.
Arnim, Bettina v. 632.
Auguste, Erbprinzessin v. Mecklenburg, geb. Prinzessin v. Hessen-Homburg 322. 323. 630. 643.
Autenrieth, Christ. Friedr. 154.
Autenrieth, Joh. Herm. Ferd., Prof. 633.
Äschylus 488.

B.

Baechtold, J. 79. Anm. 666. Anm. 673.
Baggesen 232.
Bardili 174.
Berlepsch, Frau v. 232.
Bilfinger, Chr. Ludw. 16. 17. 19. 26. 27. 28. 30. 32. 33. 36. 37. 40. 41. 43. 47. 48. 49. 59. 62. 116. 117. 123. 515.
Bilfinger, Carl Friedr. (Oberamtmann) 23. 174.
Bleibel 111.
Blum 52. 53. 54. 58.
Blum, Frau 53.
Blum (Oberamtmann) 400. 416.
Boßler 57.
Böck, Prof. 125.
Böhme, Jgfr. 116.
Böhlendorf 332. 514. Anm. 515. 525. 596. 602. 615. 654.
— Brief an 637.
Bonnet 322.
Borkenstein, Hinrich, Commerzienrat 289.
Borkenstein, Heinrich, Buchhalter 289. Anm.
Borkenstein, Susanne, Frau 289 ff.
Bouterweck, 95. Anm. 330. 489.
Bräunlin, Marie Eleonore Heinrike, geb. Hölderlin 4. 6. Anm., 39. 47. 53. 58. 114. 116. 124. 125. 133. 135. 138. 142. 167. 168. 221 u. ö.
— Briefe an 126—130. 131. 135—137. 140. 145. 149. 152. 208. 266. 405—409. 425. 437. 442. 479. 510. 531. 542. 551—557. 561. 579.
Bräunlin, Prof. 99. 136. 165. 335. 542. Anm.
— Briefe an 224. 428.
Brecht, Jgfr. 31. 110.
Breier, Karl Wilh. Friedr. 127.
Breierin 155.
Breitschwerd 131.
Brentano, Clemens 357.
Brissot 172.
Brockhaus, R. 588. Anm. 673.
Bröck, Frau v. 644.
Brugiet, alias Brugnier 289. Anm.
Brun, Justizrath in Kopenhagen 259.
Brutus 455.
Buonaparte 408. 531.

[1]) Im Interesse der Uebersichtlichkeit ist bei den nächsten Angehörigen Hölderlins (Mutter, Schwester und Bruder) nicht jede beiläufige Erwähnung in Briefen an andere (Gruß ꝛc.) verzeichnet.

Bürger 151. 165.
Burk, Eberhard Wilh. Gottfr. 111.

C.

Calame 630. 644.
Catull 149.
Caffer 144.
Camerer 129. 146. 153. 191. 246. 261. 405. 406. 480.
Carrière 544. Anm. 674.
Christoph, Herzog 10. 67.
Columbus 151.
Conz 60. 69. 98. 131. 132. 246. 254. 324. 330. 336. 421. 463. 489. 650. 652. 660.
Cotta 196. 262. 266. 270. 409.
Cronegk 658.

D.

Dillenius 55.
Diotima, ſ. Gontard Suſette.
Dreher, M. Wilh. Ludw. 11.
Dulon 70.
Duttenhofer, Jfr. 116.

E.

Ebel 374.
Efferenn, Joh. Jak. 26. 28. 33. 48.
Elsner, Joh. Chr. Friedr. 62. 111.
Emmerich 332. 345. 514. Anm. 515.
Erbe, M. Joh. Jak. 11.
Euripides 69.
Ewald 93. 224. 225.

F.

Faber, Pfarrer 5. Anm.
Fauſt, Dr. 18.
Fehleiſen, Stadt- u. Amts-Phyſicus 417.
Fehleiſen, Demoiſ. 269.
Fichte 187. 191. 192. 193. 199. 243. 253. 256. 257. 265. 296. 307. 332. Anm. 380. 395.
Fiſcher, Benj. Theod. 114. 125.
Fiſcher, Herm. Prof. 672. Anm.
Fiſcher, J. G. 668.
Flatt, Prof. 150.
Friedrich, Landgraf v. Heſſen-Homburg 322. 323. 324. Anm. 326. 619. 629. 630. 633.
Friedrich, Herzog v. Würtemberg 436.
Friedrich Wilh. II. K. v. Preußen 386.
Friſch, Buchhalter 550.

G.

Gallitzin, Fürſtin 316. Anm.
Geibel, C. 640. Anm. 668. Anm. 672. Anm.
Gellert 46.
Gentner 174. 463.
Gervinus 344. Anm.
Gleichen-Rußwurm, v. 292. Anm.
Gleim 658.
Gmelin, Prof. 653.
Gock, Joh. Chriſtiane, geb. Hayn, verw. Hölderlin, des Dichters Mutter 4 ff. 621. 625. 632. u. ö.
— Briefe an 23. 26. 34. 37. 46. 48. 51. 112—114. 121—125. 132—135. 138. 142. 153. 166—168. 170. 189 (von Frau v. Kalb). 203. 206. 209. 219—222. 226. 233. 245—251. 258—263. 274. 369. 396. 401. 413. 416. 422. 426. 433. 435—436. 441. 446—452. 458—463. 472. 481—486. 496. 508. 517—522. 526—531. 539. 545—550. 559. 577. 591. 607—610. 613. (von Landauer). 614 (von Sinclair). 621 (von demſ.). 633 (von demſ.). 651 ff. (von Zimmer). 656.
— Briefe von 625. 644.
Gock, Kammerrath 4.
Gock, Karl Chriſt. Friedr., Hölderlins Stiefbruder 5. 7. 645. 670. u. ö.
— Briefe an 169. 223. 234. 263. 372. 374. 378—382. 384—388. 394. 400. 415. 420. 426. 429. 444. 455. 464. 491. 550. 557. 584. 592. 656. Anm.
— Brief von 463.
Gockin, Jgfr. 138.
Goedeke K. 95. Anm. 307. Anm. 318. Anm. 332. Anm. 516. Anm. 536. Anm.
Goethe 19. Anm. 82. 180. 181. 189. 192. 220. 244. 250. 252. 253. 256. 270. 273. 303. 305. 306. 307. 308. 319. 334. 378. 643. 659.
Gogel 300. 388. 389. 390. 391. 392. 393.
Gontard, Familie 200. 289. 298. 299. 312. 313. 373. 541.
Gontard, Jakob Friedrich 289. Anm. 290. 291. 293. 294. 308. 312. 314. 382. 402. 408. 450.
Gontard, Frau Belli- 289. Anm. 291 u. Anm. 599. 600.
Gontard, Suſette (Diotima) VIII. 290. 291. 293. 294. 295. 299. 308. 311. 325. 351. 385. 402. 598. 599. 600. 659. 664. 665.

Gonzenbach 362. 363. 570. 578. 588.
— Brief an 560.
— Brief von 587.
Göschen 268. 270.
Grüzmann, Christ. Wilh. 121.
Guadet 172.
Gustav Adolph 151. 267.
Gutscher, Legationssekretär 458. 549.

H.

Hagedorn, Fr. v. 658.
Hamel, Nachlaß 320. Anm. 355. 358. 359. Anm. 617. Anm. 627. Anm. 666. Anm. 672 f.
Hamerling, R. 671.
Harprecht 24.
Haug 660.
Haym R. 343.
Hayn, Johanne Christiane (s. Gock, Joh. Christ.).
Hayn, Johann Andreas 4.
Hayn, Johanne Rosine, geb. Sutor 4. 596. 609.
— Brief an 211.
Heffmann, Magister 152.
Hegel 78. 80. 82. 84. 85. 97. 123. 126. 181. 183. 193. 194. 200. 228. Anm. 230. 232. Anm. 242. 296. 300. 301. 302. 352. 396. Anm. 398. 404. 601. 623. 628. 659.
— Briefe an 231. 255. 280. 388. 392.
— Brief von 390.
Hegelin 242.
Heigelin 439.
Heinse 293. 298. 299. 330. 385. 387. 404. 421. 489. 617. Anm. 659.
Helvetius 131.
Hemsterhuis, Franz 316.
Herder 71. 179. 180. 181. 189. 220. 225. 229. 250. 252. 256.
Hermann (Hermannsschlacht) 294. 387.
Hesler, Ernst Friedr. 25. 26. 191. 246.
Hesler, M. Jak. Nik. 11. 230. 232. 233.
Hesiod 84. 161. 164.
Heydenreich, K. H., Professor 268. 270. 330. 489.
Heyne 270. 299.
Hiemer, Franz Karl 18. 31. 33. 40. 41. 62. 63.
Hiemer, Phil. Jak. 47.
Hiller, E. J. 92. 138.
Hiller, M. Joh. Christian 14. 242.
Hoche, General 408.
Hochstetten, Johanne Regine 5. Anm.
Hölderlin, Johann Conrad 3.
— Friedrich Jakob 4.
— Heinrich Friedrich 4.
— Marie Eleonore Heinrike (s. Bräunlin, M. El. Heinr.).
Holtei, K. v. 643. Anm. 674.
Homburg, Landgräfin 322.
Homer 18. 32. 78. 160. 309. 488. 614.
Horaz 488.
Horn (Legationssekretär) 457.
Huber 570.

J.

Jacobi, Fr. H. 80. 326. 457.
Jäger 207.
Jean Paul 95. Anm.
Jourdan 293.
Jung, Franz 90. 192. 332. 374. 499.
Jügel 289. 311. 312. Anm.

K.

Kalb, Charlotte v. 97. 177. 178. 179. 180. 181. 188. 189. 205. 206. 217. 219. 220. 222. 227. 231. 233. 244. 255. 544.
— Brief von, an Hölderlin 544.
— Major von 205. 206. 225. 226.
Kammerer s. Camerer.
Kant 80. 81. 85. 159. 184. 187. 199. 209. 224. 225. 232. 241. 257. 265. 283. 298. 299. 327. 421. 469. 659.
Käufelin 106. 107.
Kelchner, Fr. 192. 482. Anm. 518. Anm. 545. Anm. 600. Anm. 614. Anm. 629. Anm. 633. 673.
Kind 131.
Kleinmann 210.
Klemm, Superintendent 23.
Kling 546.
Klopstock 18. 60. 69. 91. 290. 322. 421. 434. 641. 658.
Klüpfel, Aug. Friedr. 129.
König-Warthausen (Freiin Elise) 276. Anm. 673.
Körner, Briefwechsel 318. Anm.
Köstlin, M., Diakonus 7. 23. Anm. 359. Anm.
Köstlin, Prof. in Tübingen 19. Anm. 297. Anm. 359. Anm.
Kraz, M. 7.
Kühnin 142.
Künzel (Leipzig) 560. Anm. 625. Anm.
Kurz, Herm. 79. Anm. 666.

L.

Lafayette 150. 207.
Landauer (Kaufmann) 353. 362. 365. 515. 546. 547. 548. 552. 556. 557. 559. 565. 569. 574. 581. Anm. 587. Anm. 598 600. 601. 613. 621.
— Briefe von 591.
— an 581. 587. 590. 639.
Landbek 62. 63.
Lange (Almanach) 412.
Lavater 322. 568. Anm. 569. Anm.
Lebret, Eliſe 130. 174. 247. 254. 271. 279. 377. 521.
Leibniz 130.
Leutwein 192.
Linde 111.
Lohenſchiold, Ww. 4.
Longin 61.
Lukner, General 150.

M.

Mahlmann, Aug. 650.
Maier, M. Joh. Gottfr. 14.
Majer, Pfarrer 370.
Maier, Ph. in Löſchgau 99. 131. 135.
— Brief an 370.
Maier, Sohn in Löſchgau 131. 132. 284. 369.
Majer, Pfarrer in Speier 53.
Majer, Frau 53.
Magenau, 18. 74. 77. 81. 85. 94. 95. 98. 131. 139. 140. 215. 535. Anm. 536. Anm.
— Briefe von 59. 119. 147. 156.
— Brief an 535.
Marianne, Prinzeſſin (Wilhelm) von Preußen, geb. Prinzeſſin v. Heſſen-Homburg 322. 630.
Märklin, Jerem. Wilhm. 26. 32. 59.
Märklin, Jak. Friedr. 26. Anm. 123. Anm.
Matthiſſon 88. 91. 93. 161. 164. 330. 489. 515. 598. 659.
Mayer (Conſul in Bordeaux) 574. 596. 601. 609.
Mayer, Karl 651.
— Auguſt 651. 664.
Meiningen, Herzog von 220.
Memminger 138.
Mereau, Sophie 188. 312. 439.
Meyer, Heinrich (Kunſtmeyer) 244. 253.
Meyer-Cohn, Alexander 417. Anm. 673.
Meyern, Wilh. Friedr. 95. Anm.
Mögling, Wolfgang 232. 281. 418.
Mohr 62.
Mörike, Ed. 79. Anm. 665. 666. 667.
Moſes 469.
Muhrbek (Morbek) 326. 327. 457. 480. 485.
Müller, David 301.

N.

Naſt. Immanuel, 15. 17. 40. 42. 67. 71.
— Briefe von 109.
— Briefe an 24. 27—33. 35—37. 39—45. 48. 50. 59. 62.
Naſt, Luiſe 16. 17. 29. Anm. 43. 44. 45. 50. 71. 72. 77. 88. 109. 116.
— Briefe von 45. 63. 103. 106. 117.
— Briefe an 49. 63. 104. 115. 119.
Naſt, Joh. Konrad 28.
Naſt, Heinrich 31. 104. 105. 107.
Naſt, Wilhelmine 49. 117. 118.
Nahum 154.
Neuffer, Ludw. 74. 75. 76. 77. 78. 80. 85. 88. 89. 91. 92. 93. 94. 95. 98. 119. 132. 136. 137. 148. 149. 156. 157. 161. 181. 183. 184. 185. 187. 189. 191. 192. 194. 195. 197. 199. 215. Anm. 218. Anm. 228. Anm. 243. 251. 273. 277. 282. Anm. 292. 294. 295. 297. 301. 302. 308. 309. 310. Anm. 312. 314. 316. 318. 320. 325. 330. 331. 332. 335. 343. 344. 345. 348. 350. 352. 353. 373. 404. 405. 412. 421. 423. 455. 484. 485. 514. 515. 530. 533. 535. Anm. 536. Anm. 541. 626. Anm.
— Briefe von 107. 126. 159. 164.
— Briefe an 130. 139. 143. 150. 154. 158. 161. 171—174. 204. 212. 218. 228. 237—244. 251. 269. 273. 279. 282. 283. 373. 376. 382. 403. 411. 434. 439. 445. 452. 488. 499. 514. 533.
Nicolai 60. Anm.
Niethammer 188. 191. 193. 199. 244. 246. 254. 262. 265. 292. 375.
— Brief an 283.

O.

Ohmacht, Bildhauer VIII. 290.
Olnhauſen, Caroline 148.

Oſſian 18. 32. 50. 60. 61. 95. Anm. 160. 332.
Oſtertag 521.

P.

Paulus 188. 246.
Pfeffel 40. 51.
Plato 19. Anm. 20. Anm. 80. 88. 161. 184. 241. 490.
Pommereſche, v., Legationsſekretär 326. 327. 457. 464. 477.
Prutz, R. 79. Anm.

R.

Rehfues, Phil. Joh. v. 70.
Reinhard 484.
Reinhold 307.
Renz, Carl Chriſtoph 47. 281.
Reuß 131.
Rheinwald 123.
Richter 307.
Robespierre 236.
Rooſchüz, Ob. A. R. 659.
Roſenkranz, Karl 301. Anm.
Rotacker, Ferd. Wilh. 46. 47. 141. 145.
Rotacker, Joh. Wilh. 46.
Rouſſeau 79. 488. 618.
Rullmann, Wilh. 599.
Rümelin, Joh. Chriſtoph 124.

S.

Salomo 84.
Sappho 488.
Sauer, A. 19. 94. 96. 440. Anm. 560. Anm. 625. Anm. 672.
Scheffauer 639.
Scheidel 625. Anm. 641. Anm. 673.
Schelling 7. 84. 85. 127. 193. 199. 284. 331. 333. 352. 447. 525. 601. 622. 623. 624. 628. 630. 639. 641. 659.
— Brief an 504.
Schenk, Kriegsrath 326. 457.
Schiller 15. 18. 25. Anm. 30. 56. 69. 76. 80. 90. 91. 93. 94. 97. 98. 178. 180. 181. 184. 187. 188. 189. 192. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 205. 218. 219. Anm. 223. 225. 241. 243. 244. 246. 249. 250. 253. 254. 256. 258. 261. 262. 266. 270. 280. 292. 297. 298. 303. 304. 306. 307. 317. 318. 319. 324. 330. 331. 332. 334. 343. 352. 375. 377. 400. 404. 412. 415. Anm. 416. Anm. 417. 418. Anm. 421. 439. Anm. 440. Anm. 504. Anm. 514. Anm. 516. 519. 522. Anm. 527. 532. 545. Anm. 572. 573. 588. Anm. 643. 659.
— Briefe von 399. 409. 516.
— Briefe an 215. 276. 277. 384. 395. 417. 440. 502. 522. 588.
Schiller, Charlotte v. 180. 181.
Schilling 269 (Schillingſches Haus).
Schinz, cand. theol. 434.
Schlegel, A. W. 330. 333. 352. 484. Anm. 525.
Schmid, Ludwig 579.
Schmid, Siegfried 307. 330. 355. 487. 489.
Schmidt, Erich 283. Anm. 672.
— Briefe von 487. 579.
Schnurrer 85.
Schober 299. Anm.
Schott 447.
Schott, Prof. 672.
Schröder 290. Anm.
Schubart 14. 18. 30. 49. 60. 75. 79. 91. 107. 108. 112. 131. 155. 177. 207.
Schubart, Ludwig, Sohn des Dichters 204.
Schwabin, Jgfr. 578.
Schwab, Chriſtoph 4. Anm. 7. Anm. 9. Anm. 14. Anm. 17. Anm. 18. 19. 70. 71. 75. 200. 228. Anm. 260. Anm. 269. Anm. 279. Anm. 307. Anm. 308. 311. Anm. 312. Anm. 323. Anm. 324. 336 u. Anm. 337. Anm. 351. 352. 360 u. Anm. 361. Anm. 373. Anm. 376. Anm. 384. Anm. 415. Anm. 418. Anm. 568. Anm. 570. 581. Anm. 598. 602. 613. 617. Anm. 619. 633. 654. 656. 657. 660. 665. 666. 668. 670. 672—674.
Schwab, Guſtav 655.
Seckendorf, Leo v. 355. Anm. 356. 358. 602. 615. Anm. 616. Anm. 617. Anm. 618. Anm. 624. 625. Anm. 650.
— Brief an 641. 673.
Seiz (Seits) 171. 282. 374 u. Anm.
Seiffert, Prof. 123.
Shakespeare 151. 430. 488.
Sinclair 89. 90. 192. 200. 281. 292.

301. 307. 321. 322. 325. 326. 327. 332. 351. 372. 375. 380. 387. 393. 407. 448. 449. 451. 452. 453. 456. 464. 480. 487. 517. 519. 527. 532. 540. 600. 614. 621. 622. 625. Anm. 628. 629. 632. 633. 644.
Solon 468. 490.
Sokrates 162. 186. 241.
Sömmering, Architect VIII. 290. Anm.
Sömmering, Frau 299.
Sömmering, Samuel, Thomas v. (Anatom. u. Physiolog) 290. Anm. 293. 298. 299. Anm. 300. 421.
Sophokles 78. 323. 488. 621.
Spinoza 80. 81. 82. 85. 86. 134. 187.
Städelen, Christoph 61.
Staël, Frau v. 289.
Stäudlin, Gotth. 74. 75. 76. 88. 93. 94. 97. 108. 126. 131. 138. 144. 151. 157. 159. 161. 162. 163. 164. 165. 172. 173. 174. 177. 209. 228. Anm. 230. 232.
Stäudlin, Lotte 76. 126. 150.
Stäudlin, Rosine 76. 218.
Steinkopf, Stuttgart 330. 488. 489. 490. 497. 502. 507. 514. 516. Anm. 535.
Stein, Frau v. 225.
Ströhlin (in Stuttgart) 279. 280. 282. 574. 591. 601.
Storr 85.
Styrum v., General 15. 55.
Sutor, Wive. 4. Anm.

T.

Taylor 345. Anm.
Thales 468. 490.
Theodor, Churfürst 56.
Troll 210.

U.

Uhland, Ludw. 651. 658.
Ungenannter Brief von 525.
— Brief an 537.
Urlichs, L. 514. Anm. 673.

V.

Varus 294. 387.
Veiel, D. 443. 480. 533.
Vellenberg, v. 128.
Vergniaud 172.
Vermehren 349. 567.
Virgil 214.
Vischerin 129.
Vogt, Professor 407.
Vogt, Frau 58.
Voß, J. H. 165. 172. 254.

W.

Wagner, Glaser 451. 458. 508.
Wagner 299. Anm.
Waiblinger 568. Anm. 598. 600. 654. 655. 659. 660. 662. 663. 664. 665. 669.
Weber, in Stuttgart 126.
Weber, Frd. 116.
Weinland, Abt. Joh. Christoph 14. 38.
Wergo 144.
Wieland 18. 30. 94. 95. Anm. 181. 220. 243.
Wieland, in Tübingen 131.
Wildermuth, Ottilie 659. Anm.
Wilmanns, Buchhändler 624. 625. 626. 627. 628. Anm.
— — Briefe an 639. 640. 643.
Winkelmann 84.
Wirth, Rob. 345. Anm.
Wöllwarth 210.
Woltmann 191. 254.
Wüstemann, Max 581. Anm.

Y.

Young 18.

Z.

Zachariä 658.
Ziegler, Frau 138.
Zimmer 643. 664. 667.
— Briefe von, an Hölderlins Mutter 651. 652 f. 654.
Zimmer, Lotte 649.
Zollikofer 568. Anm. 569. Anm.

Alphabetiſches Verzeichniß

der erwähnten oder beſprochenen Dichtungen und Arbeiten Hölderlins.

A.

Abbitte 310. 318.
Am Abend 348. 350.
Abendphantaſie 344. 345. 346.
Abſchiedsworte an Diotima (Abſchied) 312 f.
Abſchied (Die Liebenden) 318. Anm.
Abſchiedsgedicht, Entwurf 17.
Achill 348. 350.
Aether, an den 303. 304. 306. 317. 319. Anm. 419. 421.
Agis, König 324. 336.
Ahnenbild, das 358.
Alcibiades ſ. Sokrates u. A.
Alpen, unter den, geſungen 567.
Andenken 596 f. 615 f.
Archipelagus 359.
Aeſthetiſche Ideen, Aufſatz über die 184. 241.
Ausſicht, die (Fragment a. d. Z. d. Irrſinns) 663 f.

B.

Begriff der Strafe, über den, Bruchſtück eines Entwurfs 296. Anm.
Bilfinger, an meinen 19.
„Bitte“ ſ. an die Hoffnung.
Blödigkeit (Umarbeitung v. Dichtermuth) 627.
Briefe über Volkserziehung 257.
Brod u. Wein an Heinze 358. ſ. auch d. „Nacht“.

C.

Canton Schwitz (An meinen lieben Hiller) 92.
Chiron (Umarbeitung des blinden Sängers) 627.

D.

„Da ich ein Knabe war“ 8.
Dankgedicht, an die Lehrer 13.
Demuth 19.
Deutſchen, an die 319. 360 f. 484. Anm., ſ. auch Genius unſeres Volks.
Dichter, die ſcheinheiligen 344.
Dichter, an unſere 317. 318. (an unſere großen D.), ſ. auch „Dichterberuf“.
Dichter, an die jungen 319.
Dichterberuf 318. Anm. 572.
Dichtermuth 567., ſ. auch Blödigkeit.
Diotima (gereimte Ode) 292. 297. 310. 317. 344. 345. 412. 419.
Diotima (reimloſe Ode) 319. 320.
Diotima, Abſchiedsworte an 312 f.
Diotima, Diſtichen an 319. Anm.
Diotima, Menons Klage um 348. 349. 356. Anm. 359.
Diotima, Ode an (Fragmt. a. d. Z. d. Irrſinns) 664 f.

E.

Eduard, an 322. Anm. 351.

Ehmals und Jetzt 319.
Ehrfurcht 19.
Eichbäume, die 306. 319. Anm.
Eigenthum, mein 358.
Elegie, ſ. Menons Klage um Diotima.
Einladung an Neuffer 75. Anm. 199. Anm. 308. Anm.
Einzige, der 619.
Emilie, vor ihrem Brauttage 330. 331. 343. 344. 499. 502. 514. Anm. 535.
Empedokles, Ode 354.
Empedokles 324. 325. 330. 331. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 342. 344 Anm. 488. 495. 567. 650.
Empedokles, Grund zum 355.
Erſcheinungen, die weiblichen 318. Anm.
Ermunterung 362.
„Erzählung" 514.

F.

Fragment chriſtlichen Inhalts (a. d. Z. d. Irrſinns) 666 f.
Freiheit, an die 91. 144.
Freundinnen, an meine 19.
Freundeswunſch an Roſine Steudlin 184. 218.
Freundſchaft, Hymne an die (An Neuffer und Magenau) 92. 157. Anm.
Freundſchaft, Lied der 75. Anm. 92.
Freundſchaftsfeier, am Tage der 19.
Frieden, der 360.
Frühling, der (a. d. Z. d. Irrſinns) 666. 668. Anm.

G.

Ganymed (Umarbeitung des gefeſſelten Stromes) 627.
Geburt, auf die, eines Kindes (Fragm. a. d. Z. d. Irrſinns) 651.
Gedicht an die Großmutter (zum Geburtstag) 328.
Geneſung, ihre 318.
Geneſung, meine 92.
Genius Griechenlands, an den 90. Anm.
Genius der Jugend, ſ. Gott der Jugend.
Genius, an ihren 318.
Genius der Kühnheit, Hymnus an den ſ. unter Hymnus.
Genius unſeres Volks, 360. Anm.
Germanien 620.
Geſang des Deutſchen 323. Anm. 361. 535. Anm.
Geſtalt u. Geiſt ſ. Palinodie.
Glaube, der gute 318.
Götter, die (Ode) 354.
Gott der Jugend 184. 199. 324.
Göttin der Harmonie, an die 91., ſ. auch Hymnus auf d. Wahrheit.
Griechenland 76. 93. 184.
Griechenland (a. d. Z. d. Irrſinns) 666. Anm. 668. Anm.
Größe der Seele, ſ. Unſterblichkeit der Seele 59.
Guſtav Adolph, Hymne auf 19. 151.

H.

Hälfte des Lebens (die Schwäne) V. 628.
Heide (auf einer Heide geſchrieben) 19.
Heidelberg 347. 348. 354.
Heimath, Rückkehr in die 305. 351.
Heimath 305. 350. 508. Anm.
Heimkunft 305. 572.
Heinze, an Vater, ſ. d. Rhein.
Herbſt, der (a. d. Z. d. Irrſinns) 666.
Herbſtfeier 8. 307. 353. 355. 579. Anm.
Hero 19. 20. 60.
Hiller, an 92.
Hoffnung, an die 573. 627.
Hymne auf Chriſtoph, Herzog zu Würtemberg 90. Anm.
Hymnus an die Freiheit 44.
Hymne an die Freundſchaft 92. 157. Anm.
Hymne an den Genius Griechenlands 90. Anm.
Hymne auf Guſtav Adolph 151.
Hymnus an den Genius der Kühnheit 88. 92. 98. 155. 160. 161. 230. 256.
Hymnus an die Göttin der Harmonie ſ. H. auf die Wahrheit.
Hymne auf Kolomb 151.
Hymne an die Menſchheit 80. 139.
Hymnus an das Schickſal 99.
Hymnus auf die Wahrheit 80. 130. Anm.
Hyperion 76. 81. 83. 93. 162. 199. 301. 342. 344. Anm. 351. 544. 658.
Hyperion, älteſte metriſche Faſſung, 18. 96. 350. Anm.
Hyperions Jugend 94. 316.

Hyperion, Thaliafragment 181. 185. 186. 187. 241. 244. 256. 316.
Hyperion, Umarbeitungsversuche 194. 195. 196. 256. 292. 297.
Hyperion, Buchausgabe 270. 297. 298. 299. 303. 315. 316. 317. 375. 395. 404. 408. 410. 412. 415. 421. 444.

J.

Ideen, ästhetische, Aufsatz über, 184. 241.
Jugend, Genius der, s. Genius d. J.
Jugend, Gott der, s. Gott d. J.
Journal, humanistisches 330 ff. 488 ff.

K.

Kampf der Leidenschaft 19.
Kepler 91.
Kirchhof, der (a. d. Z. d. Irrsinns) 666.
Kolomb, Hymne auf 151.
Kühnheit, Hymnus an die, s. Hymnus a. d. G. d. K.
Kürze, die 319.

L.

Launischen, die 344.
Leben, das fröhliche (a. d. Z. d. Irrsinns) 666.
Lebensalter 628.
Lebensgenuß an Neuffer 184.
Lebenslauf 302. Anm. 319.
Lida, Melodie an 151.
Liebe, die 318. Anm.
Liebe, Lied der 75. Anm.
Liebe, an die 91.
Liebenden, die (später „Abschied") 318. 319. 320.
Lorbeer, der, 19. Anm.
Luise Nast, an 63.
Lyda, an 92.
Lyda, an (ungedr.) 90. Anm.

M.

Main, der 344. 347. 348.
M. B., geistliches Lied 13.
M. B., an 13.
Männerjubel 19.
Meinige, die 7. 19. 20.
Melodie an Lida 92.
Menons Klage um Diotima, s. Diotima.
Mensch, der 317.
Menschenbeifall 344.
Menschheit, Hymne an die 80. 139.
Monatsschrift, poetische, s. Journal humanistisches.
Morgens, des 344. 345. 346.

N.

Nachruf 348. 350.
Nacht, die (Jugendgedicht) 13.
Nacht, die (Elegie) 356. 357. 358.
Nachtgesänge 626.
Nachtigall, an die 19.
Natur, an die 199. 377.
Naturzustand, über den 296. Anm.
Neckar, der 347. 348. 354.
Neuffer, seinem Freunde, s. Einladung.
Neuffer, an 215.

O.

Ode, alcäische (a. d. Z. d. Irrsinns) 665.
Ode an die Prinzeß Amalie v. Anhalt-Dessau 631.
Ode an die Prinzeß Auguste v. Hessen-Homburg 323.
Ode an Diotima, s. Diotima.
Ode über den Tod (a. d. Z. d. Irrsinns) 669.
Ode an Zimmer (a. d. Z. d. Irrsinns) 667.
Ovid Phaeton, übers. 195. 270. 377.

P.

Palinodie 570.
Parzen, an die 319. 320. 484. Anm.
Patmos 84. 615. 618 f.
Pindar, Uebersetzung 613. Anm.
Phaeton s. Ovid.
Philosophische Briefe 292.

R.

Rathgeber, an die klugen 292. 293. Anm. 317. 419.
Rhein, der 615. 617.
Rose, an eine 184.
Rückkehr in die Heimath 305.
Ruhe, an die 91.
Ruhm, der (Fragm. a. d. Z. d. Irrsinns) 651.

Digitized by Google

Wheil Vol 146

S.

Sänger, der blinde 567. 568., s. auch Chiron.
Sapphos Schwanengesang, s. Thränen.
Schicksal 93. 95. 99. 173. 184. 206. 241. 244. 670.
Schönheit, an die 91.
Schwäne, die, s. Hälfte des Lebens.
Schwärmerei 19.
Selma, Lied an, s. Freundeswunsch.
Sinclair, an, s. d. Rhein.
Sokrates u. Alcibiades 317.
Sommer, der (a. d. Z. d. Irrsinns) 668. Anm.
Sonnenuntergang (früher dem Sonnengott) 317. 318. Anm. 324. 344.
Sophokles, Uebersetzung 323. 355. 621. 625 f. 628. 639 ff.
Spaziergang, der (a. d. Z. d. Irrsinns) 666.
Stammbuchblatt an Seckendorf 624.
Speidel, an? ungedr. 90. Anm.
Stille, die 13. 19. 75. Anm.
Stimme des Volks 344. 572.
Strom, der gefesselte 567., s. auch u. Ganymed.

T.

Tek, die 19.
Thills Grab, an 91.
Thränen (Sapphos Schwanengesang) 628.
Tod, auf den, eines Kindes (Fragm. a. d. Z. d. Irrsinns) 651.
Tod, der, fürs Vaterland 344. 351.

U.

Unerkannte, an die, ungedr. 90. Anm.
Unsterblichkeit der Seele 19. 20.
Unsterblichkeit, Gesang an die 131.
Unter den Alpen gesungen 567.
Unverzeihliche, das 318.
Unzufriedene, der 13., s. Liebe, die.

V.

Vanini 317.
Verse ohne Titel 651.
Verse, komische 651.
Verse an Zimmer 653.
Volkserziehung, Briefe über 257.
Vorsaz, mein 19.
Vulkan (früher der Winter) 627.

W.

Wahrheit, Hymnus auf die 80.
Wanderer, der 303. 304. 305. 317. 319. Anm. 347. 415. Anm. 416. 419. 571. 572.
Wanderung, die 615 f.
Weingott, der (an Heinze) 358.
Weisheit des Traumes, ungedr. 90. Anm.
Winkel von Hahrdt, der 628.
Winter, der (später Vulkan) 567. 627.

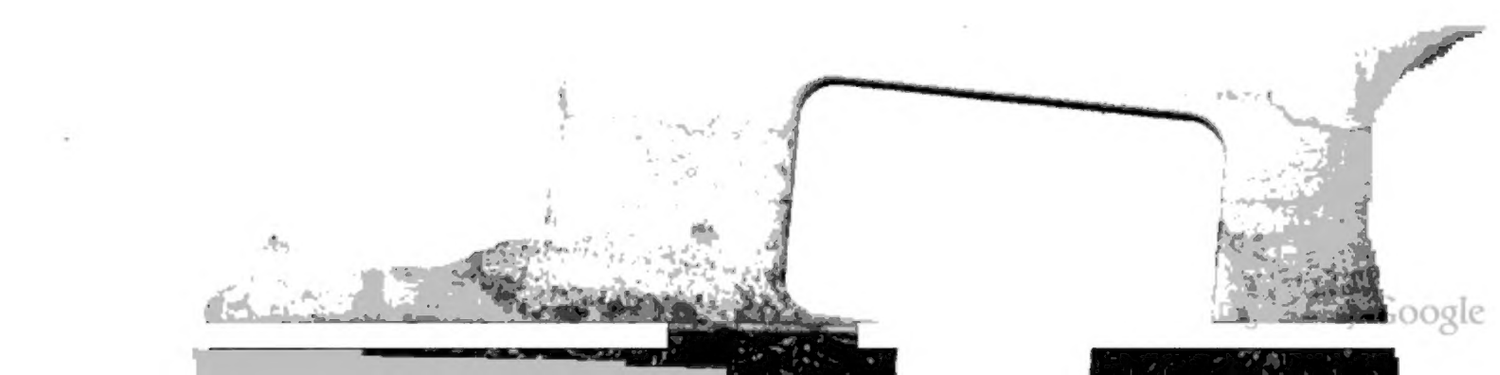
Z.

Zeitgeist, der 344.
Zeitgeist, über den (a. d. Z. d. Irrsinns) 668.
Züge, charakteristische, aus dem Leben alter und neuer Dichter. 488.

Druckfehler.

Seite 161 Zeile 17 von oben lies * Nr. 68 statt Nr. 68.
„ 290 „ 19 „ „ „ Ohmacht statt Ohnmacht.
„ 407 „ 3 „ „ „ 97 statt 79.
„ 441 Seitenziffer lies 441 statt 401.
„ 442 „ „ 442 „ 402.
„ 587 Zeile 9 von unten lies * Nr. 224 statt Nr. 224.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.



684 Alphab. Verzeichn. d.

Sänge

BOOKS ARE LENT FOR TWO WEEKS
Fine of 10c for each Day after the Date

DUE	DUE
~~MAR 20 '58~~	
~~MAR 9 '35~~	
~~OCT 16 1935~~	
~~OCT 17 1936~~	
~~OCT 6 1937~~	
FEB 11 '61	
SEP 13 '62	
~~SEP 13 '62~~	

THE MICHIE CO

Usually books are lent for two weeks, but there are exceptions, and all loans expire on the date stamped in the book. If not returned then the borrower is fined ten cents a volume for each day overdue. Books must be presented at the desk for renewal.

von Gustav Schabe (Otto Fra.

Digitized by Google